DEUTSCHE REVUE ÜBER DAS GESAMTE NATIONALE LEBEN DER GEGENWART



Deutsche Revue

über das

gesammte nationale Leben der Gegenwart.

Herausgegeben

von

Richard Fleischer.

Siebenter Jahrgang. — Vierter Band.

(Oktober bis Dezember 1882.)

Berlin, 1882.

Verlag von Otto Janke.

Inhalt

des

vierten Quartal-Bandes des Jahrgangs VII.

(Oktober bis Dezember 1882.)

Berichte aus allen Wissenschaften.

Monatlich 1 Heft. — Preis vierteljährlich 6 Mark.



Deutsche Revue

über das

gesammte nationale Leben der Gegenwart.

Herausgegeben

von

Richard Fleischer.

Siebenter Jahrgang.

Heft 10. Oktober 1882.

Berlin.
Verlag von Otto Janke.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Inhalts-Verzeichniß.

VII. Jahrgang. Heft 10. October 1882.

Marco Minghetti und die sociale Gesetzgebung.

Wenn es eine Frage gibt, die beinah gleichmäßig in allen europäischen Ländern bis an die Lebenswurzel der civilisirten Gesellschaft selbst hinab reicht und mehr als alles Andere dringend eine gerechte und vernunftgemäße Lösung verlangt, so ist es die ökonomische Frage. Diese Lösung wird zum Theil in der Ausarbeitung einer Gesetzgebung bestehen müssen, welche fähig ist die tiefen Wunden, an denen unsere moderne Gesellschaft leidet, heilen zu helfen, den berechtigten Forderungen der verschiedenen Klassen Genüge zu thun und durch ein weises Entgegenkommen den Uebeln vorzubeugen, deren Nahen sich schon, wie das dumpfe Grollen eines heraufziehenden Sturmes, verkündet und die Unheil und Verderben mit sich bringen werden, wenn Gerechtigkeit und Weisheit nicht die wahre Zauberformel finden, welche die Geister der Empörung in ihre Grenzen bannt.

Die Frage ist immer dieselbe: „Welches sind die Mittel um den Uebeln abzuhelfen, die jedes Zeitalter, auch bei Verbesserung der ökonomischen Zustände, mit sich bringt?“

Zwei Schulen, welche sich mit der Wahl der Mittel zur Beantwortung dieser Frage beschäftigen, haben ganz einander entgegengesetzte Wege eingeschlagen; die Eine schließt jede Einmischung des Staates aus und verlangt Alles von der Thätigkeit der Einzelnen und der Assoziationen. Die Andere hingegen gibt dem Staat die einzige Machtvollkommenheit das sociale Leben zu regeln und seinen Uebeln abzuhelfen.

Eine dritte Schule aber schlägt einen Mittelweg ein und indem sie zwar die Hauptaufgabe der Privat- und Vereinsthätigkeit zuweist, läßt sie doch auch dem Staat die Freiheit da einzugreifen, wo jene nicht ausreicht. Zu der letzteren Schule gehören fast alle italienischen Oekonomisten und zu ihr bekennt sich auch Marco Minghetti.

Dieser edle Staatsmann, welcher leider nur allzu lange schon der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten seines Landes fern ist, hat sich kürzlich in einer Rede zu Mailand vor einem zahlreichen Publikum energisch und erschöpfend über den Gegenstand ausgesprochen.

Es war nicht das erste Mal, daß derselbe öffentlich von ihm behandelt wurde, und da es immer anziehend ist in dem Leben hervorragender Menschen den rothen Faden zu verfolgen, der, trotz der Mannigfaltigkeit ihrer äußeren Thätigkeit, von einer großen inneren Einheit des Fühlens und Denkens Zeugniß gibt, so wird es gewiß in Deutschland, wo der italienische Staatsmann gekannt und hochgeschätzt ist, Interesse erregen, zu sehen, wie sehr die ökonomische Frage, vom höchsten ethischen Standpunkt aufgefasst, zu den verschiedenen Zeiten seines vielbewegten Lebens

immer wieder, und mit wenigen Modifikationen, der Hauptgegenstand seines Denkens gewesen ist.

Durch besondere Vergünstigung konnten wir zu diesem Zweck Dokumente durchsehen, welche nicht in die Oeffentlichkeit gelangt sind und aus denen wir Auszüge folgen lassen, die den inneren Zusammenhang der ökonomischen Ideen, welche Minghetti sein Leben hindurch verfolgt hat, beweisen. Im Jahr 1841, also in erster Jugend, schrieb er zwei Abhandlungen, welche nie der Oeffentlichkeit übergeben wurden. Aus ihnen entnehmen wir Folgendes:

„Von welcher Gesellschaft immer die Rede sei, es scheinen mir stets zwei Bedingungen zu ihrer Wohlfahrt nöthig. Erstens, daß die Anzahl der zu genießenden Dinge der Anzahl und den Bedürfnissen der Menschen entspreche und zweitens, daß dieselben in gerechter Weise zwischen ihnen vertheilt seien. Einigen Völkern war die Natur freigebig mit ihren Gaben, anderen hingegen war sie mehr Stiefmutter als Mutter. Jene Gegenden wo der Boden unfruchtbar und undankbar ist, jene Berge, welche das Eis viele Monate lang bedeckt, wo heftige Winde die Pflanzen verkümmern und zerstören, geben dem Schweiß des Arbeiters nur geringe, unsichere Frucht. Man würde da vergebens nach Reichthum suchen und die Menschen, die dennoch dort wohnen (vielleicht hauptsächlich aus Liebe zu dem heimatlichen Ort, die sie für so viel Mühen entschädigt), sind verurtheilt, immer arm zu bleiben und haben kaum genug um die dringendsten Bedürfnisse zu befriedigen. Anderswo hingegen gedeihen die Getreidearten und Fruchtbäume jeder Art aufs Ueppigste, oder die Erde schließt in ihrem Schooß Materien ein, welche nützlich verwendet werden können. Dies sind glückliche Gegenden, in denen es Allen möglich ist in Wohlhabenheit zu leben, wenn die Produkte in gerechtem Verhältniß vertheilt sind, denn was nützt es sonst z. B., daß in einigen fruchtbaren Landstrichen Asiens die wohlthätige Sonne Pflanzen und Thiere belebt und die Erde den ausgestreuten Samen tausendfältig wiedergibt, wenn der Fürst absoluter Herr aller Güter seiner Unterthanen ist? Was nützt es, daß der Zucker und die Gewürze in den amerikanischen Kolonien gedeihen, wenn nur der Pflanzer von diesem Reichthum profitirt und seine Sclaven nur soweit nährt als nöthig ist, sie am Leben und zur harten Arbeit fähig zu erhalten? Wenn es jedoch leicht ist, von einer gerechten Vertheilung der Güter im Allgemeinen zu sprechen, so bleibt es nicht so, wenn man an die Einzelheiten geht und zeigen will, wie jene zu ermöglichen sei. Suchen wir uns davon eine richtige, Ansicht zu bilden, die uns helfe die Frage zu beurtheilen.

Alle Menschen haben eine Anzahl gleicher Bedürfnisse, deren Befriedigung die Existenz erhält. Gesunde Nahrung, Abwechslung in derselben, der Thätigkeit des Körpers entsprechend, Kleidung, Wohnung, um vor den Einflüssen der Jahreszeiten zu schützen, sind jedem Menschen nöthig. Nöthig ist auch ein wenig von dem Ueberfluß und der Ersparniß, welche erlauben dem Körper Ruhe nach der Arbeit zu gönnen und in Krankheitsfällen und im Alter sicher stellen. Die Gewißheit, daß uns in Zukunft die Mittel nicht fehlen werden das Leben zu erhalten, ist ein großes Gut und für Alle wünschenswerth. Viele Philosophen, und klarer als alle Anderen, jener große Engländer, der die Bewunderung

verdient, welche er genießt, setzen einen großen Theil der Lebensgüter in die Erwartung und nennen diese mit Recht eine der Hauptempfindungen des Menschen, welcher, mit Intelligenz begabt, sich nicht in der Gegenwart befriedigen kann, sondern mit dem Gedanken in die Zukunft bringt und im Voraus die Freuden und Leiden dessen fühlt, was ihm begegnen wird. Der Gedanke, daß er mit seiner Arbeit immer natürlichen und hinreichenden Lohn finden wird, ist ein befriedigender Gedanke und öffnet die Seele wohlwollenden Gefühlen, während im Gegentheil die Ungewißheit über das „morgen" die Freuden des „heute" trübt und vergiftet, uns zu Feinden des Nächsten und beinahe uns selbst verhasst macht. Viele andere Freuden, der Bequemlichkeit, dem Ueberfluß und dem Luxus entsprungen und verschieden in Zahl und Wesen, welche der genußsüchtige Mensch nach seiner Fähigkeit erfindet und vervielfältigt, brauchen nicht eingehend besprochen zu werden. Wichtig ist nur zu sehen, ob Alle an den Gütern, welche Natur und Kunst verschaffen, in gleicher Weise Theil nehmen können. Mir scheint, daß die Erwägung unserer Fähigkeiten, die tägliche Erfahrung und die Geschichte, uns deutlich die Nützlichkeit, ja die Nothwendigkeit der Ungleichheit des Besitzes zeigen. Die Fähigkeiten der Menschen, wenn sie auch zum selben Ziele streben, werden ihnen doch in verschiedenem Grade zugetheilt. Einer zeichnet sich aus durch körperliche Kraft, ein Anderer durch scharfen Verstand, ein Dritter durch Güte des Herzens. Der Eine ist fleißig und ausdauernd bei der Arbeit, der Andere liebt den Müßiggang und erlahmt schnell bei der Mühe. Einige häufen Reichthümer an um ihre Kinder im Ueberfluß zu lassen. Andere verzehren sorglos das Erworbene in eigenem Genuß. Es wäre daher unmöglich und gegen die Gesetze der Natur, eine gleiche Vertheilung der Güter für Alle zu fordern und dieselbe bei jedem Anlaß zu erneuern, ja es wäre schädlich, denn es würde die Verschwendung begünstigen, die Industrie ersticken und traurige Folgen der Gewalt und des Betrugs nach sich ziehen. Dabei wird es auch klar, was man mit vollem Recht über die Nützlichkeit der Reichen sagt, denn wenn alle Menschen mit der eigenen Mühe sich das Leben verdienen müßten, so würden weder Künste noch Wissenschaften, noch was es Schönes und Edles in der menschlichen Natur gibt, haben gepflegt werden können. Der wohl angewendete Reichthum hingegen verwandelt sich in Wohlthat für den Armen, eröffnet Asyle, Hospitäler, öffentliche Schulen, schmückt die Tempel und macht den religiösen Kultus schön und glänzend. Wie viel Völker immer wir beobachten, wir finden niemals eine andere Ordnung der Dinge. Viele Einrichtungen verminderten in der That in verschiedenen Ländern die Leichtigkeit der Eroberungen, viele andere dienten dazu die Eintheilung der Ausgaben zu ordnen; die Ackerbaugesetze wurden auf dem Boden der Besiegten eingeführt und es konnte gerecht erscheinen, daß alle Diejenigen, welche an der Eroberung Theil genommen hatten, auch an den Früchten derselben Theil nähmen. Was weiter? Die Gesetzgebung von Sparta, welche die Kraft des Körpers und die Energie der Seele zum Hauptzweck hatte, verdammte die Bequemlichkeiten des Lebens und machte sie beinah verächtlich. Aber ich sehe nicht, daß je eine Nation absolute Gütergleichheit unter ihren Bürgern eingeführt hätte. Und wenn einmal eine

Sekte, von ungestümem Eifer getrieben, es versuchte, musste sie schnell genug die Unzulänglichkeit ihrer Bestrebungen einsehen und sich der nothwendigen Ordnung der Dinge unterwerfen. Es bleibt daher nur übrig festzusetzen, welches das gerechteste und passendste Verhältniß zwischen den Reichen und denen, die von der eigenen Arbeit leben, ist. Ich bemerke im Voraus, daß die Menge der Genüsse eines einzelnen Individuums nicht in dem Maße wächst, in welchem sein Reichthum sich vermehrt, d. h. daß die Summe der Freuden, welche zehn begüterte Familien sich verschaffen können, größer ist als diejenige, welche der reichste Mensch genießen könnte wenn er auch alle ihre Güter vereinigt besäße. Dieses Motiv allein scheint mir schon hinreichend, um die Vertheilung des Reichthums unter Viele dessen Anhäufung in den Händen Weniger vorzuziehen.

Es befestigen mich aber höhere und edlere Gründe in dieser Ansicht, denn der, welcher nur mäßig begütert ist und es nöthig hat sich zu unterrichten und seine Habe mit Sorgsamkeit zu verwalten, wird oft genöthigt sein, sich den Armen zu nähern und mit ihnen zu verkehren und wird es nicht verschmähen, ihnen mit Rath beizustehen und an ihrem Unglück Theil zu nehmen. Jene hingegen, welche ein unermessliches Vermögen von den Vorfahren ererbt haben, halten sich meist für weit über die Natur der Armen erhaben und verlachen in ihrem tollen Stolz bescheidene Weisheit und einfache Gewohnheiten. Welche andere Sorgen sollen solche Menschen wohl haben als die, den Glanz und die Pracht um sich zu erhöhen und immer neue und ausgesuchtere Vergnügungen zu erfinden? Und welche andere Empfindungen können den Haufen, der sie umgibt, erfüllen, als die zwei niedrigsten: Schmeichelei und Neid? Aus diesen Betrachtungen ziehe ich den Schluß, daß die vollkommenste Einrichtung einer gut geordneten Gesellschaft die sein müßte, in der alle Menschen sich ein ehrliches und anständiges Auskommen sichern, die Fleißigen auch noch etwas über das Nöthige hinaus genießen könnten und in welcher der Ueberschuß des Reichthums unter die Vielen vertheilt wäre, die ihn schön zu verwenden wissen.“ — —

An einer anderen Stelle fährt der jugendliche Autor fort: „Ich habe gegezeigt, daß heut zu Tage in den fleißigsten Völkern Europas das Prinzip der Produktion des Reichthums als das letzte Ziel des ökonomischen Elements, das vorherrschende ist. Ich habe ferner gezeigt, daß sich zu diesem Zweck die absolute Freiheit in Konkurrenz und Handel, mit der Einführung der Maschine anstatt der menschlichen Arbeit, vereinen. Diese Umstände haben die Anzahl der zu genießenden Dinge beträchtlich vermehrt, ihre Qualität verbessert, ihre Erwerbung leichter und wohlfeiler gemacht. Aber zugleich mit diesen guten Wirkungen haben sie auch sehr traurige gehabt. Denn wenn man die Klasse derjenigen betrachtet, welche das Leben vermittelst ihrer körperlichen Arbeit erhalten, so sieht man, daß die Zahl der Menschen, die sich mit Ackerbau beschäftigen, abgenommen hat, daß sie auch in der Industrie abzunehmen beginnt und daß sie in Beiden viel geringer ist als die Zahl derer, welche Arbeit suchen. Man sieht außerdem, daß die Lebensbedingungen jener Leute verschlechtert sind, sowohl was die Unsicherheit der Zukunft betrifft, welche aus dem System der Tagesarbeit entspringt, als in Betreff der müh=

seligen Arbeit, der sie sich unterziehen müssen und der Kargheit des Lohnes, den sie erhalten und der nicht nur selbst für ein mäßig wohlhabendes Leben ungenügend ist, sondern oft nicht ausreicht, um die dringend nothwendigen Dinge zu bestreiten. Wenden wir uns von da zu der Klasse der Kapitalisten, so sagte ich, daß die übermäßige Produktion, die außer allem Verhältniß mit der Nachfrage ist, die Ursache jener Unsicherheit in den Fabriken und im Handel wird, über die Alle klagen und aus der nicht selten die Störungen entstehen, welche den Einen und den Anderen zu Grunde richten. Ich sagte ferner, daß die Aufhäufung des industriellen Vermögens in den Händen von Wenigen die kleinen Handelsleute ruinirt und sie in die Klasse der Arbeiter hinüber drängt." — —

Der zweiten jener Schriften entnehmen wir ebenfalls einen Auszug, der dem gleichen Gedankengang angehört:

„Der Fortschritt in den mechanischen Künsten und die Gier des Gewinnes brachten viele und neue Reichthümer hervor, häuften aber zu gleicher Zeit die Entbehrungen und Leiden auf die elendeste Klasse der Gesellschaft. Ein anderes Uebel trifft die Handelswelt und die Fabrikbesitzer, nämlich die Unsicherheit ihrer Unternehmung und die kurze Dauer industrieller Thätigkeiten, welche einen langen, reichlichen Gewinn zu versprechen schienen. Wann sah man jemals mehr Bankerotte oder ein schnelleres Zerfallen des Vermögens im Handel als jetzt? Ein Jeder bemüht sich die größte Quantität von Produkten zu möglichst geringem Preis herzustellen und bedient sich dazu all der neuen, verbesserten Erfindungen, welche die physischen und mechanischen Wissenschaften uns täglich liefern. Da aber die producirten Waaren nur insofern Werth haben als sie Solche finden, welche sie verlangen und kaufen, so entsteht die Nothwendigkeit und der Wunsch sich Käufer zu verschaffen, auch wenn man sie Andern nimmt und es werden dazu irgend welche Mittel angewendet, wenn sie nur zu dem Zwecke führen. In dieser Weise wird die Konkurrenz, die nicht mehr von Gerechtigkeit und Humanität gemäßigt ist, anstatt eines nützlichen Wetteifers, zum offnen Zwiespalt und ein Krieg Aller gegen Alle. Hieraus kann man abnehmen, daß das ökonomische Element nicht in allen seinen Theilen dem öffentlichen Glück entsprechend fortgeschritten ist. Diesem letzteren können wir uns nur nähern, wenn wir die Art und Weise und die geeigneten Institutionen gefunden haben werden, um die verschiedenen Klassen unter sich zu wahrer Einigung zu bringen und zu machen, daß Alle, je nach Möglichkeit, an den Gütern Theil nehmen, welche Natur und Kunst verschaffen.

Sehen wir nun, welches gegenwärtig die anderen Elemente der Civilisation sind und welche Wirkungen in ihnen jene Richtung auf die materiellen Interessen, die der Gegenstand unserer Betrachtung sind, ausgeübt hat. Zu diesem Zweck müssen wir etwas zurückgehn und einige der Ursachen aufsuchen, welche diese Richtung hervorgebracht haben. Ich halte unter diesen die Philosophie des vorigen Jahrhunderts für eine der bedeutendsten. Denn wer genau zusieht, wird bemerken, daß die anfänglich spekulativen Lehren der Philosophen, wenn sie auf alle die Dinge angewendet werden, welche mit dem socialen Leben zusammenhängen und wenn sie von den Schriftstellern im Volk verbreitet werden, nach und nach die

öffentliche Meinung modifiziren, die dann allmälig Sitten, Künste, Institutionen und alle Theile der Civilisation durchdringt.

Die Philosophie, welche ein mächtiges Bedürfniß des menschlichen Geistes ist, hatte in Griechenland ihre ersten und eifrigsten Bekenner. Der menschliche Geist, von den theokratischen Banden, welche ihn im Orient umfangen hielten, befreit, ging kühn daran, die Probleme zu untersuchen, welche die Natur der Dinge und der Menschen darbieten. Aber da die Thätigkeiten des Geistes verschiedenen Generationen angehören und schwer zu beobachten sind, so wendete sich der eine Philosoph mehr dem einen, der Andere mehr dem andern dieser Probleme zu und Alle behaupteten nicht blos, daß die von ihnen beobachteten Thatsachen wahr, sondern daß sie die einzigen, der Untersuchung allein werthen, seien. So entstanden die verschiedenen Systeme und die Schulen der Philosophen, welche letztere nachher zu Sophisten ausarteten und einen großen Antheil an der Korruption der Völker hatten. Als dann nach der langen Nacht der Unwissenheit, die Literatur und die Künste wieder auflebten, konnten die Geister nicht anders, als sich der Philosophie wieder zuzuwenden; da aber das religiöse Element in dem Augenblick das Uebergewicht hatte und die Geistlichkeit, außer der politischen Macht, auch die über die Seelen besaß, so wurde auch die menschliche Wissenschaft Verwalterin und Dienerin der himmlischen. Sie beschränkte sich fast ganz auf die Dialektik und urtheilte von deren Prinzipien auf die Konsequenzen, welche ihr die Theologie vorgeschrieben hatte. Es war das die Scholastik, welche durch mehrere Jahrhunderte den menschlichen Geist beherrschte. Der letztere, endlich des harten Jochs müde, erhob sich in beleidigtem Stolz und wollte die Vernunft an die Stelle der Autorität setzen. Er kehrte von Neuem zur Beobachtung der Thatsachen zurück und jene Probleme, welche die Weisen Griechenlands und Roms beschäftigt hatten, wurden wieder in Betracht genommen. Da geschah nun mit der Philosophie, was in allen menschlichen Angelegenheiten zu geschehen pflegt: von einem Extrem ging man mit einem Sprung zu dem entgegengesetzten Extrem über und wenn man in einer Thatsache oder im Glauben unterjocht und von ungerechten Fesseln gebunden, sich endlich davon befreit hatte, beruhigte man sich nicht damit, der Sache die gebührende Ehre anzuweisen, sondern verlangte, daß sie absolut triumphire und, gleichsam wie aus Rache, das Frühere übertreffe. So hatte die strenge Askese die Eindrücke der Sinne, die Wünsche und Bedürfnisse des sterblichen Lebens mißachtet oder gar als verderblich verurtheilt; die neue Lehre aber wendete diesen Thatsachen ihre Hauptaufmerksamkeit zu. Sie sind auch sicher ein großer Theil, aber doch nicht das Ganze unserer Natur. Die Philosophie betrachtete jedoch den Menschen nun, ich möchte sagen, rein äußerlich und indem sie ihn als passiv annahm, behauptete sie, daß die Sinneseindrücke und das Zusammenwirken der äußeren Umstände fähig wären, Alles in ihm zu schaffen: Ideen und Fähigkeiten. Diese Ansicht wurde die Grundlage eines Systems, welches die Moral, die Gesetzgebung, die Religion, die Oekonomie und alle Wissenschaften umfaßte. Ich will nicht auf die Einzelheiten dieser Einwendungen eingehn, ich sage nur, daß, da sie nur eine Seite der

menschlichen Natur betrachteten, sie die edelsten Fähigkeiten derselben verkannten und daß sie, indem sie die Pflicht verneinten, das persönliche Vergnügen als einzige Norm unserer Handlungen und eine wohl verstandene Berechnung der Interessen als Gerechtigkeit und Tugend hinstellten. Diesem System zufolge betrachtete der Mensch alle Dinge und selbst die anderen Menschen entweder wie Instrumente oder wie Hindernisse seines eigenen Glücks, verspottete die Seelengröße, welche das eigne Wohl dem der Andern nachsetzt und sprach die Herrschaft der Dinge dem Stärksten oder dem Schlausten zu. An solchen Folgerungen, welche der Stimme des Gewissens der Einzelnen, sowie dem Glauben und den Meinungen aller Völker widersprachen, wurden die Irrthümer einer Philosophie klar, die der gesunde Sinn des Volkes, der oft viele Hypothesen der Gelehrten zu Schanden macht, verwarf. Selbst die französische Revolution verwarf sie, obgleich jene Doktrinen an ihrem Erscheinen so viel Theil gehabt hatten und sie bewegte die Völker nur im Namen der Pflicht und der Tugend.

Dennoch wirkten diese Prinzipien, wenn sie gleich nicht allgemein angenommen wurden, bedeutend auf die Richtung der Geister ein, besonders als die Kriege und politischen Agitationen aufhörten und der europäische Friede besiegelt war. Ihnen, scheint mir, ist besonders jenes bedeutende Gewicht beizumessen, welches man jetzt auf die materiellen Genüsse legt und welches in allen absoluten Fürsten Beförderer gefunden hat. Diese, indem sie ihre alten Herrschaften, beinah unverhofft, wieder erhielten, sahen, durch die erlebten Geschicke belehrt, die Nothwendigkeit ein, ihre Macht nicht allein durch Waffengewalt, sondern auch durch die Zuneigung der Völker zu erhalten. Daher beschützten sie die Industrie, den Handel, die Künste und entfernten die Geister von den moralischen und politischen Untersuchungen, welche ihre Throne umzustürzen drohten. Und dieses Mittel erreichte sehr wohl seinen Zweck und war um so wirksamer, als es den vulgären Seelen wie Eifer für das öffentliche Wohl erschien." — — —

Die begeisterte, humane Gesinnung, welche diese Jugendschriften charakterisirt, fand warme Anerkennung von Seiten eines der ausgezeichnetsten Männer jener Zeit in Italien, dem berühmten Oekonomisten und Geschichtschreiber Herrn von Sismondi. Durch besondere Vergünstigung ward es uns möglich, den folgenden Auszug eines Briefes mitzutheilen, welchen Sismondi damals, am 6. Juni 1842, an den Kavalier Perruci schrieb, nachdem ihm, durch Privatmittheilung, die beiden erwähnten Schriften, die nie in den Buchhandel kamen, bekannt geworden waren.

„Erlauben Sie mir, mein lieber Kollege, Sie um die Uebernahme meines Dankes an Herrn Marco Minghetti zu bitten. Seine kleine Schrift, welche Sie mir zurückließen, hat mir eine sehr große Freude gemacht. Für mich ist der Augenblick gekommen, aus dem Kampf zu scheiden, aber ich kann nicht sagen, mit welcher Befriedigung ich neue Kämpfer meinen Platz einnehmen und mit Geist und Talent die Sache des Volkes führen sehe, die Sache des Ackerbauers und Handwerkers, denen man in unserer Zeit, im Namen des Fortschritts der Reichthümer, bemüht ist alle Erholungen des Lebens zu versagen,

die Sache der Moralität des Armen, der doppelten Entwicklung seiner Intelligenz und seines Gemüths, welche sich nur im Leben der Familie vollziehen kann. Bei unserem sogenannten Fortschritt gibt es kein Familienleben mehr, weder für den Tagelöhner, der wochenweise gemiethet wird, noch für den Fabrikarbeiter, welcher heerdenweise zusammengepackt ist.“ — — —

Nach jenem ersten Ausdruck der Ideen, welche den damals noch so jungen Mann (Minghetti ist am 8. November 1818 geboren) vorzugsweise bewegten, warf sich derselbe mit der ganzen Glut eines edlen Patriotismus, in die politische Bewegung seines, nach Freiheit und Unabhängigkeit ringenden Vaterlands und wurde im Jahr 1848 Minister der öffentlichen Arbeiten im ersten Laien-Ministerium Pius' IX. Wer hätte sich nicht damals mit Begeisterung dem freisinnigen Papste zugewendet, der eine neue Aera für Italien schaffen zu wollen schien? Die Geschichte hat es aber bereits verzeichnet, wie schnell jede Hoffnung der Art zerstört wurde und Minghetti verließ Rom und begab sich in das Lager Karl Alberts, wo er als Offizier des Generalstabs den ersten und zweiten Feldzug des Jahres 1849 mitmachte. Danach wurde er mit dem Grafen Cavour bekannt, der ihm sogleich sein Vertrauen zuwandte und ihn 1856 berief, um ihm nach Paris zum Kongreß zu folgen. Wie hoch Cavour die Fähigkeiten und die ihm dort geleisteten Dienste Minghetti's schätzte, davon legte er ein öffentliches Zeugniß ab in der letzten großen Rede, die er 1861 im Parlament in Turin hielt, in welcher er die Nothwendigkeit der Besitznahme Roms als Hauptstadt, mit feuriger Beredsamkeit entwickelte. Er sagte im Verlauf derselben:

„Ich erinnere mich, daß bei dem Pariser Kongreß hochgestellte Personen, welche Italien geneigt und hauptsächlich um die anormalen Zustände der päpstlichen Staaten besorgt waren, mir gegenüber darauf bestanden, daß ich ihnen die Reformen bezeichnen solle, welche der päpstlichen Regierung vorzuschlagen wären und die Art angäbe, wie sie bewerkstelligt werden könnten. Ich verweigerte damals dies zu thun und bekannte laut die Ansicht, die ich jetzt entwickelt habe, nämlich: die Unmöglichkeit, daß das Papstthum den Vorschlägen beistimmen werde, die man ihm machen wollte. Mächtig unterstützt von meinem ausgezeichneten Freunde, dem Minister Minghetti, der einen Hauptantheil an jenen Verhandlungen hatte (und es ist mir eine Genugthung die Gelegenheit zu haben, ihm die volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, welche man ihm schuldig ist und ihm einen großen Theil des Verdienstes, das man mir allein hat zuschreiben wollen, für das was in Paris vollbracht worden ist, zuzuerkennen), habe ich von da an bestimmt erklärt, daß das einzige Mittel, die Romagna und die Marken einem normalen Zustand zuzuführen, sei, es so zu machen, daß diese Länder sich selbst, ohne fremde Okkupation, regieren könnten, d. h. ihre Verwaltung durchaus von Rom zu trennen und sie civil, administrativ und finanziell unabhängig zu machen.“

Inzwischen wandte sich Minghetti auch den leitenden Grundideen seines Lebens wieder zu und veröffentlichte im Jahr 1858 ein bedeutendes Buch unter dem Titel: „Von der öffentlichen Oekonomie und ihrem Zusammenhang mit der

Moral und dem Recht," worin er, vielleicht als einer der Ersten, den ethischen Gesichtspunkt feststellte, von dem aus die Oekonomie erst ihre richtige Schätzung im sozialen Leben erhält. Wenn ihm Andere später auf diesem Wege nachfolgten, so behält das Buch dennoch seinen hohen Werth.

Es sei uns erlaubt, auch aus diesem Buch einen kurzen Auszug zu geben, immer um dem Gedankengange nachzugehen, den Minghetti mit strenger Konsequenz verfolgt und während seines thatenreichen Lebens zu reifen Ueberzeugungen ausgebildet hat.

„Wenn die Entwickelung des Reichthums nicht von der verhältnißmäßig gleichen Entwickelung des Unterrichts und der Moralität begleitet ist und wenn diese, wie der Dichter sagt, pede claudo, der Bewegung der anderen sozialen Elemente folgen, so entstehen Mißverhältnisse und Zerwürfnisse und dann kann selbst die Freiheit, welche das kostbarste Gut des Menschen ist, gefährlich und verderblich werden. Es sind zwei politische Aufgaben, welche dem Staat insbesondere zukommen, nämlich erstens: die Aufrechthaltung der allgemeinen Gerechtigkeit und der Rechte des Einzelnen; zweitens: ein weises und gemäßigtes Eingreifen zu rechter Zeit. Romagnosi erkannte die Wichtigkeit dieses Thema's, da wo er die Konkurrenz vom ungezügelten Kampf der Interessen unterscheidet und, diesem die düsteren Folgen zuschreibend von welchen ich früher sprach, jene mit höchstem Lob erwähnt, als die, welche zur „Ausgleichung der Vortheile mittelst der unangetasteten Ausübung der Freiheit", führt. Vielleicht legte er nicht den gebührenden Werth auf den moralischen Sinn der einzelnen Menschen, auf die Sitten und Gewohnheiten eines ehrlichen und genügsamen Lebens. Aber dessen ungeachtet verstand er, daß die Konkurrenz sich mit den folgenden Dingen beschäftigen müsse: mit der öffentlichen Sicherheit in Betreff des Eigenthums, der Personen, der Handlungen aller Mitglieder der Gesellschaft, ferner mit der Verbreitung nützlicher Kenntnisse und endlich mit dem öffentlichen Schutz. In Betreff dieses letzteren, nachdem er die Frage gestellt hat, wo, wann und bis zu welchem Punkt der Schutz in den ökonomischen Angelegenheiten ausgeübt werden soll, antwortet er: „Die Konkurrenz schützen und unterstützen, wo es nöthig ist, zufolge der Nothwendigkeit und innerhalb der Grenzen der Nothwendigkeit, das ist es, worauf sich der öffentliche Schutz beschränken soll, welcher jedesmal, wenn er sich nicht mit den ihm zukommenden Bedingungen einrichtet, dem ungezügelten Kampf, anstatt der Konkurrenz den Platz einräumt." Romagnosi ließ jedoch dieses Thema unbestimmt, ohne in eine genauere Prüfung des wo und wann der Nothwendigkeit der staatlichen Einmischung einzugehen und zu zeigen, wo dieselbe aufhöre. Dieses Thema würde ein eigenes Buch verlangen um vollständig behandelt zu werden und ich kann meine Ideen nur in einigen Hauptpunkten angeben. Ich sage, daß das hauptsächliche Amt des Staates die Aufrechthaltung der Gerechtigkeit und der Schutz der Privatrechte ist, ein Amt, welches ihm durch den letzten und eigentlichen Zweck der bürgerlichen Gesellschaft zugewiesen ist. Es kann ihm aber noch ein anderes Amt übertragen werden, nämlich die wünschenswerthe Uebereinstimmung der Intelligenzen und des Willens der Menschen, welche sich zu

ihrem eigenen Besten verbunden haben, zu fördern. Dieses Amt theilt sich in zwei Theile, der eine ist negativ und sucht nur die Hindernisse wegzuräumen, welche sich der freien Entwicklung der menschlichen Fähigkeiten entgegenstellen; der andere ist positiv und begreift eine allgemeine Erziehung, Voraussicht und Leitung. Diese zwei Theile, besonders der zweite, verändern ihren Grad und ihre Weise mit der Zeit und modeln sich nach dem Leben der Völker und der Beschaffenheit der Regierenden. Die staatliche Einmischung ist größer in gewissen Perioden der Gesellschaft, nämlich: in deren Anfängen, in großen Gefahren, welche sie von Außen bedrohen, oder wenn die innere Ordnung gestört ist und hergestellt werden muß und endlich wenn die souveräne Macht großen Geistern, Gesetzgebern, Kriegern, Gründern von Republiken oder Monarchien zugefallen ist. Nur in letzterem Fall kann man jenem berühmt gewordenen Ausspruch, der paradox scheint, daß der Herrscher das Volk schafft, einen Sinn beilegen. Aber jemehr die Gesellschaft sich ordnet und vervollkommnet, je mehr vermindert sich das Bedürfniß der staatlichen Einmischung nach allen Seiten hin, besonders aber in den ökonomischen Angelegenheiten. Und in Wahrheit, was thut der Staat, wenn er erzieht, oder leitet, oder voraus sieht? Er unterstützt das Werk der Einzelnen und der Familie und hilft aus bei den Privatassoziationen, die sich freiwillig bilden. Aber bei jedem Schritt, welchen das Individuum, die Familie, die Assoziation in ihrer Thätigkeit vorwärts gehn, muß die Einmischung des Staates sich um eben so viel zurückziehen. Und wenn sie zufällig niemals ganz aufhören kann, so kann sie doch auf das geringste Maß zurückgeführt werden und dann auch noch mehr Ausnahme als Regel bleiben. Zugleich muß es die öffentliche Autorität jederzeit als ihre besondere Aufgabe anerkennen, die Bürger zu befähigen, für sich selbst zu handeln und beinah zu zeigen, daß sie baldmöglichst diejenigen Aemter niederzulegen wünscht, welche die Unzulänglichkeit der Andern und die Forderung der Zeiten, ihr mit Nothwendigkeit aufgedrungen haben. Unglücklicherweise befolgten die Regierungen immer ein entgegengesetztes System, maßten sich Aemter und Machtvollkommenheiten, weit über das hinaus was die Zeit ihnen zugetheilt hatte, an, und zwar, sowie in andern Dingen, so auch in den ökonomischen. Es darf uns dies nicht wundern, zunächst wegen der natürlichen Neigung, die jeder Mächtige hat aus der eignen Sphäre herauszutreten und in die der Andern hinüber zu greifen, dann weil die, welche einmal hoch gestiegen sind, sich für fähiger halten als die andern Bürger, das Gute mit Erfolg zu thun und endlich auch jener natürlichen Trägheit der Menschen wegen, welche froh sind sich leiten zu lassen und auf Andere die Last der Verantwortlichkeit, welche doch die besondere und edelste Note im Menschenleben ist, zu legen, aber zugleich, während sie das Unmögliche von der Regierung verlangen, sofort bereit sind, dieselbe wegen der unvermeidlichen, im Leben der Gesellschaft vorkommenden Uebel, zu stürzen.

Doch kommen wirklich viele dieser Uebel von der übergroßen Einmischung des Staates her, welcher durch falsches Urtheil und unter dem Vorwand, das Gute zu thun, der natürlichen Entwicklung des Reichthums und seiner spontanen Vertheilung, Hindernisse bereitet. Nur zu oft sahen wir und sehen wir noch, Privi-

legien und Monopole gewähren und die Industrien, welche am wenigsten für Zeit und Ort geeignet sind, eifrigst befördern, zum Schaden der heimischen und geeigneteren Produktionen, woraus, außer dem Mißverhältniß zwischen Kapital und Arbeit und dem Elend der Arbeiter, welches die Folge davon ist, sich auch noch schwere moralische Uebel entwickeln. Denn es entspringen daraus Vorurtheile und Interessen, welche dem öffentlichen Wohl entgegen sind, sowie in den begüterten Klassen eine große Hartnäckigkeit die Dinge in ihrem Zustand zu erhalten und Feindseligkeit gegen jede Veränderung der ökonomischen Bedingungen; in den unteren Schichten aber Rachsucht, Unruhe und Neuerungswuth, die sich in Revolutionen Luft machen und oft zur Zerstörung des Kapitals, dem ersten und durchgreifendsten Mittel des Fortschritts, führten. Merkwürdig ist dabei, daß die Revolutionen, anstatt die wahre Freiheit zu fördern und mit ihr die Thätigkeit und die Verpflichtungen der Bürger, welche der Regierung die zu großen Aemter abnehmen sollten, dieser im Gegentheil neue Macht verleihen, ihr gewagte Dinge zumuthen und unmögliche Vortheile von ihr verlangen. So geht die Herrschaft von einer Partei zur andern über, die Privilegien fallen von den Besiegten den Siegern zu, aber das Volk bleibt dabei immer der Güter beraubt, welche die Vorsehung der Menschheit im Allgemeinen zugetheilt hat und die Freiheit, anstatt vorwärts zu kommen, geht rückwärts. — — — — — — — —

Die Oekonomie ist verschieden, aber nicht geschieden von den anderen Wissenschaften, besonders nicht von der Ethik und dem Recht, von denen sie abhängt. Es würde vielleicht anmaßend sein, wenn ich behauptete, ganz neue Ansichten vorzubringen, aber ich glaube es nicht zu sein wenn ich sage, daß ich dieser Materie eine neue Ordnung gegeben habe, indem ich den Rechtsideen und vor Allem den moralischen Ideen, einen Vorrang und eine intime, fortwährende und erhebliche Einwirkung, nicht nur in der ökonomischen Praxis, sondern auch in der Bildung der ökonomischen Wissenschaft zuschreibe.*) — — — — — — — —

Nach meiner Ansicht ist der Ursprung der Gesellschaft spontan und nothwendig gewesen. Ihr Zweck ist das allgemeine Beste. Das wesentliche Amt der bürgerlichen Autorität besteht in dem Schutz der natürlichen und erworbenen Rechte, welche sich auf das Gesetz der Moral gründen. In Beziehung auf diese ist die Autorität rein aushelfend und wenn sie sich in einem Menschen, in einer Familie, in einer Klasse personifizirt, verlangt sie einerseits Befähigung zu dem Amt, andrerseits die Zustimmung des Volks. Die Rechte der Souveränität können also nicht jene

*) Ein spanischer Oekonomist, Mariano Carreras y Gonzalez bezeugt in seinem kürzlich erschienenen Buch: „Philosophie de la Science Economique" seine Verehrung für diese Ansichten Minghetti's mit folgenden Worten: „Nous entreprenons cette tâche en répondant aux voeux que faisait déjà Minghetti, il y a plus de vingt ans, dans la préface de ses Rapports de l'Economie publique avec la Morale et le droit." C'est à lui que nous empruntons le titre de Philosophie de la science économique, que nous donnons à cet ouvrage. C'est sans doute un titre audacieux, mais nous esperons qu'on nous le pardonnera par respect pour l'illustre publiciste qui l'a proposé le premier, et dont nous ne faisons que suivre les traces, sans pretendre cependant ni le devancer ni même l'atteindre dans sa marche brillante à travers le champ de la science.

Sphäre überschreiten, welche durch die Gerechtigkeit und die Freiheit der Bürger begrenzt ist und Verträge können immer noch Einschränkungen hinzufügen und Zügel anlegen. Wenn jedoch dem Staat öfters eine größere Einmischung in die Volkserziehung, die öffentliche Wohlthätigkeit und die Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten zugetheilt wird, so geschieht es um den Mängeln der Privaten, der Familie und der Korporationen abzuhelfen. Diese Einmischung nimmt jedoch allmälig ab, jemehr jene fähig werden, für sich selbst zu handeln. Ueberdies muß der Staat, soweit er über den bloßen Schutz des Einzelnen und der Kollektivität hinausgeht, sich stets auf das beschränken, was für die jedesmalige Zeit und die Bedingungen des bürgerlichen Zusammenlebens, durchaus nöthig ist, aber es wäre vergeblich und gefährlich, ihm die Aufgabe der höchsten ethischen Vervollkommnung der Bürger zuschreiben zu wollen. Daher, wenn die Behauptung derjenigen auch übertrieben ist, welche fordern, daß alle juristischen Obliegenheiten, private und öffentliche, nur negativ und auf die Gerechtigkeit beschränkt seien, so ist die andere Behauptung nicht minder übertrieben, daß der Staat auch alle positiven Aemter und sogar die der Wohlthätigkeit übernehmen solle. Die Unterscheidung der Pflichten des Rechts von denen der Moral, scheint mir das wichtigste Fundament einer guten gesellschaftlichen Ordnung zu sein und jemehr die Civilisation fortschreitet und sich verbreitet, jemehr beschränkt sich das Gebiet der Verpflichtungen des Rechts und erweitert sich das der moralischen Pflichten. An die Stelle der positiven Gesetze, der Strafen, der heilsamen Absperrung tritt die Sitte und die Moralität und die menschliche Gesellschaft nähert sich jener Form, welche wir als Ideal erhoffen, wo Autorität und Freiheit sich herrlich verbinden durch spontane, vernünftige, gegenseitige Anerkennung.“ — — — — — — — — — — —

Im Jahre 1859 war Minghetti Staatssekretär beim Grafen Cavour, dann Minister der auswärtigen Angelegenheiten bis zum Frieden von Villafranca, und Präsident der vereinigten Wahlkreise der Romagna, welche den Anschluß an Piemont votirten. Im folgenden Jahr wurde er Minister des Innern des neuen Königreichs Italien und blieb es bis zum Tode Cavours. Im Jahr 1860 begann Cavour seine geheimen Verhandlungen mit Rom wegen der Beseitigung des potere temporale und einer friedlichen Uebereinkunft mit dem neuen Staat. Bei diesen Verhandlungen war nur Minghetti der Eingeweihte und stand Cavour zur Seite. Nachdem der padre Passaglia mit Aufträgen von Rom in Turin gewesen war und lange Unterredungen mit Cavour und Minghetti gehabt hatte, um die besten Wege zu einer möglichst guten Uebereinkunft zu finden, schrieb Cavour an Pantaleoni, welcher sein beauftragter Unterhändler in Rom war:

„Der padre Passaglia reist ab, nachdem er mehrere Konferenzen mit Minghetti und mir gehabt hat. Wir sind über alle Punkte einig. Wir haben die Artikel festgestellt, über welche die Verhandlungen geführt werden müssen. Es bleibt nur noch übrig, die Instruktionen für die Unterhändler festzustellen, das sind Sie und der padre Passaglia. Dies wird noch einige Zeit erfordern, weil der König nach Mailand geht, wodurch ich für einige Zeit von Minghetti getrennt werde, dem *einzigen* Rathgeber, welchen ich bei diesen Unterhandlungen habe.

„Ich hoffe indeß, daß bis Ende der Woche Alles vorbereitet sein wird. Ich will Ihnen die Instruktionen durch meinen guten Freund, den padre Molinari schicken, der nach Rom gehn und von da kommen kann, ohne den mindesten Verdacht zu erwecken. Ich werde die Sachen mit einer Art von Beglaubigung für den Kardinal Antonelli begleiten, welche ihm jedoch nur erst übergeben werden soll, wenn es festgestellt sein wird, daß verhandelt und zwar ernstlich verhandelt werden wird."

Im Jahre 1862 finden wir Minghetti als Minister der Finanzen und dann als Ministerpräsidenten bis zu der September-Konvention 1864. Bei Gelegenheit der Weltausstellung in Paris 1867, wurde ihm eine Berichterstattung über den Konkurs zu einer neuen Einrichtung von Preisvertheilungen aufgetragen und nachdem er den rein geschäftlichen Theil derselben erledigt hatte, kehrte er wieder, in kurzer Zusammenfassung, zu seinen Lieblingsideen zurück und sagte:

„Die große Transformation der Industrie (dieses Wort in seinem weitesten Sinn genommen) und die Vermehrung der Produktion und des Reichthums, welche ihr folgten, sind sicher durchaus charakteristische Thatsachen des gegenwärtigen Jahrhunderts. Die Arbeit des Menschen, welche die Kräfte der Natur, unter der Leitung der Wissenschaft, mit Hülfe des Kapitals und in Bedingungen der Freiheit, unterstützt, hat die Wunder geschaffen, welche die Weltausstellungen den Blicken Aller darbieten.

Aber wenn die Wohlthaten dieser Transformation groß sind und es noch mehr in der Zukunft sein werden, so bleibt der Uebergang von der alten zur neuen Ordnung der Dinge doch nicht frei von Widerspruch, Schmerz und Unglück und die Klagen, die Befürchtungen, die öffentlichen Aufregungen und die Gefahren in Folge dessen sind leicht verständlich. Von der einen Seite macht man Anstrengungen das Jahrhundert zur Vergangenheit zurückzuführen, ein unmögliches, thörichtes Unternehmen; von der andern Seite entstehen falsche Theorien und die verzweifelte Sucht die ganze civilisirte Gesellschaft von Grund aus umzustoßen. Bei solchem Stand der Dinge treten schwere Probleme hervor, welche das Nachdenken des Philosophen und die Bemühungen des Staatsmannes herausfordern, und unter ihnen sind die nicht die geringsten, welche zum Konkurs für die neue Ordnung von Preisen vorgeschlagen worden sind, nämlich: wie die Wohlfahrt der Arbeiter zu sichern und wie ihre Uebereinstimmung mit den Besitzenden und Kapitalisten zu fördern sei.

Es ist ein großer Irrthum, zu glauben, daß dieses Problem alsbald mit Gesetzen, Dekreten, Einrichtungen oder Veränderungen der Regierungsform zu lösen sei. Da wo das Uebel existirt, kommt es von einem Mißverhältniß der ökonomischen Bedingungen unter sich und dieser mit den moralischen Bedingungen der Gesellschaft her. Wenn zwischen dem Kapital und der Bevölkerung kein Gleichgewicht ist, wenn Wissenschaft und Arbeit die natürlichen Kräfte nicht wie es sich gehört, ausnutzen, wenn Gerechtigkeit und Moralität nicht über jeder andern Lebensforderung stehn, so wäre es vergebens zu hoffen, daß bei der höchsten Produktion auch die beste Vertheilung der Produkte stattfände und daß der indu-

strielle Fortschritt beglückende Frucht brächte. Die Wiederherstellung jenes Gleichgewichts, wenn es einmal gestört ist, kann sich nur in längerer Zeit und aus mannichfaltigen Ursachen vollziehen.

Ebensowohl aber würde derjenige in Irrthum verfallen, welcher der Thätigkeit des Einzelnen, der Assoziationen und selbst des Staates, gar keine Wirksamkeit zuschreiben wollte. Diese Thätigkeit kann die gegenwärtigen Uebel mildern und ihr völliges Ende in der Zukunft vorbereiten, damit jede ökonomische Thatsache endlich von dem Urtheil, der Freiheit und der That des Menschen, ausgehe. Der Konkurs für die neue Ordnung der Preise, hat nur Bezug auf die einzelnen Probleme, welche ich oben angedeutet habe und bezweckt sie nicht sowohl mit wissenschaftlichen Auseinandersetzungen zu lösen, als mit praktischen Beispielen der Eintracht und Wohlfahrt, welche wünschenswerth sind. Aber auf diesem beschränkten Gebiet, wie wichtig auch dasselbe ist, konnten die Thatsachen, die unserer Prüfung unterworfen wurden, nur wenige und nur unvollkommen sein. Die Neuheit des Thema's für Alle, bei Vielen die Abneigung hervorzutreten, bei Andern im Gegentheil die Eitelkeit sich bemerkt und berühmt zu machen, die nationalen Rivalitäten — alles das waren ungünstige Umstände. — — — —
— —

Eine der Bedingungen, welche für das Wohlergehn und den moralischen Fortschritt der Arbeiter am wichtigsten sind, besteht in dem Besitz einer gesunden, reinlich gehaltenen Wohnung, einem Stück Feld, welches sie mit der Familie bebauen, oder wenigstens einem Gemüsegarten oder überhaupt einem Gärtchen. Gut thaten Jene, welche dem Arbeiter den Ankauf einer derartigen Wohnung, durch ein fortgesetztes Sparsystem, das ihm eine kaum fühlbare Entbehrung auferlegt, erleichterten. Der feste Besitz ist ein großes Beruhigungsmittel und eine Bürgschaft der Ordnung. Die Abwechslung zwischen industrieller und Feldarbeit hat einen wahrhaft wohlthätigen Einfluß sowohl auf das Individuum wie auf die Familie. Hierin sieht man schon eine Seite der doppelten Bewegung, welche, indem sie zur Theilung der Arbeit und zugleich zur Vereinbarung der Thätigkeiten hinleitet, auf verschiedenen und beinah entgegengesetzten Wegen zum Ziele der höchsten Wohlfahrt führt.

Der Volksunterricht hat einen großen Antheil an der Entwickelung der natürlichen Fähigkeiten des Arbeiters, an der Erhöhung des Preises seiner Arbeit, an der Milderung von deren Härte, an der Vertilgung einer unendlichen Reihe von Vorurtheilen, welche der Grund so vieler Aufregungen und Uebel sind. Die Schulen, nicht blos für Kinder, sondern auch für Erwachsene, die technischen Vorlesungen, die Volksbibliotheken, die Lesesäle, die Vorlesungen und selbst die Erholungen, welche eine belehrende Seite haben, wie Musik und Schauspiel, finden sich jetzt in vielen industriellen Anstalten und an einigen Orten ist das Alles so gut eingerichtet, daß es das Herz erfreut, und zeigt wie viel weniger schwer es ist als man glaubte, die Unwissenheit zu bekämpfen und zu besiegen.

Aber der Unterricht allein genügt nicht, wenn er nicht von derjenigen Erziehung begleitet ist, welche ihre Hauptnahrung in einem religiösen Gefühl, in

moralischen Gewohnheiten, in der Familienliebe, der gegenseitigen Achtung und dem guten Beispiel findet, welches derjenige, der mehr weiß und mehr kann, den niedriger Stehenden gibt. Da wo die Geistlichkeit aufrichtig den Prozeß der modernen Civilisation in sich aufgenommen hat, ihn modifizirt und heiligt, hat man öfter ein schönes Schauspiel moralischer Würde zusammen mit der Uebereinstimmung mit dem Vorgesetzten, dem Wohlwollen gegen die Gefährten, dem Mitleid mit dem Elenden, bei dem Arbeiter gesehen. Und zwar ist es bemerkenswerth, daß diese Thatsachen sich besonders an den Orten antreffen, wo die Bevölkerung in verschiedene christliche Bekenntnisse getheilt ist, ja daß es scheint, als ob der Klerus da, anstatt auf dogmatische Unterschiede Nachdruck zu legen, mit einander wetteifere und sich zu edler Versöhnung vereine, im Predigen und Ueben der Tugend.

Ich habe anderswo jene Institutionen angeführt, welche dafür geschaffen sind, das Individuum und die Familie gegen die traurigen und oft unvermeidlichen Folgen von Alter, Krankheiten und Unglücksfällen zu schützen: Asyle für die Kindheit und das Alter, Hospitäler und ärztliche Hülfe im Hause, Sparkassen, Pensionskassen für das Alter, für Wittwen und Waisen u. s. w. Ich habe die wohlthätigen Wirkungen der Gesellschaften zu gegenseitiger Hülfeleistung, da wo sie auf exakte Berechnung gegründet sind und nicht mehr versprechen als sie halten können, sowie die der Volksbanken und der korporativen Vereine für den Verbrauch, gesehen. Die korporativen Vereine der Produktion haben unserer Prüfung noch nicht eine solche Anzahl von Thatsachen und Beweise von Dauer dargeboten, um ein sicheres Urtheil fällen zu können. Allerdings erscheint das System der Theilnahme der Arbeiter an den Vortheilen des Unternehmens, welches die primitive Form des Kontrakts ist und sich im Verlauf der Zeit zum äußersten Nutzen Jener in ein festes Gehalt verwandelt, später wieder unter der Form von Vergeltung der Arbeit, von außerordentlichen Prämien, von Erhöhung des Lohns im Verhältniß zur Dauer der Dienstleistung und wird der Thätigkeit des Arbeiters zum Antrieb, seiner Ausdauer zum Trost; aber das Thema, insofern es eine Art Ausgleichung zwischen Kapital und Arbeit betrifft, ist jedenfalls noch nicht genug studirt.

Das was bereits klar ist und was man allgemein empfehlen kann, ist jede Art des Vertrags und jede Unternehmung oder Einrichtung, welche die Interessen und Empfindungen der verschiedenen Theilnehmer der Produktion, in Uebereinstimmung bringt. Sowie das Patronat, ohne die Theilnahme des Arbeiters selbst ausgeübt, seinen Zweck nicht erreicht, so bringen auch die ausschließlichen Arbeiter-Vereine, wenn sie auch einen guten Zweck haben, aber in Opposition gegen Kapitalisten und Eigenthümer geschaffen sind, mehr Schlimmes als Gutes hervor, wie neuere Beispiele zeigen. Jemehr sich, in der modernen Gesellschaft, die scharfe Linie, welche die Klassen scheidet, verliert und sich in eine Stufenleiter von beinahe unfühlbaren Unterschieden auflöst, und je leichter und häufiger der Verkehr und die Vermischung der Bürger unter sich wird, desto sicherer wird die Gesellschaft gedeihen. Hiervon gibt uns die Schweiz ein bewunderungswürdiges Bei-

Völker, daß diese Leiden keineswegs plötzlich und in Folge natürlicher Gesetze verschwinden. Nur zu häufig sehen wir, bald hier bald da, das Schauspiel des Pauperismus, der Bankerotte, der Handelskrisen, der Uebervölkerung, der nationalen Eifersucht. Und als wenn das noch nicht genügte, so mahnt uns auch das dumpfe Wühlen aufrührerischer Sekten daran, daß weder die Entwicklung der Industrie noch die freie Konkurrenz hinreichen, den Frieden der Gesellschaft zu sichern.

Dies kommt daher, daß die Voraussetzungen jener Lehre nicht immer wahr sind. Es ist nicht wahr, daß das Privatinteresse immer mit dem allgemeinen Interesse übereinstimmt, es ist nicht wahr, daß der Mensch immer das Bessere sieht und und es mit Ehrlichkeit des Urtheils und des Willens verfolgt. Daher, wenn wir auch Glauben haben an die Freiheit, vor Allem wenn sie von moralischen Gesetzen regiert ist, so können wir ihr doch nicht ganz allein vertrauen und wir müssen anerkennen, daß der Staat eben dazu da ist, nützlich einzuschreiten, um die Uebel zu lindern, wo nicht gar sie ganz zu beseitigen und die Thätigkeit der Einzelnen, sowie ihre spontane Assoziation, da wo sie mangelhaft sind, zu vervollständigen.

Eine zweite Theorie, der eben erwähnten entgegengesetzt, ist, daß wenn jene das unbedingte Vertrauen in das thun lassen und geschehen lassen ausdrückte und alles von der Freiheit erhoffte, diese hingegen alles vom Staat verlangt, ja sich einen allmächtigen Staat vorstellt, welcher nach seinem Gutdünken urtheilt und handelt, welcher Aemter und Belohnungen austheilt, welcher alle Handlungen durch seinen Willen regiert. Dies ist ein weit größerer Irrthum als der erste, und es nisten sich in ihm alle Systeme des Kommunismus und Sozialismus ein, denn alle fassen sich in dem zusammen, daß dem Staat die Vertheilung des Reichthums unter den Menschen zukomme. Nun lehrt uns aber die Geschichte, daß jedesmal, wenn der Staat die Industrie über gewisse Grenzen hinaus in die Hand genommen hat, er nichts Anderes bewirkte, als sie zu ersticken, oder daß, wenn er die Angelegenheiten der Produktion, des Handels, der sozialen Eintheilung, regeln wollte, er schwerere Uebel schuf, als die, welche man zu vermeiden strebte.

Es ist umsonst, gegen die Gesetze der Natur streiten zu wollen und so wie in der Natur Ungleichheit des Intellekts, der Neigungen, der Kräfte besteht, woraus die bürgerliche Hierarchie mit Nothwendigkeit entspringt, so gibt es Gesetze, welche die ökonomische Bewegung der Gesellschaft regieren. Man stellte, ach nur zu schmerzliche Proben an, um das Eigenthum aufzuheben, den Preis der Gegenstände zu bestimmen, den Intellekt zu unterdrücken, aber alles das hatte keinen anderen Erfolg, als den, das Volk zur Anarchie zu treiben und es einem Tyrannen zu Füßen zu werfen, nur damit er der gequälten Gesellschaft den Frieden wiedergäbe.

Nun finde ich mich vor einer dritten vermittelnden Theorie, die ich unter der Autorität eines ausgezeichneten Mannes vorführe, ich meine G. D. Romagnosi, welcher, ohne den Vorurtheilen seiner Zeit nachzugeben, sich in der Mitte zwischen den beiden extremen Theorien hielt und jene gemäßigten Axiome aufstellte,

welche den Werth seiner Lehren ausmachen und jeder weisen Regierung als Norm dienen sollten. Er sagte weder, daß der Staat nur ein nothwendiges Uebel sei, das man auf alle Weise beschränken müsse, indem man seine Dienste nur auf die Vertheidigung des Rechts und der Ordnung konzentrire, noch sagte er, daß der Staat allmächtig sei und das Wesen der Gesellschaft ändern könne. Aber zugegeben, daß die ersten Aufgaben dem Individuum zukommen, die zweiten der freiwilligen Assoziation, so versicherte er, daß der Staat doch den großen öffentlichen Interessen nicht fern bleiben könne und nicht nur die Pflicht des Schutzes sondern auch die der Hülfe habe, so daß er ihn als einen großen Schutz und eine große Erziehung definirte. Wenn nun das eine und das andere dieser Aemter sich über alle Bürger ausdehnen muß, so ist es klar, daß es auch einen Schutz der Rechte der ärmeren Klassen geben muß und daß die Hülfe durch die Erziehung immer da zu wünschen ist, wo die Thätigkeit der Einzelnen und der Assoziationen nicht ausreicht.

Hierauf wird es leicht sein, eine klare Idee von der sozialen Legislation zu geben, von welcher ich spreche. Sie nimmt ihren Anfang da, wo die moderne Transformation der Industrie neue Uebel in der Gesellschaft hervorgebracht hat, für welche die Gesetze und der Staat, so weit es möglich ist, Abhülfe schaffen müssen, Kraft ihres Amtes des Schutzes und der Erziehung, welches ihnen da zukommt, wo das Werk des Einzelnen und der Assoziation nicht ausreicht. Das Kriterium dieser Gesetze aber kann kein anderes sein, als die Beobachtung und Prüfung der Thatsachen, denn nur die Nothwendigkeit rechtfertigt die Thätigkeit des Staates und setzt seiner Einmischung die Grenzen.

Es wäre daher vergeblich, Alles von dieser Hülfe zu erwarten; es wäre ebenso vergeblich zu versprechen, daß alle Uebel von der Erde verschwinden sollen. Die Thätigkeit der Individuen, wie die des Staates, ist moralischen Prinzipien unterworfen, ohne welche die Oekonomie in eine falsche Fährte einlenkt und nicht an ihr Ziel gelangt. Wenn die Produktion nicht mit Umsicht und Humanität überwacht wird, wenn der Handel sich nicht in Treu und Glauben vollzieht, wenn der Kredit einen Betrug verbirgt, wenn die Konsummation, anstatt die ermüdeten Kräfte zu stärken, der Verweichlichung und Entnervung dient, so würde man vergebens suchen den Uebeln, welche wir beklagen, abzuhelfen; der Glanz des Reichthums verbärge dann nur den Verfall.

Das moralische Prinzip beherrscht alle Theile der Oekonomie, der Politik, der Gesetzgebung und in ihm müssen wir die Gewährleistung alles Fortschritts suchen. Und ich sage es frei heraus, daß ich die ethische Idee nicht von dem religiösen Gefühl trennen kann. Nicht blos in den ärmeren, sondern in allen Klassen, bedurfte man immer der Hoffnung und der Resignation, dieser edlen Tugenden, welche nicht allein von irdischen Gütern abhängig sind, sondern ihre Stärke in etwas Ewigem und über die weltlichen Interessen Erhabenem finden und man wird ihrer immer bedürfen. Eine geheime Macht drängt und hebt uns nach Oben und dieses Streben nach dem Unendlichen adelt die menschliche Natur und macht den armen Arbeiter dem ausgezeichneten Gelehrten, den Bewohner der

ländlichen Hütte dem vornehmen Herrn der Städte gleich, macht sie Alle einander gleich durch den Adel des gemeinsamen Ursprungs und des gemeinsamen Ziels.

Ich sagte, daß die soziale Gesetzgebung ihren Anfang nahm in Folge der neuen Uebel, welche die ökonomische Transformation der Welt mit sich gebracht hatte und daß sie das Prinzip des Schutzes und der Hülfe durch die Erziehung, welche dem Staate zukommen, ausdrückt. Aber ich habe hinzugefügt, daß die Thätigkeit des Staates nur Aushülfe und Vervollständigung der Thätigkeit der Einzelnen und der Assoziationen ist. Ich habe schließlich gesagt, daß diese Gesetzgebung sich nicht a priori durch ein hypothetisches Kriterium bestimmen läßt. Sie inspirirt sich an den Thatsachen, nimmt die Gesetze an je nachdem die Erfahrung ihr zeigt, daß sie für das vorgesetzte Ziel nützlich sein können und innerhalb dieser Grenzen, dieses Kriteriums, befindet sich die soziale Gesetzgebung. Man hat eingewendet, daß der Name nicht passend sei, daß Alles sozial sei, die bürgerlichen, die Handels- und Strafgesetze, die öffentlichen Einrichtungen und Ordnungen, und daß daher kein Grund vorhanden wäre, diesen Namen nur demjenigen Theil der Gesetzgebung zu verleihen, welcher zur Vormundschaft, zur Hülfe, zur Erziehung der arbeitenden Klassen bestimmt ist. Ich gebe zu, daß die Benennung nicht sehr gut erfunden ist, aber was ist zu machen? Wenn nur die Idee richtig und fest bestimmt ist, so folgen wir der Benennung mit welcher der Gegenstand da ausgedrückt wurde, wo man ihn zuerst praktisch ausbildete, in England."

Hier gab nun der berühmte Redner eine längere Auseinandersetzung der sozialen Legislation in England, die sich besonders in den letzten 30 Jahren ausgebildet hat und jetzt als vollendet angesehen werden kann, soweit die Bedürfnisse, denen sie gilt, sich herausgestellt haben, was nicht ausschließt, daß die Engländer mit ihrem praktischen Verfahren sogleich neue Gesetze hinzufügen würden, wenn sich neue Bedürfnisse zeigten, deren Befriedigung nach sorgfältiger Prüfung als nothwendig erkannt wäre. Er erwähnte ferner dessen was auf diesem Gebiet in Deutschland und der Schweiz geschehen und zeigte in längerer Ausführung, wie sehr auch Italien der eingehendsten Verbesserung der sozialen Gesetzgebung bedürfe, indem er sich auf die Berichte berief, welche von den dazu befähigten Autoritäten über das Elend der unteren Volksklassen gemacht worden sind. Er faßte dann seine Ansichten noch einmal in folgenden Worten zusammen: „Ich glaube, daß in den Angelegenheiten des öffentlichen Wohles den Individuen selbst die erste Aufgabe zukommt und daß kein Einfluß der Welt den des Menschen ersetzen kann, welcher sich persönlich um die Leiden seiner Mitmenschen kümmert und sein Leben ihrem Dienste weiht. Wir haben uns gewöhnt diesen persönlichen Einfluß gering zu achten und es ist das keine der letzten Ursachen, daß die Charaktere sich verschlechtern, er ist aber im Gegentheil etwas so Großes und Wirksames, daß keine andere sittliche Macht ihm verglichen werden kann.

Man sagt, daß das Volk sich leichter hintergehen lasse von den Volksführern, den Agitatoren, von denen, welche ihm mit prunkenden Versprechungen, die sich nie erfüllen werden, schmeicheln. Ich weiß es und ich hasse diese Agitatoren. Aber ich glaube, daß wenn das Volk einen redlichen Mann sieht, der in der Fa-

milie und der Gesellschaft geachtet ist, der sich mit ihm beschäftigt, seine Bedürfnisse studirt, sich mit Liebe zu ihm neigt, es genug feines Verständniß hat um, wenn es diesen wohlthätigen Manne begegnet, sich zu ihm zu wenden und die Agitatoren in das Dunkel zurück zu stoßen, aus dem sie nie hätten herauskommen sollen.

Ich habe Glauben an diese persönliche Thätigkeit und habe Glauben an den Instinkt des Volkes, wenn dieses nur fühlt, daß man es wirklich liebt und mehr mit dem Herzen zu ihm spricht als mit dem Verstand und dem berechnenden Interesse. Wer die Geschichte der Menschheit studirt, entdeckt beständig die Triumphe der Intelligenz, sieht aber, daß dessen ungeachtet die größten sozialen Transformationen durch die Liebe bewirkt worden sind.

Die Assoziation hat den Vortheil, daß sie alle Kräfte der Einzelnen auf ein Ziel hinarbeiten läßt und dadurch ein mächtiger Hebel der Gedanken und Werke wird. Ich lobe daher die mailändische konstitutionelle Assoziation, welche, vom Geist der neuen Zeit bewegt, sich das Ziel gesteckt hat, alle die Fragen, die das öffentliche Wohl betreffen, gründlich zu erörtern. Das neue Wahlgesetz, welches wir anzuwenden im Begriff sind, hat einer bei weitem größern Zahl von Bürgern das Stimmrecht und die Theilnahme am öffentlichen Leben gegeben und vor uns liegt jetzt das folgende Problem: wie ist die Demokratie zu erziehen, wie ist das Volk zu seiner neuen Aufgabe fähig zu machen, damit es sie zum Besten des Vaterlandes erfülle? Ich glaube, daß die Assoziationen wesentliche Dienste zu diesem Zweck leisten können. Denjenigen, welche meine Ideen nicht theilen, möge es nicht mißfallen wenn ich sage, daß der gemäßigten Partei mehr als jeder anderen, die Initiative der sozialen Gesetzgebung zukommt. Denn sie allein kann völlige Sicherheit geben, daß die Ordnung nicht gestört und kein Recht verletzt werde; sie vereinigt anstatt zu trennen und stellt her anstatt zu zerstören. Und ich behaupte, daß die gewagten Reformen nur sicher von denen ausgeführt werden, welche die Bürgschaft des strengsten Konservatismus geben können.

Schließlich nehme ich auch die Intervention des Staates an, da wo die individuelle Thätigkeit und die der Assoziationen nicht ausreicht. Hieraus entnehmen jene Gesetze ihre Rechtfertigung, von denen ich eben die Vorlage gegeben habe und welche das Parlament beschließen kann mit der Gewißheit, eine Pflicht zu erfüllen und den Dank der kommenden Generationen zu verdienen.*)

Italien hat zwei Perioden seiner modernen Geschichte durchlaufen und tritt jetzt in die dritte ein, welcher sich alle lebendigen Kräfte der Nation zuwenden müssen, um ihre Produktion und ihren Reichthum, sowohl was den Ackerbau wie die Industrie betrifft, zu entwickeln. Jetzt da die Gefahr des verhassten Defizits verschwunden ist, tritt die ökonomische Bewegung jeden Tag, in allen Theilen

*) Minghetti hatte mit mehreren anderen Deputirten folgende Gesetzesvorschläge gemacht: 1. Ueber die Auswanderung. 2. Ueber die Arbeit der Frauen und Kinder. 3. Ueber die Verantwortlichkeit der Besitzenden, von Bauten, Bergwerken, Gruben 2c. bei Unglücksfällen. 4. Rechtliche Anerkennung der Gesellschaften zu gegenseitiger Unterstützung. 5. Nationale Kassen für die Alten, zur Arbeit Unfähigen.

der Halbinsel, mit Eifer mehr und mehr hervor. Diese Bewegung muß man unterstützen, damit Italien, so reich von der Natur begabt mit fruchtbarstem Boden und jeder Art von geistiger Befähigung, ein reiches, blühendes, mächtiges Land werde, mit anderen Kulturstaaten wetteifern und die historische Periode erneuern könne, in welcher unsere Republiken die wünschenswerthen Güter allen Ländern der Erde zusandten.

Aber dieses Erwachen und diese ökonomische Entwicklung, welche die spezielle Aufgabe der dritten Periode sind, können nur unter einer Bedingung stattfinden, nämlich: daß die öffentliche Oekonomie stets dem moralischen Prinzip unterworfen sei, welches auch das industrielle Leben beherrschen muß, damit es kräftig werde. Gleichzeitig mit dem ökonomischen Fortschritt aber muß jene soziale Gesetzgebung fortschreiten, deren Aufgabe es ist, den Uebeln abzuhelfen, welche wieder aus dem Fortschritt selbst hervorgehen und für den Schutz und das Wohl der arbeitenden Klassen zu sorgen.

Islam und Chalifat.

Von

A. v. Kremer,

Wien.

Es läßt sich nicht verkennen, daß seit geraumer Zeit eine lebhaftere, geistige Bewegung in den Ländern des Islams herrscht, deren Ziel es ist, in den mohammedanischen Völkern das Gefühl der Interessengemeinschaft zu wecken, und auf diese Art dem Zurückweichen des Islams Einhalt zu thun.

Man hat für diese Bestrebungen die Benennung Panislamismus erfunden, die zuerst in der französischen Journalistik auftauchte und wobei die Vorstellung zu Grunde lag, daß es sich auch hier um eine politisch-nationale Richtung handle, wie bei dem Panslavismus oder dem gleichfalls von der französischen Journalistik erfundenen Pangermanismus.

Aber die gegenwärtige Bewegung in den Ländern des Islams — wir wollen den Ausdruck Panislamismus dafür gelten lassen — ist etwas ganz anderes: sie ist weniger politisch und national, als religiös. Denn man darf nicht vergessen wie weit der Orient in seiner Kulturentwickelung gegen Europa zurückgeblieben ist. Im Orient herrscht noch gegenwärtig der Geist des Mittelalters, allerdings gähren auch dort nationale Gefühle, aber sie sind nicht zur Reife gediehen, wie in Europa, sie haben nicht die Bevormundung der religiösen Idee abgeschüttelt.

Es ist eine alte mohammedanische Redensart: „Die Ungläubigen bilden alle zusammen eine einzige Nation." Und gerade wie alle anderen in den Augen der Bekenner des Islam eine Nation sind, so betrachten sie sich jenen gegenüber als eine geschlossene, innerlich geeinigte und zusammengehörige Masse.

Wenn zur Zeit der höchsten Machtentwickelung der Türken ein türkisches Heer in Ungarn oder Oesterreich einbrach, eine Flotte von türkischen Galeeren in

die See stach, um die christlichen Seestädte zu beunruhigen, so versetzte die Nachricht davon in der ganzen europäischen Christenheit die frommen Gemüther in Aufregung und zu wiederholten Malen ward eine europäische Gesammtaktion geplant um die Türken, den Erbfeind der Christenheit, wie man sie nannte, zu demüthigen. Der Orientale begrüßte hingegen mit Jubel die Nachricht von jedem Siege der mohammedanischen Waffen.

Seitdem sind die Rollen anders vertheilt worden, aber die Gefühle sind ganz dieselben geblieben. Europa ist jetzt stark, der islamische Osten schwach geworden. Seit fast zwei Jahrhunderten wird der Islam durch Europa gewaltsam zurückgedrängt und stets mehr dem europäischen Einflusse unterworfen. Das osmanische Reich allein wusste sich bis in die letzten Zeiten einen Schein alter Macht und Herrlichkeit zu wahren, der die Massen täuschte und befriedigte.

Der letzte russisch-türkische Krieg, wo die Türkei eigentlich ohne triftigen Grund von Rußland angegriffen und nach tapferster Gegenwehr niedergeworfen ward, machte jede weitere Selbsttäuschung unmöglich. Der Friedensschluß brachte jedem auch noch so sehr in politischen Dingen unerfahrenen Orientalen die volle Ueberzeugung bei, daß Europa der Türkei gegenüber nicht dem Rechte, sondern nur der Gewalt Rechnung trage. Musste ja die Türkei Gebietsabtretungen machen, nicht blos dem Sieger, sondern Mächten, mit denen sie gar nicht im Krieg sich befunden hatte. Der Orientale in seiner einfachen Rechtsauffassung konnte derlei Vorgänge nur als Mißbrauch der Macht auffassen und eine tiefe Erbitterung gegen das so hoch gepriesene Europa musste in den weitesten Kreisen mehr und mehr Wurzel fassen.

Schon früher waren verschiedene Male die Gefühle der mohammedanischen Welt verletzt und die Gemüther in Aufregung versetzt worden, aber der Eindruck war nicht so allgemein und so tiefgreifend. Und dennoch zeigte sich immer wieder, daß ein lebhaftes Gefühl der Gemeinsamkeit die mohammedanischen Völker durchdringe, so daß auch die entferntesten Glieder jeden Schlag mitfühlen.

Wer sich im Oriente befand, als der große indische Aufstand gegen die englische Herrschaft im Jahre 1857 ausbrach, wird sich wohl erinnern, welche Aufregung diese Nachricht in den mohammedanischen Ländern Vorderasiens hervorrief und wie sehr ruhige Kenner, sofort die Besorgniß äußerten, daß auch im türkischen Reiche Rückwirkungen sich fühlbar machen müssten. Derwische traten in auffallender Zahl auf, man hörte von fanatischen Predigten und viele Anzeichen verkündeten den nahenden Sturm. Trotzdem gelang es den Behörden, jede Störung hintan zu halten, nur in Dschedda erfolgte ein Ausbruch (Juli 1858). Die Christen wurden massakrirt und ohne das energische Einschreiten der Engländer, die sofort die Stadt beschossen und strengste Bestrafung der Missethäter erzwangen, würde vermuthlich die Erhebung von Dschedda an anderen Orten Nachahmung gefunden haben und hätte eine größere Bewegung sich entwickeln können.

Aber trotzdem glimmte der Funken unter der Asche und zwei Jahre später (Juli 1860) fand die Niedermetzlung der Christen in Damaskus und Plünderung des Christenviertels statt. Sofort besetzten die Franzosen Syrien und wurden

die Missethäter aufs strengste bestraft. Europa hat jedesmal den vollendeten Thatsachen, insoferne sie gegen den mohammedanischen Fanatismus gerichtet waren, die Genehmigung ertheilt; Europa approbirte ebenso gut die Beschießung von Dschedda als die Bestrafung der Empörer von Damaskus. Und diesem Gesammtauftreten der christlichen Mächte gegenüber zeigte sich auch im Schooße des Islams das Bestreben, seine innere Einheit äußerlich zu bethätigen, soweit er es wagen durfte.

Ich will nur, um ein Beispiel anzuführen, hinweisen auf den Versuch der Pforte, als Holland den mohammedanischen Sultan von Atschin angriff (1873) zu Gunsten der mohammedanischen Glaubensbrüder im fernen indischen Ocean sich zu verwenden. Und welche Sympathie die indischen Mohammedaner für die Türkei hegen, erhellt aus den Sammlungen, die während des letzten russisch-türkischen Feldzuges zu Gunsten der Türken in Indien eingeleitet wurden.

Blutige Ausschreitungen, wie der Konsulsmord in Salonik (1876), die Niedermetzlung der englischen Gesandtschaft in Kabul (3. Sept. 1879), Erhebungen in Algier u. dgl. m., zeigten, daß trotz der stärksten Repression die leidenschaftliche Erregung in den Massen fortdauere.

Dieses Aufflackern altmohammedanischen Gefühles, des Hasses gegen die Andersgläubigen an den verschiedensten Orten der mohammedanischen Welt, lieferte den Beweis des innigen Zusammenhanges der mohammedanischen Völker, und zeigte, daß die Macht der religiösen Idee stärker ist, als alle trennenden Schranken nationaler Verschiedenheit und politischer Zersplitterung.

Die Weltherrschaft des Islams, die im Chalifate zum ersten Male unter dem Vortritte des arabischen Elementes, im türkischen Sultanate unter Führung des Osmanenstammes ihre zweite Verwirklichung erhielt, ist längst vorüber: in Hunderte von größeren und kleineren Stücken ist er zerrissen und zertrümmert dieser islamische Gesammtstaat, aber noch immer ungeschwächt lebt die Idee der innern Einheit, des religiösen Verbandes fort und sie bricht leidenschaftlich hervor, wenn immer auf einen Theil des großen Völkerkomplexes des Islams irgendwo ein Schlag geführt oder ein Druck ausgeübt wird.

Wenn wir nun fragen, welche Kräfte es sind, durch die, trotz der Ungunst der äußeren Verhältnisse, eine so lebendige, innere Verbindung aufrecht erhalten wird, so finden wir eine Reihe von Ursachen und zwar vorwiegend religiöser Natur. Neben diesen verschwinden die politischen und nationalen Strömungen fast ganz und läßt sich deren Wirksamkeit, mit einigen Ausnahmen, nicht im Entferntesten mit der Tragweite jener vergleichen.

Unter den Ursachen, die alle in dieser Richtung zusammenwirken, wollen wir die Wichtigsten hier aufzuzählen versuchen.

An erster Stelle ist die Wallfahrt nach Mekka zu nennen.

Indem es jedem gläubigen Muselmann zur heiligen Pflicht gemacht wird, wenigstens einmal im Leben das mekkanische Heiligthum zu besuchen, womit auch in der Regel der Besuch des Prophetengrabes in Medina verbunden wird, erhielt der Islam einen geistigen Mittelpunkt, einen allgemeinen Sammelort, dessen

Bedeutung und Einwirkung geradezu unermeßlich zu nennen ist. In Mekka findet die religiöse Idee des Islams stets neue Kraft, hier ist der Born der religiösen Exaltation, des hochgradigsten Fanatismus. Von hieraus tragen die Pilger die dortselbst eingeathmeten Ideen, die empfangenen Eindrücke in die fernsten Länder des Ostens und des Westens.

In Mekka wird der Bund des Islams stets aufs neue bekräftigt, hier ist der eigentliche Sitz der Irredenta des Islams, des glühendsten Hasses gegen die Andersgläubigen.

Dafür, daß die Ideen der religiösen Ueberreiztheit, der Intoleranz und des Fremdenhasses möglichst weit verbreitet werden, sorgen aber nicht blos die Mekkapilger, sondern ebenso sehr und vielleicht noch mehr die Unterrichtsanstalten. Mit Ausnahme der nach neuen liberalen Grundsätzen und nach europäischem Vorbilde in den letzten Jahrzehnten in der Türkei und Aegypten gegründeten Lehranstalten liegt der Volksunterricht ganz in den Händen der mohammedanischen Geistlichkeit. All die tausende von Volksschulen, um die sich die Regierung gar nicht bekümmert, geben keinen anderen Unterricht als im Schreiben, Koranlesen und in den Grundsätzen der mohammedanischen Religion. Der Geist, der hier herrscht, ist überall derselbe: ein Geist der maßlosesten konfessionellen Beschränktheit. Der Lehrer ist gewöhnlich ein ganz unwissender Fakih (Religionsgelehrter), der meistens nebenbei irgend ein untergeordnetes geistliches Amt versieht, sei es nun das eines Gebetausrufers (Mueddin), Vorbeters (Imâm) an einer Kapelle, Koranlesers u. s. w. Noch schlechter steht es an den höheren mohammedanischen Lehranstalten, den Moscheen und Medresses, wie solche fast in allen größeren Städten sich vorfinden. Einige davon sind wirkliche mohammedanische Hochschulen so z. B. in Kairo die Azhar-Moschee, in Damaskus, Konstantinopel u. s. w. An diesen Hochschulen ist Beten und Dogmatik die Hauptsache, außerdem wird mohammedanisches Recht, Koranexegese u. s. w. gelehrt; nichts aber was den Geist bilden, den Gedankenkreis erweitern könnte. Auch an diesen Anstalten gehören die Professoren durchweg dem Priesterstande an. Auch hier ist der klerikale Geist, die unverständigste Bigotterie allein herrschend. Die geistige Atmosphäre dieser Anstalten ist durchweg die des Zeitalters der Kreuzzüge.

Gegenüber diesen durch alle mohammedanischen Länder zahlreich verbreiteten rein konfessionellen Schulen ist der Einfluß der wenigen neu errichteten und im weltlichen Sinne angelegten Bildungsanstalten viel zu gering.

Die Türkei errichtete in den letzten Jahrzehnten eine Anzahl höherer Bildungsanstalten, eine Art Gymnasien, unter dem Titel Rüschdijé-Schulen. Aber der Kostenpunkt hielt die Regierung ab weiter zu gehen. Denn, während die Moscheenschulen durch reiche Stiftungen und Pfründen sich selbst erhalten, fallen die weltlichen Schulen der Regierung zur Last. Auf die Moscheen aber Hand zu legen, um deren Einkommen wenigstens theilweise zur Entwickelung des weltlichen Unterrichtes heranzuziehen, würde keine mohammedanische Regierung wagen können.

Der mohammedanische Klerus hat demnach das Schulwesen gänzlich in der Hand und übt hierdurch einen höchst verderblichen Einfluß auf die Massen aus, und zwar im Sinne der Intoleranz und des Hasses gegen jede Neuerung.

Besonders werthvolle Mitarbeiter und Bundesgenossen zu demselben Zwecke sind aber die in allen Ländern des Orientes zahlreich verbreiteten Derwische, die Bettelmönche des Islams, und alle Mitglieder der religiösen Bruderschaften.

Der Derwisch ist kein einfacher Bettler, wenngleich er meistens nur von Almosen lebt; durch die Aufnahme in einen Derwischorden erhält man eine Art geistlicher Weihe und einen priesterlichen Charakter. Das hindert aber nicht, daß die meisten Derwische eigentlich Landstreicher und Vagabunden von Profession sind: ihr religiöser Charakter sichert ihnen Unterstützung allenthalben wie auch unbehinderte Freiheit der Bewegung und zwar ohne Paß und Wanderbuch, ohne Gefahr im Betretungsfalle von der löblichen Behörde in die Heimat zwangsweise abgeschoben zu werden. Der Derwisch geht überall unbehelligt aus und ein. Außerdem ist die Mildthätigkeit der Muselmanen bekanntlich so groß und sind die Lebensbedürfnisse, besonders in heißen Ländern so gering, daß der Derwisch nie an Nahrungssorgen leidet. Ihm steht wirklich die Welt offen, und zwar im vollsten Sinne des Wortes. Von dieser Freiheit der Bewegung wird auch der unbeschränkteste Gebrauch gemacht. Viele wandern Jahre lang, ja selbst ihr Leben lang durch die Länder.

Dieses Wanderleben macht sie zu den geeignetsten Trägern und Verbreitern von politischen und religiösen Ideen, von Nachrichten über Ereignisse und Bestrebungen. Viele sind überspannte Fanatiker und man hat bemerkt, daß in erregten Zeiten, bei volksthümlichen oder christenfeindlichen Bewegungen die Derwische nie fehlen, ja oft eine sehr einflußreiche Thätigkeit ausüben, indem sie die Leidenschaften der Massen entflammen. Eine ähnliche Rolle spielen, wenn auch in geringerem Maße, die zahlreichen mohammedanischen Theologen, Gelehrten und Literaten, die es zu keiner festen Stellung brachten und als Pilger, oder einfach als Reisende herumziehen. An den Moscheen, Derwischherbergen finden sie Unterkunft und schlagen sich so von einer Stadt zur andern durch.

In den Jahren 1878 und 1879 machte sich ein solcher literarischer Proletarier, ein geborener Afghane, in Kairo bemerklich. Er hielt Vorträge in der Azhar-Moschee, zeichnete sich durch einen sehr gewählten arabischen Vortrag und rednerische Begabung aus und ward bald in weiteren Kreisen bekannt. Schließlich ward er Führer eines Vereins, eines politischen Clubs, dem er den Namen „Hizb alhorrijja“ d. i. Freiheitspartei, beilegte.

Besonders gegen die Engländer, die er von Indien her kannte, zog er los, als Unterdrücker des Islams und gegen sie focht er mit den schärfsten Waffen der Beredsamkeit, während er mit den Russen sympathisirte. Die Sache kam bald zu Ohren des damaligen Ministerpräsidenten, Riaz-Pascha, der in solchen Dingen keinen Spaß versteht und den gelehrten Scheich aus Aegypten ausweisen ließ, worauf er angeblich nach Arabien sich zurückzog.

Auch der religiösen Bruderschaften darf hier nicht vergessen werden. Es sind dies Vereine, die sich meistens um den Kultus eines mohammedanischen Heiligen gruppiren.

Ihre Zahl ist endlos und sie haben eine gewisse Aehnlichkeit in ihrer Entstehung und in ihrer Thätigkeit mit den in europäischen katholischen Ländern bestehenden Bruderschaften, wie der Michaelsbruderschaft, dem Severinusverein u. s. w. Es genügt, wenn die Snusy-Bruderschaft genannt wird, deren geistiges Oberhaupt in Garabub in der libyschen Wüste residirt und einen außerordentlichen auch politischen Einfluß auf die mohammedanische Einwohnerschaft des Wilajets von Tripolis und der angrenzenden Länder bis tief in den Sudan ausübt, indem er überall ergebene Anhänger besitzt und eifrige Vertreter hat. Ueber Näheres verweise ich auf die Mittheilungen, die der berühmte Afrika-Reisende G. Rohlfs über die Macht, das Ansehen und den fanatischen Geist dieser Bruderschaft gegeben hat.

Diese verschiedenen Elemente, Derwische, Bettelmönche, fahrende Theologen und Gelehrte, Affilirte der religiösen Bruderschaften, üben einen mächtigen Einfluß auf die Bevölkerung aus. Sie halten den Geist der religiösen Solidarität aufrecht, sie schüren den Fanatismus und den Fremdenhaß und sorgen dafür, daß die mohammedanische Welt von demselben Gedanken beherrscht werde.

Man kann demnach mit Recht behaupten, daß im Oriente überall Zündstoff in Hülle und Fülle vorhanden ist und eigentlich muß es bei solchem Sachverhalte überraschen, daß die Ausbrüche so selten sind, denn die Europäer geben nur zu oft selbst den Anlaß hierzu und der Orientale hat der begründetsten und berechtigsten Klagen gegen die Fremden nur zu viele und zu gewichtige.

Die Konsularvertretung, zum Schutze der Europäer unentbehrlich, hat ihre Schattenseiten und diese sind allmälig so stark hervorgetreten, daß die eingeborene Bevölkerung selbst, so wenig sie politisch gebildet ist, allmälig die fremden Consule als die Gegner ihrer Religion und ihres Volkes anzusehen sich gewöhnte. In Streitigkeiten zwischen Eingeborenen und Europäern tritt der Konsul pflichtgemäß mit allem Nachdruck für die nicht immer ganz unparteiisch aufgefaßten Rechte des Europäers ein und der Eingeborene findet sich im Nachtheile, denn seine eigene Behörde vertritt ihn ungeschickt oder fahrlässig und benutzt manchmal die Gelegenheit ihn auszupressen.

Dieses Gefühl des ungenügenden Schutzes ist allmälig bei der zunehmenden Schwächung der Regierung außerordentlich stark und allgemein geworden.

Den großen Handel hat fast überall der Europäer an sich gerissen, er erntet die Früchte davon und lebt auf großem Fusse, zahlt aber trotzdem die Landessteuern nicht, während der Eingeborene darbt und von den eigenen Behörden nicht immer glimpflich behandelt wird.

Der Konsularschutz ist durch einen beklagenswerthen, aber im Laufe der Zeiten sehr allgemein gewordenen Mißgebrauch auf zahlreiche Eingeborene christlichen und jüdischen Glaubens ausgedehnt worden. Diese kommen hierdurch in den Genuß der großen, materiellen Vortheile, die den übrigen Landeseingeborenen versagt sind. Diese Schutzgenossen der Konsulate, als im Lande geboren, wissen die lokalen Verhältnisse für ihre bevorzugte Stellung auszubeuten.

Mit Vorliebe betreiben sie das Wuchergeschäft auf Kosten der Einheimischen. Ganze Dörfer sind auf diese Art in den Besitz der fremden Schutzgenossen ge-

kommen, die überall das Fett des Landes abschöpfen. Die allmälige Verarmung der Eingeborenen gegenüber dem Einflusse und der Wohlhabenheit der Fremden macht diesen grellen, unversöhnlichen Gegensatz immer schärfer. Die im großartigen Style betriebene Ausbeutung des Orients durch europäische Finanzkünstler, meistens allerdings unter Konnivenz der eigenen Behörden, trug nicht wenig dazu bei das Elend der Eingeborenen, aber auch ihren stillen Ingrimm zu erhöhen.

Kann es nach dem Gesagten noch überraschen, wenn unter solchen Verhältnissen in der Bevölkerung der mohammedanischen Länder eine leidenschaftliche Erbitterung gegen die Fremden sich mehr und mehr verbreitete, die ab und zu in blutigen Erhebungen und wilden Ausbrüchen ihren Ausdruck findet?

Der Panislamismus ist also etwas ganz anderes, als die, welche das Wort erfunden haben, darunter verstehen. Er ist die verzweifelte, letzte Aeußerung eines in Agonie begriffenen Kultursystems, das in die neue Zeit sich nicht hineinfinden, das mit den europäischen Ideen sich nicht versöhnen kann. Er ist keine Gefahr für Europa, aber wohl eine Quelle beständiger Unruhe und ein Unglück für den Orient selbst und den friedlichen Kulturfortschritt.

Und leider muß man sich gestehen, daß, sowie die Dinge im Oriente liegen, es kaum ein Mittel gibt, den Verlauf der Krise zu hemmen oder doch zu mäßigen. Die Mittel, die in Anwendung gebracht werden könnten, wirken zu langsam und können das Uebel nur schwächen, nicht aber ausrotten.

Nur durch eine langsame, beharrliche und mit Festigkeit geleitete Erziehung der mohammedanischen Völker werden dieselben allmälig in den Geist der europäischen Weltordnung sich hineinfinden, so daß sie nach und nach wieder mit größerer Selbstständigkeit in die Reihe der Nationen werden eintreten können. Ob diese Erziehung des Orientes durch unmittelbare, europäische Herrschaft wie in Indien, Algier, oder durch mittelbare Bevormundung wie in Tunis, Aegypten u. s. w. besser zu erreichen sei, ist an und für sich kaum zu entscheiden.

Am praktischesten haben die Engländer in Ostindien die Sache behandelt: strenge Gesetze, feste aber gerechte Regierung, volle bürgerliche Rechtsgleichheit und persönliche Freiheit, mit Ausschluß aller parlamentarischen Versuche mit den Eingeborenen — das sind die Grundsätze, welche dort gute Früchte getragen haben.

Einen für die Zukunft bedeutungsvollen Schritt haben die europäischen Mächte in Aegypten gemacht durch die Errichtung der gemischten Gerichte, wodurch die Eingeborenen zum ersten Male die Wohlthat der Gleichheit vor dem Gesetze, der Unabhängigheit der Richter kennen und schätzen lernten. Der Schritt ist um so wichtiger, da hierdurch der Weg gezeigt ist, wie die großen Uebelstände der Konsulargerichtsbarkeit allmälig, ohne Schädigung der europäischen Interessen sich beseitigen lassen.

Gegen den Geist des religiösen Fanatismus aber wird nur durch ein möglichst im weltlichen Sinne geleitetes Unterrichtsystem allmälig aufzukommen sein, wie es der leider zu früh verstorbene, als Schulmann und als Mensch gleich ausgezeichnete Schweizer, Dor-Bey, in Aegypten mit Erfolg einzuführen bestrebt war.

Gegen die religiösen Vorurtheile zu Felde ziehen, die Pilgerfahrt erschweren, die religiösen Körperschaften, Derwischorden beseitigen, oder die Moscheengüter einziehen, wäre der größte Fehler, der begangen werden könnte. Man lasse sie unberührt, aber trete dafür jeder Agitation, jedem Uebergriffe der Geistlichkeit auf weltliches Gebiet entgegen und zeige ihnen, daß auch sie unter dem Gesetze sich beugen müssen.

Werden die mohammedanischen Staaten aus sich selbst heraus den Muth und die Kraft finden, diese Bahn zu betreten? werden sie die Einsicht besitzen, zu erkennen, daß nur auf diesem Wege ihnen die Möglichkeit geboten ist, dem Verfalle Einhalt zu thun? Denn nur in einer besonnenen und fest verfolgten Reformpolitik ist das Heil des Orients gelegen, nicht in den wüsten Bestrebungen der Anhänger des Panislamismus.

Leider beweisen die letzten Vorgänge, daß diese Ueberzeugung lange noch nicht bei den maßgebenden Männern durchgedrungen ist.

Im Gefühle ihrer Schwäche hat die türkische Politik in der letzten Zeit zu den gefährlichsten Mitteln gegriffen, indem sie in dem religiösen Geiste des Islams eine Stütze suchend, jede Gelegenheit benutzte, um den Sultan als das geistige Oberhaupt des Islam, als den Chalifen hinzustellen.

Es ist dies eine große Täuschung, denn nicht nur ist der Sultan keineswegs Chalife, sondern es liegt auch in dieser Anrufung der religiösen Idee die größte Gefahr für die Zukunft des türkischen Reichs.

Der Sultan ist nicht Chalife, denn die Gründe, worauf man sich stützt, sind einfach geschichtlich und staatsrechtlich unhaltbar.

Die Uebertragung des Chalifates wird in folgender Weise erklärt. Nach dem Sturze der Abbasiden-Chalifen von Bagdad — der letzte ward von den Mongolen nach der Einnahme von Bagdad mit seinen zwei Söhnen und vielen Verwandten getödtet (1258 n. Ch.) — war der Islam ohne geistliches Oberhaupt. Aber in Aegypten trat das Chalifat nochmals auf. Es erschien nämlich ungefähr zwei Jahre später in Kairo ein angebliches Mitglied der Familie der Abbasiden, ward von dem damaligen Sultan Aegyptens anerkannt und von nun an residirte in Kairo eine Reihe von Schattenchalifen, die eigentlich nichts anderes waren als Werkzeuge der Politik der Sultane von Aegypten, die dadurch, daß sie den geistlichen Oberhirten des Islams in ihrer Hand hatten, sich eine bevorzugte Stellung, eine Art Primat unter allen anderen Herrschern des Orients anmaßten, und es auch bis zu einem gewissen Punkte festhielten.

Mit der Eroberung Aegyptens durch den Osmanensultan Selim I (1517), der den letzten Sultan Aegyptens tödtete und den Chalifen als Gefangenen nach Konstantinopel führte, soll nun das Chalifat auf das Haus Osman übergegangen sein, indem behauptet wird, der in Gefangenschaft gerathene letzte Chalife habe alle seine Rechte auf den türkischen Sultan übertragen. Allein für diese Behauptung fehlen alle Beweise. Keine Cessions-Urkunde ist je bekannt geworden, keiner der älteren türkischen Chronisten erwähnt eine solche Uebertragung und, was das

Entscheidendste ist, keiner der türkischen Sultane hat je den Chalifentitel (Fürst der Gläubigen) angenommen.

Nach den sehr genau festgestellten Grundsätzen des mohammedanischen Staatsrechtes ist überhaupt kein Chalife denkbar nach dem Erlöschen des Hauses der Abbasiden.

Nach dem mohammedanischen Staatsrechte ist der Sultan unumschränkter Machthaber in weltlichen und geistlichen Dingen, er ist das Oberhaupt der Muselmänner in allen ihm unterworfenen Ländern und ihm ist man unbedingten Gehorsam schuldig.

Für ihn muß in allen Moscheen seines Reiches bei dem Freitagsgottesdienste das Gebet verrichtet werden, wie das in der That überall im türkischen Reiche geschieht — aber nicht als Chalifen, sondern als Sultan.

Der türkische Sultan ist also einfach weltlicher Herrscher wie alle anderen mohammedanischen Fürsten, nur ist er wegen seines weit ausgedehnten Länderbesitzes und des Glanzes der Dynastie des Hauses Osman der angesehenste und gilt in ganz Vorderasien und Nordafrika als der erste mohammedanische Herrscher.

Er bedarf nicht der gefährlichen Beigabe der Chalifenwürde, denn er ist ohne sie eben so mächtig, während er sich durch das Hervorkehren der religiösen Seite jede reformatorische Thätigkeit erschwert, sich mit Europa in Gegensatz bringt und im voraus die moralische Verantwortung für alle Ausbrüche des religiösen Fanatismus übernimmt. Die Vorgänge in Aegypten zeigen, wohin man kommt, wenn man sich mit Fanatikern einläßt.

Die einzige richtige Aufgabe der europäischen Politik, die Türkei zu stärken und in ihrer Umgestaltung zu unterstützen, würde hierdurch erschwert und vielleicht sogar gänzlich verhindert. Europa hat aber ein großes Interesse an dem Fortbestande der Türkei, denn, abgesehen von den europäischen Provinzen mit vorherrschend europäischer Bevölkerung ist die türkische Regierung in den außereuropäischen Ländern ein Element der Ruhe und der Ordnung, dessen Wichtigkeit man mehr anerkennen sollte, als dies gewöhnlich der Fall ist und das auch nicht durch eine andere Umgestaltung ersetzt werden könnte, ohne für Europa die grössten Verwicklungen hervorzurufen. Wenn in Syrien und Irak, wo die Bevölkerung weit unruhiger, fanatischer und kriegerischer ist als die Aegypter, bis jetzt die vollste Ruhe herrscht, während in Aegypten der blutigste Aufstand wüthet, so kann man doch nicht verkennen, daß die türkische Regierung es versteht Ordnung zu halten. Wer die Wichtigkeit der europäischen Handelsbeziehungen in der Levante kennt, wird nicht zögern, zuzugestehen, von welcher Bedeutung dies für Europa ist.

Die Türkei hat sich aus der letzten großen Katastrophe eine treffliche, streng disziplinirte Armee gerettet und hiermit ist, besonders für eine orientalische Regierung, der feste Punkt gegeben, von dem sie den Hebel ansetzen kann, um sich aufs neue von innen heraus zu kräftigen, indem sie ihre Administration, ihre Finanzwirthschaft, ihre Rechtspflege mit Hülfe Europas neu gestaltet und sich

hierdurch in die Lage versetzt, wirklich für den Orient eine Kulturmission zu erfüllen. Noch immer ist es hierfür nicht zu spät; aber bald!

Doch sie muß mit den alten fanatischen Vorurtheilen brechen und ein für alle Mal den düsteren Wegen des Panislamismus entsagen. Der Chalife muß verschwinden, um dem weltlichen Herrscher Platz zu machen.

Fatime.

Erzählung nach dem Arabischen

von

B. Aba.

I.

Am äußersten Rande des Dorfes Galiup stand das Haus des Grundbesitzers Hasan Bej, eines reichen Türken.

Es steht nicht mehr dort.

Ein großer Brand zu Ende der fünfziger Jahre hat es von Grund aus zerstört. Chalil Agha, der Eunuche, trug Sitti Gulsun, Hasans erste Frau, auf dem Rücken aus den wie Zunder brennenden Haremsgemächern, deren mit Muscharabijes vergitterte Fenster in den hinter dem Hause befindlichen Obstgarten gingen: Saida und Mergâna, die schwarzen Sklavinnen, schleppten Hasans junge Söhne Feizi und Tusun, die ihrer Sorgfalt anvertraut waren, mit Gewalt hinaus auf die Gasse, die anderen Frauen und Diener rafften noch zusammen, was sie in der Verwirrung erhaschen konnten und drängten schreiend und klagend hinaus durch das schmale Hausthor, während der Sais Ibrahim die Stricke der immerhin edlen Pferde abschnitt und diese mit Peitschenhieben in den Vorhof trieb, aus dem die Büffel, aufgeschreckt durch des Feuers Glanz und das laute Jammern, das Weite suchten.

Der Gutsverwalter Hasein Effendi, der Ortsvorstand Scheich Omar, der Geistliche Scheich Abdelghaffâr, die Wasserträger — alle kamen zu spät.

In rasender Eile ergriff der Brand den ganzen alten Holzbau, lichterloh stand er in Flammen und krachend stürzte das Gebälke in sich zusammen.

El Kadâ. —

Gegenüber Hasans Hause, auf der anderen Seite der schmalen Straße, lag der Vorgarten Asisis, der Hasan diente. In diesem Vorgarten saß Sitti Gulsun auf dem nackten Boden und blickte in die hellaufsprühende Lohe; um sie herum lagen die anderen Frauen Hasans und heulten und mehr als Alle heulte die schwarze Mergâna, welche die schreienden Knaben umschlungen hielt, als fürchtete sie, daß der Brand ihr dieselben entreißen könnte.

Niemand hörte auf Scheich Abdelghaffâr, der die Weiber ermahnte, sie sollten sich in el Kadâ — in das Geschick — ergeben.

Lautlos standen die Männer des Dorfes, die Fellahs um die Gruppe der Betroffenen und lautlaus stand in ihrer Mitte Hasan, der die Perlen seines Rosenkranzes langsam durch seine Finger gleiten ließ.

Da schrie Sitti Gulsun plötzlich auf: „Fatime — Fatime!“

Wie ein elektrischer Schlag gings durch die Leute; Alle riefen: „Fatime! Wo bist Du? Wo ist Fatime? Fatime! Fatime!“

Es erfolgte keine Antwort.

Nun löste sich der ganze Knäuel auf; rechts und links rannten sie um die Brandstätte herum und riefen: „Fatime!“

Der Vater, die Scheichs, die Sklavinnen und Knechte, die Fellahs suchten sie im Garten, auf den Feldern, auf der Weide, in allen Dorfstraßen und Häusern. Vergeblich. Fatime war nicht zu finden.

Verbrannt!

Am zweiten Tage, als die Brandstätte mit Wasser begossen und die Gluth gelöscht war, grub man nach; nur im Stalle der Gazellen fand man Knochenreste, dorthin mochte sich Fatime geflüchtet haben!

Hasan ließ die Gruben zuwerfen, bildete aus der Brandstätte einen großen Hügel, setzte einen Grabstein darauf und zog ans andere Ende des Dorfes, wo er angelehnt an seinen Palmengarten, ein neues Haus erbaute.

Hasan ergab sich in das Geschick. Nach und nach verblasste Fatimens Bild, aber vergessen konnte das schlanke gazellenäugige Mädchen Niemand, der es je gesehen!

El Kadâ!

II.

Zehn Jahre waren seit dem Brandunglücke verflossen. Hasan ging gebückt einher, tief herab hing ihm der weiße Bart und der Rosenkranz lief durch abgemagerte, braune Finger.

Dagegen waren seine Söhne Feizi Bej und Tusun Bej zu kräftigen, schönen Männern herangewachsen. An der Gameh el Azhar hatten sie ihre Studien gemacht.

Tusun lebte beim Vater auf dem Gute, dessen Leitung ihm übertragen war. Er kleidete sich nach arabischer Sitte. Seine Lieblingsfarbe war ein helles Kaffebraun und um den Tarbusch schlang er ein farbiges Seidentuch. So konnte man ihn auf seinem edlen, wohlrasirten, weißen Esel reiten sehen, wenn er die Baumwollfelder besuchte, oder mit dem Sperber jagte, oder seinen Bruder Feizi Bej in Kairo besuchte.

Feizi Bej widmete sich dem Dienste seines Effendi, des Khedive; er war bestimmt, der Agentur zugetheilt zu werden, welche der egyptische Vizekönig bei seinem Souverain, dem Padischah zu Konstantinopel hält.

Natürlich trug Feizi Bej die schwarze Stambulina und lackirte Stiefeletten, so tragen sich ja alle Neutürken und türkischen Diplomaten.

War Tusun der echte Moslim, der den Gesetzen des Koran streng gehorchte und der Väter — des Vaters Sitte genau folgte, so nahm es Feizi in beiden Richtungen leichter. Er lebte zumeist in Gesellschaft der Kairier Fremdenkolonien, verachtete den Wein nicht, hielt schöne Pferde und lernte den Hof zu machen, als wäre er in Paris erzogen worden, wohin ihn Hasan wohl hatte reisen lassen, damit er die Sprache erlerne, welche für seine Laufbahn unentbehrlich war, wo er jedoch nebst der Sprache auch lernte, wie man dem Gelde Flügel verschafft, damit es die Tasche recht schnell verlassen könne. Nach Verlauf eines halben Jahres war Feizi Bej aus Paris zurückgekehrt und damals liefen die ersten Wechsel ein, die Feizi auf seinen Bruder ausgestellt hatte.

Da gab es Mißhelligkeiten zwischen den beiden Brüdern, aber der Vater glich diese aus, zahlte die Schulden und beschwichtigte den aufbrausenden Tusun damit, daß er ihm sagte: „Noch immer besser, als Feizi wäre verbrannt, wie Fatime. —"

Das hinderte jedoch nicht, daß der Vater den Sohn zur Ordnung ermahnte und ihn ernstlich bat, seines Hauses würdig zu leben! Feizi hatte auf solche Reden stets dieselbe Antwort: der Vater möge ihm verzeihen, die Welt habe sich sehr stark geändert, er müsse mit den Konsulaten und Fremden verkehren, das bringe seine Laufbahn mit sich und ohne Geldaufwand gehe dies nicht ab; der Aufwand jedoch würde sich bald lohnen, in nächster Nähe schon sehe er der Anstellung und guten Bezahlung entgegen.

Diese Anstellung und Bezahlung aber ließen länger auf sich warten, als Feizi gedacht hatte, während das Leben in Egypten sich allerdings sehr änderte und der Luxus in Kairo ganz gewaltig stieg.

Lesseps grub den Kanal, der Europa an Indien näherrücken musste; die Arbeit war ihrer Vollendung nahe. Ismael Pascha, der erbliche Khedive des Pharaonenlandes, der Mann des europäischen Geschmackes, der Selbstherrscher par excellence aber baute seine Residenzstadt förmlich um. Er hatte sich Hausmann zu Muster genommen. Auf der, einer Pußtalandschaft nicht unähnlichen Hauptpromenade entstand eine neue Stadt, nach ihrem Schöpfer Ismailia genannt, dort baute er seine Paläste für sich und seine Günstlinge und diese bauten wieder für ihre Günstlinge Paläste und an die Fremden verschenkte er Bauplätze, damit auch diese sich Paläste und Gärten errichteten.

Durch die alte Stadt sprengte er Boulevards à la Sebastopol; die ganze Stadt aber versorgte er mit destillirtem Nilwasser; durchs Land zog er Eisenbahnen, raffinirte Zucker, kaufte Dampfer — und nahm Geld zu allen Preisen auf und wurde selbst reich dabei und machte Alle reich, die ihm halfen und ihm schmeichelten.

Immer stärker wurde der Andrang Unternehmungslustiger, Abenteurer männlichen und weiblichen Geschlechts, immer höher pulsirte das Leben, immer schneller zirkulirte das Geld, von Tag zu Tag stieg der Luxus.

Der junge elegante Diplomat in spe musste natürlich mitmachen, was Fortschritt und Mode verlangten, sein Coupée gehörte zu den schönsten Kairos,

seine arabischen Diners sammelten die Fremden, seine französischen die Einheimischen in seinem Hause, er sprach arabisch so schön wie seine Mutter, französisch so gut wie ein Pariser und als Ismael ihn deshalb auf einem Hoffeste besonders belobte und ihm zurief „vous ferez votre chemin," da schwoll ihm der Kamm noch höher und er machte Madame Wanda, die für Ismaels Geliebte galt, und eine pariser Russin war, offen den Hof.

Bald lag er ganz in ihren Banden. Wanda war aber auch so graziös, so lustig und geistreich, sie spielte so reizend die Polka, sang so pikante Chansonetten, kutschirte ihr Gespann so vollendet durch die Schubra, daß sie selbst erfahrenere Lebemänner, als es Feizi Bej war, unwiderstehlich anzog.

Wanda bewohnte ein neues Haus der neuen Stadt Ismailia, das in Mitte eines tropischen Gartens stand. Bananen bildeten die Hecken, Kaktus und Aloen blühten in dem Erker, Gruppen von Palmen standen vor dem Hause und weitzweigige Riesenakazien hinter demselben.

Das Atelier Parvis hatte ihr das Haus arabisch montirt, Feizi Bej war ihr Rathgeber und verschaffte ihr jene vortrefflichen Diener, die in langen Seidentalaren schweigend und geschickt ihres Amtes walteten, als wären sie Chinesen. Auch den verschmitzten Griechen Chawagu Dimitri, seinen Bankier, führte er Wanda zu, der ihr die Geldgeschäfte zwischen Paris und Kairo vermittelte und dazu die ottomanische Bank benutzte, wofür der brave Mann nicht mehr als dreizehn Prozente aufrechnete. Aber Wanda war reich, was kümmerten sie hohe Prozente, sie wollte nur groß leben und lebte auch groß, echt egyptisch und deshalb sammelte ihr Salon auch die ganze egyptische Welt.

Es dauerte nicht lange und schon hieß es, Feizi Bej würde die französische Russin zur Frau nehmen, selbst der Chedive spielte darauf an; Wanda lachte zwar, als man sie darob interpellirte, aber sie erklärte zugleich, daß sie sich aus ihrer Religion gar nichts mache und ce petit gras Feizi überaus liebe.

Da zur selben Zeit wieder Wechsel Feizis auf dem Markte erschienen, welche Herr Chawagu zu vertreiben hatte, so konnte es nicht anders kommen, als daß man sich erzählte, Feizi Bej bestreite Wanda's Luxus und hinzufügte, daß diese dépense weit über des alten Hasan Kräfte ginge.

Natürlich erfuhr Tusun diese Gerüchte, theilte sie dem Vater mit und erhielt den Auftrag, nach Kairo zu gehen, den Stand der Dinge zu eruiren und ihm darüber Bericht zu erstatten.

Tusun legte sein kaffeebraunes Kleid an, bestieg den weißen Esel und nahm den Gutsverwalter Hasanein Effendi mit sich in die Stadt, da er von diesem wusste, daß er Verbindungen mit der Kairiner Polizei hatte, die ihm von Nutzen sein konnten. Um möglichst unbemerkt in die Hauptstadt zu gelangen, ritten sie von Galiup zum Barrage des Nil über die Brücke hinüber und am linken Ufer stromaufwärts bis zur Brücke Kasr-el-Nil, wo sie links abkehrten und in Galopp dem Kastell zujagten. Bald hatten sie die alte Stadt erreicht. Im Hause Jusuf Effendi's, eines Freundes Hasaneins, stiegen sie ab. Jusuf Effendi war Pferde-

händler. Von ihm erfuhr Tusun, daß Feizi Bej erst vor etlichen Tagen ein arabisches Vollblutpferd für Madam Wanda um 500 türkische Pfund erstanden habe.

„Hat er Dich gezahlt?" fragte Tusun Bej; Jusuf antwortete bejahend und zog ein Blatt Papier aus seinem weiten Kleide; „er gab mir diesen Wechsel," sagte er.

Tusun besichtigte das Papier genau und gab es Jusuf zurück. „Das ist kein Wechsel," sagte er, „sondern ein Check, er trägt auch Wanda's Unterschrift;" sie gingen hierauf in das arabische Kaffeehaus an der Ecke der Muskie, wo sie Domino spielten und Limonade tranken.

Es mochte schon 9 Uhr Abends sein; der Mond leuchtete hell über die Esbekieh und je lichter dieser Platz erschien, desto dunkler wurden die schmalen Gassen der alten Stadt.

Da lenkte plötzlich eine Kavalkade von mehr als zwanzig Reitern und Reiterinnen die Aufmerksamkeit der Passanten auf sich. Theils zu Pferde, theils zu Esel ritten sie im schärfsten Tempo über den Platz, ihnen voran rannte der Sais, hintennach kamen lachend und schreiend die Eselbuben — na rigleh hörte man sie rufen — habt Acht auf die Füße — und schweigend wich die Masse nach rechts und links aus und bald war die Reitertruppe verschwunden in der engen finsteren Hauptader Alt-Kairo's, in welche kein Strahl des Mondlichts dringen konnte, denn Bretterdächer und Tuchzelte schützen sie vor der Gewalt der egyptischen Sonne und vor des Mondes Licht.

„Eben ritt Dein Bruder vorüber," sagte Jusuf Effendi zu Tusun Bej, der gerade seine Steine kontrollirte, „er reitet mit den Europäern zu den Gräbern der Chalifen!" Tusun sah einen Augenblick auf — aber setzte sogleich sein Spiel fort. Als dieses beendet war, hörte er noch kurze Zeit der arabischen Musik zu und nachdem er einen verächtlichen Blick auf die Schaar vermummter Frauen geworfen, welche neben der klimpernden und schreienden Bande Platz genommen und große Gläser warmen Bieres vor sich stehen hatten, gingen sie in Jusuf's Haus zum Schlafe.

III.

Zeitlich früh am nächsten Morgen ging der Vekil Hasanein Effendi zu seinem Freunde, dem Polizeiinspektor, um zu erfahren, wie Feizi lebe, aber der Inspektor wusste kaum mehr, als daß Madam Wanda eine sehr freigebige Dame sei, welche mit Bakschisch nie karge und ihre Dienstleute prächtig leben mache; Feizi Bej aber sei eben der Sohn des reichen Hasan Bej, der zur jeune Turquie gehöre und beim Khedive überaus in Gnaden stehe.

Tusun wusste nur zu gut, daß die Gnade des Vicekönigs der beste Freibrief sei, den ein leichtlebiger junger Mann nur benutzen dürfte, um seiner Phantasie den weitesten Spielraum zu verschaffen; deshalb musste er auf andere Wege denken, sich zu informiren; Chawagu Dimitri, die ottomanische Bank, alte Schulgenossen schwebten ihm vor; nichts schien ihm entsprechend; alles aber gefährlich für die Ehre seines Hauses. Er entschloß sich daher zu Feizi selbst zu gehen. Er bestieg seinen weißen Esel, ritt in die Jsmailia, band das Thier an das Eisen-

gitter des Vorgartens und trat in die Wohnung seines Bruders ein. Es war eben 12 Uhr europäischer Zeit vorüber. Selman, Feizis Diener, lag im Vorzimmer auf dem Boden, tief in wollene Decken gehüllt. Er schlief. Tusun gab ihm einen Stoß mit dem Fuße, worauf er erwachte und Tusun befremdet anschaute.

„Warum schläfst Du noch, Du Faulpelz?“ fragte Tusun.

Selman erhob sich langsam und sagte: „Mein Herr schläft ja auch, er braucht mich jetzt nicht, warum soll ich nicht schlafen?“ „So wecke den Herrn;“ antwortete Tusun mürrisch. „Laßt ihn schlafen, er ist erst nach Sonnenaufgang heimgekehrt, er bedarf des Schlafes!“ sagte Selman.

Da ging Tusun gerade auf die Thüre von Feizi's Schlafgemach los; Selman stellte sich vor dieselbe und wehrte Tusun den Eintritt. Tusun aber warf ihn zur Seite und trat in das, durch schwere Vorhänge ganz verfinsterte Zimmer. Feizi lag in tiefem Schlafe. Tusun zog die Vorhänge auf, rüttelte seinen Bruder bis er erwachte und vor ihm stehend sagte er ihm, daß ihn der Vater geschickt habe.

Noch ganz schlaftrunken, auf den rechten Arm gestützt, fragte Feizi, was der Vater von ihm wolle?

„Er will wissen, ob es wahr ist, daß Du neue Schulden gemacht hast, ob es wahr ist, daß Du Deinen Glauben abschwörst, ob es wahr ist, daß Du eine Christin, welche die Geliebte des Khedive ist, heirathen willst oder ob es wahr ist — —

Feizi hatte sich die Augen gerieben und obwohl er des schweren Schlafes, welcher der durchwachten Nacht gefolgt war, nicht recht Herr werden konnte, so unterbrach er jetzt doch die Rede seines Bruders und aus dem Bette steigend, sagte er: „Unsinn, nichts als Unsinn; wer doch solche Fabeln dem Vater erzählt! Eben gestern bin ich Sekretär der Agentie in Stambul geworden und heute Nachts im Hotel du Nil feierten die Europäer meine Bestallung. Schulden? Nicht der Rede werth, keine hundert Pfund und Christ werden! Ich! Tusun!! Ich! — sehe ich aus wie ein Gjaur! Ich weiß, Ihr meint Madame Wanda — sie hat heute Nachts einen gewaltigen Stoß erhalten; eine neue Europäerin, Madame Claribel, ist erschienen, gestern angelangt; Du solltest sie sehen, Freund! Das schönste Weib der Erde! —“

Tusun blieb schweigend stehen, Feizi steckte die dicken Füße in rothe Schnabelschuhe, zog einen langen grünseidnen Schlafrock an und drehte sich eine Cigarette, worauf er die silberne Tabakbüchse Tusun gab, welcher dem Beispiele seines Bruders folgte.

Feizi nahm hierauf den Bruder am Arme und führte ihn in den Salon, in welchem fränkische Möbel von hellgelber Seide standen; er klatschte in die Hände und Selman brachte Raki und Kaffee.

Feizi setzte sich mit unterschlagenen Beinen auf den Divan, rieb sich die vom Tabaksaft etwas gebräunten Finger am gelben Seidenstoffe rein, während Tusun im Gemache auf und abging, nachdenkend, wie er die Strafpredigt ein-

leiten sollte, welche er seinem Bruder zu halten sich vorgenommen hatte. Die Mittheilung Feizi's, er sei Sekretär in Stambul geworden, stimmte ihn an sich schon milder und als ihm Feizi weiter mittheilte, daß er 6000 Frcs. Gehalt und fast ebensoviel an Nebenbezügen erhalte, daß er den Khedive auf seiner Reise nach Europa zu begleiten das Glück habe, da schien Tusun nahezu entwaffnet.

Feizi schilderte ihm dann in gutmüthiger Weise sein Verhältniß zur fremden Kolonie, zu den Diplomaten, wie er das Konsularkorps nannte und zu Madame Wanda, deren Geist und Unterhaltungsgabe er nicht genug preisen konnte, während ihre Schönheit weit hinter jener des neuerschienenen Sternes, hinter Claribel, der italienischen Frau eines französischen Ingenieurs, zurückstand. „Du solltest diese Weiber doch kennen lernen," sagte Feizi im Laufe des Gespräches; „es sind dies andere Frauen als die unseren, sie kennen die Welt, sie sprechen schön, gut, geistreich und witzig über Alles, sie bringen Leben in die Gesellschaft — komm doch ich führe Dich zu ihnen."

„Es ist ein sittenloses Leben, das Ihr führet, ein Leben gegen das Gesetz," antwortete Tusun; „schlecht genug, daß Du es führst, ich will von diesen Weibern nichts wissen; sage mir aber Deinen Schuldenstand, ich werde für Dich zahlen."

Feizi zählte ihm an den Fingern her, wie viel und wem er schuldig war, Tusun legte ihm den Geldbetrag auf den Tisch und ermahnte ihn, das Großthun nun zu lassen, da selbst seine schönen Bezüge nicht ausreichen würden, wenn er sich gewöhne, dieselben im Dienste leichtsinniger europäischer Frauen zu verwenden und da des Vaters Einkommen nicht genüge, um die Verschwendungen des jüngeren Sohnes zu gestatten.

„Ich bin kein Verschwender," antwortete Feizi, „ich werde mit meinem Einkommen in Stambul ausreichen, — in Kairo aber musste ich mit den Anderen halten — thuen nicht hier Alle groß?"

„Trenne Dich von ihnen, sagt das Gesetz," fiel Tusun ein, „später werden auch sie ihre Thorheit einsehen."

„So nimm doch die Dinge nicht von der herbsten Seite," sagte Feizi ungeduldig — „es ist uns nicht verboten das Leben zu genießen, auch Ihr sollt theilnehmen an den großen Fortschritten, die Egypten unter Ismail Pascha gemacht hat und täglich macht; Du aber, Tusun, sollst auch mit den Europäern leben! Sieh Dir doch diese prachtvollen Frauen an, ich führe Dich gleich zu Wanda."

„Bleibe sitzen," sagte Tusun mürrisch, „Du kennst meinen Entschluß, ich gehe nicht."

„Dann bringe ich sie zu Dir," rief Feizi plötzlich; „ja ich bringe die Frauen zu Euch; heute Nacht wurde ein Ausflug zum Barrage verabredet, von dort führe ich die kleine Gesellschaft nach Galiup. Wanda wünscht schon lange ein türkisches Haus zu sehen — Du hast doch nichts dagegen?"

„Ich werde es dem Vater sagen," erwiderte Tusun und nachdem Feizi versprochen hatte, Tag und Stunde des Besuches noch bekannt zu geben, trennten sich die Brüder. Tusun ritt nach Hause, Feizi machte Toilette und fuhr zu Madame Wanda.

IV.

Feizi Beys Vorschlag wurde von Wanda mit Jubel aufgenommen. Sie nahm ein Blatt Papier zur Hand, um die Theilnehmer darauf zu schreiben; „Außer mir," sagte sie, „soll keine Frau dabei sein; ich will allein herrschen; ein großes Segelboot will ich haben und ganz schwarze arabische Schiffsleute und ein arabisches Diner bei Deinem Vater! wie lustig!" dabei schrieb sie die Namen von einigen jungen Herren der Konsulatsbranche auf, von denen sie wusste, daß sie große Jäger waren, denn sie würde selbst ihr Gewehr mitbringen und wolle selbst Enten und Pelikane schießen und dann dachte sie nach, ob auch der ältliche Generalkonsul gerufen werden solle, den sie so gerne bei der Nase herumführte, weil er sich einbildete, daß alle Frauen in ihn verliebt seien, als Feizi die Meinung aussprach, daß dieser Herr jedenfalls zu laden sei, weil sein goldbordirter Cavaß das größte Ansehen genieße, daß aber ihm zu Ehren auch Herr Laferre mit seiner Gattin Claribel gerufen werden sollte, da die letzte Nacht im Hôtel gezeigt habe, welchen großen Eindruck ihm diese schöne Frau gemacht habe.

Nach einigen Einwendungen gab Wanda nach und bat ihren petit, gras Feizi nun sogleich an die Arbeit zu gehen, er könne auf ihre ganze Dankbarkeit von vornherein rechnen.

Feizi ging auch sogleich an die Arbeit, denn ein Grund zur Verschiebung bestand ja überhaupt nicht, wohl aber musste er selbst gefasst sein, jeden Tag die Reise nach Europa antreten zu können, welche Ismael Pascha dahin zu unternehmen entschlossen war, um alle Fürsten des Kontinentes zur Eröffnung des Suezkanals zu laden.

Alle Theilnehmer sagten zu, die Kähne und schwarzen Araber waren bestellt, das Hotel du Nil lieferte ein exquisites Déjeuner à la fourchette, und Tusun erhielt die Nachricht, daß schon am nächsten Tage die Gastfreundschaft des Vaters in Anspruch genommen werden würde; Tusun solle die nöthige Anzahl Reitthiere gegen 3 Uhr des Morgens an den Barrage schicken, damit kein Aufenthalt entstände.

Schon um 6 Uhr des nächsten Morgens standen die Wagen vor den Thoren der Geladenen. Die Ismailia lag noch in tiefem Schlafe; nur hier und da krähte ein Hahn, bellte ein Hund oder schrie ein Esel dem Tage seinen Morgengruß zu; hier und da öffnete eine schwarze Sklavin die Jalousien, um frische Luft in die heißen Gemächer einzulassen, sonst war es still und sonnig. Vom Nil herüber aber wehte ein kühles Lüftchen, das die heimischen Kutscher nöthigte, ihre Köpfe in warme Tücher einzuschlagen, denn bei + 18° Reaumur friert der Aegypter.

Man fuhr nach Bulâk, wo die Kähne standen, die Feizi bestellt hatte und wo der Cavaß wartete, um die hohe Gesellschaft zu empfangen.

Eine große Zahl khedivischer Dampfboote lag unbeschäftigt am Ufer; Dahabyien standen da, bereit zur Reise nach Oberegypten, aus der nahen Kaserne waren etliche Soldaten herabgestiegen zum Ufer, sie wuschen sich und beteten ihr Morgengebet; arabische Schiffer lagen in ihren Kähnen, tief eingehüllt in Mäntel

und Decken; ein leichter Nebel lag über dem trägen, gelben Wasser des Nils, von dessen beiden Ufern die Paläste von Gesireh und die blattgekrönten Häupter der Dattelpalmen wie zerfließende Bilder herüberblickten.

Wanda und der Konsul waren die ersten, welche ankamen. Sie wählte das größere Boot und die dunkelsten Schiffsleute; dann kamen die jungen Herren; Feizi brachte in seinem Wagen die Zwerchsäcke mit den Lebensmitteln, die er sammt 3 oder 4 Dienern in das kleinere Boot nahm, und als zuletzt Laferre mit Claribel ankam, war eben noch ein Platz in diesem Boote übrig, den sich Claribel auswählte, während auch Laferre den größeren Kahn besteigen musste. Es erhoben sich zwar Einwendungen gegen diese Vertheilung, aber Feizi behauptete, daß er seine Diener bei sich haben müsse und schnitt zuletzt jede Diskussion dadurch ab, daß er den Bootsleuten befahl abzustoßen. Beide Schiffe zogen sich gegen das linke Ufer zu, um die Strömung zu gewinnen.

Bald hatten sie diese erreicht, da befahl Feizi seinem Steuermanne, der zusammengekauert am Ruder saß, er solle das erste Schiff überholen.

„Nicht doch!“ fiel Claribel ein, „ich will, daß unser Schiffchen unmittelbar hinter dem andern bleibe!“ „Sie sprechen arabisch?“ fragte Feizi Bej hocherstaunt; „das ist eine große Seltenheit bei europäischen Damen, und Sie sprechen sehr schön arabisch, wo haben Sie diese Sprache gelernt?“

„Ich lebte lange Zeit in Algier,“ antwortete Claribel, „wo mein Gatte angestellt war; Sie wissen, daß er Ingenieur ist und jetzt mit Lesseps arbeitet; mein Mann spricht sehr gut arabisch,“ fuhr Claribel fort, „vor Jahren schon war er in Egypten — in Ober-Egypten, wo er Raffinerien einrichtete; daher kommt es, daß wir arabisch verstehen!

Das erste Boot fuhr höchst unregelmäßig. Einmal befahl Madame Wanda zu stoppen, weil sie den langen Zug von Kameelen besehen wollte, der schwere Baumwollenballen zum Barrage beförderte, wo sie auf Schiffe geladen werden, um nach Alexandrien zu gelangen; ein ander Mal wieder waren Enten, Ibisse oder Kraniche in Sicht, auf welche sie und die jungen Herren ihre Hinterlader abfeuern mussten; dann zogen Wildgänse, Flamingos oder Pelikane hoch über den Häuptern der Fahrenden hin, die dann doch auch beschossen werden mussten; kurz die Ruderer hatten gar oft zu ruhen, oder rückwärts zu schlagen und die Bitte Feizis, Claribel möge gestatten, daß sein Schiff die Führung übernehme, schlug diese stets kurzweg ab.

Nun wendete sich Feizi Bej an die Insassen des ersten Bootes mit der Bitte, sie sollten sich sputen, da der Weg weit sei; aber Wanda rief zurück, Feizi solle nicht ihr Vergnügen stören, sondern vielmehr trachten seine Nachbarin zu unterhalten. „Lassen wir sie,“ sagte Claribel, „unterhalten Sie mich immerhin!“

„Wir kommen sicher zu spät nach Galiup, wo mein Vater uns erwartet,“ antwortete Feizi Bey indem er seine Taschenuhr zu Rathe zog; „es ist 10 Uhr vorüber und wir haben noch nicht den dritten Theil des Weges zurückgelegt.“ Nochmals ermahnte er das erste Bot zur Eile; aber Wanda antwortete blos mit Lachen;

sie schoß eben selbst auf einen Wasserschnepf, der nach dem Schusse sich lustig erhob und davonflog.

„Erzählen Sie mir von Ihrer Familie!“ sagte Claribel, „damit ich sie kenne, wenn ich bei ihr eintreffe.“

Feizi erzählte von dem Verluste seiner Schwester, deren Bild ihm gänzlich entschwunden sei; von dem gewaltigen Eindrucke, den dieses schreckliche Ereigniß auf Vater und Mutter gemacht habe, von seinem Bruder Tusun, welcher ganz der alttürkischen Richtung angehöre und alle Reformen verachte, alle Reformer aber hasse und eben wollte er auf Claribels Bitte die Geschichte des Brandes erzählen, als der erste Kahn an einer langen Düne landete, die sich längs dem rechten Ufer des Nils hinzog, wo die jungen Herren ganze Schaaren Enten und Flamingos durch ihre Schüsse aufgescheucht hatten und jetzt zu Dutzenden das Federwild aufsammelten, das ihrer Jagdwuth zum Opfer gefallen war.

Madame Wanda rief nach einem Frühstücke und ihre Wünsche waren Befehl. Die Gesellschaft lagerte sich im gelben Sande, die Diener spannten ein Zelt über sie auf, Feizi zerlegte kaltes Huhn und Lammsbraten, vertheilte die winzigen Eier egyptischer Hühner, goß Bordeaux und Champagner in die Becher aus Silber und bald war die ganze Gesellschaft in heiterster Stimmung, selbst die Bootsleute wurden gesprächig, denn auch ihnen hatte man Wein gegeben, auch sie waren schon beleckt von Ismaels Civilisation. Es half nichts, daß Feizi um Fortsetzung der Fahrt bat. Zum Kaffee und zur Cigarrette gehörte Kef; man legte sich noch recht bequem in den weichen Sand und ruhte aus. Die Novembersonne lag schwer auf der breiten Wasserfläche, die sie gleich einem Brennspiegel zurückstrahlte; halb bläulich, halb goldgelb wölbte sich der Himmel über dem weiten Bilde; nicht der kleinste Hügel begrenzte die Aussicht; wie Schattenrisse hoben sich die Erdhütten der Dörfer vom Firmamente ab, zogen Kameele am Horizonte vorbei, flogen Schaaren von Wasserwild aller Art in Haufen, in langen Reihen auf und ab, kreisten Fischgeier in hoher Luft.

Wanda kam fast in Verzückung, sie überhäufte Feizi mit Danksagungen; sie erhob Egypten in den Himmel und kam in ihrem Redeflusse auf die egyptischen Frauen zu sprechen, die sie aus dem tiefsten ihrer Seele bedauerte, da sie gleich Gefangenen gehalten seien; „noch gestern,“ sagte sie, „war ich bei den Weibern des Prinzen — wie heißt er doch? — doch der Name thut nichts zur Sache; sie strotzten von groteskem Geschmeide, aber sie sind nigaud — ganz unglaublich nigaud; ich aber erzählte ihnen, wie wir leben und rieth ihnen Revolution zu machen, davon zu laufen; ich hoffe, sie haben meine Lehren verstanden, aber sie aßen immerfort Sorbett und rauchten Nargilehs!“

Die Diener hatten die Geräthe verpackt und hoben das Zelt ab; jetzt musste auch Wanda sich entschließen, ihr goldenes Plätzchen zu verlassen, sie hängte sich an Feizis Arm, zog ihn zu sich ins Boot und fragte ihn leise, wer diese Claribel sei, denn sie gleiche der Sphinx und ob seine Liebe sich von ihr schon ab und jener Sphinx zugewendet habe?

Aber Feizi antwortete nicht, er ordnete schnelle Fahrt an, da es schon

3 Uhr geworden war und das Kef setzte sich während der Fahrt fort, so daß kaum Zeit übrig blieb den Barrage zu betrachten, sondern in Om Dimas gleich die Esel bestiegen wurden, um querfeldein über die Dämme nach Galiup zu reiten, wo die Gesellschaft erst um 5 Uhr anlangte.

Hasan Bej stand vor dem Thor, grüßte seine Gäste, und führte sie in den Speisesaal, wo Tusun ihrer harrte.

V.

Schon um 6 Uhr trifft in Galiup der Alexandriner Eisenbahnzug ein, mit welchem die Gesellschaft nach Kairo zurückkehren musste, wollte sie überhaupt an diesem Tage noch heimkehren. Feizi trieb deshalb zur Eile und auch Wanda that das Gleiche, denn sie hatte vom Khedive eine Karte zur Probe vor Aida erhalten. Diese Probe durfte Wanda nicht versäumen.

Auf weiche Tabourets setzten sich die Gäste um niedere Tische, die Diener brachten vorerst Waschbecken, dann große Schüsseln duftenden Pilafs, dann Hammelbraten und kalekutisches Huhn, Honigkuchen, süße Datteln und Melonen in rascher Folge.

Claribel saß neben Hasan, der sich nicht genug wundern konnte, wie geläufig und schön sich seine Nachbarin in der arabischen Sprache ausdrücke und aufmerksam zuhörte, als ihm Claribel von Algier und Tunis erzählte; Wanda aber trieb zum Schlusse und bat Feizi, sie in den Harem zu führen, da sie die Hausfrau begrüßen müsste! Sie lud auch Claribel ein, mit ihr zu kommen und Chalil Agha, der Eunuche führte die Damen hinüber über den breiten Hof, in welchem sich Hausgeflügel herumtrieb und zahme Gazellen in hohen Sprüngen sich ergötzend flüchteten.

Hasan stand sinnend am Thore des Wohnhauses und sah den Damen nach, die nur kurze Zeit im Frauentrakte weilten.

Von Sitti Gulsun begleitet, traten sie aus den Haremsgemächern heraus. Claribel hatte den Schleier über das Gesicht gezogen. Sitti Gulsun führte die Frauen bis zum Eingange in das Wohnhaus, wo Hassan ihnen für den Besuch dankte und sie Tusun übergab, damit er die Gesellschaft zur Bahnstation geleite. Tusun trat sein Amt an und jetzt flüsterte Sitti Gulsun ihrem Manne ins Ohr: „Beschütze mich Allah, diese ist Fatime, und sie ist keine Andere."

Hasan nickte mit dem Kopfe, und zog Sitti Gulsun nach sich in den Palmenhain, wo die Frau über List und Betrug Hände ringend jammerte und Gottes Rache herabrief über den Verführer ihrer Tochter. Hasan aber suchte sie zu beruhigen „für mich," sagte er, „ist Fatime todt, ihr neues Leben kann in mir nicht erwachen. El Kadâ! —"

Tusun aber führte die Gesellschaft zur Bahn und als er Abschied nahm, warf er Claribel einen brennend heißen Blick zu, worüber sie heftig erschrak und sich in den Winkel des Waggons, so tief sie konnte, zurückwarf.

VI.

Claribel war wirklich Fatime. Vom Gerüste des Fabriksbaues aus hatte

Laferre das Mädchen zuerst bemerkt. Es spielte mit den Gazellen. Er holte sich das Fernglas und betrachtete genau das schöne, schlanke, kaum zwölf Jahre alte Mädchen, das hochgewachsene, mit den blauen Ringen um die halbverschleierten Augen, mit dem braunen Teint und den kleinen, winzig kleinen Händen! Auch das Mädchen hatte den jungen Mann bemerkt, der unablässig durch das Rohr sie besah. Nun begann ein für beide Theile gefährliches Spiel; zuerst mit den Augen, dann mit den Händen, dann mit dem Munde. Jenseits der Gartenhecke verbarg sich Laferre und diesseits fand sich im Abenddunkel Fatime ein und als Mergâna dahinter kam, da bestach sie Laferre und jetzt standen beide unter dem Schutze der alten, schwarzen, häßlichen Sklavin.

Da brach der Brand aus; Laferre rettete das Mädchen aus den Flammen und mehr unbewußt, als absichtlich trug er die Ohnmächtige in seine Wohnung und wieder mehr aus Furcht vor dem Fanatismus der Moslims als in klarer Absichtlichkeit brachte er das Mädchen nach Suez, wo sie auf einem der Arbeiterschiffe verborgen gehalten wurde, bis Laferre Gelegenheit gefunden, sie selbst nach Frankreich zu führen. Dort gab er sie in ein Erziehungsinstitut und als er nach Verlauf von fast zwei Jahren das Mädchen dort abholte, da war Fatime zur größten Schönheit erblüht.

Er nahm sie mit sich nach Algier, wo er angestellt wurde, sich Vermögen machte und jetzt nach Egypten zurückkehrte, um seinen Reichthum zu genießen, denn Egypten ist ja unwiderstehlich für Alle, die es je bewohnten.

„Freue Dich!“ sagte Laferre zu Claribel, „Du kommst in Dein Vaterland zurück!“ „Man wird mich erkennen,“ antwortete Claribel. „Unmöglich, mein Kind,“ sagte Laferre zu seiner Frau, „Du hast Dich ganz verändert. Du warst ein kleines, zartes Kind, als Du mit mir entflohst, jetzt bist Du eine stattliche Frau, Niemand wird Dich erkennen!“

Indeß, wenn auch Claribels Bedenken noch gewichtiger gewesen wären, ihre Sehnsucht nach dem Vaterlande, ja die geheime Hoffnung, unerkannt die Ihrigen wieder zu sehen, hätte ausgereicht, um das innere Widerstreben zu beschwichtigen.

Wie es kam, daß sie fast unmittelbar nach ihrer Ankunft in Egypten mit Feizi zusammentraf, hat man gesehen. Bald sprach man in Kairo von Niemandem, als von Claribel, deren egyptisches Gesicht ein wahres Naturspiel schien. Die Etymologen hatten es gleich heraus, daß Claribel kein italienischer, sondern ein Zigeunername sei und in dieser Weise war das Naturspiel ganz einfach erklärt; von jetzt hieß sie la belle bohémienne.

Laferre baute sich ein arabisches Haus und drinnen hauste seine prachtvolle Frau, die er mit allem Luxus umgab, mit egyptischen Luxus, der noch über den pariser hinausgreift.

VII.

Während Feizi mit seinem großmächtigen Ismael Pascha Europa bereiste, um die Fürsten zu laden, damit sie das Triumphfest, die Eröffnung des Suezkanals, durch ihre Gegenwart verherrlichen, damit sie durch ihre Anwesenheit die Größe des erblichen Herrschers Egyptens bezeugen; — während Laferre in rastloser

Thätigkeit an der Vollendung der Kanalbauten mitwirkte und deshalb fast immer von Kairo abwesend war, — stieg der Puls des Lebens in der Hauptstadt höher und höher. Ein wahres Fieber überfiel die gesammte Bewohnerschaft. Ismaels Anlehen gingen in alle Andern über; Egypten war kolossal reich und alle seine Bewohner waren es auch.

La belle Bohémienne fuhr in ihrer prächtigen englischen Equipage hinaus in die Schubra, wo hunderte von eleganten Wagen Parade machten. Läufer liefen vor ihrer Karosse. Diese blieben zurück am Eingange des Korsos und in majestätischem Trabe fuhr sie die Allee von Sykomoren und Nilakazien hinauf, die ein dichtes Dach, ein riesiges grünes Gewölbe bilden über diesem Prado.

Da kam eine herzige Ponnyéquipage — Wanda lenkte die Thiere selbst; sie gab ihnen die Peitsche und schoß vor Claribella vorbei, ihr einen leichten Gruß zunickend; aber Claribel bemerkte den Gruß nicht, denn an ihrer Seite ritt auf einem stolzen arabischen Schimmel, über dem kaffeebraunen Gewande mit einem langen Zobelpelz bekleidet, Tusun, im eifrigsten Gespräche mit Claribella begriffen.

Tusun war eine neue Erscheinung in der Schubra. Aber seit etlichen Wochen fehlte er nie beim Korso, ja er hatte sich sogar eine Wohnung in Kairo genommen; bei Claribella ging er ein und aus und in der Schubra wich er nicht von ihrer Seite.

Seit Tusun Claribel in des Vaters Hause gesehen, war er völlig verändert. Heftige Liebe zu Claribel war in ihm entbrannt. Seine leidenschaftliche Natur brach in volles Feuer aus — es war, als hätte er den Verstand verloren.

Schon etliche Tage nach dem Besuche Claribels im elterlichen Hause, erschien Tusun bei ihr; er brachte ihr des Vaters Dank und jenen der Mutter für ihr Erscheinen, obwohl weder Vater noch Mutter davon wussten, daß Tusun zu Claribel ging. Immer häufiger sprach er bei ihr vor und wie gesagt, endlich übersiedelte er förmlich nach Kairo und spielte in der vornehmen Welt der egyptischen Türken eine hervorragende Rolle. Es dauerte nicht lange und die ganze Gesellschaft sprach von dem Verhältnisse, das die Bohémienne mit Tusun Bej angeknüpft.

Laferre, gewarnt, lachte darüber; der alte Hasan hiervon unterrichtet, sprach mit seinem Sohne von dem ihm zugekommenen Gerüchte; aber Tusun lehnte kurz jede Beeinflussung ab und als Hasan Claribel eine Betrügerin nannte, erboste Tusun und mied das väterliche Haus vollends.

Claribel sah es Anfangs gern, daß ihr Bruder, daß ihre beiden Brüder ihr so nahe getreten waren, sie freute sich unerkannt, ihrer Familie angeschlossen zu sein, aber nur zu bald erkannte sie, was Tusun zu ihr brachte.

Sie that daher alles Mögliche, um von Tusun Bej nie allein getroffen zu werden und so kam es, daß Tusun auch nie Gelegenheit fand, ihr seine Liebe zu gestehen.

Erst als Feizi in gehobenster Stimmung zurückgekehrt, wieder die Leitung

der Vergnügungen übernommen hatte, bot sich Tusun ein Anlaß dar, die Schranken zu durchbrechen.

Ein Ausflug in großer Gesellschaft zum Besuche der Steinbrüche von Tura war veranstaltet worden.

Wanda und Claribel, Feizi und Tusun, im Uebrigen größtentheils Engländer und Engländerinnen bildeten die Gesellschaft.

In einem der riesigen Stollen des Mokatam erklärte Tusun Claribel seine Liebe. Er konnte es ungestraft thun, denn Feizi ging mit Wanda an der Tête des Zuges, den Tusun mit Claribel schloß. Außer Feizi verstand Niemand arabisch.

Claribel, erschrocken, machte eine ablehnende Bewegung.

„Du musst mein sein," sagte Tusun Bej leidenschaftlich.

„Lasse mich," flüsterte Claribel.

„So bin ich Dir nichts?" fragte er. —

„Sei mir ein Bruder," antwortete Claribel und drängte sich vor, unter die Beschauer der ungeheueren Räume, welche der Meißel der Alten ausgestemmt hatte, um Pyramiden und Städte aus den Riesenblöcken zu bauen, deren hunderte noch herumliegen, als hätten die Baumeister sie erst gestern gebrochen.

Dort, wo die Stollen sich kreuzen, machte die Gesellschaft Halt, Claribel schloß sich Wanda an, man kehrte zum Eingange zurück, wo die arabischen Diener ein goûter servirten. Erst spät Abends, nachdem der Mond das weite Nilthal längst beleuchtet hatte, ritt die Gesellschaft durch die Wüste heim in die Hauptstadt.

VIII.

Tusun wurde immer zudringlicher. Claribel konnte sich seiner nicht erwehren. Feizi hatte seine Freude daran. Er malte ihm den Unterschied recht aus, der zwischen ihren Frauen und den Europäerinnen bestehe, er entflammte seines Bruders Liebe so viel er konnte, da auch seine Liebe zu Wanda hiedurch gedeckt wurde. Letztere hatte ihm ohne weiteres zugesagt, ihn nach Konstantinopel zu begleiten und Ismael Pascha beglückwünschte seinen jungen Günstling zu dieser Eroberung, er kannte ja das diplomatische Talent dieser Russin und legte den höchsten Werth darauf, daß sie Feizi begleite, der ja berufen war, die Beziehungen seines Landes zum Reiche des Padischah zu befestigen — — oder zu lockern — je nachdem.

Feizi rieth seinem Bruder, der sich über Claribel's Sprödigkeit beklagte, diese zu entführen. Ueber diesen Gedanken brütete nun Tusun Bej und verfiel endlich auf eine Dahabyiareise, welche er denn auch Claribel vorschlug, die ohnehin Vorbereitungen zur Reise nach Port Said traf, wo sie ihren Mann finden und bei ihm die Festlichkeiten mitmachen wollte.

Claribel lehnte die Idee, bis Damiette ein Nilschiff zu benutzen, nicht ab, versprach, sich die Sache zu überdenken und richtete es nun wieder so ein, daß Tusun sie nie allein treffen konnte.

So vergingen etliche Wochen. Laserre hatte seiner Frau die Zustimmung geschickt und ihr gerathen, die Dahabyia nur bis Manzurah zu benutzen, dann aber mit der Eisenbahn über Zagazig nach Ismailia zu fahren, wo er sie erwarten

würde. Tusun Bej traf alle Vorbereitungen und fügte sich auch der ganz natürlichen Bedingung, daß Claribel nur von ihrer Dienerschaft begleitet, diese kleine Reise mache; seine Gesellschaft musste sie ablehnen, doch erwarte sie ihn immerhin in Ismailia.

Der Tag der Abreise war festgesetzt. Am Vorabende meldete ihr der Bawab ihres Hauses den Besuch Hasan Bej's.

Claribel erschrak zwar, ließ ihn aber eintreten.

Der alte, gebeugte Mann richtete sich vor Claribel hoch auf, betrachtete sie lange und ernst, ohne ein Wort zu reden.

Claribel stand vor ihm, die Augen zu Boden gesenkt.

„Du bist Fatime,“ sagte er endlich.

„Ich bin Fatime,“ stammelte Claribel, der Thränen herabstürzten aus den dunklen Augen.

„Wie bist Du aus dem Brande entkommen?“ fragte Hasan Bej.

„Laferre hat mich gerettet.“

„Hat dieser Mann das Feuer an mein Haus gelegt?“

„Nein, Vater! Nein!“

Nach einigen Sekunden fragte Hassan weiter:

„Bist Du Christin?“

„Nein.“

„Also nicht dieses Mannes Frau?“

„Ja doch — seine gesetzliche Frau!“

„Und nun,“ fuhr Hassan wieder hochaufgerichtet fort, „nun hast Du auch Deinen Bruder in Dein Garn gelockt!?“

„Nein, Vater, das habe ich nicht gethan; ich fühle Schwesterliebe und was er fühlt, ist Bruderliebe — nur Bruderliebe!“

„Hast Du ihm gesagt, daß Du seine Schwester bist?“

„Das that ich nicht.“

„Du bist nicht jenes Mannes Frau, Dir droht Verderben, Dir und Deinem Bruder — kehre in das Haus Deines Vaters zurück — Deine Strafe soll eine gelinde sein!“

Fatime schwieg.

„Kehre zurück!“ rief Hassan mit erhöhter Stimme.

„Ich darf nicht; ich kann nicht. Ich habe ihm Treue geschworen bis ans Ende unserer Tage.“

„Das Gute, was Dir wird, sagte der Prophet, ist von Gott, das Schlechte ziehst Du Dir selbst zu!“

Nachdem der Alte diese Worte gesprochen, drehte er sich der Thüre zu.

„Gehe nicht so von mir. El Kadâ ist Gott, — mein Geschick kam von Allah, — ich liebe Deine Söhne, ich liebe Dich, — auf mir liegt keine Schuld, — ich reise Morgen fort und kehre niemals wieder — segne mich, Vater!“

Der Alte hob beide Arme in die Höhe, als wollte er sie auf Claribels Haupt legen — aber er ließ sie wieder fallen und ohne ein Wort zu sprechen ging er fort.

Er ging seinen Sohn Tusun aufzusuchen. Er fand ihn beschäftigt, seinen Koffer zu packen.

„Wohin reisest Du?" fragte er.

„Nach Port Said," antwortete Tusun.

„Dorthin geht auch jene Frau, die sich Claribel nennt."

„Sie fährt nach Ismailia, auch sie will die Feste mitmachen," sagte Tusun.

„Gehst Du ihretwegen?" fragte der Vater.

„Ich gehe nach Port Said," antwortete Tusun.

„Du liebst diese Frau – weißt Du, wer sie ist?"

„Mir ist gleichgültig, wer sie ist," fiel Tusun ein.

„Dir ist sie nicht gleichgültig — und nochmals fordere ich Dich auf, von dieser Frau zu lassen. —"

Tusun brauste auf, wie selten ein türkischer Sohn gegen seinen strenggläubigen Vater — — „ich werde thun, was ich nicht lassen kann."

Da rief Hasan: „Claribel ist Fatime — Deine Schwester." —

Tusun wurde blaß wie eine Leiche, die Augen sanken ihm tief in die Höhlen, er zitterte am ganzen Leibe — dann fiel er zurück auf den Divan und es war, als hätten Krämpfe alle seine Nerven verwirrt.

„Sie selbst gestand es mir," fuhr Hasan fort. „Nun thue, was Du nicht lassen kannst."

Der Vater ging.

Tusun rief seine Diener, er befahl schnell zu packen — noch denselben Abend reiste er fort — er löste Karten nach Zagazig.

XI.

Claribel fand am nächsten Tage ihre Dahabyia bereit. Die Abreise aber verzögerte sich, weil Claribel fast Alles, was in ihrem Hause werthvoll war, in Kisten und Koffer gepackt und diese der Spedition nach Ismailia übergeben hatte. So wurde es Mittag bis sie das Schiff bestieg, das von vier kräftigen Ruderknechten getrieben, rasch den Nil hinabfuhr.

Träumend lag sie auf dem weichen persischen Teppich, den ihre Diener auf dem erhöhten Decke ausgebreitet hatten; man brachte ihr Erfrischungen, sie lehnte Alles ab, nur Cigarretten rauchte sie und lauschte dem einförmigen Ruderschlage, der leise, rhythmisch, fast wie Musik, an ihr Ohr klang.

Ihr Vater hatte sie doch erkannt und sie den Muth nicht besessen, zu leugnen! Dieser Gedanke und jener zweite an Tusuns leidenschaftliche Liebe quälte ihr Gehirn, ihr Herz. Sie machte sich Vorwürfe, daß sie nach Egypten gekommen; daß sie dem Vater, den Brüdern nicht gestanden habe, was Ersterer selbst herausfand; sie fragte sich, ob es ihre Pflicht sei, in das väterliche Haus zurückzukehren? Ob sie recht thue, sich zu flüchten, ob ihr Mann die Kraft habe, sie zu schützen? Immer die gleiche Reihe von Gedanken in unermüdlicher Wiederkehr drang sich ihr auf; sie merkte gar nicht, daß die Sonne blutroth untergegangen war, daß das Abenddunkel sich über die endlose Landschaft gelegt hatte, sie sah die Schatten-

risse nicht, welche die Fellahdörfer, die Palmenhaine am Firmamente zeichneten, sie lag sinnend da, den Kopf auf den Arm gestützt.

Man war in der Nähe des Dorfes Mit Gamar, das am rechten Ufer des Nil liegt, angelangt. Schon seit einiger Zeit lugte der Steuermann der Dahabyia scharf gegen dieses Dorf aus. Vom Ufer löste sich ein Licht ab, das näher und näher kam. Es suchte offenbar die Dahabyia auf.

Schon war ein starkbemanntes Schiff etwa zwanzig Schritte herangekommen — da rief der Steuermann: „Wer da!?"

Anstatt der Antwort flog ein brennender Pechkranz auf die Dahabyia, ihm folgte ein zweiter, ein dritter, das fremde Schiff enterte jetzt Claribels Dahabyia, eine Flasche Petroleum platzte auf dem Decke und die Dahabyia stand in hellen Flammen. Die Bemannung hatte sich nach Kräften mit den Rudern gegen den Angriff gewehrt — jetzt aber sprangen die Leute schreiend und klagend über Bord, sie retteten sich durch Schwimmen.

Wie Zunder brannte das Schiff — aus der Lohe ertönte noch ein gräßlicher Schrei und dann ging das Boot unter. Es wurde finstere Nacht.

Jetzt verschwand vom Ufer jener Mann, der dort in den Pelz gehüllt gestanden, dem Schauspiele zugesehen hatte. Die Untersuchung führte zu keinem Resultate. Kismeth — El Kadâ.

Feizi ging nach Konstantinopel. Er wusste jetzt, daß Claribel und Fatime identisch waren, — er bedauerte doppelt das Geschick der Armen.

Nach Jahren erst erhielt er von Tusun, der Kairo nie mehr betreten hatte, einen Brief, in welchem er von Fatime sprach. Tusun schloß diesen Brief mit folgenden Worten des Korans:

„Wer sündhaft ist, der muß an Höllenflammen braten."

William Siemens Theorie der Erhaltung der Sonnenenergie.

Von

P. Zech.

Die Lehre von dem endlichen Aufhören aller Veränderung, alles Lebens und Regens auf der Erde, in unserm Sonnensystem, ja im Universum, wurde als eine Folge der neuern Wärmetheorie zuerst von dem englischen Physiker William Thomson aufgestellt, dann in Deutschland besonders von Clausius weiter verfolgt und auch von Helmholz adoptirt. Dr. Mayer in Heilbronn hat sich auf der Naturforscherversammlung in Innsbruck (1869) dagegen ausgesprochen und sich auf Ausführungen von Reuschle in der frühern „Deutschen Vierteljahrsschrift" berufen. William Siemens in London hat in neuester Zeit*) eine Theorie aufgestellt, welche sich auf die sogenannte „Dissoziation" gründet und

*) Vortrag in der royal society am 2. März 1882.

die Erhaltung der Sonnenenergie für immer sichern soll. Es soll hier der Stand dieser Frage im Zusammenhang erörtert werden.

Nachdem Mayer den Satz von der Umwandlung von Arbeit in Wärme und umgekehrt aufgestellt hatte, daß mit einer bestimmten Menge Arbeit nur eine bestimmte Menge Wärme hervorgebracht und mit einer gegebenen Wärmemenge nur eine entsprechende Menge Arbeit geleistet werden könne, hat Clausius in seinem zweiten Hauptsatze der Wärmetheorie ausgesprochen, daß in allen Fällen, wo eine Wärmemenge in Arbeit verwandelt wird und der diese Verwandlung vermittelnde Körper schließlich sich wieder in seinem Anfangszustand befindet, zugleich eine andere Wärmemenge aus einem wärmeren in einen kältern Körper übergehen muß. Bei der Dampfmaschine z. B. ist der vermittelnde Körper das Wasser, welches im Kessel in Dampf verwandelt, durch den Cylinder geleitet und in den Kondensator getrieben wird. Wird wie bei der stehenden Dampfmaschine das Kondensatorwasser wieder zum Speisen des Kessels benutzt, so kehrt offenbar das Wasser immer wieder zu seinem Anfangszustand zurück. Dabei führt das Wasser einen Theil der im Kessel vorhandenen Wärme in den Kondensator, dessen Temperatur in Folge dessen sich erhöht. Bei einer Dampfmaschine ohne Kondensator, z. B. bei Lokomotiven, geht diese Wärme geradezu verloren. Wenn aber der vermittelnde Körper nicht zum Anfangszustand zurückkehrt, wenn z. B. explodirendes Pulver der Kugel in dem Laufe einer Feuerwaffe eine Geschwindigkeit ertheilt, so findet ein solcher Uebergang nicht statt, aber der vermittelnde Körper erleidet eine bleibende Veränderung, die Pulverkörner verwandeln sich in Gase, die ein beträchtlich größeres Volumen einnehmen, das Pulver hat, wie Clausius sagt, eine große Vermehrung der Disgregation erfahren, die Massentheilchen sind weit von einander getrennt worden. Bei der Dampfmaschine erleidet das Wasser im Kessel auch eine Zunahme der Disgregation, aber im Kondensator findet dann wieder Kongregation statt, so daß der ursprüngliche Zustand wieder hergestellt ist.

Der Umsatz von Wärme in Arbeit verlangt also entweder einen Wärmeübergang vom wärmeren zum kälteren Körper oder eine Disgregationsvermehrung. Dagegen kann Umsatz von Arbeit in Wärme von selbst, d. h. ohne daß gleichzeitig eine andere damit zusammenhängende Wirkung eintritt, stattfinden, so bei der Erzeugung von Wärme durch Reibung oder durch Zusammendrücken. Von dieser Wärme kann immer nur ein Theil zurückverwandelt werden in Arbeit, die übrige geht zu einem kältern Körper oder verursacht Disgregation. Und da die Wärme heißer Körper ohnehin das Bestreben hat, durch Leitung und Strahlung auf weniger warme überzugehen, Temperaturunterschiede auszugleichen, so muß das Resultat sein, daß die Wärmemenge, welche sich in Arbeit umsetzen läßt, abnimmt, daß alle Arbeit in Wärme übergeht und alle Wärme ins Gleichgewicht der Temperatur kommt.

Stellen wir uns beispielsweise den Kreislauf des Wassers an der Erdoberfläche und in ihrer Atmosphäre vor: die Sonnenwärme verwandelt das Meereswasser in Dampf, ertheilt also demselben eine Vermehrung der Disgregation. Der Dampf steigt in der Atmosphäre in die Höhe, weil er leichter ist als

Luft. Dabei verliert er durch Leitung und Strahlung Wärme an die umgebende Luft und an den Weltraum, er wird schließlich kondensirt, wenn er bei der niedrigen Temperatur in der Höhe nicht mehr als Dampf bestehen kann, er fällt herab als Regen und fließt dann längs der Wasserläufe abwärts bis zum Meer, um von neuem der Verdampfung entgegenzugehen. Das von den Bergen abfließende Wasser kann Arbeit leisten, so daß hierbei Wärme in Arbeit verwandelt wird, zugleich geht Wärme zu einem kältern Körper über, von der Sonne in die Erdatmosphäre und den Weltraum, von der Erdoberfläche, wo das abfließende Wasser durch Reibung Wärme erzeugt, ebenfalls in jene beide, und die bei der Kondensation frei werdende Wärme wird größtentheils denselben Weg gehen. Die Wärme, welche die heiße Sonne abgegeben hat, ist theilweise in Arbeit verwandelt, theilweise an kältere Körper abgegeben, insbesondere an den Weltraum. Diese Wärme kann nicht mehr soviel Arbeit leisten, als sie in Form von Sonnenwärme leisten könnte; die Temperatur des Körpers, dem sie zugeführt wurde, ist zu niedrig und je kleiner der Temperaturunterschied zweier Körper ist, desto geringer ist die Arbeit, welche mit dem Ueberführen von Wärme von einem zum andern verbunden ist. Wir sagen kurzweg: dieser Theil der Wärme ist im Weltraum zerstreut, ist insbesondere für die Sonne verloren. Es ist somit nicht zu zweifeln, daß die Sonne ihre höhere Temperatur mit der Zeit verlieren wird und daß dann im Sonnensystem nach Ausgleichung aller Temperaturunterschiede weitere Naturprozesse unmöglich sind, insbesondere von Leben keine Rede mehr sein kann, wenn nicht auf irgend eine Weise Ersatz gefunden werden kann.

Clausius wendet den Satz auf das Universum an und kommt damit zu dem Resultat, daß schließlich alle Arbeit in Wärme umgesetzt wäre, daß alle Temperaturunterschiede sich ausgeglichen hätten und alle Materie in äußerste Disgregation im Weltraum zerstreut sich befinde. Dem gegenüber macht Reuschle geltend, daß, was von einem endlichen Körperkomplexe gelte, nicht ohne Weiteres auf das Universum ausgedehnt werden dürfe, und daß keine Rücksicht auf die Gravitation genommen sei. Die Gravitation ist es ja, die nach der Kant-Laplace'schen Hypothese aus einem Gasball unser Sonnensystem gebildet, die äußerste Disgregation in Kongregation verwandelt hat, und die Gravitation wird immer vorhanden sein, so lange es räumlich getrennte Massen gibt. Es möge also wohl ein einzelnes Sonnensystem zu Grunde gehen, der allgemeinen Temperaturausgleichung verfallen, aber vermöge der allgemeinen Gravitation werde es im Universum auch nicht an Zusammenstürzen verschiedener Systeme oder der Theile eines Systems z. B. bei Doppelsternen fehlen, welche wieder Wärme in den höchsten Mengen erzeugen und damit alle Bedingungen für die Bildung eines Sonnensystems aus einem Gasball liefern. Auf der andern Seite macht Fick darauf aufmerksam, daß, wenn der Endzustand in einer endlichen Zeit vom Anfang an erreicht werde, die Welt nicht von ewig her sein könne, also ein Schöpfungsakt, d. h. ein in der Kette des natürlichen Kausalnexus nicht begriffenes Ereigniß, angenommen werden müsse. Man müsse also entweder die Konsequenzen von W. Thomson und Clausius fallen lassen oder die Unendlichkeit des Universums. Mohr

aber sagt: Da die Wärme nicht verloren gehen und nicht aus der Welt hinausgerathen könne, da der Weltraum mit seiner dünnen Stofferfüllung längst diejenige Menge von Wärme aufgenommen haben müsse, die er aufnehmen kann, so werden die von den Sonnen ausgehenden Strahlen nur wieder auf andere Sonnen fallen, und jede Sonne muß in ewigem Gleichgewicht soviel Wärme empfangen als sie ausstrahlt. Dabei ist freilich die Verschiedenheit der Wirkung der Wärme nach der Temperatur der Wärme mittheilenden oder erhaltenden Körper ganz vernachlässigt, aber es ist damit wenigstens der Gedanke ausgesprochen, daß ein Sonnensystem regelmäßigen Ersatz für die ausstrahlende Wärme erhalten könne, welcher auch der Theorie von Siemens zu Grunde liegt.

Es fehlt also nicht an den verschiedensten Vorstellungen von den Konsequenzen der Wärmetheorie: allgemeiner Stillstand und vollständige Disgregation alles Stoffs nach Clausius, ewiger Tod, Sonne und Erde als besondere Körper fortbestehend, aber erloschen und leblos nach Helmholtz, Untergang unseres Sonnensystems und Neubildung anderer nach Reuschle, endlich vollständige Verwerfung der ganzen Theorie durch Mayer und Mohr; es scheint dies hinlänglich zu sein, um sich zu überzeugen, daß die Grundlagen der Wärmetheorie noch nicht nach allen Seiten so festgestellt sind, um sichere Schlüsse auf die Zukunft des Universums oder nur unseres Sonnensystems zu machen. Das Theorem von Laplace über die Stabilität des Sonnensystems hat lange in den Lehrbüchern der Astronomie als gesichertes Resultat des ruhig prüfenden Verstandes gegolten, die zweckmäßige Vertheilung der Massen, die Geringfügigkeit der Exzentrizitäten und Neigungen, die übereinstimmende Richtung der Planetenbewegungen sollten jede Gefahr einer Zerstörung des Planetensystems durch sich selbst auf alle Ewigkeit beseitigt haben. Da erklärte der große Mathematiker Jacobi alle diese Sätze für illusorisch, sofern sie im Grunde nur für mäßig große Zeiträume bewiesen seien. Bei diesem Stande der Sache kann es nur erwünscht sein, wenn der Gegenstand immer wieder von neuer Seite beleuchtet wird, wie dies eben jetzt William Siemens gethan hat.

Siemens nimmt an, daß der Fixsternraum mit höchst verdünnten, gasigen Massen angefüllt sei, welche Wasserstoff, Sauerstoff, Stickstoff, Kohlenstoff und deren Verbindungen neben festen Substanzen in Staubform enthalten. Die Kant-Laplace'sche Theorie der Bildung unseres Sonnensystems geht ja auch davon aus, daß die gesammte Materie desselben in einem großen Dunstball zerstreut durch Wirkung der Gravitation und ursprünglich vorhandenen Rotation in einzelne Körper mit der Sonne als Mittelpunkt zusammengezogen worden sei. Jeder Planet bildete sich durch Anziehung des umgebenden Stoffs seine Atmosphäre, überall aber mußte noch außerhalb der Planeten Stoff in feinster Zertheilung übrig bleiben, eine Grenze einer Gasatmosphäre kann es nicht geben, wie unmittelbar aus der Eigenschaft der Gase folgt, jeden ihnen dargebotenen Raum einzunehmen. Es gibt aber auch einen direkten Beweis dafür, daß der Raum zwischen den Planeten mit Stoff erfüllt ist, die Thatsache, daß die Meteoriten, welche zur Erde gelangen, bis zum Sechsfachen ihres Volumens Gase enthalten, insbesondere Wasserstoff,

Stickstoff und Kohlenoxyd. In der kurzen Zeit, die ein Meteorit braucht, um unsere Atmosphäre zu durchfliegen, ist kaum denkbar, daß er soviel Gas aus dieser Atmosphäre erst aufgenommen habe. Ueberdies ist es der Wasserstoff, der in größter Menge vorkommt und gerade dieser fehlt unsrer Atmosphäre. Auch der Kern der Kometen enthält nach den spektralanalytischen Untersuchungen von Huggins und andern Kohlenwasserstoffe, Stickstoff und wahrscheinlich Sauerstoff. Selbstverständlich befinden sich diese Gase in ungemeiner Verdünnung, denn sonst müssten sie eine merkliche Verzögerung der Bewegung der Planeten mit sich führen. Nur in der Nähe der Himmelskörper werden sie dichter auftreten, weil die Anziehung eine größere ist. Wenn die schwersten Gase, wie Kohlensäure und Kohlenoxyd, gleichwohl in der Atmosphäre der Sonne, trotz ihrer überwiegenden Anziehung vergebens gesucht werden, so rührt dies daher, daß sie bei der hohen Temperatur als solche nicht mehr bestehen können, sie werden dissociirt, wie die neuere Chemie sagt, zerlegt ohne chemische Einwirkung, im Allgemeinen bei hoher Temperatur und niedrigem Druck, wie Wasserdampf, der durch eine glühende Röhre streicht.

Die zweite Annahme ist, daß Wasserstoff, Kohlenwasserstoffe und Sauerstoff am Aequator der Sonne sich erheben, durch die Umdrehungsgeschwindigkeit, die dort zwei Kilometer in der Sekunde beträgt, nach außen in einem ununterbrochenen scheibenförmigen Strom fortgeschleudert, und daß sie dann nach den Polarflächen der Sonne zurückkehren. Diese durch die Axendrehung der Sonne bewirkte Bewegung der Gase nach außen scheint Siemens auf den Raum des ganzen Sonnensystems auszudehnen. Die Vorstellung einer solchen wirbelartigen Bewegung liegt ja auch im wesentlichen unserer Anschauung der Luftbewegung in unserer Atmosphäre zu Grunde: die Luft am Aequator erhebt sich, zu ihrem Ersatz strömt der Passat zu und die gehobene heiße Luft kann nach den Polen abströmen. Bekanntlich finden diese Luftströmungen nur bis zu bestimmten Höhen statt, nicht soweit als nach der bisherigen Anschauung die Grenze der Atmosphäre reicht, wahrscheinlich nur bis zu einer Höhe von zwei bis drei Meilen. Bei jeder Kugel, welche um eine Axe sich dreht und eine Atmosphäre hat, wird eine solche Erscheinung auftreten, wenn auch eine volle Erklärung bei der Komplizirtheit der Einzelströme bis heute nicht gefunden ist. Zöllner hat in der Sonnenatmosphäre einen solchen Kreislauf angenommen, um seine Theorie der Sonnenflecken zu motiviren. „In den höhern Breiten," sagt er, „sinken die zu beiden Seiten des Aequators abfließenden obern Ströme herab, nachdem sie auf diesem Wege einen Theil ihrer Wärme durch Strahlung verloren haben. Die polaren Regionen werden stets von kühlern Theilen bespült als die Aequatorialzonen, welche vorwiegend mit den auf ihrem Wege von den Polen bereits erwärmten untern Strömungen in Berührung kommen." Zöllner spricht dies zunächst aus für die flüssigen Massen, die er sich an der Sonnenoberfläche denkt, aber die Schlußfolgerung muß für die Gasmassen der Atmosphäre ebenso ihre Geltung haben.

Läßt man diesen Kreislauf, das fächerartige Ausbreiten der Gase in einer zur Sonnenaxe senkrechten Scheibe bis zur Grenze des Sonnensystems und das

Zurückkehren auf beiden Seiten der Scheibe zu den Polen, als möglichen gelten, so kommen die Gase bei der Enfernung von der Sonne in den Zustand äußerster Verdünnung und Abkühlung, während bei der Wiederannäherung durch Kompression Temperaturerhöhung und Verbrennung in der Photosphäre eintritt. Das Resultat der Verbrennung ist Wasserdampf und Kohlensäure oder Kohlenoxyd und diese Verbrennungsprodukte werden dann wieder dem Kreislauf folgend nach außen geschleudert. Sie würden die durch Kompression und Verbrennung aufgenommene Wärme nach außen tragen und durch Strahlung in den Weltraum verlieren, sie würden bei der Rückkehr als chemische Verbindungen nicht mehr verbrennen und daher keine Wärme in der Sonne hervorrufen können. Soll dies der Fall sein, soll die Sonne nicht durch die fortgeschleuderten Gase ihre Wärme ohne Ersatz verlieren, so muß unterwegs vor der Rückkehr zur Sonne die chemische Verbindung gelöst und damit die Möglichkeit neuer Verbindung mit Wärmeentwicklung gegeben werden.

Hier greift Siemens nach den Erscheinungen der Dissoziation, die in der neuern Zeit besonders von Sainte Claire Deville studirt worden sind. Es gibt chemische Zersetzungen, die ohne chemische Einwirkung blos durch Erhöhung der Temperatur und Erniedrigung des Drucks hervorgebracht werden. So kann Wasserdampf bei gewöhnlichem Druck und einer Temperatur von 2800 Graden nicht mehr ganz als solcher bestehen, die Hälfte wird in ein Gemisch von Wasserstoff und Sauerstoff verwandelt, und es ist möglich, auf diesem Wege Wasserstoff zu gewinnen. Auch die strahlende Wärme hat die Eigenschaft, Dissoziation herbeizuführen. In den Blattzellen der Pflanzen werden Kohlensäure und Wasser unter dem Einfluß der direkten Sonnenstrahlen bei der gewöhnlichen Sonnentemperatur dissoziirt und die berühmt gewordenen Versuche von Siemens über die Einwirkung des elektrischen Lichts auf das Wachsthum der Pflanzen haben gezeigt, daß auch der elektrische Bogen dieses Dissoziationsvermögen besitzt, während eine Oel- oder Gasflamme nicht genügt. Ein anderer Versuch war folgender: in einer Geißler'schen Röhre befand sich Wasserdampf unter sehr niedrigem Druck; nachdem ein Ende mehrere Stunden der Sonnenstrahlung ausgesetzt war, während das andere in einer Kältemischung sich befand, um die niedrige Temperatur zu bewahren, zeigte ein Induktionsstrom, der durch die Röhre ging, die bekannte dem Wasserstoff zukommende Lichterscheinung. Es war also Wasserdampf ganz oder theilweise in Wasserstoff und Sauerstoff dissoziirt. Sonach kann man annehmen, daß die von der Sonne abgeschleuderten Stoffe bei dem ungemein niedrigen Druck und der niedrigen Temperatur des Raums, in den sie gelangen, durch die Strahlung der Sonne dissoziirt werden und dadurch die Eigenschaft erlangen, wieder zu verbrennen und beim Verbrennen die von der Sonne abgegebene Wärme ihr wieder zuzuführen.

William Siemens schließt seinen Vortrag mit den Worten: „Grundbedingungen sind, einmal, daß Wasserdampf und Kohlenverbindungen im Sternen- oder interplanetaren Raum sich befinden, dann daß diese zusammengesetzten Gase durch Wärmestrahlung der Sonne im Zustand der äußersten Verdünnung zersetzt

werden können, und drittens, daß die dissoziirten Dämpfe durch einen Kreislauf im Austausch mit einer gleichen Masse wieder vereinigter Dämpfe in Folge der Axendrehung der Sonne der Photosphäre wieder zugeführt werden. Wenn diese Bedingungen als wirklich vorhanden nachgewiesen werden könnten, so würde uns die Befriedigung, von unserm Sonnensystem nicht mehr den Eindruck einer ungeheuern Verschwendung durch Zerstreuung von Energie im Raum zu erhalten, sondern den einer wohlgeordneten erhaltenden Thätigkeit, fähig, die Sonnenstrahlung bis in die entfernteste Zukunft zu erhalten."

Die schwierigste Seite bei der neuen Theorie wird sein, wie sich der Kreislauf gestalten kann, wie insbesondere die Umkehr der abgeschleuderten Theile motivirt werden kann. Sie theilt diese Schwierigkeit allerdings mit dem uns wohlbekannten Kreislauf innerhalb unserer Atmosphäre, dessen Erklärung bis heute noch nicht gegeben ist. Jahrelang hat die französische Akademie der Wissenschaften eine Theorie der Luftbewegungen als Preisaufgabe verlangt, ohne eine Antwort zu erhalten, und heute stehen wir vor dem Problem, den Weg der Minima des Luftdrucks zu bestimmen, die vor allem den Wechsel der Luftströmungen bedingen. Die große Schwierigkeit ist die, daß wir wohl die Strömungen an der Oberfläche der Erde kontroliren können, die Bewegung der Luft in der Höhe dagegen nur selten und in meist unbekannter Höhe durch den Wolkenzug erfahren. In ganz ähnlicher Weise können wir uns wohl das „Abschleudern" der Gase am Sonnenäquator denken, aber die Rückkehr am äußersten Ende des Sonnensystems wird nicht leicht begreiflich zu machen sein.

Siemens macht hiebei aufmerksam darauf, daß nach seiner Vorstellung die Sonne mit ihrer Atmosphäre sich nicht in einem leeren Raum bewege, daß also der Einwand von Laplace gegen die Theorie vom Zodiakallicht, welche dasselbe für einen Theil der Sonnenatmosphäre erklärt, nicht auf seine Theorie angewendet werden könne. Laplace habe gefunden, daß im leeren Raum die Sonnenatmosphäre höchstens die halbe Entfernung des Merkur erreichen könne; wenn aber die Drehung in einem Mittel von unbegrenzter Ausdehnung stattfinde, so werde nothwendig auch dieses in die Bewegung hineingezogen. Man kann damit ganz einverstanden sein, aber die Schwierigkeit der Rückkehr der Gase zur Sonne bleibt doch. Das einzige, was sich dafür geltend machen läßt, ist der nothwendige Ersatz für das Abströmende. Auf der Zeichnung, welche in der englischen Zeitschrift „Nature" dem Abdruck des Vortrags beigegeben ist, fehlt die Darstellung der Umkehr, auch im Texte ist über die Ausdehnung des ganzen Kreislaufs nichts gesagt. Wenn wir die Ausdehnung auf das ganze Sonnensystem angenommen haben, so geschah es in der nothwendigen Voraussetzung, daß jenseits des Kreislaufs Sonnenwärme nicht mehr zu finden ist. Könnte strahlende Wärme über den Umfang des Kreislaufs hinaus gelangen, so würde sie der Sonne nicht mehr zugeführt, ginge also für diese verloren und die Sonnenstrahlung wäre nicht mehr bis zur entferntesten Zukunft gesichert. Der Kreislauf ist also offenbar so weit auszudehnen, als die Sonne Wärme liefern soll, also doch wohl über das ganze Planetensystem.

Warum aber an der Grenze des Kreislaufs keine Wärme nach außen durch Strahlung und Leitung verloren gehen soll, ist auch nicht einzusehen. Alle Wärme kann unmöglich durch die rückkehrenden Theile zurückgeführt werden, ein voller Ersatz des Ausgestrahlten kann der Sonne nicht geboten werden.

Also nur ein theilweiser Ersatz! und damit stellt sich die Theorie auf gleiche Stufe mit der Meteoritentheorie Mayers, wonach die auf die Sonne fallenden Meteormassen ihren Verbrauch an Wärme ersetzen, oder mit der Theorie von Helmholtz über die Zusammenziehung der Sonnenmasse in Folge der allgemeinen Gravitation und dem dabei stattfindenden Umsatz von Arbeit in Wärme. Eine für unsere besten Instrumente unmeßbare Verkleinerung des Sonnenhalbmessers (um ein zehntausentel) durch Kongregation würde genügen, den Wärmeverbrauch für mehrere tausend Jahre zu ersetzen; und Mayer berechnet, daß eine nicht zu große Zahl Meteore für Erhaltung der Sonnenenergie genüge. Aber an einen vollen Ersatz ist auch hier nicht zu denken.

Wir kämen somit zu dem Resultate, daß alles, was bisher als Ersatz der ausstrahlenden Sonnenwärme aufgefunden worden ist, auch die Dissoziationswirkung der Sonnenstrahlen, nicht genügt, um den Ersatz voll zu bieten; und es scheint somit keinem Zweifel zu unterliegen, daß unser Sonnensystem, wenn auch in langer Zeit, dem Stillstand und allgemeinen Aufhören des Lebens entgegengeht. „Alles Endliche ist werth, daß es zu Grunde gehe.“

Die Aufgaben der anatomischen Wissenschaft

von

Julius Budge,
Greifswald.

I.

Es gibt Wissenschaften, deren Inhalt, Nutzen und Werth jeder Gebildete kennt, mit denen er selbst und sein Vaterland in einer gewissen Beziehung steht, deren Kenntniß unter Umständen ihm Vortheil bringen, seinen Lebensbedürfnissen förderlich sein und Genuß gewähren, zu seiner Bequemlichkeit beitragen, in seine Beschäftigung eingreifen kann, andere, die auf eine unerforschliche Weisheit oder die Erhabenheit des menschlichen Geistes hinweisen, welche Gemüth und Glauben berühren, welche überhaupt seinen eigenen Erkenntnißtrieb, seine Phantasie anregen und erwärmen. Ihre Fortschritte zu erfahren, wird lebhafte Theilnahme erwecken, weil er eben weiß, was sie wollen und sollen und sogar in Schriften und Gesprächen häufig darauf hingewiesen wird. Dahin gehören z. B. Geschichte, Geographie, Staatswirthschaft, Meteorologie, Heilkunde und viele andere. Die Anatomie hingegen kann dazu nicht gerechnet werden, obgleich Jeder weiß, daß sie sich mit den Theilen des menschlichen Körpers, also einem Objekt befaßt, das Jedem nahe genug ist. Man zählt sie aber zu den beschreibenden Naturwissen-

schaften und man studirt sie an dem todten Körper, an der Leiche. Und Beides hindert, daß der nicht speciell mit der Anatomie sich Beschäftigende genug Interesse an derselben gewinnt. Die Beschreibung eines Gegenstandes an sich fesselt nicht hinlänglich die Aufmerksamkeit des Laien, erst durch Bezug auf andere bekannte Objekte, durch Kombination mit Vorstellungen, Vergleichung, mit einem Worte durch geistige Verkittung wird sie für ihn anziehend. Wie bei allen beschreibenden Naturwissenschaften, der Mineralogie, der Botanik, der Zoologie, bildet auch in der Anatomie die objektive exakte Beschreibung die Grundlage; aber deshalb braucht eine solche doch nicht ein trockenes Herzählen von Eigenschaften zu sein, vielmehr muß sie, um auch dem Nichtfachmanne Theilnahme abzugewinnen, nicht nur durch das Wort dem Gehöre, sondern auch durch das Bild dem Auge den Weg zu Vorstellungen bahnen, sie muß aber auch die Aehnlichkeiten berühren, welche die Werke der Natur mit denen der menschlichen Erfindungsgabe haben. Auch die Natur braucht im menschlichen Körper, um ihre Zwecke zu vollführen, Ventile, Schrauben, Stricke, Bänder, Kanäle, Reservoirs, Tunnel, Sättel, Polster helle Fenster, dunkle Wände, elastische Ringe, Leitungsröhren und viele andere Hülfsmittel, welche auch zu Zielen menschlicher Bestrebungen geworden, aber hier anders ausgeführt sind als dort. Es muß gewiß von jedem Gebildeten mit Interesse gehört werden, welche Werkzeuge von der Natur gebraucht werden und wie von Jahr zu Jahr der Scharfsinn der Forscher immer dreister in die Werkstätten der Natur hineinblickt. Aber damit hat es bei der Anatomie noch sein Bewenden nicht. Die Forschung sucht auch hier Gesetze, aus dem Besonderen, dem Einzelnen das Allgemeine zu finden, aus den Gebilden das Woher, Wie und Wozu; ihre Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft; ihr Entstehen, ihre Erscheinung, ihr Ziel zu erfragen und hält dabei Umblick über andere Naturprodukte und Naturerscheinungen. Denn die Natur ist einheitlich und ewig.

Im Folgenden soll versucht werden, zunächst die Grenzen der Anatomie des Menschen gegen benachbarte Wissenschaften zu ziehen und dann ihre Aufgaben zu bezeichnen.

Die normale Anatomie des Menschen macht mit einigen anderen Wissenschaften eine gemeinschaftliche Gruppe aus, deren Vorsatz es ist, den Menschen als Naturkörper kennen zu lernen. Die ganze Gruppe ist aber wieder ein Theil der Naturwissenschaften. Dieselben suchen alle Naturprodukte, mit anderen Worten „alles Geschaffene" in seinem Entstehen, Sein und Werden zu erforschen. Sie bilden einen Gegensatz zu denjenigen Wissenschaften, welche aus der Schöpfung des menschlichen Geistes hervorgegangen sind und deshalb auch wohl humane d. h. menschliche genannt werden, wie z. B. die Rechts-, Geschichts-, Kriegs-, Sprachwissenschaft u. a. m. Einige Beispiele mögen das Verhältniß beider klarer machen. Die Sprache steht in Beziehung zu beiden. Nach der einen Seite hin werden die verschiedenen Bewegungen von dem Kehlkopf, der Rachen- und Mundhöhle aufgesucht und es wird erklärt, durch welche Bewegungen die Töne und Geräusche entstehen die als Konsonanten und Vokale gebraucht werden können; nach der anderen Seite hin hat die Sprachwissenschaft zu erforschen, wie Gedanken, Begriffe und

Vorstellungen bei verschiedenen Völkern durch die Sprache ihren Ausdruck erhalten. — Die Naturforschung untersucht die Bewegungen, durch welche die Handteller wägen, durch welche die Arme und Finger messen können, der menschliche Geist hingegen hat Wage, Zirkel und Maßstab erfunden.

Aus der oben erwähnten Gruppe muß die Anatomie herausgehoben werden, um ihre Grenzen zu umschreiben. 1. Sie beschäftigt sich nur mit dem Körper des Menschen, nicht mit der Seele und dem Geiste, deren Kenntniß der Psychologie angehört. 2. Ihr Gebiet ist ferner nicht das Menschengeschlecht, sondern nur das Individuum. Es gibt zwar ein Kennzeichen, welches allen Menschen und nur den Menschen eigenthümlich ist und sie charakterisirt; nämlich einmal der Trieb, die Dinge außer ihnen und sich selbst kennen zu lernen und zweitens der Trieb diese Erkenntniß durch Bewegungen sei es der Sprachwerkzeuge, der Finger, der Mienen oder wie sonst kund zu geben. Von diesem allgemeinen Kennzeichen abgesehen, scheiden sich bekanntlich die Menschen in verschiedene Rassen. Dieselben sind nicht nur in dem Grade der Entfaltung jener Triebe, sondern auch durch die Bildung des Schädels — der Hülle des Gehirns — und durch die Haut — gewissermassen der letzten Ausstrahlung der Gefühlsnerven — äußerlich kennbar. Von diesen Verschiedenheiten ausgehend ist die Menschheit als Ganzes einem Baume vergleichbar, mit vielen mannichfach gestalteten Zweigen, denen man zwar allen ansieht, daß sie einem Stamme angehören, die aber unter einander doch nicht gleich sind. — Eine besondere Wissenschaft, die Anthropologie hat sich an diesen Baum herangewagt, und sucht dessen Wurzeln auf, sie forscht danach, wo diese beginnen und ob sie sich denen anderer Naturprodukte anschließen. Sie forscht nach dem Entstehen und der Entwickelung der Menschheit, sie soll eine Geschichte derselben sein, aber nicht wie sie durch die Affekte der Menschen, die Gefühle, den Willen, den Trieb zum Genuß u. s. w. entstanden ist, sondern wie sie das ewige Naturgesetz vorgeschrieben hat. Sie will erfahren, wie die Urahnen sich genährt, sich bequemt, sich vergesellschaftet, ob und wie sie geistig gewirkt haben, ob Strebungen und Gefühle in ihrer Brust waren, wie heute. Aber sie richtet diese und andere Fragen nicht an Aufzeichnungen von Menschenhand, sondern an die Höhlen, in denen man menschliche Gebeine gefunden hat, an die Pfähle, die zu Wohnungen gebraucht wurden, an die Schädelreste u. s. w. —, um aus diesen und anderen Zeichen sich einen Körper zusammen zu setzen, welcher zu einer Urahnenseele passen könnte; und wiederum ob noch heutigen Tags sich Völker finden, deren Kopfbildung, deren Gehirn u. s. w in der Entwickelung gegen andere weit zurückstehen, deren Sprache nur lallende Trümmer einer Kindesseele ausdrückt; ob sich eine Kette von fortschreitend höheren Werthzeichen der Kultur konstruiren läßt, um Uebergänge von einem Feuerländer zu einem Aristoteles zu beweisen. So gibt es noch Fragen genug, welche die Abgrenzung dieser Wissenschaft von der Anatomie bedingen. 3. Diese letztere beschäftigt sich nur mit der Form nicht mit der Mischung der Körpertheile und sucht diese 4. im Zustande der Ruhe, und nicht in dem der Bewegung kennen zu lernen; — aber doch als ruhende lebendige Form.

Eigentlich ist es ein Widerspruch, wenn man von einem lebenden und zugleich ruhenden menschlichen Körper spricht. Denn das Leben schließt die Ruhe aus. Ueberhaupt besteht in der Natur niemals Ruhe, sondern nur Bewegung. In ihrem Wörterbuche finden Ruhe ebenso wenig wie die Ausdrücke von Raum und Zeit, von Anfang und Ende einen Platz, hier haben nur Unendlichkeit und Ewigkeit Sinn und Bedeutung. Aber gerade diese der Natur eigenthümlichen Zustände fasst die Seele des Menschen nicht. Vielmehr stützt sich hier Alles, was er beginnt und ausführt, auf seine Vorstellungen, deren einzige Entstehung wieder in Sinneseindrücken und Gefühlen liegt. In diesen Kreis ist der Mensch gebannt; er kann nicht herauskommen. Bei der Bewegung setzt er Ruhe voraus und Bewegung muß wieder zur Ruhe kommen. Selbst eine lange andauernde nur anzusehen oder anzuhören erregt Schwindel, diese Staubwolke des Wahnsinns. Die Legenden von Tohuwabohu und von Ahasver gründen sich auf der Unmöglichkeit, eine unaufhörliche Bewegung sich vorzustellen. Wo wir Ruhe zu bemerken glauben in der lebenden Natur, da ist die Bewegung verborgen oder sehr langsam. Der Anatomie kommt zu gut, daß sie die Form der Körpertheile an Leichen untersucht und von da aus auf die lebende Form schließt und ferner, daß die Veränderung der Form im Großen und Ganzen auch in der Leiche für die Sinneswahrnehmung nur allmälig erfolgt.

Endlich muß hier noch etwas über Form und Mischung gesagt werden. Insofern ein Körper von andern begrenzt wird, schreibt man ihm eine Form zu. Man nennt daher die Luft, das Meer, eine Sandwüste 2c. kurz alle Körper, welche gleichartig unsern grössten Gesichtskreis einnehmen, formlos. Durch zwei Merkmale erkennt man eine Form; sie ist nämlich stets durch den Gesichtssinn wahrzunehmen und zweitens sie kann durch gewisse Körperbewegungen z. B. der Hand dargestellt werden. Man gebraucht auch das Wort Form figürlich. Man drückt damit ein Bild aus, aber nicht des Auges, sondern der Vorstellung und kann die Form nicht als Begrenzung definiren, sondern als Begriff. — Eine Mischung hingegen kann man nicht sehen, schon bei der einfachsten Vermengung z. B. von Zucker mit Wasser schwindet die Form. Zu einer Mischung sind ferner stets 2 verschiedene Körper erforderlich, die sich zu einem neuen verbinden, der weder die Eigenschaften des einen, noch des andern enthält. Man erklärt sie durch eine Affinität, eine Anziehung, gewissermaßen eine Liebe von gewissen Stoffen zu gewissen anderen Stoffen in der Natur, welche die Verwandtschaften bald schürzt, bald löst, je nachdem die Verwandtschaft größer oder geringer ist; z. B. der Kalk zieht aus der Luft Kohlensäure an, Essigsäure vertreibt wieder letztere. In den Sprüchen Salomonis (25. 20) wird die Trennung mit dem Riß eines Kleides verglichen. „Wer einem bösen Herzen Lieder singt, das ist wie ein zerrissen Kleid im Winter und Essig auf der Kreide." Die Chemie (Anthropochemie) sucht nicht nur die Mischung der menschlichen Körpertheile darzulegen, sondern das Verhältniß derselben zur Form und zu den Bewegungen zu erforschen.

II.

Die Anatomie ist wie alle Naturwissenschaften lediglich auf Erfahrung gegründet. Die Erfahrung beruht auf Beobachtung. Diese stellt Anforderungen an den Beobachter und das zu beobachtende Objekt. Sie geschieht stets mittelst der Sinne, hauptsächlich des Gesichtes. Der Tast- und Gehörssinn werden zwar gleichfalls angewendet, der erstere um die Konsistenz der zu untersuchenden Theile, der letztere um von außen lufthaltige und solide Organe zu unterscheiden; beide stehen jedoch erst in zweiter Reihe. — Scharfe Sinne und das eigenthümliche Talent, das sinnlich Wahrgenommene zu ordnen, das Zusammengehörige aneinander zu reihen, das Zufällige auszuscheiden, die gegenseitige Lage der einzelnen Theile richtig zu konstruiren, aus den Einzelheiten ein Ganzes zu kombiniren, vorgefasste Meinung, Einbildungskraft, Eitelkeit, Selbstgenügen und wie alle die Parasiten des Urtheils heißen, zu vermeiden, den äußeren Sinn durch den innern und umgekehrt zu kontroliren — sind angeborene Eigenschaften. Wem sie nicht in die Wiege gelegt sind, erjagt sie nicht durch Schweiß und Seufzer. Wer sie nicht hat, wird sie durch Uebung niemals erhalten. „Was ihm die Charis neidisch verweigert, erringt nimmer der strebende Muth."

Dem Subjektiven stellt sich das Objektive entgegen. Der menschliche Körper ist nicht gleichartig, er ist vielmehr aus vielen unähnlichen Bestandtheilen zusammengesetzt. Sie hängen alle mit einander zusammen. Jeder Theil hat etwas ihm Eigenthümliches und wiederum ein Anderes, was man an allen übrigen Theilen findet. Bei der Untersuchung eines Organs wird man also jedesmal das Besonsondere und das Gemeinsame vor Augen halten müssen. Letzteres, das Gemeinsame, ist wesentlich ein dreifaches. Zunächst besteht ein Bindestoff, welcher deshalb auch den Namen Bindegewebe erhalten hat. Es vereinigt nicht nur ein Organ mit dem andern, sondern die Bestandtheile eines Organs selbst werden durch dasselbe verbunden, es dringt zwischen dieselben bis in ihre größte Tiefe ein. — Durch das Bindegewebe würden jedoch alle Körpertheile mit einander zu einem Klumpen verwachsen und gar keine Scheidung erkenntlich sein, wenn nicht an den Flächen, welche dem Bildungsplane zufolge nicht verwachsen sollen, ein anderes Gewebe, welches man das epitheliale nennt, sich vorfände, das die Eigenschaft besitzt, so lange es gesund ist, jede Verwachsung zu verhüten. — Außer dem Bindegewebe sind es aber die Adern oder Gefäße und die Nerven, welche die Wechselbeziehung der Körperorgane unter einander bewerkstelligen. Durch die Blutgefäße hängen sämmtliche Körpertheile mit dem Herzen, durch die Nerven mit Gehirn oder Rückenmark zusammen. — Es gibt noch andere Verbindungen zweier Organe z. B. der Leber mit dem Darme durch den Gallengang 2c.; diese sind aber für unsere Betrachtung von untergeordnetem Werthe.

Aus dem Vorhergehenden folgt, daß die Untersuchung eines jeden Organs eine mechanische Analyse sein muß, d. h. die Anatomie muß bestrebt sein, jedes der 4 Bestandtheile, Bindegewebe, Gefäße, Nerven und das eigenthümliche Gewebe eines Organs zu isoliren oder wenigstens so kenntlich zu machen, daß sie sich als verschieden von einander unterscheiden lassen, ohne daß ihre Form zer-

stört wird. Dann wird es möglich sein, zunächst den Verlauf und weiterhin ihre Eigenschaften zu studiren. In der That war man von lange her bemüht, diese Aufgabe zu lösen. Man suchte mit dem Messer oder der Scheere dies Bindegewebe und das eingelagerte Fett zu entfernen, so daß man Gefäße, Nerven und die Organe selbst reinlich vor sich hatte und verfolgte jene soweit, als sie sich in Folge ihrer zunehmenden Verfeinerung dem bloßen Auge nicht entziehen. So fängt man auch noch heutigen Tages das Studium der Anatomie an; und es lassen sich auf diesem Wege zahlreiche Thatsachen feststellen. Eine Menge von Kenntnissen wurde von der Zeit an, wo menschliche Leichen untersucht werden konnten, erworben und alljährlich werden diese noch vermehrt. Damit ist auch die erste Aufgabe der Anatomie des Menschen bezeichnet, nämlich: mit unbewaffnetem Auge die Körpertheile zu beobachten, deren Gestalt, Größe, Farbe, Zusammensetzung, gegenseitige Lage theils im unversehrten Zustande theils durch Schnitte nach verschiedenen Richtungen, Nerven und Gefäße, Ansätze der Muskeln an Knochen, u. s. w. kurz alle sinnlich wahrnehmbaren Erscheinungen kennen zu lernen und wo es angeht, mit den Beobachtungen am lebenden Körper zu vergleichen.

Es hat beinahe 1900 Jahre gedauert, ehe diesem ersten Stadium der Anatomie ein zweites durch die Erfindung des Mikroskops hinzugetreten ist. Ungefähr 300 Jahre vor Chr. soll Herophilus, ein Schüler des Aristoteles, menschliche Leichen sezirt, sogar Vivisektionen an Verbrechern (Tertullian nennt ihn deshalb lanius, Fleischer) gemacht haben und erst im Anfange des 17. Jahrhunderts wurde das zusammengesetzte Mikroskop erfunden. Aus dieser langen Zeit ist nur ein Werk übrig geblieben, welches heutigen Tages noch brauchbar und geschätzt ist, reich an genauen und sorgfältigen Untersuchungen, „über den Bau des menschlichen Körpers von Andreas Vesalius 1549.“ Dieser berühmte Anatom zerstörte den damals allgemein herrschenden Glauben an die Unfehlbarkeit der anatomischen Beobachtungen von Galen. Er war ein Zeitgenosse Luthers. Sein Todesjahr fiel 1564 zusammen mit dem Geburtsjahre von Galilei, sowie auch von Shakespeare. Er gehört der Zeit an, wo Mittelalter und neuere Zeit sich scheiden.

„Die schönsten Entdeckungen werden nicht sowohl durch die Menschen, als durch die Zeit gemacht.“ (Goethe). So ist es auch mit Erfindungen, welche gleichfalls sehr häufig von mehreren zu gleicher Zeit unternommen und zu Stande gebracht werden, ohne daß der eine von dem andern etwas wusste. Lange Zeit bevor das zusammengesetzte Mikroskop, durch welches bedeutende Vergrößerungen erzeugt werden können, erfunden ward, finden sich Vorarbeiten dazu. Erst gegen das Jahr 1600 hatte ein holländischer Brillenschleifer, Johannes Jansen, das erste, freilich sehr unvollkommene Instrument hergestellt. Unabhängig davon wurde von Galilei später ein solches verfertigt. Die Thatsache, daß durch konvexe Gläser eine Vergrößerung der Objekte zu Stande kommt, war bereits im Alterthume bekannt. In Lessings Briefen antiquarischen Inhalts Br. 45 ist dieser Gegenstand kritisch

beleuchtet. Ich will daraus nur Folgendes erwähnen: Der Philosoph Seneca, geb. 2 n. Chr., gibt an, daß Buchstaben, wenn sie auch winzig, und undeutlich seien, durch eine mit Wasser gefüllte Kugel größer und deutlicher erscheinen. Freilich schrieb Seneca diese Erscheinung nicht dem Glase, sondern dem Wasser fälschlich zu. — Durchsichtige Mineralien und Glas verstand man auch schon im Altertume konvex zu schleifen. Eine Anwendung derselben zu Brillen erfolgte aber erst, nachdem Roger Baco (nicht zu verwechseln mit Baco von Verulam) im Jahre 1267 die Vergrößerung der Bilder durch konvexe Gläser nicht nur entdeckte, sondern auch erklärte. Dieser geniale Mann wurde darob für einen Zauberer erklärt und schmachtete 10 Jahre im Gefängniß. —

Das zusammengesetzte Mikroskop erfuhr von den Tagen Galilei's bis jetzt immer mehr Verbesserungen; — bequem zum Handhaben, in dem mechanischen Theile zu promptester Führung geeignet, in dem optischen Theile bedeutende Vergrößerungen ohne Farben zulassend. Dennoch darf man nicht glauben, daß in letzterer Beziehung die Vervollkommnung immer weiter und weiter fortschreiten könnte. Die Bäume wachsen einmal nicht in den Himmel. Das Mikroskop bedarf Licht, je stärker die Vergrößerung, desto schwerer ist es, dasselbe zu schaffen; das Licht des Urtheils steht aber in geradem Verhältnisse zu den Exkursionen des Lichtäthers.

Durch das Mikroskop wie das Teleskop ist das Auge zu einem Sinneswerkzeuge höherer Art geworden und dringt tiefer in die Geheimnisse der Schöpfung. Die Anatomie wird den Faden da wieder aufnehmen müssen, bis wohin die Grenze des deutlichen Sehens mit unbewaffneten Augen geführt hat. Das ist die zweite Aufgabe, welche sie sich stellt. Die Gefäße und Nerven waren bis zu ihrem Eintritte in die einzelnen Organe des Körpers verfolgt, ohne daß man wusste, wie sie sich innerhalb derselben verhalten. Denn alsbald sind sie dem bloßen Auge unsichtbar geworden. Die Nerven, die Muskelfasern wurden zerfasert, so weit man kommen konnte. Ist das feine Fädchen, das man mit Mühe und Kunstfertigkeit ohne sichtliche Zerstörung der Form erhält, nur eine einfache Nervenfaser und eine einfache Muskelfaser, oder sind es doch noch mehrere, vielleicht viele? Sind es Röhren oder Fasern? In der aufgeschnittenen Niere sieht man eine Menge strahlenartig verlaufender Fädchen. Man muß vermuthen, es seien Kanäle; aber die Gewißheit fehlt. Aus der Leber kommt ein Gang heraus; wenn man ihn aufschneidet, fließt Galle aus, diese muß sich in der Leber selbst bilden, dazu müssen nothwendig bestimmte Elemente sein, welche produziren. Das unbewaffnete Auge sucht vergebens nach ihnen. — Die Haare können sich in die Höhe aufrichten, wo ist das bewegende Organ? — Hunderte von Fragen gibt es, für welche die Anatomie, die blos mit dem unbewaffneten Auge arbeitete, keine Antwort ertheilen konnte. Das Mikroskop gibt sie.

Ehe man jedoch an die mikroskopische Untersuchung gehen kann, ist das Erhellen der Objekte unerlässliche Vorarbeit. Zu diesem Zwecke hat man früher bis in die 50er Jahre hin die Theile in kleinere Stücke zerschnitten und zerrissen, um möglichst feine Partikelchen zu erhalten und dabei soviel man mit Hülfe

der Lupe dies erreichen konnte, die Form geschont. Dann suchte man sie durch Druck mittelst eines eigenen kleinen Quetschapparates, des sog. Kompressorium, noch weiter auszudehnen. Dabei litt natürlich die ursprüngliche Form. Man hat daher diese Methode ganz verlassen, seitdem man Stoffe kennen gelernt hat, durch welche man die weichen Theile soweit erhärten kann, um sie wie Knorpel mit einem scharfen Messer in sehr feine Plättchen zu zerschneiden, welche hinlänglich durchsichtig sind. Zu diesen Substanzen gehören Präparate von Chrom, welche auch in Färbereien und anderen Gewerben gebraucht werden, namentlich Chromsäure und chromsaure Alkalien. Auch allerlei andere Substanzen, welche Wasser anziehen und das in den Organen sehr gewöhnliche Eiweiß zum Gerinnen bringen, wie Salpetersäure, Alkohol &c. werden angewendet. Möglichst feine Schnitte werden entweder aus freier Hand oder durch besondere Maschinen hergestellt, die man dann, um sie vor Trocknen zu bewahren mit Glycerin aufbewahren kann. Glycerin und manche Oele erhellen die Präparate noch weiter. Der Raum gestattet mir nicht, näher auf die Handfertigkeiten und die Apparate einzugehen, welche zur Vervollkommnung der mikroskopischen Technik, z. B. durch Erwärmung der Präparate, zum Zeichnen &c. erfunden worden sind. Mit fertigen, transportablen mikroskopischen Präparaten wird jetzt schon ein nicht unbedeutender Handel getrieben und auf allen Universitäten sind Sammlungen der Art angelegt.

Mit Herstellung durchsichtiger Schnitte sind noch nicht alle Bedingungen gegeben, welche die Untersuchung erleichtern. Es sind vielmehr dazu noch andere Hülfsmittel angewandt worden, welche man noch stets bemüht ist, zu vermehren. Zunächst muß die Färbung hervorgehoben werden, welche in der Mikroskopie eine große Rolle spielt. Die erste Anwendung von Farbestoffen zum Studium des menschlichen Körpers wurde schon gegen Ende des 17. Jahrhunderts gemacht. Die Pulsadern (Arterien) sind in der Leiche leer, mit den letzten Bewegungen des Herzens ist ihr Blut in die Venen getrieben worden. Drei holländische Anatomen, Swammerdam, Regner de Graaf und Ruysch spritzten zuerst gefärbte Flüssigkeiten, der letztgenannte gefärbtes Wachs in die Arterien ein, wodurch die Verbreitung viel besser studirt werden kann. Besonders waren die Injektionen von Ruysch weltberühmt. Er verkaufte seine Sammlung für 30 000 Gulden an den russischen Kaiser. In der neueren Zeit hat die Injektionstechnik eine große Vollkommenheit erreicht und wird auch für die mikroskopische Untersuchung vielfach verwerthet. — Außer der Injektion wendet man auch die sog. Imbibition an, indem Schnitte in Auflösungen von Farbestoffen gelegt werden. Die große Entwickelung dieser Industrie-Branche wurde von den Anatomen sehr ausgebeutet, man färbt roth mit Carmin und den verschiedenen Anilinen, gelb mit Pikrinsäure, blau mit Hämatoxylin, schwarz mit Ueberosmiumsäure, Palladium- und Platinchlorid und Höllenstein u. s. w. Dadurch wurden erhebliche Fortschritte in der Erkenntniß und dem Verlaufe der Organe gemacht. Diese schönen Entdeckungen verdienten eine genauere Beschreibung, worauf ich jedoch hier nicht weiter eingehen kann. Ich will nur ganz kurz erwähnen, daß man z. B. von den Nerven die Enden

entdeckt hat, durch welche wesentlich der Gefühls- und Willensakt eingeleitet wird; von den Gefäßen, wie vortheilhaft sie eingerichtet sind, um alle Theilchen des Körpers an dem Nährsaft partizipiren zu lassen u. s. w.

Endlich will ich auch nur vorübergehend die Anwendung chemischer Reagentien berühren, welche dazu dienen, die einzelnen Bestandtheile eines Organes von einander zu trennen, ohne die Form zu zerstören. Es ist vorzugsweise das Bindegewebe, welches man aufzulösen und dadurch das Auseinanderfallen der Elemente zu bewirken suchte. Auch diese Bestrebungen sind nicht erfolglos geblieben. Es wurden bis jetzt vorzugsweise Lösungen von kaustischem Kali, die Salzsäure und Salpetersäure namentlich in Verbindung mit chlorsaurem Kali erfolgreich benutzt.

Man sieht, daß überall fleißige Hände arbeiten, um den menschlichen Körper bis in die letzten Schlupfwinkel zu erforschen und dadurch nicht nur dem Wissensdrang, sondern auch — und das ist denn doch am Ende der wesentlichste Zweck jeder Wissenschaft — der Wohlfahrt der Menschen durch Fördern der Gesundheit und Heilen von Krankheiten Genüge zu thun.

III.

Die Anatomie wird bei den beschreibenden Naturwissenschaften aufgeführt, kann aber auch zu den induktiven Wissenschaften gerechnet werden. Unter Induktion versteht man das Verfahren, in welchem man von einzelnen Beobachtungen und Thatsachen zu allgemeinen, jene Beobachtungen umfassenden Wahrheiten sich erhebt" (Whewell). Diese Wahrheiten kann man als Erfahrungs-Axiome bezeichnen. Von solchen sollen hier drei, welche sich auf die Anatomie beziehen, erwähnt werden.

a) In den Formelementen der lebenden Organismen herrscht ein einheitliches Prinzip. Dies wird 1. dadurch bewiesen, daß alle für gleiche Verrichtungen bestimmte Organe auch gleiche Elemente haben. So z. B. sind die Nervenknoten eines Regenwurms, die Muskelfasern einer Stubenfliege, die Niere des niedrigsten Fisches, die Knochenelemente eines Frosches u. s. w. vollkommen ähnlich den entsprechenden Theilen anderer Thiere und des Menschen. Nur ist bei höheren Thieren eine größere Komplikation vorhanden. 2. Die Entstehung und Weiterentwickelung der Körpertheile ist bis zu einem gewissen Zeitpunkte ebenso beim Vogel, wie beim Säugethiere. 3. Sowohl bei Pflanzen als bei Thieren besteht der Keim, aus welchem diese Organismen hervorgehen, aus gleichgeformten Bläschen, den Zellen, welche in ihrem Innern eine zu neuen Formbildungen sehr geeignete Masse, das sog. Protoplosma, und einen Kern enthalten. 4. Es gehört ferner hierher, daß mechanische Einrichtungen an Thierkörpern, welche die Bewegung der Flüssigkeiten regeln sollen, nach einem gleichen Prinzip gebaut sind. Es gehören beispielsweise dahin: die Klappen in den Röhren der Blutadern, deren Gestalt zwar im Thierreich mancherlei Verschiedenheit darbietet, die aber stets Falten der inneren Röhrenschicht darstellen. 5. Die Glieder aller Thiere haben in all ihrer äußeren Verschiedenheit doch soviele Analogien, daß

man die scheinbar weit auseinanderliegenden Gebilde auf gewisse Grundideen zurückführen kann. Es ist oft schon ausgesprochen worden, daß sich aus den Flossen des Fisches, aus den Flügeln des Vogels ꝛc. auch die Extremitäten des Menschen heraus konstruiren lassen; und ich will es daher hier nicht wiederholen; ebenso wenig noch mehr Beispiele zum Beweise des oben angeführten Satzes aufzählen, obwohl sie leicht beizubringen sein würden. Auch die Natur hat ihren Styl, wie die Kunst, nur wechselt jener nicht. Ihn herauszufinden ist die dritte Aufgabe der Anatomie.

Mit anderen Worten heißt dies: Die Anatomie des Menschen untersucht im Körper der verschiedenen Thiere die entsprechenden gleichnamigen Organe und hat das Bestreben, solche zu finden, in denen die Formen einfacher, weniger verwickelt sind, als dort, um aus dem Bau dieser auf den der menschlichen schließen zu können. Die vergleichende oder komparative Anatomie (so nennt man den Wissenschaftszweig, dem die erwähnte Aufgabe obliegt) gewährt dem Forscher, was dem Richter der Indicien-Beweis leistet. Man kann auf diesem Wege von jedem Organe eine fortlaufende Geschichte von dem Einfachsten zum Zusammengesetzten entwerfen, oder wie man sich nach menschlichen Begriffen ausdrücken würde von dem weniger entwickelten Zustande zu dem vollkommener entwickelten. Als Beispiel wähle ich die Lunge. Die Lungen des Frosches sind einfache, gefäßreiche Blasen, eine auf jeder Seite, eine rechte und eine linke; bei manchen Schildkröten ist nur noch das hintere Ende eine einfache Blase, nach vorn zu vervielfältigt sie sich, bei Säugethieren und dem Menschen besteht jede Lunge aus tausenden und aber tausenden, jedoch viel kleinern Bläschen, von denen ein jedes im Ganzen so gebildet ist, wie die einfache Froschlunge. — Man darf indessen nicht glauben, daß die vollkommenste Form aller Organe bei dem Menschen zu finden ist. Man kann mit Protagoras aussprechen: „Der Mensch ist das Maß aller Dinge.“ Das Geruchsorgan des Hundes, die Kauorgane des Löwen sind vollkommener als die des Menschen und so ist es bei vielen anderen Körperorganen. Die Domäne des Menschen ist sein Gehirn, das man auch Seelenorgan nennt. In der Organisation der Thiergehirne steht das menschliche an der obersten Stelle. Es ist daher erklärlich, daß die Gehirnstruktur auch für die Anordnung der Thiere in der Systematik maßgebend ist und bleibt.

Wenn ich oben den Ausdruck „Geschichte“ gebraucht habe, um damit zu bezeichnen, wie sich gleichnamige Organe verschiedener Thierordnungen je nach ihrer größeren oder geringeren Ausbildung einander anschließen, so ist derselbe nur uneigentlich zu nehmen. Denn „Geschichte“ bezieht sich auf Erscheinungen und Begebenheiten, welche nicht neben, sondern nach einander erfolgen. Solche muß aber auch die Anatomie in Betracht ziehen, wovon gleich die Rede sein soll, es ist dies nämlich die Geschichte der Entwickelung des Menschen. Die vergleichende Anatomie verhält sich zur Entwickelungsgeschichte, wie unter den humanen Wissenschaften die Staatswissenschaft zur sog. Weltgeschichte.

b) Jede Erscheinungsreihe hängt mit einer anderen zusammen, welche hinter ihr liegt. Die Formen des menschlichen Körpers,

welche den Inhalt der anatomischen Wissenschaft bilden, sind Erscheinungen; sie bleiben sich in der Zeit des Lebens nicht gleich, sind vielmehr nach dem Alter verschieden; sie wechseln von dem Augenblick an, in welchem aus dem Keime, dem sog. menschlichen Ei, der Embryo hervorgeht, bis zum Augenblick des Todes. — Die Anatomie theilt die Lebenszeit der Menschen in verschiedene Abschnitte. Im Keime selbst kann man keine Andeutung von den Körperorganen entdecken, welche aus ihm entstehen; obwohl die Anlage zu allen schon verborgen in ihm liegen muß. Es fehlt noch die Bildung differenter Formen. Dem menschlichen Auge scheint es nicht beschieden zu sein, den Augenblick zu erhaschen, in welchem die Natur die gleichartig erscheinenden Elemente meistert, damit sie die Form annehmen, welche den beginnenden Organismus bezeichnet, einen Augenblick göttlicher Intuition. Im ersten Lebensalter, welches im Mutterleibe zugebracht wird, erfolgen die Veränderungen außerordentlich schnell. Man schließt dies aus Beobachtungen an bebrüteten Eiern. Dann verlangsamen sich die Lebensprozesse, bis in höherem Alter der Körper wieder rascher anderen chemischen Prozessen anheimfällt. — Die Entwickelungsgeschichte ist nicht nur ihres allgemeinen wissenschaftlichen Interesses wegen von hoher Wichtigkeit, sondern sie gibt auch Aufschlüsse über die Lage, die Zusammensetzung, die Funktion der Organe, die sonst dunkel blieben, sie wird dadurch auch für die Heilkunde ein wesentliches Hülfsmittel und bildet die dritte Aufgabe der Anatomie. Sie sucht mithin eine Beschreibung von allen Organen des Körpers in den aufeinanderfolgenden Lebenszeiten zu geben und vergleicht jedes mit dem gleichnamigen in einem vorhergehenden Zeitraume. Je genauer die auf diesem Wege gewonnenen Resultate werden, desto eher führen sie zu den Kausalmomenten, welche ihnen zu Grunde liegen. In der neuesten Zeit ist man ganz besonders bestrebt, die ersten Anlagen des werdenden Menschen zu studiren und benutzt dazu die leichter zu verschaffenden Thiere, besonders auch die durch künstliche Wärme bebrüteten Hühnereier.

c) Der Bau der einzelnen Körpertheile des Menschen und die Verrichtungen derselben decken sich. Die Anatomie ist daher bestrebt, aus der mechanischen Einrichtung eines jeden Körpertheils die ungleiche Ausführung der sichtlichen und molekularen Bewegungen zu erläutern. Alle Verrichtungen des Körpers lassen sich nämlich auf Bewegungen zurückführen. Letztere können entweder durch den Gesichtssinn erkannt oder durch Analogie erschlossen werden. Wir sehen z. B. die Bewegung eines an uns vorübergeführten Gegenstandes, wir sehen aber nicht die Wellen des Lichtäthers, deren Dasein jedoch unwiderleglich von der Wissenschaft nachgewiesen ist. Beim Sehen folgen den Bewegungen der Lichtwellen bis zur Netzhaut die Bewegungen innerhalb der Nerven bis zum Gehirn, endlich die psychischen Bewegungen, welche man als Wahrnehmung, als Vorstellung bezeichnet. Die Gesetze, nach welchen diese Bewegungen erfolgen, sind nicht Gegenstand der Anatomie, sondern der Physiologie. Jene untersucht das Auge, um die Theile desselben kennen zu lernen, welche geeignet sind, von den Lichtwellen affizirt zu werden, untersucht den Verlauf und das Ende der Nerven, welche die auf die Netzhaut gemachten Eindrücke der Or-

ganisation zu eigen macht und endlich diejenigen Gehirntheile, welche psychisch affizirt werden. In diesem eben angedeuteten Abschnitte ist freilich noch sehr Vieles dunkel, während über andere viel mehr Licht verbreitet ist z. B. über die Mechanik der Knochenverbindungen. Durch das Studium der Knochen und Gelenke kann man alle die Bewegungen berechnen, welche ausgeführt werden können und auch diejenigen, welche nicht ausführbar sind und hienach die Frage sich vorlegen, in wieweit die Natur von den disponibeln Mittel Gebrauch gemacht hat. Die anatomische Mechanik bildet sonach eine weitere, die fünfte Aufgabe der anatomischen Wissenschaft. Je genauer die Eigenschaften, die Zusammensetzung, der Bau der einzelnen Körpertheile bekannt werden, desto mehr wird man daraus auf die Leistungen schließen können, welche von ihnen ausgeführt werden.

Zur Frage nach dem Nützlichkeitsprinzip in der Ethik der Völker.

Von

A. Kirchhoff.

Auf diesen für die Selbsterkenntniß der Menschheit hochwichtigen Gegenstand lenkte jüngst Bona Meyer die Aufmerksamkeit der Leser dieser Revue. Mit vollem Recht betonte er, daß, sobald das Prinzip der Nützlichkeit menschlicher Handlungen zum Grundpfeiler der Sittlichkeit, zum ethischen Werthmesser erhoben werde, die Absolutheit der sittlichen Ideen ins Wanken gerathe. Aber er fügte bedeutsam hinzu: solches Bedenken reiche doch nicht aus vor dem Richterstuhl der Wahrheit die Berechtigung jener Ansicht zu erschüttern oder gar zu widerlegen; dazu gehöre noch eine eingehendere Prüfung des sittlichen Thatbestandes in der Menschheit.

Die sittlichen Ueberzeugungen der Kulturvölker werden mächtig beeinflußt von der Religion, welcher sie zugethan sind. Diese Religion ist indessen fast bei ihnen allen eine entlehnte. Wie wenig wir aus ihr die ursprüngliche eigene Sittlichkeitsschätzung eines Volkes zu erkennen vermögen, beweist das weltgeschichtliche Wort, das einst Bischof Remigius sprach, da er den heidnischen Frankenkönig Chlodowech zu taufen im Begriffe stand: „Beuge still deinen Nacken, Sikamber; verehre, was du verfolgtest, verfolge, was du verehrtest!"

Vielmehr bei den ihrer freien Selbstentwicklung überlassen gebliebenen Völkern, deren Sittengesetze noch nicht durch einen von außen her überkommenen Kanon verwandelt wurden, gilt es demnach vorurtheilsfrei zu spähen nach dem Urgrund der Scheidung menschlichen Thuns in Gut und Böse, wenn wir wirklich mit der Zeit die gewaltige Aufgabe lösen wollen, „den sittlichen Thatbestand in der Menschheit" festzustellen.

Es gibt gewiß kein Volk, und wäre es noch so roh, dem die Unterscheidung des Lobens- und des Tadelnswerthen, der Wohlanständigkeit und ihres Gegentheils fremd wäre; geradeso wie es kein Volk ohne irgend welche, wenn auch noch so unklare Ansichten von überirdischen, göttlichen Mächten gibt. Nur müssen wir uns in Acht nehmen, mit den Theologen gleich überall Restbestände, gleichsam verwitterte Trümmer der einstmaligen „Uroffenbarung“ erkennen zu wollen in den ethisch-religiösen Anschauungen der Naturvölker oder vorschnell die Annahme der Philosophen von den „angebornen Ideen“ der Sittlichkeit als einem uranfänglichen Gute unseres Geschlechts in solche Untersuchungen hineinzutragen.

Je tiefer man eindringt in die Fülle der ethnologischen Sittenkunde, desto deutlicher wird einem zweierlei: das starre Festhalten aller Volksgenossen an dem überlieferten Sitten-Kanon (an welchem regelmäßig erst in den höheren, reflektirenden Stadien der Volksentwicklung kritisirend gerüttelt wird) und die bis zur Gegensätzlichkeit gehende Verschiedenartigkeit desselben unter den einzelnen Völkern.

Wir neigen allzuleicht dazu, selbst ganz wetterwendische Sitten, z. B. diejenigen, welche unsere Bekleidungsweise vorschreiben, für sakrosankt zu erklären, ja, wie für die Ewigkeit und für die ganze auf Gesittung Anspruch erhebende Menschheit eingesetzt zu betrachten. Und ist es nicht die auf ewigen Wechsel sinnende Göttin Mode, welche hierbei uns nasführt? Waren die deutschen Frauen und Jungfrauen vor hundert Jahren unzüchtiger, weil sie ihren Busen nicht so verhüllten wie die heutigen? Stempeln die Damenkostüme auf unseren Hofbällen, so gewiß sie eben in jener Beziehung ans 18. Jahrhundert erinnern, ihre Trägerinnen, die sonst so decente Gesellschaftsroben anlegen, als bedenklich Flatterhafte? Wer die Freiheiten kennt, die sich unsere Bäuerinnen durchaus unbefangen in der sehr weit gehenden Entkleidung bei heißer Sommerzeit inmitten anstrengender Arbeit gestatten, wird zugeben, daß auch heute und auch unter uns der Grad der Verhüllung des Körpers nicht von einer allgemein anerkannten sittlichen Vorschrift bestimmt wird.

Längst hat die Völkerkunde den Irrthum zurückgewiesen, als müßten völlig nackt einhergehende Menschenstämme schamlos sein; unter den Papuanen des Austral-Archipels finden wir vielmehr die volle Nacktheit mit einer sogar strengen Sittsamkeit verbunden. Ausschließlich die Nützlichkeitsrücksicht hat die Kleidung erschaffen, um vor den Unbilden der Witterung den Leib zu schützen. Nicht weil er ein Ausbund von Sittsamkeit ist, steckt sich der Eskimo ganz und gar in Pelzwerk, wenn er sich der eisigen Luft seiner Heimat auszusetzen hat, sondern weil er sonst die zum Leben unentbehrliche Blutwärme einbüßt; aber auch einen Ausbund von Sittenlosigkeit werden wir ihn nicht darum schelten, weil er in der stickenden Hitze seiner engen schneebedeckten Behausung gar oft im absoluten Adamskostüm verweilt.

Bekanntlich ist die Gesichtsverschleierung der Frauen eine unverbrüchliche Anstandsregel bei den rechtgläubigen Mohammedanern. Unversehens von Männern beim Bad im Freien überraschte Damen werden am Rhein oder an der Elbe zu ganz anderer Verhüllung ihre Zuflucht nehmen als am Euphrat, hier nämlich werden

sie schleunigst ihr — Gesicht bedecken, denn so gebietet es der Anstand. Wie viel Räthselhaftes liegt doch in diesem Begriff „Anstand"! Das Berühren ihrer langen blonden Zöpfe sieht die Baskin ebenso für einen schnöden Angriff auf ihre Ehre an wie einst die Israeliten des mosaischen Zeitalters. Wer mag ergründen, weshalb die Araberin den ärgsten Verstoß gegen Wohlanständigkeit in der Entblößung ihres Hinterhaupts erblickt, warum die Hottentottin so streng darauf hält, ihren Kopf mit der Fellhaube zu bedecken, die Palau-Insulanerin dagegen sittlich entrüstet ist, wenn man ihr eine Kopfbedeckung zumuthet?

Es ziemt uns gar nicht, darob zu spotten, im Gegentheil mögen wir uns ein Beispiel daran nehmen, wie vernünftig z. B. diese „Wilden" des Palau-Archipels der Südsee die Sitten der Altvordern, unter deren Walten sie sich glücklich fühlen, treu bewahren, andererseits aber sich keineswegs vermessen, dieselben als Richtschnur der Sittlichkeit der ganzen Welt aufzunöthigen. Als nämlich unser Würzburger Zoolog Karl Semper in einer heiteren Gesellschaft jener Palau-Insulanerinnen einer derselben aus Spaß seinen Hut aufsetzte, warf diese ihn voll Entrüstung ab, sprang auf und hielt dem Fremden eine ernsthafte Strafpredigt darüber, daß er, obwohl doch lange genug im Lande, noch nicht einmal wisse, wie anstandswidrig es für Eingeborene sei, den Kopf zu bedecken. Also für Eingeborene! Wie viel bescheidener und einsichtiger dachte doch diese braune Moralpredigerin über die Verbindlichkeit der in ihrer Palau-Heimat üblichen Anstandsregeln für andere als so manche von schneeiger Hautfärbung bei uns. Das „ländlich, sittlich" hat einen tiefen Sinn; es kleidet die Wahrheit in zwei Worte, daß je nach Verkehrsprovinzen, d. h. je nach natürlich geschlossenen geographischen Bezirken die Sitten wechseln, denn im Grenzbereich des örtlichen Verkehrs übt das Beispiel auf unser nachahmungssüchtiges Geschlecht seine Macht; nächst Blutmischung innerhalb desselben Verkehrsgebiets, sei es Gebirgsthal oder Insel, ist die Nachahmung der in dem nämlichen Kreise auftauchenden Beispiele die Hauptursache für stammschaftliche oder, wie wir das in unserer Sprache treffend bezeichnen, für landsmannschaftliche Eigenart, folglich für variirende Absonderung von Auswärtigen, selbst wenn diese den gleichen Ursprung hätten. Die Nachahmungssucht erhebt die Mode auf den Herrschaftsthron, langwierig bewahrte Mode aber erzielt die Heiligsprechung des Althergebrachten, sie wird Gebot für den wohlanständigen, guten Bürger, sie wird von ethischer Glorie umstrahlt, wird „Sitte".

Dabei soll keineswegs geleugnet werden, daß das gegebene Beispiel gerade deshalb Nachahmung zu zünden vermag, weil es ein edles ist. Um nochmals der Bekleidungssitten zu gedenken, so liegt in ihnen gar nicht selten gewiß ein ästhetisches, ja ein ethisches Gefühl verborgen. Hielten wir nicht dafür, daß der Mensch vom klimatischen Zwang zu allererst das Bedürfniß und dann die Gewohnheit sich zu bekleiden eingeimpft bekam, so würden wir sogar mit Peschel in dem uralten Menschentrieb sich leiblich zu verschönern den Urgrund der Kleidermoden anerkennen. Mitwirksam bei der Wahl anzulegender Gegenstände ist er wohl fast immer gewesen, und insofern die Menschheit höchst wahrscheinlich ihre Wiegenstätte in tropischer Luft gehabt hat, könnte man allerdings Peschel Recht

geben, der da sagt: „Die Bekleidung verdanken wir den ältesten ästhetischen Regungen des menschlichen Geschlechtes"; nur ist es fraglich, ob die unter Tropenhimmel armselig dahinlebenden Urmenschen vor dem Auszug unserer Art in die kühleren Breiten solche ästhetischen Regungen empfanden (die Australierinnen sind noch gegenwärtig ohne jedweden Schmuck, wohl die einzigen Evatöchter ohne Putz), und dann hält es schwer, von „Kleidung" zu reden, wenn z. B. die Bongonegerin jeden Morgen sich einen frischgrünenden Zweig aus dem Urwald bricht, um ihn als Lendenschurz zu verwenden. Aber die hiermit gestreifte, so gut wie allgemeine Sitte auch der Naturvölker, die Scham zu verhüllen, führt uns allerdings zu der Erkenntniß, daß selbst in der denkbar leichtesten Tracht des Tropenmenschen, für welche die Bezeichnung „Schurz" fast schon zu hoch gegriffen erscheint, eine innige Vermählung ethischen und ästhetischen Geschmacks sich kund thut. Sehr richtig dünkt uns Peschels Ausspruch in seiner „Völkerkunde": „Nicht bloß Eitelkeit ist es, die etwa den Verlust von Jugendreizen in höherem Alter den Blicken zu entziehen sucht, sondern noch viel früher regt sich der Wunsch, einen Schleier zu werfen über alle gleichsam unverdienten Erniedrigungen, die uns der Haushalt unseres thierischen Leibes auferlegt, und vor anderen zu erscheinen als seien wir so rein und sehenswürdig wie die Lilien in der Sprache der Evangelien."

In dem Wunsche, nicht dem Thier gleichzustehen, liegt wahrscheinlich ein heilsamer Sporn zur Entwickelung der Kenschheit. Jener Wunsch kann selbstverständlich nicht der Menschheit ureigen gewesen sein, so gewiß sich die Menschheit erst langsam und stufenweise aus thierischen Zuständen herausarbeitete; indessen er liegt nunmehr dem Menschen tief im Herzen; die falsche Anwendung dieses wohlberechtigten Adelsstolzes ist jüngst eine Hauptursache des theoretisch meist so kümmerlich begründeten Widerwillens geworden, welchen manche edleren Gemüther gegen die unausweichliche Anwendung der Darwin'schen Lehre auf den Menschen empfinden. Zwar keineswegs alle Völker pflegen mit dem ritterlichen „noblesse oblige" ihr sexuelles Leben rein zu halten; ein so hochstehendes Kulturvolk wie die Babylonier führte, wie uns Herodot erzählt, für die Entweihung der Tempelräume durch geschlechtliche Lust das schnöde Wort im Munde: das machten die Tauben auch nicht anders; deutsche Pilger ins gelobte Land berichten uns übrigens, daß es im 15. oder 16. Jahrhundert in der heiligen Grabeskirche zu Jerusalem nicht viel besser in dieser Hinsicht herging wie in einem heidnischen Mylittatempel. Eine Menge sogenannter wilder Völker könnte man indessen aufzählen, die Herodots ehrlich, ohne angenommenes Pathos geäußerte Verwerfung der gedachten babylonischen Beschönigung sicher zu der ihrigen machen würden. Geschlechtliche Sittenstrenge ist gar kein ausschließliches Vorrecht der „gesitteten" Völker: in den belgischen und französischen Seebädern gibt es keine Trennung von Männer- und Frauenbad, bei den Mandan-Indianern Nordamerikas dagegen lief jeder, der lüsterne Blicke ins Frauenbad werfen wollte, Gefahr, von der Umwallung desselben herab mit tödtlichem Pfeil niedergestreckt zu werden.

Weithin können wir durch die aller verschiedenartigsten Völkergruppen ein merkwürdiges Nebeneinander verfolgen: Gleichgültigkeit gegenüber der Unschulds-

bewahrung von Jünglingen und Jungfrauen, strenge Forderung ehelicher Treue. Hier liegt ein ganz zweifelloses Nützlichkeitsprinzip vor, das weiter keiner Erläuterung bedarf: auf die Ehrenfestigkeit der Gattin kommt es nicht allein dem Gatten an, sondern auch dem Staat, welcher in der Reinheit des Familienlebens, der ohne sie kaum zu denkenden tüchtigen Erziehung das Palladium seines Bestandes erblicken muß. Wallace hat, als er die Ausbildung des Sinnes der Wahrhaftigkeit auf der Grundlage des Nützlichkeitsprinzips in Zweifel zog, ganz übersehen, wie ein Gaunerstreich, eine Lüge unter Umständen zwar demjenigen, der sich solche erlaubt, von Nutzen sein kann, daß aber ein aus lauter Lügnern und Gaunern bestehendes Volk im Daseinskampf von Volk gegen Volk entschieden den Kürzeren ziehen muß, und daß das von allen Völkern der Wahrhaftigkeit gezollte Lob (beruhe dasselbe nun instinktiv oder bewusstvoll auf der Bedeutung der Ehrlichkeit für jegliches Gemeinwesen) ein gewaltiger Antrieb zu redlicher Handlung, zu Rede ohne Falsch ist, daß endlich Tugenden wie Untugenden vererben, erstere um so sicherer, als die Erziehung jeder aufwachsenden Generation sich der Pflege der der Gesammtheit heilsamen Gemüthskeime annehmen wird. So liegt also im Interesse des Staats auch die Heiligung der Ehe; Lockerung der ehelichen Bande im römischen Cäsarenstaat trotz der Fürsorge, welche bereits Augustus dem Eheleben angedeihen ließ, war einer der sicheren Vorboten für den Untergang Roms.

Auch die sehr bemerkenswerthe Scheu vor der Blutschande, der wir selbst bei ganz niedrig stehenden Völkern begegnen, dürfen wir gleich der Heiligkeit der Blutrache, dieses verehrungswürdigen Erstlings menschlichen Lebensschutzes gegen die uralte Mordlust, auf den in der Sache selbst gelegenen, wenn auch vielleicht gar nicht als solchen erkannten Nutzen beziehen, welchen hieraus der Stammesverband zog. Geschlechter, die der Blutschande verfielen, verfielen der Unfruchtbarkeit; Stämme, welche vor der Ausbildung höherer Gesellschaftsordnung durch das Gesetz den Mord nicht mit blutiger Ahndung seitens der Nächstverwandten des Ermordeten bedrohten, gruben sich ein frühes Grab. Die Menschheit, der schon in frühster Vorzeit das Zusammenhalten zu größeren Vereinen im Kampf gegen die Natur, zumal gegen die an Kraft überlegenen Raubthiere, sowie im Kampf gegen friedhässige Fremde geboten war, konnte sich also nur erhalten durch strengstes Verbot der Heirath in engerem Verwandtschaftskreis (noch heute bestrafen das die „Wilden" viel drakonischer als wir) und durch Erheben der Blutrache zum heiligsten Gebot. In jeder von diesen beiden Beziehungen wurde die vieltausendjährige Gewohnheit abermals eine gar gewaltige Macht, prägte sich tief in das Gefühlsleben des Menschen, in sein Unterscheiden von Ehre und Schande. Fühlt sich doch der Corsicaner noch heute moralisch zur Erfüllung der Blutrache verpflichtet, so entschieden sie das französische Gesetz verbietet. Da sieht man erst die Zählebigkeit seit Alters und daher um so tiefer eingewurzelter Sitten: der Satz der Logik „Aufhören der Ursache lässt auch die Wirkung aufhören" besteht vor ihnen schlecht.

Was schon der ehrwürdige Vater der Völkerkunde aussprach, lernen wir (wie die Geologen seit Lyell) immer mehr würdigen: die Allmacht der zeitlichen

Dauer.*) Wie unsympathisch werden unsere Geschmacks- und Magennerven berührt durch Speisen, welche ganz anderen Kategorien zugehören als die altgewohnten! Es gibt manchen unter uns, der den Widerwillen gegen Austern nicht überwindet. Vor gefaultem Fleisch fühlen wir Abscheu, während andere Völker absichtlich das Fleisch faulen lassen, ehe sie es verzehren, sogar menschliche Leichname zum Verzehrungszweck erst „einlegen", nämlich im Wasser anfaulen lassen; ist die Vorliebe für den haut goût bei uns aber nicht eine Annäherung an jene „Geschmacksverirrung", wie wir gern pharisäisch jene Absonderlichkeit nennen werden, verfaultes dem frischen Fleisch vorzuziehen? Das „Grauen vor dem Unbekannten" erweckt uns Schauder, wenn wir vom Mückenkuchen der Südafrikaner, vom Heuschreckenverzehren in Afrika und Arabien vernehmen; schon mancher unserer Reiseforscher hat ein Gericht appetitlich gerösteter Heuschrecken sehr schmackhaft gefunden, sich auch wohl an Affen- oder Hundebraten gewöhnt. Wer die scheußliche Ernährungsweise der Krebse und Hummer kennt, muß zugeben, daß diese Kruster, so sauber sie sich ausnehmen, in rother Uniform servirt, im Grunde viel ekelhafter erscheinen sollten als die kühnen Durchflatterer der Wüsten, die Heuschrecken. Trotzdem — jene sind wir gewöhnt, diese nicht; und ausschließlich aus diesem Grund leiden wir an der kindischen Schwäche, Völker, die Heuschrecken verzehren, für herzlich „uncivilisirt" zu erachten. Die Mongolen sind dermaßen an das Trockene ihrer Wüstenheimat gewöhnt, daß ihnen im Lauf unzähliger Generationen eine Idiosynkrasie gegen alles kalte Wasser und was irgend mit ihm zusammenhängt, eigen geworden ist. Sie, die vor der unsaubersten Zubereitung der Speisen nicht zurückscheuen, ihre Gefäße höchstens mit etwas Viehdünger, wenn überhaupt zu reinigen pflegen, gewinnen es nicht über sich, ein Glas kalten Wassers zu leeren, einen Fisch zu verspeisen. Prschewalski erlebte es, daß sein mongolischer Begleiter sich vor Widerwillen übergab, als er ihn eine gebratene See-Ente essen sah. Recht bald kann in Trockenräumen die Scheu vor kaltem Wasser die Bewohner überkommen, das beweisen die Buren in den Steppenlanden des afrikanischen Südens. Wie zäh aber durch langwierige Vererbung diese Apathie werden kann, sehen wir an den Chinesen, welche dieselbe offenbar aus ihrer Urheimat im dürren Centralasien mitbrachten, sie jedoch an den großen Süßwasserströmen ihrer neuen regen- und quellenreichen Heimat nicht ablegten. Heißwassertrinker waren von jeher die Chinesen, den Theetrank erfanden sie erst in Folge dessen aus Wohlschmeckerei; in Alt-China, d. h. Nord-China, wächst der Theestrauch gar nicht. Wir, die wir uns gleich den Japanern das Theetrinken angewöhnt haben, stehen also beim Genuß jeder Tasse Thee in einer, wenn auch noch so weitläufig vermittelten Abhängigkeit von der geographischen Bedingung, daß Centralasien, wo längst kein Chinese mehr heimisch, durch hohe Randgebirge die Befeuchtung durch Seewinde auf ein äußerstes herabmindert.

Der Mensch mag sich irren in der Ansicht, daß irgend etwas ihm Schaden oder Nutzen stiftet; nichts desto weniger wird er in dem einen Fall darauf dringen,

*) *Πᾶν δ' ἂν γένοιτο ἐν τῷ μακρῷ χρόνῳ* (Herodot V. 9.).

daß es seine Mitmenschen so gut wie er selbst fernhalten, im anderen Fall, daß sie es mit ihm befördern. Und allemal wird aus der von Geschlecht zu Geschlecht vererbten Gewohnheit eine mehr oder weniger vom Alter geheiligte, ja zum Instinkt befestigte Sitte werden. Jeden Bäckerjungen, der in Morgenfrühe unsere stillen Straßen belebt, indem er die neueste Melodie pfeift, würde der biedere Kalmücke verfehmen. Warum? Einfach weil alles eine Schlechtigkeit ist, was schadet, Pfeifen aber nach dem unverbrüchlichen Dafürhalten des Kalmücken das schrecklichste Ungemach herbeiführt, welches er kennt und wovon in der That seinem Besitz an Heerdenvieh d. h. seiner Existenz die furchtbarste Vernichtung droht: der Sturm. Da im Herbst und im Winter dieser entsetzliche Landorkan den schrecklichsten der Schrecken über den armen Kalmücken zu verhängen pflegt, den Schneesturm, so gilt ihm das Pfeifen zur Herbst- und Winterzeit für ein ganz besonders großes Verbrechen. Wie anders auf den kanarischen Inseln! Dort hatten die alten Guantschen für ihre Ziegen keinen Steppensturm zu befürchten; aber die Durchfurchung ihrer vulkanischen Felsenheimat mit jäh einschneidenden Schluchten veranlasste sie seit unvordenklichen Zeiten, den Nachbarhirten drüben über der (kaum zu durchschreitenden und nur mit großem Zeitaufwand ober- oder unterwärts zu umgehenden) Thalschlucht Zeichen von weiterer akustischer Tragkraft zukommen zu lassen, als das die Stimme leistet. So wurde schrilles Pfeifen bei den Guantschen aus einer gemeinen Nützlichkeit zu einer ehrenwertheren Mittheilungsform als die Rede, geweihter als Gesang. Mit Pfeifen that man friedfertige Absicht kund, wenn man die Schwelle der Steinhütte eines anderen betreten wollte; mit Pfeifen verherrlichte man wohl schon in der Heidenzeit den Gottesdienst. Nun, wo von diesem merkwürdigen Inselvolk nur noch mit Spanierblut vermischte Reste übrig geblieben, bewahrt unverändert das Pfeifen seine höhere Weihe selbst vor dem Kirchengesang im Gefühl der eingeborenen Kanarier. Der katholische Klerus brachte aus Europa die (gleichfalls nur durch zufällige Gewöhnung uns eigene) Anschauung auf die Inseln, daß Pfeifen am allerwenigsten ins Gotteshaus gehöre, und ließ sich nun in hartnäckigen Kampf hierüber gegen diejenigen ein, die gerade die entgegengesetzte Ansicht aus durchaus nicht minder gutem Grund vertraten. So schwand allmälig das Pfeiferkonzert aus den Kirchen des kanarischen Archipels; bloß am höchsten Kirchenfest des Jahres, zu Weihnachten, vergönnt man wohl noch dem Volk den alten Brauch, in den es nun einmal eine sonderliche Weihe gelegt hat.

Es würde gar nicht schwer fallen, viele Hunderte thatsächlicher Beweise beizubringen, wie gerade bei Naturvölkern schlichte Ehrlichkeit zu Hause ist. Gründlich verfehlt indessen wäre eine etwa daran anknüpfende erbauliche Predigt von der holdseligen Unschuld dieser Naturkinder, welche so viel treuer als wir civilisirten Taugenichtse das Gotteswort der Uroffenbarung im Herzen tragen! Bringt nur diese vermeintlichen Halbengel dauernder in Lebenslagen, in denen sie vom Betrug Nutzen ernten, und sie werden alsbald drastische Beweise davon ablegen, wie es keineswegs die Stimme des „Gewissens" bisher war, die sie abhielt Böses zu thun. Die Tschuktschen z. B. lernte Nordenskiöld während der Vega-Ueberwinterung an ihrem Strand in der That als ein liebenswürdiges Völkchen kennen,

welches besonders im Punkt der Redlichkeit Rousseau'schen Phantasiebildern von der paradiesischen Unverdorbenheit der kulturlosen Menschheit recht vollkommen zu entsprechen schien. Wallace könnte eine neue Probe der trotz aller Verlockung niederer Selbstsucht aufrecht erhaltenen ethischen Integrität der „Wilden" verkünden, weil wirklich sogar in den harten Wintertagen des Hungers, als der Seehundsfang den Tschuktschen gänzlich fehlschlug und viele von ihnen kaum das Leben zu fristen wussten, der bedeutende Proviantvorrath, der für den Nothfall von den Vegamännern ohne besondere Bewachung am Land niedergelegt worden, unberührt blieb von den Händen der Hungernden. Wie übereilt wäre aber der Schluß, daß hier statt einer gewohnheitsmäßigen Achtung vor dem Gut des anderen, die keine Nothausnahme kennende Gewissensstimme von Veruntreuung zurückgehalten habe! Denn dieselben Biedermänner im Tschuktschen-Pelz waren im Handelsverkehr mit den Fremden raffinirte Betrüger, ja sie erachteten, wie Nordenskiöld versichert, den Betrug beim Handel nicht allein für berechtigt, sondern nahezu für verdienstvoll!

Hermes ist also selbst in jenem fernsten Nordostwinkel unserer Erdfeste der Gott der Kaufleute und der Diebe. War denn nicht die Unterweisung in schlauem Diebstahl bei den sittenfesten Spartanern ein Gegenstand der Jugenderziehung? Die heutigen Neugriechen stehen ohne Zweifel weit höher im Rang ihrer Gesittung als die osmanischen Türken; aber jene sind berüchtigt durch ihre Neigung zur Betrügerei, diese verdienen im allgemeinen das Lob unbescholtener Ehrlichkeit — jene sind ein Handelsvolk, diese nicht. Die Juden konnten sich im europäischen Mittelalter, ausgeschlossen von jeder Handwerkszunft, von Grundbesitz und höheren Berufsarten nur durch Geldleihen und Handel am Leben erhalten; somit nöthigte die Christenheit den Juden einen Existenzkampf einseitigster Art auf, und letztere vervollkommneten gemäß dem vielhundertjährigen Walten „natürlicher Auslese" ihr Talent für Handelsgeschäft und Banquierwesen zu einer Höhe, die vielen Christen unserer Tage herzlich leid thut. Ohne Frage ging damit auch die Ausbildung der Verschmitztheit des Schacherers Hand in Hand, so gut wie beim Russen, der seit Jahrtausenden mit nationaler Leidenschaft aufs Schachern erpicht ist. Der Kleinhandel gestattet eben die „kleinen Vortheile" bis zur entschiedenen Betrügerei sich zu Nutze zu machen; die kleinen Geschäfte bleiben leichter verborgen, durch sie erzielter unredlicher Gewinn rächt sich nicht so leicht durch Schädigung der Firma des Schacherers, der, wenn die Dummen endlich doch dem Sprichwort zuwider am Ort rar werden sollten, seinen Kramladen bequem an neuer Stätte aufschlagen kann. Nur der Großhändler, der nicht so in der Stille schaltet, dessen Geschäftsabschlüsse weniger zahlreich, aber um so offenkundiger und gewichtiger sind, gefährdet seinen Ruf, folglich ein mächtiges Werkzeug seines Existenzkampfes, seinen Kredit, aufs äußerste durch Unredlichkeit. Weil demnach der Großhandel die Wahrheit des Satzes „Ehrlich währt am längsten" am meisten an sich erfährt, heißt die längste Erfahrung auf dem Gebiete des Großhandels soviel wie Summirung möglichst vieler Einzelerfahrungen vom Schaden geschäftlicher Benachtheiligung der Kundschaft durch die Jahrhunderte hindurch: sie war darum immer die hohe

Schule der Handelsehrlichkeit großhändlerischer Nationen. Davon legt der englische Großhändler unserer Tage glänzendes Zeugniß ab. Der im übrigen musterhaft ehrliche Tschutksche sucht den Fremden auszubeuteln, denn die gelungene List ist ihm stets gut bekommen; würde er dereinst „Grossist" in Thran- und Fellhandel, so würde gewiß auf dem Boden des Nützlichkeitsprinzips seine Ehrlichkeit auch dem Geschäftsbetrieb sich mittheilen.

Vor der Trennung in einzelne Volksstämme muß die Menschheit eine so gut wie unterschiedslose Einheit gebildet haben; wohnte ihr damals nun die gleichartige Ueberzeugung inne, gewisse Handlungen als gute auszuüben, gewisse andere als schlechte zu unterlassen? Gab es mit anderen Worten ein ursprüngliches Gewissen in der Brust des Menschen, das hocherhaben über niedrigen Rücksichten auf den Nutzen schaltete? Das erscheint mehr als zweifelhaft. Das Gewissen ist etwas durchaus individuelles; es wird in unserer Jugend sorglich gepflegt, denn es ist mit nichten im kindlichen Gemüth so ursprünglich vorhanden, daß auf sein spontanes Erwachen bei jedem neu aufwachsenden Geschlecht die Sicherheit der Gesellschaft zur Genüge sich verlassen könnte, jedoch wirkt Anerkennung auf der einen, gleichmäßige Erziehung auf der anderen Seite auf die Verähnlichung des Gewissensinhalts innerhalb derselben Nation mächtig ein, zumal wenn sie desselben religiösen Glaubens ist. Gibt es indessen nicht selbst unter uns völlig gewissenlose Menschen? Wie anders regt sich das Gewissen beim deutschen Katholiken und beim deutschen Protestanten! In Bevölkerungskreisen beiderlei Konfession sind z. B. Selbstmorde regelmäßig seltener bei Katholiken als bei Nichtkatholiken. Der abessinische Christ hat eine Art christlichen Gewissens; er scheut sich nämlich, ohne vorherige Beichte seiner Schandthat einen Kirchenraub zu begehen. Schutz und Schirm, Pflege und Ehrung des fremden Gastes ist überall ein Gewissensgebot, wo Gastfreiheit heilig gesprochen wurde, weil jeder auch seinerseits in die Lage kommen kann, sie um seiner Lebenserhaltung beanspruchen zu müssen, also an den unwirthlichen Küsten der halbnomadischen Eskimos ebenso wie in sämmtlichen Steppen und Wüsten. So vernimmt man selbst in abergläubischer Tonart die Stimme des Nomadengewissens, wenn uns Vambery erzählt, wie er in der turanischen Wüste von demselben Turkmenen, der ihn die eben vergangene Nacht über in seinem Zelt freundlich willkommen geheißen hatte, überfallen und beraubt wurde, wobei aber der Räuber nicht vergaß, sein Gewissen zu salviren, indem er dem zerlumpten Derwisch genau die paar Kupfermünzen zurückzahlte, um die er ihn Abends zuvor angesprochen, damit er ihn mit etwas besserem bewirthen könne als mit armseliger Kost getrockneter Fische. Gustav Fritsch berichtet von einem Missionar, der mit heißem Bemühen seiner braunen Kaffernschaar den Begriff „Gewissen" durch Umschreibung des drückenden Gefühls nach begangener Unthat zur Klarheit zu bringen suchte, und, als er das nächste Mal nach guter Lehrersitte den Erfolg seines bisherigen Unterrichts erforschte, auf die Frage, was das Gewissen sei, die Antwort bekam, es sei arges Leibschneiden nach einer Missethat. Mag das immerhin nur ein neuer Beitrag zur Lehre von der Nutzlosigkeit allzu dogmatischer Unterweisung kindlicher Völker sein,— irgend eine

Art von Gewissen hatten vielleicht jene ungelehrigen Jünger des Predigers im Kaffernlande doch, nur nicht dasjenige, welches der christliche Lehrsatz von der Uroffenbarung meint.

Hätte je eine solche mystische Erleuchtung das düstere Herz, das kindisch schwache Hirn der Urmenschen verklärt und gestärkt, wie sollte sich nicht vor allem die Stimme des Gewissens laut gegen jegliche Mordthat haben vernehmen lassen! Aber was waren noch heute vor 1800 Jahren unsere eigenen Vorfahren für arge Mordgesellen! So wenig unsere Germanisten von solcher Ketzerei hören wollen, wahr bleibt es trotzdem: gerade in diesem Bezug waren wir um kein Haar besser wie die Sioux-Indianer, die noch heute frohlockend den Skalp vom blutenden Leichnam des erlegten Feindes zu hehrem Siegerschmuck abtrennen. Es gehörte ganz einfach zur Manneswürde, morden zu können. Der Eskimo-Jüngling gilt als Mann, wenn er den ersten Seehund eigenhändig erlegt hat, denn damit beweist er, daß er eine Familie zu erhalten vermag. Der Chatte trat nicht eher in die Gemeinde der Freien, als bis er über dem ersterlegten Gegner das wüste Haar von der Stirne lüften, es kurz schneiden durfte zum Abzeichen erlangter Selbstständigkeit. Genau so musste im alten Macedonien jeder die Halfter um den Leib gegürtet tragen, der noch keinen Feind getödtet hatte; bei den Skythen durfte ein solcher bei hohen Festen nicht mit vom umkreisenden Becher trinken. Für jede frische Mordthat steckt sich der Somalneger stolz eine neue feuerrothe Papageienfeder ins krause Haar, wie vor Jahrtausenden bei den tapfern Altspaniern so viel Spitzsäulen das Grab eines gefallenen Kriegers zierten, als er Feinde getödtet hatte.

Immer nur gilt derjenige Todtschlag für rühmlich, der nicht an Genossen des eigenen Stamms vollführt wurde. Der Hesse mochte sich einst durch Ermordung eines Westphalen oder eines Römers mündig sprechen, aber für Gewaltthat im heimischen Gau musste er Buße erlegen. Recht deutlich ersehen wir auch an der Höhe dieser Bußgelder die Herrschaft des Nützlichkeitsgedankens; noch gegenwärtig steht in Siam auf Tödtung eines Greises ein geringeres Strafgeld als auf der eines rüstigen Mannes; Kindermord ist immer noch etwas ganz Gewöhnliches unter Völkern geringerer Gesittung, und aus reinem Egoismus vergreift sich der Chinese nicht leicht am Leben seines neugeborenen Söhnchens, wohl aber recht unbefangen an dem des Töchterleins. Hohe Ehre wird noch unter allen Kulturvölkern der muthigen Tödtung gezollt, falls sie erfolgt im Kampf für hohe Güter, an denen Leben und Ehre der Gesammtheit hängt, für Freiheit und Ordnung, mögen sie bedroht sein durch innere oder durch äußere Widersacher. Bei allen anderen Lebenslagen hingegen befindet sich unser Gewissen in bemerkenswerther Uebereinstimmung mit der Stimme der öffentlichen Meinung, zu der sich die des Gewissens überhaupt echogleich verhält: nur die Verworfensten ausgenommen, schaudert unser Inneres bei dem Gedanken, wir könnten uns einmal ohne den Fall der Nothwehr am Leben des Nächsten vergreifen. So ist aus dem uralten grausigen Trieb zum Mord, von welchem die Kriminalstatistik fürchterliche Rückschlagsfälle selbst aus der Neuzeit verzeichnet, der gegentheilige Instinkt erwachsen.

Achtung vor dem Lebensodem des Nächsten — wobei echt christlich auch der blutfremdeste uns als Nächster gilt — ist offenbar uns nicht ureigen, sondern erworben.

Man kann sich also nicht der Wahrnehmung verschließen, daß seit unvordenklichen Zeiten 'bis zu unserer Lebenszeit herab der Mensch seinen Eigennutz zu mischen pflegte in die Unterscheidung von Gut und Böse. Je weiter aber die Kreise wurden, in denen sich der Mensch zum Menschen gesellte, desto erhabener wurde dies Schiedsgericht, denn es lag eben im Sinn des Nützlichkeitsprinzips und im natürlichen Siegen der vielen über wenige oder gar über den einzelnen, daß das Interesse des Stammes überwog das des vereinzelten Stammesgenossen, später das nationale Wohl obsiegte über das engherzige Stammesinteresse, endlich in unseren Tagen, welche ein erstes Mal im Lauf der Weltgeschichte das Sklavenjoch auch der fremden Rassen für immer zerbrochen haben, das Menschheitswohl das höchste Menschheitsziel wurde. Die christliche Sittenlehre, weil sie am vollkommensten diesem Ideal unseres Geschlechts zuführt, muß die Weltreligion werden, so gewiß auch im Daseinskampf der Religionen der Sieg dem Kampfstüchtigsten zufällt. Nur nicht in der Abtrünnigkeit von diesen edlen Lehren, die wir Gottes Gebote zu nennen pflegen, sondern in einer stetig fortschreitenden Annäherung an sie erscheint uns die Entwickelungsgeschichte unseres Geschlechts.

Die Hyksos.

Von

Dr. Ludwig Stern.

Bereicherungen, welche die ägyptische Abtheilung der Königlichen Museen zu Berlin letzthin erfahren hat, geben uns Anlaß an einige uns dadurch zugänglich gemachte plastische Kunstwerke die Erörterung einer denkwürdigen Epoche der alten Pharaonengeschichte zu knüpfen und den Lesern dieser Zeitschrift das Ergebniß der Untersuchung vorzulegen, welche derselben von den Fachgelehrten zu Theil geworden ist. Sind wir schon gewöhnt die zuverlässigste Belehrung über das höhere Alterthum aus Aegypten zu erwarten, so muß uns dieselbe doppelt wichtig werden, wenn wir sie für unsere Anschauung durch die Kunst verkörpert und so das historisch Wahre gleichsam bewiesen finden. Unter solcher Erwägung ist die von dem Altmeister der Aegyptologie Prof. Lepsius veranstaltete Gypssammlung des erwähnten ägyptischen Museums, welche namentlich mit seltener Vollständigkeit eine Ikonographie der Pharaonen nach den in die Sammlungen weit zerstreuten Denkmälern umfasst, so anregend und lehrreich.

Ueberschauen wir die lange Reihe der ägyptischen Könige, welche wir hier von Chephren, dem Erbauer der zweiten Pyramide bei Gizeh, bis auf Nectanebus, den letzten einheimischen Herrscher vereinigt finden, so entgeht uns der hieratische Typus nicht, dem der Künstler alles Darzustellende unterwirft. Nicht als ermangelten diese

Bildwerke des individuellen Charakters (in der Beschränkung gewisser Aeußerlichkeiten bringen sie denselben zum vollkommenen Ausdruck); aber die menschliche Gestalt mit ihren wohl gerundeten und ebenmäßig schönen Formen, erscheint in ihnen veredelt und vergöttlicht; die Verklärung der Unsterblichkeit ruht auf den Zügen der Pharaonen, das Lächeln der Milde umspielt ihre Lippen. Wie ganz anders wirken dagegen die Denkmäler, deren enge Zusammengehörigkeit zu einander und Verschiedenheit von den übrigen, schon durch die Aufstellung angedeutet und ohne weiteres bemerkbar, uns zu aufmerksamerer Betrachtung einlädt.

Da ist zuerst eine männliche Büste, deren granitenes Original in Mît-Fâres, dem alten Krokodilopolis in der mitteläg yptischen Provinz Fayyûm aufgefunden, heute im Museum zu Bûlâq bei Kairo befindlich ist.*) In Heroen-Größe stellt sie einen König dar, dessen Züge, trotz der erlittenen geflissentlichen Zerstörung noch deutlich genug sind, um in ihrer gänzlichen Verschiedenheit von dem angedeuteten ägyptischen Stile bemerkbar zu werden. In dem von mächtigem Haarwuchs umrahmten breiten Gesichte treten die Backenknochen scharf hervor; desgleichen der vorstehende Mund, die aufgeworfenen Lippen und die gefurchten Wangen. Dicke Brauen liegen über den großen geöffneten Augen unter der breiten, nicht eben hohen Stirn. Vom Bart bleibt an den Wangen und am Kinn noch erkennbar, daß er gekräuselt war und einen von dem ägyptischen abweichenden Schnitt hatte. Das Haupthaar, welches muthmaßlich als ein künstliches zu denken ist, theilt sich vom Scheitel ab, der durch die Uräusschlange, das ägyptische Merkmal der königlichen Würde, geschmückt ist, in mehr als dreißig Flechten, welche wieder in doppelt so viele kleinere Locken ausgehen. Die Formen sind bei aller Entschiedenheit des königlichen Ansehens eher plump und hart; Ernst und strenge Energie sind der vorwaltende Charakter dieses Kopfes. Das Gebietende der Erscheinung wird noch durch die Bekleidung gehoben, welche die Büste wahrnehmen läßt. Der König hat ein Pantherfell übergeworfen, dessen Kopf über der einen und dessen eine Tatze über der andern Schulter sichtbar werden, während Bänder mit metallenen Spangen das Gewand über der Brust zusammenhalten und ein Geschmeide vom Halse herabhängt. Die mangelhafte Erhaltung des Denkmals läßt nicht erkennen, was die Hände getragen haben, ob Scepter und Stab oder Waffen oder ein anderes Geräth.

Nicht minder merkwürdig ist eine ähnliche Büste, die vermuthlich schon im Alterthum aus Tanis, dem heutigen Sân, im östlichen Delta gekommen ist, jetzt aber in der Villa Ludovisi zu Rom aufbewahrt wird und von der dem Direktor des ägyptischen Museums zu Berlin kürzlich gleichfalls einen Abguß zu erwerben gelungen ist.**) Das auch an diesem Bildwerke vor Alters mit Fleiß verunstaltete Gesicht zeigt im allgemeinen denselben groben Typus: die breiten Backenknochen, den vorstehenden Mund mit den aufgeworfenen Lippen und den gekräuselten Bart. Abweichend ist nur die Tracht des Haupthaares, denn zu beiden Seiten fallen

*) Abgebildet in Mariette, monumens divers pl. 39.

**) Der Kopf wurde zuerst von Fr. Lenormant bekannt gemacht im Bulletino della commissione Archeologica communale di Roma. 1877, p. 100 ff.

über die Schulter je vier vom Scheitel ausgehende sehr dicke Flechten herab und am Hinterkopf rechts und links von einem festgedrehten Zopfe je vier dünnere Flechten. Wahrscheinlich hat man hier wie an dem ersten Kopfe die überreiche Haarfülle als Perrücke zu erklären, dergleichen der altegyptischen Mode, wie mehrere Fundstücke in den Museen beweisen, keineswegs fremd waren. Daß der Kopf der Villa Ludovisi der eines Königs ist, lehrt uns wieder das Diadem in der Form der Uräusschlange, an welchem vor der Stirn noch geringe Spuren zu bemerken sind.

Die Form der Nase lässt sich aus den beiden zerstörten Köpfen nicht mehr entnehmen, aber vier Sphinxe aus demselben Tanis, welche den nämlichen Gesichtsausdruck haben, ohne wegen ihrer halbthierischen Gestalt alle Einzelheiten bewahren zu können,*) rechtfertigen die Annahme, daß die Nase etwas gebogen, breit und kräftig gebildet war, und daß das Kinn ein wenig vortrat. Diese Löwensphinxe, aus Diorit gearbeitet, von 2,50 m Länge und 1,50 m Höhe, von denen die Berliner Gypssammlung uns einen vorführt, tragen die Namensschilder Ramses II. oder seines Sohnes Menephthes und eines Königs Psebchân aus dem XXI. Königshause.

Dem Namen desselben tanitischen Königs begegnen wir auf einem andern aus Tanis stammenden Monumente, welches jetzt in Bûlâq aufbewahrt wird und von dem das Berliner Museum im vergangenen Jahre gleichfalls einen Gypsabguß erworben hat.**) Es ist eine Gruppe zweier stehender Männer, welche in dieser Darlegung zuletzt noch in Betracht kommen muß. Der ethnographische Charakter der wenig unter Lebensgröße ausgeführten Gestalten ist durchaus derselbe und besonders deutlich ausgesprochen; die hervorstehenden starken Backenknochen, die magern und gefurchten Wangen, der aufgeworfene Mund, der gekräuselte Bart, acht Haarflechten zur Seite, ein Zopf und acht Flechten am Hinterkopf — genau so wie bei der Büste in Rom. Beschädigungen der Köpfe verhindern zu entscheiden, ob die Dargestellten, vielleicht Vater und Sohn, Könige sind; Mariette vermuthet es, weil ein König seinen Namen auf das Denkmal zu setzen nicht unter seiner Würde hält. Das mit Armbändern geschmückte Paar trägt in seinen Händen eine Tafel, auf der sich ein Opfer von Blumen und großen Fischen befindet. Nun sind dergleichen Opfer spendende Könige nicht selten dargestellt; gewöhnlich sind es Gänse, Aehren, Früchte, Blumen, welche sie darbringen — nie aber Fische. Das gesammte Alterthum verabscheute das Fischopfer (*ἰχθύων θέσμος οὐδείς*, sagt Plutarch), dem Aegypter aber galt der Fisch überhaupt, einige heilige Arten abgerechnet, als ein unreines Thier, dessen Opfer den Göttern nicht wohlgefällig sein konnte.

Was diese Denkmäler, denen De Rougé noch ein eigenthümliches männliches Standbild im Louvre zugesellen möchte,***) Verwandtschaftliches haben, ist von ihrem Entdecker Mariette längst erkannt; der ausgezeichnete Archäologe hat sie

*) Vergl. Mariette in der Revue archéologique 1861. I. p. 104 ff. Mit Unrecht, wie uns scheint, bezweifelt De Rougé (ebenda 250), daß diese Sphinxe Hyksos darstellen.

**) Vgl. Revue archéologique 1862. I. p. 299.

***) Vgl. Revue archéologique 1861. II. p. 258.

denn auch nach ihrer Ueberführung ins Museum in Bûlâq mit einigen ähnlichen Alterthümern zweckgemäßer Weise in einem besondern Saale vereinigt; das durch diese Konfrontirung ermöglichte Zusammenwirken der Kunstwerke macht ihre Eigenart noch auffallender und merkwürdiger. Vor allem bedeutend ist die lebendige Treue der Darstellung, das Realistische, welches diese Gestalten offenbar kennzeichnet und von der idealen Auffassung der rein ägyptischen Bildwerke so merklich unterscheidet. Daß sie nicht Aegypter sind, lehrt die oberflächlichste Betrachtung ihrer Gesichtsbildung und ihrer Haartracht; daß sie einem Küstenvolke angehören, macht die letzt besprochene Gruppe wahrscheinlich. In dem Zweifel, in welchen wir durch die Frage nach der Herkunft dieser Fremdlinge gerathen, kommen uns zunächst die vorhin erwähnten Inschriften der Sphinxe zu Hülfe. Wir schließen aus denselben, daß die in Rede stehenden Denkmäler älter als die XXI. Dynastie sind, ja älter als die XIX. Dynastie, da schon die Könige Menephthes und Râmses II. ihre Namen auf ihnen eingeschrieben haben. Da sie nun Könige von Aegypten gewesen sind, deren Hauptsitz Tanis war (obwohl sich ihre Herrschaft mindestens bis nach Fayyûm erstreckte), Aegypten aber vor der Zeit der XIX. Dynastie nur ein einziges aus den Denkmälern bekanntes ausländisches Königshaus gehabt hat, so schließen wir, daß jene fremdartigen Herrscher eben diesen zu überweisen sind. Ohne allen Zweifel gehören also die beschriebenen Bildwerke den Hyksos an, welche Aegypten vor der Zeit seiner XVIII. Dynastie mehrere Jahrhundert hindurch beherrscht und überdies bekanntermaßen in Unterägypten ihren Sitz gehabt haben. Es wird das Verständniß der von uns näher betrachteten Gestalten in uns noch lebendiger werden, wenn wir uns die mancherlei Erinnerungen, welche griechische und ägyptische Geschichtsquellen über ihr Zeitalter aufbewahrt haben, in der Kürze vergegenwärtigen.

Wenn wir, durch die Denkmäler geleitet, die älteste Periode der ägyptischen Geschichte verfolgen, das memphitische Zeitalter der Könige Soris, Cheops, Chephren, Mencheres, Onnos, Phiops, deren Pyramidengräber den Alten als Weltwunder erschienen, uns aber in allerjüngster Zeit nach der Entdeckung ihrer innern Kammern mit ihren zahlreichen Inschriften in der weitern Erkenntniß der ältesten Kulturzustände höchst förderlich geworden sind, so sehen wir den Faden plötzlich durch eine Epoche abgerissen, über welche bis jetzt alle Ueberlieferung fehlt.*) Wenn dann das Reich im oberägyptischen Theben unter den Antef und Mentuhetep, den Amenemhâ und Usertsen, den Sebakhetep und Neferhetep, d. h. der XI.—XIII. manethonischen Königsdynastie, wieder erstarkt, so bricht plötzlich ein zweites dunkles Zeitalter an, aus dem nur geringe Kunde auf die Nachwelt gekommen ist. Wir sind über die Ursachen der ersten Unterbrechung der Entwickelung in der ägyptischen Geschichte noch nicht genügend aufgeklärt; desto bestimmter wird überliefert, daß die zweite eintrat, weil das Land einige Jahrhunderte hindurch unter der Fremdherrschaft bezwungen und gelähmt lag. Um das Jahr 2000 v. Chr. kamen jene asiatischen Hirten, die nun schon

*) Aus einer Andeutung Manethos darf man schließen, daß sich Barbaren, vermuthlich die Libyer, der Herrschaft bemächtigt hatten.

unter dem ägyptischen Namen „Hyksos“ bekannt sind, über Aegypten, kriegstüchtig und eroberungslustig, unterwarfen das Land und beherrschten es ohne Verständniß seiner Vergangenheit und ohne Scheu vor dem, was ihm heilig war. So kamen aus dem mittlern Asien in spätern Zeiten die Hunnen nach Europa, und so die Mongolen, um alle Kultur unter die Füße zu treten und die Länder mit Verwüstung, Schrecken und Barbarei zu erfüllen.

Die anschauliche Darstellung, welche der ägyptische Priester Manetho in seinem Geschichtswerke nach den Auszügen der christlichen Chronographen Jul. Africanus und Eusebius, sowie nach der Mittheilung des jüdischen Geschichtsschreibers Josephus in seiner Streitschrift gegen den Alexandriner Apion, entworfen hat, lässt sich nun durch manche Angaben der ägyptischen Schriftdenkmäler bestätigen und erweitern.

„Als unter einem Könige Timaios oder Timaos,“ wird erzählt, „Gott aus irgend einem unbekannten Grunde ungnädig war, da fielen plötzlich aus den östlichen Gegenden Leute von ruhmlosem Geschlecht ungestüm in Aegypten ein und bemächtigten sich des Landes leicht und ohne Kampf. Sie überwältigten die Machthaber in demselben, brannten die Städte ohne Erbarmen nieder und verwüsteten die Heiligthümer der Götter. Sie behandelten alle Einwohner aufs feindseligste, tödteten die einen und führten die andern sammt Weib und Kind in die Knechtschaft. Weiter machten sie einen aus ihrer Mitte, Salatis oder Silites (Saites) mit Namen, zum Könige. Der schlug seinen Sitz in Memphis auf, besteuerte das obere und das untere Land und hinterließ in den tauglichsten Plätzen Besatzungen. Vor allem aber versicherte er sich der östlichen Theile, da er voraussah, daß es die Assyrer, welche damals mächtiger waren, gelüsten würde, in sein Reich einzufallen. Als er im sethroitischen Gau eine günstig, östlich vom Bubastidischen Nilarme gelegene Stadt gefunden hatte, die nach einer alten Göttersage Auaris (Ha-uâr d. h. Beinhaus) genannt wurde, baute er dieselbe aus, befestigte sie mit starken Mauern und legte eine Macht Schwerbewaffneter, an 240000 Mann, als Besatzung hinein. Dort herrschte er im Sommer, indem er einestheils die Zumessung des Getreides und die Löhnung überwachte, anderestheils um den Ausländern Furcht einzuflößen, eifrig die Truppen einübte.

„Nach 19jähriger Herrschaft starb er. Nach ihm regierte ein anderer namens Bnon oder Beon 44 Jahre; auf diesen folgte Apachnas oder Pachnan 36 Jahre 7 Monate; darnach Apophis (ägyptisch: Apepi) 61 Jahre und Annas oder Jannas 50 Jahr 1 Monat. Nach allen regierte Assis oder Aseth 49 Jahre 2 Monat. Diese sechs (von denen die letzten beiden bei Africanus Staan und Archles heißen und vor Aphobis gestellt werden) waren nach Manetho die ersten Herrscher, welche in fortwährendem Kampfe lebten und Aegypten bis auf die Wurzel auszurotten suchten.“

Was die ägyptischen Denkmäler von den ersten sechs Herrschern, und von ihren Nachfolgern, die sich Werke des Friedens gleichfalls wenig angelegen sein ließen, melden, ist wenig. Der Name eines der sechs hat sich auf den Monumenten erhalten: Apophis mit dem Beinamen Râ-âa-quen hat sich auf zwei

Bildsäulen des Königs der XIII. Dynastie Merschés mit dem Beinamen Smenchkarâ, sowie vermuthlich auch auf zwei Sphinxen im Louvre, welche später Ramses II. und Menephthes usurpirten, verewigt; es findet sich sein Name auch auf einer in Bûlâq befindlichen Opfertafel aus seiner Zeit, während er auf anderen Monumenten offenbar ausgekratzt ist. Apophis ist nach alter Ueberlieferung jener Pharao, unter dem der hebräische Traumdeuter Joseph zu höchstem Ansehen gelangte; derselbe soll im 17. Jahre dieses Königs ins Land gekommen sein. Das ist aber nur von christlichen Chronographen, welche den Auszug der Israeliten irrthümlich unter König Amosis setzen, ersonnen und nicht nachweisbar.

Vom letzten der sechs Könige Assis oder Aseth wird in der übrigens nicht sehr zuverlässigen Quelle des Syncellus überliefert, daß er das ägyptische Jahr, welches bis dahin nur aus 360 Tagen bestanden hätte, um die 5 Epogomenen oder Schalttage vermehrt habe. Ein griechischer Scholiast berichtet dies von dem ersten Könige der Reihe, Saites, doch kann die Chronologie dabei nicht bestehen. Denn man hat triftigen Grund in jenem Könige den Hyksos Nubti mit dem Beinamen Set-aâ-peht zu erkennen, der der Begründer einer neuen Aera war. Dieselbe war in Unterägypten noch bis auf Ramses II. in Gebrauch, unter dessen Regierung nach der merkwürdigen Inschrift einer Stele in Tanis das Jahr 400 fiel. Da der Anfang der langen Regierung Ramses II. nach der gewöhnlichen Annahme um 1380—90 zu setzen ist, so würde Nubti oder Aseth um 1780—90, mithin nach Hinzurechnung der Jahre der Vorgänger der erste Hyksos um 1990—2000 vor Chr. gelebt haben. Jene 400 Jahre egyptischer Geschichte werden durch die Nachfolger der ersten sechs Hyksos und durch die Blüthezeit des Reichs unter den einheimischen Königen von Amosis bis Sethos I. ausgefüllt. Nun wird die Dauer der Fremdherrschaft verschieden berechnet: nach Josephus hätte sie 511 Jahre betragen, nach Africanus hätte sie sogar 81 Könige in den drei manethonischen Dynastieen, der XV., XVI. und XVII., umfasst. Ist aber der Hyksos Aseth mit jenem Nubti einerlei, so erscheinen auch die Zahlen des Josephus hier wie sonst zu hoch gegriffen. So viel ist sicher, daß der Pharao Josephs in Unterägypten seinen Sitz hatte und daß es ein Hyksos war, der jene semitischen Hirten, den Aegyptern ein Greuel, gütig aufnahm; nothwendigerweise war er ein Nachfolger der ersten sechs Könige, nicht aber einer derselben. Der Auszug der Hebräer, welcher nach Lepsius unter dem schwachen Könige Menephthes aus einer Dynastie, die „nichts von Joseph wusste," stattfand, würde dann erst nach den biblischen 430 Jahren erfolgt sein, nicht nach 215 Jahren, wie einige Interpreten, durch den Stammbaum Moses bewogen, annehmen. Es wird aber bei solchem Bewandtniß erklärlich, warum die Urkunden der Aegypter über den Aufenthalt der Hebräer im Lande jede Nachricht vermissen lassen.

Von den Hyksos, welche nach jenen sechs ersten geherrscht haben, ist wenig überliefert worden; ihre verhassten Namen selbst sind auf den Denkmälern, auf welchen sie eingeschrieben waren, meist bis zur Unkenntlichkeit ausgetilgt. Auf einer später von Menephthes usurpirten Statue, die Mariette in Tell-Moqdam bei Tanis auffand, kommt der Name eines Set-châth (?) vor, der den bis dahin

unerhörten Titel „Stern der Welt" annahm und sich überdies einen „Freund des Gottes Sutech von Auaris" nennt; auf einem kleinen Löwen aus Granit, den das Fatum der Alterthümer nach Bagdâd entführt hatte, wo man ihn im Mauerwerk entdeckte, nennt sich ein Râ-set-nub; ein Amulett trägt den Namen Arâ-set-râ mit dem Beinamen Nefr-chepr-râ; ein Scarabäus macht uns mit einem Set-peht, ein anderer aus Abydos mit einem Peht-set-râ bekannt, welche beide an den mehrerwähnten Set-âa-peht erinnern. Die Hyksos oder einige derselben waren auch, wie Deveria nachwies, in dem unheilbar zerstörten Turiner Königspapyrus aufgenommen; leider sind nur zwei Fragmente der Liste übrig geblieben (Nr. 112 und 150) und diese geben nur die Anfangsbuchstaben (darunter übrigens auch Set) der königlichen Namen. So sind denn zweifelhafte Namen und Bruchstücke von Namen fast alles, was die ägyptischen Denkmäler von der langen Reihe der fremden Könige melden. Obschon sich Spuren der Hyksos in Memphis und im Fayyûm gefunden haben und ohne Frage ihre Herrschaft noch weiter aufwärts reichte, so scheinen sie doch später auf Unterägypten, wofür ich sogleich noch die Zeugnisse beibringen werde, beschränkt gewesen zu sein. Haben uns die Fundstätten ihrer wichtigsten Denkmäler Tanis oder Sân, das biblische Zoan, nicht weit von dem heutigen Menzaleh-See, als Hyksosstadt kennen gelehrt, so nennen die Ueberlieferungen einstimmig Auaris als ihre Hauptstadt, die sich nicht nur durch starke Befestigungen, sondern auch durch einen ansehnlichen Tempel ihres obersten Gottes Sutech oder Seth auszeichnete. Es ist noch nicht ausgemacht, wo Auaris oder Sethroe lag, und ob es vielleicht mit Tanis gleichbedeutend war. Vermuthlich waren diese beiden Städte verschieden, lagen aber nahe neben einander, Auaris westlich von Tanis.

Einer der letzten Hirtenkönige führt wieder den Namen Apophis mit dem Beinamen Râ-âa-us, wie uns die Inschrift einer vor einigen Jahren vom Berliner Museum erworbenen Palette (eines Geschenkes von ihm an seinen Schreiber Athu) belehrt hat; im 33. Jahre dieses Königs wurde ein Papyrus des Brittischen Museums, der die Elemente der Mathematik in hieratischer Schrift enthält, von einem gewissen Aahmesu geschrieben. Unter diesen König fällt auch die Erhebung des ägyptischen Volkes gegen den unerträglichen Druck des fremden Joches, sowie sie in einem, zuerst von De Rougé erklärten, hieratischen Papyrus des Brittischen Museums (Sallier I. nach der fachmännischen Bezeichnung) erzählt wird. Leider ist nur der Anfang der wichtigen Urkunde erhalten, deren Verständniß außerdem manche Schäden der Handschrift erschweren. „Es geschah einmal," heißt es da, „daß Aegypten den Feinden (aadet) angehörte, ohne daß Jemand königlicher Herr an dem Tage war. Da ward Seqnenrâ König als Fürst des Südlandes; die Landesplage aber saß in der Stadt der Amu (d. i. Tanis) und der Häuptling Apophis in der Stadt Auaris. Und es brachte ihm das ganze Land seine Arbeiten dar und alle guten Dinge von Ptimyris (Unterägypten). Der König Apophis aber machte sich den Gott Seth zum Herrn und diente keinem der Götter, welche im Lande angebetet wurden. Er baute ihm ein Heiligthum von schöner Arbeit für die Ewigkeit." Aus dem weitern durch Lücken öfter unterbrochenen Zusammen-

hange des Papyrus entnehmen wir, daß der fremde König alle Rechte eines Oberlehnsherrn für sich in Anspruch nahm und seinen Vasallen, den er durch Eilboten von seinem Willen in Kenntniß setzte, auch dadurch seine Macht fühlen ließ, daß er sich selbst in die Angelegenheiten der Religion einmischte und die Art des Kultus vorschrieb.

Der Papyrus Sallier hat viel zur Aufklärung der Zustände Aegyptens unter den Hyksos beigetragen. Sei es, daß die fremden Könige in Theben einheimische Fürsten fortbestehen ließen; sei es, daß deren als Gegenkönige aufgetreten sind — wir kennen bereits eine Reihe von thebanischen Königen, welche mit den Fremden gleichzeitig regiert haben (sie entsprechen der XVII. manethonischen Dynastie), darunter drei des Namens Seqnenrâ. Es herrschte ohne Zweifel dieses Geschlecht, als die Thebais sich gegen die Fremdherrschaft erhob und ein großer und langwieriger Krieg zwischen Nord und Süd ausbrach. Die Inschriften gedenken der Kriegsthaten des Königs Seqnenrâ III., dessen historische Persönlichkeit uns erst im vorigen Jahre so nahe gerückt wurde, als man seinen Sarg mit denen vieler anderer thebanischer Könige in Dêr-el-bahri fand.

Unter einem Könige, den Josephus Misphragmuthosis nennt und in dem ich den in den Inschriften jener Zeit mehrfach vorkommenden Nachfolger Seqnenrâs namens Uet-chepr-râ Kames vermuthe, gelang die Ueberwältigung der Hyksos; aus dem ganzen übrigen Aegypten vertrieben, wurden sie auf ein Gebiet von angeblich 10000 Aruren gedrängt und in die Festung Auaris eingeschlossen, welche sie mit einer großen und starken Mauer umgeben hatten, um ihre Habe und Beute in ihr in Sicherheit bringen zu können. Aber erst unter dem Nachfolger dieses Königs Amosis (Josephus nennt ihn irrthümlich Thummosis) wurde die Macht der Fremden fast vollständig gebrochen. Nach der Lebensbeschreibung des Kapitäns Aahmes, welche uns in dessen Grabe in El-Kâb erhalten ist, belagerte Amosis das feste Bollwerk der Fremdlinge Auaris, nach der weit übertriebenen Angabe des Josephus, mit 480000 Mann; man kämpfte dort sowohl zu Wasser auf dem See Pazetku, als zu Lande südlich von Auaris bei Takemet. Das Ende war die Niederlage der Feinde und die Einnahme von Auaris; bei letzterer Affaire erbeutete unser Gewährsmann einen Mann und drei Frauen, die ihm als Sklaven verblieben. Nach dem griechischen Bericht hätte man Verträge gemacht, nach denen die Hyksos Aegypten verlassen und wohin sie wollten abziehen konnten. Und dieser Uebereinkunft gemäß seien sie mit Hab und Gut in einer Stärke von nicht weniger als 240000 Mann in die Wüste nach Syrien abgezogen, hätten sich in Judäa niedergelassen und Jerusalem gegründet. An dieser Erzählung des Josephus ist ein Zweifel um so eher gestattet, als er darauf abzielt, an diese Begebenheiten den spätern Auszug der Hebräer anzuknüpfen. Es scheint vielmehr, daß was von der kriegstüchtigen Mannschaft der Sklaverei entging, nach Palästina geflüchtet sei und sich mit verwandten Stämmen verbündet habe. Denn in seinem 6. Jahre musste Amosis aufs neue gegen die asiatischen Barbaren (menti) zu Felde ziehen und es gelang ihm, sie bei Scharhana oder Scharuhen, einem palästinensischen Orte im spätern Stamme Simeon, der auch in der Bibel erwähnt

wird, zu vernichten. Darum wird Amosis mit dem Ehrennamen Necht, d. i. „der Siegreiche“, der Begründer der ruhmvollen XVIII. Dynastie, als der Befreier von der Herrschaft der Asiaten hoch gepriesen;*) und nicht ohne eine gewisse Bewunderung wird man den Mumienleib des Königs betrachten, der, in seinem Sarge ruhend, mit andern seines Geschlechts im vorigen Jahre in Theben aufgefunden wurde und nun eine der ehrwürdigsten Zierden des Museums zu Bûlâq bildet.

Lange und schwer hatte die rauhe Hand der Hirten auf Aegypten gelastet; das bezeugt die Oede der Zeit, welche die blühende XII. und XIII. Dynastie von der XVIII. Dynastie scheidet. So manche Kultur, die man den ältern Königsgeschlechtern verdankte, blieb ungepflegt, so manche Kunst gerieth in Verfall. Was Schriftliches aus jenem dunklen Zeitalter erhalten geblieben ist (die Inschriften der Sphinxe, des Löwen, der Palette) ist ganz dürftig im Stil und inkorrekt in der Fassung. Eine Inschrift aus der Zeit der XVIII. Dynastie, die man unlängst in Speos Artemidos im mittleren Aegypten aufgefunden hat, berichtet von der Wiederherstellung gewisser Bauten, welche zerfallen oder unvollendet geblieben waren, weil die „Amu des Nordlandes in Auaris und die Fremdlinge die Satzungen der Religion abgeschafft hatten, da sie ohne den Sonnengott Râ herrschten“.**) Wir haben gesehen, daß die Hyksos den Gott Sutech oder Seth als Landesgottheit einsetzten, der ursprünglich nur der Schutzgott des untern Aegyptens, aber später zugleich der Gott der Ausländer ist. Er galt nur als eine Form des Baal und auch die Chittiter beteten ihn an. Offenbar will Herodot, der seine ägyptischen Dolmetscher so oft mißverstanden hat, von der Zeit der Hyksos erzählen, wenn er an einer dunklen Stelle sagt (2,128), ein Jahrhundert hindurch sei es in Aegypten arg zugegangen, und man habe die Tempel der Götter geschlossen, als der Hirt Philitis (der Name erinnert an Salatis oder Silites, den ersten Hyksos) in Memphis seine Heerden geweidet habe.

Aus allem scheint sich zu ergeben, daß nach dem Verfall der ägyptischen Macht unter den letzten schwachen Königen der XIII. Dynastie das große Reich zerfiel, daß vom östlichen Delta die asiatischen Einwandrer, die XV. und XVI. Dynastie Manethos, und vom westlichen wenig berühmte Könige von Xois, die XIV. manethonische Dynastie, Besitz ergriffen, während in Oberägypten ein thebanisches Fürstengeschlecht fortbestand, die letzten Könige der XIII. und die der XVII. Dynastie. Dieser Zustand der Verwirrung dauerte aber mehrere Jahrhunderte an, in denen der Krieg und die Verwüstung fast ganz und gar erstickten, was das Land an eigenartiger Kunst und guter Gesittung errungen hatte. So schwanken denn die Angaben über die Dauer der Hyksosherrschaft zwischen 100 und 500 Jahren. Daß die Fremdlinge nach ihrer Niederlage unter Amosis das Land vollständig geräumt hätten, ist nicht wahrscheinlich; vielmehr scheinen sie an der östlichen Grenze noch lange hernach in der Unterwerfung fortbestanden zu haben.

*) Vgl. Mariette, monumers divers pl. 50.

**) Vergl. Recueil de travaux relatifs à la philologie et à l'archéologie égyptiennes et assyriennes. III. 1 ff.

Daraus erklärt sich auch, warum die mächtige XVIII. Dynastie in Unterägypten fast gar keine Denkmäler hinterlassen hat; das Delta, großentheils von einem fremden Völkerstamme bewohnt, wurde dem Auslande fast gleichgeachtet. Noch in christlicher Zeit unterschieden sich die Anwohner des Menzaleh-Sees, die Buschmurer, in manchen Dingen von den übrigen Kopten; sie sprachen ihren eigenen Dialekt, sie schlossen sich nicht der jakobitischen Sekte an, sondern hielten sich zur malikitischen; daher hatten sie keine Bibelübersetzung, sondern bedienten sich der griechischen Urschrift. Der Chalif Mamûn musste selbst eine Macht aufbieten, um die trotzigen „Baschâmireh" zum Gehorsam zu bringen. Bis auf den heutigen Tag fällt den Reisenden der fremdartige Typus auf, der die Bewohner des Gebietes von Sân kennzeichnet; Mariette erinnert derselbe an die Hirtenkönige, deren Bildnisse ihm jenem uralten Boden zu entreißen beschieden war.

Um zu einem vollständigen Verständniß der Denkmäler, mit deren Beschreibung wir diese Betrachtung einleiteten, zu gelangen, bleibt uns noch die Frage nach dem Ursprunge der Hyksos zu beantworten übrig. Die griechische Ueberlieferung nennt sie bald „Phönicier", bald „Araber" und bald schlechtweg „Hirten", oder mit der ägyptischen Bezeichnung „Hyksos". Vor den beiden ersten Bezeichnungen, welche auf der Voraussetzung eines in der fernen hier in Frage kommenden Zeitsphäre nicht sogleich zu überblickenden geographischen und ethnographischen Verhältnisses beruhen, hat die letztere offenbar den Vortheil der urkundlichen Treue voraus. Nach Manethos Erklärung bedeutet Hyksos so viel wie „Hirtenkönige", von hyq (Fürst), einem altägyptischen Worte, und sôs (Hirt oder Hirten) einem Worte der Volkssprache. Nach wenig begründeter und von Josephus irrthümlich bevorzugter Etymologie, in der vielleicht ein altes Wortspiel erhalten ist, bedeutete hyksôs oder vielmehr haksôs „die gefangenen Hirten" von dem altägyptischen Worte hak (gefangen) und sôs (Hirten). Für uns kommt nur das zweite Element der Zusammensetzung in Betracht, sôs oder vielmehr schôs; und dieses hat erst in der jüngern Form der ägyptischen Sprache, im Koptischen die Bedeutung „Hirten", in der ältern, welche die Hieroglyphik darbietet, bezeichnet das Wort in der Aussprache Schasu eine Völkerschaft. Obwohl nun die wenigen ägyptischen Schriftsteller, welche der Hyksos gedenken, dieselben allgemein als Amu (Asiaten) bezeichnen, so läßt sich doch wohl nicht bestreiten, daß sie genauer für Sôs oder Schasu galten, weshalb vor allem dieser Name zu bedenken ist.

Erst drei Jahrhundert nach Besiegung und Entthronung der Hyksos treten die Schasu wieder auf den Schauplatz der Geschichte; sie erweisen sich zu Anfang der XIX. Dynastie als so unruhige Nachbarn, daß der König Sethos I. gegen sie zu Felde zog und sie zugleich mit den Chittitern unterwarf. Sie saßen damals noch an der Nordküste von „Zoan bis nach ihrer Festung Kanaan", sowie auf dem Gebiete Char oder Chor. Bedeutenden Widerstand konnten sie nach dieser Zeit den Pharaonen nicht mehr entgegenstellen. Unter Menephthes, dem zweiten Nachfolger Sethos I., werden die Schasu des Landes Adumâ oder Edom erwähnt (Pap. Anast. VI. 4,14); auch sonst wird dieser räuberischen Völkerschaft gelegentlich gedacht. Einen Stamm derselben, die Saar, bekriegte nach der An-

gabe des großen Papyrus Harris nachmals Ramses III.; man hat die Saar mit Recht auf dem Gebirge Seir in Edom gesucht, auf dem die Choriter (die in den ägyptischen Texten Char oder Chal heißen) wohnten, bis sie durch die Kinder Esaus vertrieben wurden. In der spätern Zeit des hieroglyphischen Schriftthums bezeichnet Char ein nördlicheres Gebiet, nach Brugsch's Annahme Phönicien. Diese Angaben genügen um den Schasu ihren Platz auf dem Gebiete von der Ostgrenze Aegyptens an durch Amalek bis nach Edom hin im südlichen Palästina anzuweisen.

Die geographischen Namen aber, welche wir hier vorlegen, berechtigen zu dem Schlusse, daß die Hyksos, die Schasu, die Edomiter, die Choriter und die Kanaaniter, durch Stammverwandtschaft verbunden waren, und daß Kanaan als das „Land der Schasu" nach den Grenzstämmen in ähnlicher Weise bezeichnet wurde, wie etwa später Palästina von seinen südlichen Küstenbewohnern, den Philistern. Unter den Kanaanitern versteht man im engen Sinne die Völkerschaft, welche nördlich von den Philistern und südlich von den Phöniciern am Meere und um den Jordan wohnt; aber in älterer Zeit waren sie die Hauptvertreter des kriegstüchtigen Volkes der Urbewohner Palästinas. Die Kanaaniter in ihren zahlreichen Stämmen erfüllten zu Moses Zeiten das ganze Land; ihre Grenzen waren von Zidon an durch Gerar bis gen Gasa, bis man kommt gen Sodom, Gomorra, Adama, Zeboim und bis gen Lasa — so berichtet die hebräische Völkertafel (Genesis 10,19), deren Alter wir allerdings nicht überschätzen wollen. Wie groß doch war die Bestürzung der Kundschafter Moses über das starke Volk der streitbaren Kanaaniter in ihren festen Städten! „Wir sahen auch Riesen daselbst," sprachen sie, „Enaks Kinder von den Riesen, und wir waren vor unsern Augen als die Heuschrecken, und also waren wir auch in ihren Augen —" Worte, deren man sich beim Anblick der mächtigen Gestalten der Hyksos wohl erinnern darf. In der That waren die alten Kanaaniter von den Hebräern stammverschieden, denn sie waren Hamiten. Die Kinder Hams sind nämlich diese: Kusch (d. i. Aethiopien), Mizraim (d. i. Aegypten), Puth (d. i. die Küste des rothen Meeres) und Kanaan. Offenbar sind die asiatischen Hamiten näher unter sich als mit den afrikanischen verwandt. Der Typus der Hyksos und der Schasu findet sich daher auch am ähnlichsten im Volke der Puth oder ägyptisch Punet wieder, das uns aus meisterhaften Darstellungen im Tempel von Dêr-el-bahri zuerst durch Prof. Dümichen bekannt geworden ist. Prof. Lepsius, der auf diese Stammverwandtschaft hingewiesen hat, möchte zugleich den Namen der Phönicier, der in der griechischen Sprache keine befriedigende Erklärung findet, von den Bewohnern von Punet herleiten. Wie sichs damit auch verhalte, die mancherlei sich hier berührenden Verhältnisse in der ältern und jüngern Geschichte Palästinas werden uns nur verständlich, wenn wir der großen Bewegungen der Völkerschaften eingedenk sind, welche im zweiten Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung ohne Zweifel stattgefunden haben. Berücksichtigen wir diese, so kann es uns nicht befremden, daß die Hirten, welche so gewaltsam in die Geschichte des Pharaonenreichs eingegriffen haben, von den einen als Araber, von den andern als Phö-

nicier bezeichnet wurden. Indem wir sie als Kanaaniter erkennen, mildern wir diesen Widerspruch und geben zugleich die befriedigendste Auskunft über die Herkunft jener Könige ruhmlosen Geschlechts, von deren eigenthümlichen Kunstwerken wir ausgegangen sind. Auch die Kanaaniter haben eine Rolle in der Weltgeschichte gespielt; während die südlichern Stämme derselben, die Schasu, sich Aegypten unterwerfen konnten, dehnte später ein anderer Stamm, die Chittiter, seine Eroberungszüge nach Norden bis weit nach Kleinasien aus, wie manche erst in allerneuester Zeit gewürdigte Bildwerke und Inschriften bezeugen. Nachdem die zwölf Stämme die Mitte Palästinas eingenommen hatten, wurde die kanaanitische Uebervölkerung mehr und mehr an die Küste gedrängt und ging allmälig auch ihrer hamitischen Sprache verlustig.

Die Fremdherrschaft der Hyksos ist, wie bekannt, nicht die einzige, welche Aegypten ertragen hat, wenn ihm die spätern auch weniger drückend erschienen. Aus der Prüfungszeit der Hirten ging Aegypten gleichsam geläutert und mächtiger denn je hervor: das Zeitalter der Thutmosiden und der Ramessiden ist die Blüthe des Reiches, welches sich damals bis an den Euphrat im Osten und bis an den blauen Nil im Süden erstreckte. Was an Bauten und Kunstdenkmälern Bewunderungswürdigstes in Aegypten erhalten geblieben ist, rührt (abgesehen von den Pyramiden und den Gräbern der memphitischen Nekropole) aus dieser Periode her. Darnach aber zerfiel das Reich; das Delta ward der Tummelplatz aller kriegslustigen Völker aus Ost und West, bis das Land endlich den Fremden dauernd zur Beute fiel. Zuerst bemächtigten sich seiner im 10. Jahrhundert v. Chr. die Libyer, die sich schon unter Menephthes und Ramses III. in einigen Theilen Unterägyptens festgesetzt hatten. An einem andern Orte*) habe ich dargelegt, daß die Dynastie des aus der Bibel allen bekannten Pharao Schischaq eine libysche ist, deren Urahn der libyschen Völkerschaft der Thihenen entstammte; zwei Jahrhunderte hindurch hatte dieses Geschlecht den Thron inne und der Einfluß, den es auf das gesammte Kulturleben der Aegypter ausübte, war ein entschiedener und nachhaltiger. Auf die libyschen Herrscher folgten die Aethiopen, deren letzten Taharka die Assyrer überwanden. In der Dodekarchie spielten wieder die Libyer eine hervorragende Rolle; Psammetich und sein Nachfolger gingen aus ihnen hervor. Ihnen folgten die Perser, den Persern die Macedonier, den Macedoniern die Ptolemäer, den Ptolemäern die Kaiser, den Kaisern die Chalifen, den Chalifen die Sultane mit ihren Vasallen. Wer auf diese dermaleinst folgen wird, darüber Muthmaßungen anzustellen, ist, so sehr die jüngsten Ereignisse in dem alten Wunderlande dazu anregen, noch nicht an der Zeit.

*) Augsburger Allgemeine Zeitung vom 4. Juni 1882.

Die Einheitsschule der Zukunft.

Von
Heinrich Viehoff.

„Die Einheitsschule der Zukunft" — das ist ein Begriffskomplex, der für einige Leser vielleicht einer Erläuterung bedarf. Wird hierbei an alle Schulen gedacht, an niedere und höhere, an Volks-, Mittel- und Hochschulen? Darauf antworten wir: es soll hier ausschließlich auf diejenigen Lehranstalten Rücksicht genommen werden, welche zur Heranbildung der männlichen Jugend der gebildeten Stände über die Elementarbildung hinaus, sei es für die Hochschulen, sei es für den unmittelbaren Uebertritt ins praktische Leben, bestimmt sind; und wenn wir diese unter dem Worte Einheitsschule zusammenfassen, so meinen wir mit diesem Ausdruck eine Lehranstalt, welche die verschiedenartigen Aufgaben der jetzigen klassischen Gymnasien und Realgymnasien, wie der neunklassigen lateinlosen Realschulen, der lateinlosen höheren Bürgerschulen, der Realschulen 2. Ordn. u. s. w. vereinigt erfüllen soll. Wir bezeichnen die Einheitsschule als eine der Zukunft angehörige Bildungsanstalt, nicht etwa blos, weil die Sinnesweise der gegenwärtigen maßgebenden Schulbehörden und gesetzgebenden Faktoren, die jetzige Einrichtung der Hochschulen und die unter den Professoren derselben vorherrschenden Anschauungen für den Augenblick die Herstellung der Einheitsschule unmöglich machen; sondern hauptsächlich aus dem Grunde, weil die Entwickelung unserer Kultur noch nicht den Punkt erreicht hat, wo die Einheitsschule widerspruchslos wird ins Leben treten können. Hinzuzufügen ist noch, daß hier speziell die deutsche Einheitsschule, die gemeinsame Bildungsanstalt der künftigen Generationen unseres Vaterlandes, ins Auge gefasst werden soll, die sich anders gestalten wird, als die anderer Kulturvölker, als beispielsweise die französische Einheitsschule, weil die Kulturentwickelung der deutschen Nation einen andern Gang als die der französischen genommen und andere Bildungsingredienzien verarbeitet und sich angeeignet hat.

Man wird vielleicht die Besprechung einer Zukunftsschule für einen wenig passenden Beitrag zu einer „Revue über das gesammte nationale Leben der Gegenwart" halten; allein die richtige oder falsche Vorstellung, die man von der zukünftigen Einheitsschule hat, ist von dem grössten Einfluß auf die in unseren Tagen so viel besprochene Reorganisation des höheren Schulwesens. Sind unsere obersten Schulbehörden über Begriff, Aufgabe und Lehrstoffe der einstigen Einheitsschule in Irrthümern und Vorurtheilen befangen, so ist weder an eine richtige Lösung der sogenannten Realschulfrage, noch an eine zweckmäßige Reform der Gymnasien zu denken. Uebrigens darf man sich den Zeitpunkt, wo die Einheitsschule sich als nothwendig geltend machen wird, nicht gar fern liegend vorstellen. Er wird, wenn nicht ein kulturverwüstender Sturm aus Osten oder Westen über uns hereinbricht, früher da sein, als die für das Gymnasium schwärmenden Verehrer des klassischen Alterthums ahnen.

Was für ein Bild nun haben wir uns im Einzelnen von dieser Zukunftsschule zu machen? Was wird sie leisten müssen, um ihre Aufgabe zu erfüllen? Einer der tüchtigsten Verfechter der Realschulbildung, der treffliche Realschuldirektor Dr. Steinbart in Duisburg, welcher in einem höchst interessanten Beitrage zu Dr. Krumme's pädagogischem Archiv (Jahrgang 1880, Heft 3) die „Unmöglichkeit der Einheitsschule" darzuthun versucht hat, antwortet auf die obigen Fragen: „Sie (die Einheitsschule) müsste mindestens ihren Schülern die Anfänge in vier fremden Sprachen, Griechisch, Lateinisch, Französisch und Englisch, ein gewisses Maß von Kenntnissen in Religion, Geschichte und Geographie, eine nicht zu geringe Bekanntschaft mit der Muttersprache und deren Literatur, ferner mathematisches und naturwissenschaftliches Wissen, und endlich Fertigkeit im Zeichnen und Anschauen mitgeben. Erwähnen will ich noch, daß vielfach die Aufnahme der Kunstgeschichte, der Stenographie, ja der Nationalökonomie, und die Wiedereinführung der philosophischen Propädeutik verlangt wird." — Allerdings wenn man nicht umhin könnte, solche Forderungen an die Einheitsschule zu stellen, so wäre man vollkommen berechtigt, diese Lehranstalt mit Steinbart für ganz unmöglich zu erklären. Klagt man jetzt schon allgemein, daß die Jugend auf unseren Gymnasien und Realschulen mit Lehrobjekten, Unterrichtsstunden und häuslichen Arbeiten überbürdet sei, so würde eine Zukunftsschule der Art, wie sie Steinbart im Sinne hat, erst recht einen Sturm von Vorwürfen hervorrufen. Allein die deutsche Einheitsschule wird dereinst, wenn ihre Zeit gekommen ist, in einer ganz andern Gestalt, als man sie jetzt sich vorzustellen pflegt, ins Leben treten.

Hat unsere nationale Bildung sich bis dahin geklärt, wo die ihr zugeflossenen antiken Elemente überwunden und assimilirt sind, so wird man auch allgemein die Einsicht gewonnen haben, daß zunächst das Studium der griechischen Sprache anderen, für die Jugend unserer gebildeten Stände wichtigeren und nöthigeren Lehrobjekten weichen muß. Denken wir uns, es sei dem Schatten eines hochgebildeten Griechen etwa der Perikleischen Zeit vergönnt, aus dem Hades an's Licht der Sonne emporzusteigen, um sich einmal die vielgepriesenen deutschen besonders die preußischen Schulen anzusehen: wie würde der sich geschmeichelt fühlen, das Studium der althellenischen Sprache, in Verbindung mit dem einer anderen todten Sprache, der lateinischen, zum Mittel- und Angelpunkte des Unterrichts der Jugend der gebildeten Stände in den deutschen Gymnasien gewählt zu finden! Wie erstaunt würde er aber auch hierüber sein! Und wie müsste sich seine Verwunderung steigern, wenn er erführe, daß wir Deutschen nicht bloß selbst eine reich entwickelte Sprache und Literatur besitzen, sondern auch von mehreren mit uns in lebendigem Wechselverkehr stehenden Kulturvölkern umgeben sind, die ihre Bildungsschätze gegen die unsrigen austauschen; wenn er ferner gewahrte, bis zu welcher Höhe sich in unseren Tagen die eine solche Fülle von Bildungsmitteln gewährenden Naturwissenschaften und die Mathematik entwickelt haben! „Warum," würde der ans Licht gestiegene Hadesbürger uns fragen, „warum haltet ihr euch nicht an eure eigene Sprache und Literatur, oder, wenn ihr mehr verlangt, an die der mit euch verkehrenden benachbarten Kulturvölker?" —

Entgegnete man ihm, daß unseren Schulmännern keine Lektüre für die heranwachsende Jugend der gebildeten Stände angemessener und heilsamer erscheine, als die hinterlassenen Schriften des einfachen und naiven Jugendalters der Menschheit, daß unsere Gymnasien deshalb ihre Zöglinge aus den Geisteswerken der Griechen, vor allem aus dem Strom der herrlichen Homerischen Dichtungen tränken und das Verständniß derselben ihnen durch ein gründliches Studium der griechischen Sprache eröffnen: so würde jener althellenische Revenant vielleicht mit Zweifel verrathendem Lächeln fragen: „Wie! bringen eure Gymnasien ihre Zöglinge wirklich dahin, Homer, Aeschylos, Sophokles u. s. w. in der Ursprache zu lesen? in ihren Geist einzudringen? sich ihren Inhalt anzueignen? Begeistert sich eure Jugend wirklich für die Schriftsteller des Alterthums und bleibt sie ihnen treu? Behalten bei diesen Studien die Lehrlinge Zeit genug übrig, um für das, was nach dem Austritt aus der Schule das Leben von ihnen erwartet und verlangt, sich hinreichend vorbereiten zu können? Wir waren zu unserer Zeit der Ansicht, wer einen Jüngling für eine Nation bilden will, müsse ihn zu der Nation heranbilden, und das lasse sich am naturgemäßesten mittelst der von der Nation selbst gewonnenen Schätze der Bildung bewirken. Auch als unser Volk blühte, gab es von weit älteren Völkern hinterlassene Denkmäler und Urkunden, die von einer hohen Entwickelungsstufe und einer eigenthümlichen Bildung zeugten; aber es fiel uns nicht ein, die Sprachen dieser Völker zum Mittelpunkt des Unterrichts unserer Jugend zu machen; wir hegten die Ueberzeugung, daß eine Nation, die etwas auf sich hält, sich aus sich heraus bilden solle.“ — Ich glaube, wenn so der Schatten eines alten Hellenen zu uns spräche, manchem streitfertigen Lobredner des klassischen Schulwesens würde das Gewissen sich regen und eine schlagende Widerlegung nicht leicht werden.

Dürfen die Vertheidiger der Gymnasialbildung in der That mit gutem Gewissen behaupten, daß die in der von ihnen gerühmten Schulung heranwachsenden Jünglinge für unsere Nation und bis zu unseren Zeit- und Kulturverhältnissen herangebildet werden? Lassen die Gymnasien nicht bei der Mehrzahl ihrer Schüler eine weite Kluft zwischen Schule und Leben? Fragen wir uns ehrlich, ob nicht die überwiegende Zahl der Gymnasiasten, diejenigen, welche sich den verschiedenen Zweigen des bürgerlichen Lebens zuwenden, ob sie nicht alle ihren Entwickelungsgang auf eine gewaltsame naturwidrige Art abgebrochen, ob sie nicht plötzlich sich aus einem Bildungselement in ein ganz heterogenes verpflanzt sehen. Aus dem Studium eines fern entlegenen Alterthums, aus der Lektüre Homers und Vergils heraus finden sie ohne irgend eine Vermittelung sich auf einmal in die Gegenwart, in das thätige Leben hineingerissen, an den Schreibtisch des Kaufmanns oder der Subalternbeamten in Steuer-, Post- und Verwaltungsfächern, in das Getriebe des Fabrik- und Gewerbewesens und der Landwirthschaft, in die Ateliers der Künstlerwelt u. s. w. versetzt.

Wie tief der Riß ist, der solchen Zöglingen der altklassischen Schulen bei ihrem Uebertritt ins Leben bevorsteht, gibt sich nachher auch darin zu erkennen, daß sie fast sämmtlich auf ihrer weiteren Lebensfahrt die alten Klassiker über



Bord werfen. Wie wenige kehren später in ihren Mußestunden mit Liebe und Genuß zur Lektüre derselben zurück. Wenn ich sage, „unter zehn kaum einer," so wird vielleicht mancher Leser im Stillen denken: „unter fünfzig kaum einer." Denn es sind hier nicht blos die oben erwähnten Gymnasiasten in Anschlag zu bringen, die vor absolvirtem Gymnasial-Kursus oder gleich nach dem Abiturientenexamen ins praktische Leben treten, sondern auch die Mehrzahl derer, die sich den Fakultätsstudien auf Universitäten widmen. Der wievielste Studiosus der Medizin, der Jurisprudenz, der Naturwissenschaften, der Mathematik nimmt noch mitunter die auf der Schule behandelten Dichter, etwa Homer oder Sophokles zur Hand?

Freilich wurzelt die Abneigung der Gymnasial-Zöglinge gegen ihre ehemalige Schullektüre zum großen Theile auch in der ganz verkehrten Art und Weise, wie so viele Lehrer die Jugend in die alten Klassiker einzuführen suchen. Jahre lang wird Grammatik getrieben, werden schriftliche Pensa zur Einübung und Befestigung der Formenlehre und Syntax aufgegeben, wird der Schüler mit der Bewältigung der Schale gequält und abgestumpft, ehe man ihn zum Genusse des Kernes gelangen läßt; und diesen Genuß vergällt man ihn dann wieder durch ein sogenanntes statarisches Lesen, ein höchst schleppendes und bruchstückliches, durch allerlei sprachliche und metrische Exkurse unterbrochenes Uebersetzen, wobei die Uebersicht des Ganzen nothwendig verloren geht. Daß die Lehrer es nicht besser machen, darf uns nicht wundern; pflegen es doch viele Universitätslehrer ihnen so vorzumachen, welche die Größe eines Philologen nach der Virtuosität im Diskutiren der verschiedenen Lesarten, nach der Kunstfertigkeit im Emendiren, nach der Zahl der herausgeklaubten Konjekturen und dergleichen abschätzen. Tauben Ohren scheint 1865 auf der Philologenversammlung zu Heidelberg der Professor Köchly gepredigt zu haben, als er ihr zurief: „Das Alterthum muß in den Zöglingen der Gelehrtenschulen aufgehen, in Fleisch und Blut von ihnen aufgenommen werden. Gelingt es uns nicht zu bewirken, daß diese Knaben und Jünglinge wirklich schwärmen für die Götter- und Heldenwelt Homers, daß sie sich mit Rührung versenken in die religiös-naive Weltanschauung und den frommen Patriotismus Herodots, daß sie gleichsam selbst theilnehmen an dem Hinaufzuge der kecken hellenischen Landsknechte in die Ebene Babylons und an den Kämpfen und Abenteuern ihrer Heimkehr; gelingt es uns nicht, die Gymnasialjugend so in das lebendige Verständniß und den wirklichen Genuß einer Sophokleischen Tragödie einzuführen, daß sie davon einen Eindruck fürs Leben mitnimmt: dann wird es uns auch mit aller Theorie und mit allen schönen Anpreisungen der Fürtrefflichkeit der alten Klassiker nicht gelingen, die altklassische Bildung als die Grundlage der höheren Menschenbildung auf die Dauer festzuhalten und zu behaupten."

„Auf die Dauer festhalten und behaupten" würde sich, wenn auch die Philologen Köchly's Worte besser beherzigen wollten, wenigstens nicht die griechische Sprache und Literatur; sie wird ganz zweifellos in der künftigen deutschen Einheitsschule nicht Platz finden. Eher könnte man vielleicht, wenn es dereinst die Herstellung dieser Schule gilt, sich zur vorläufigen Beibehaltung der

lateinischen Sprache und Literatur entschließen. Zwar würde darin in gewisser Beziehung eine Inkonsequenz liegen. Nicht in Latium strahlte die antike Kultur in ihrem schönsten Glanze; nicht die römische Literatur, sondern die griechische bietet die edelsten Muster in Poesie und Prosa dar. Wie tief steht Vergil unter Homer? Welchen heimischen Tragiker durften die Römer einem Aeschylos oder Sophokles zur Seite stellen? Folgerecht müsste man also eher auf römische Sprache und Literatur verzichten. Lassen wir jedoch einen Vertheidiger des Lateinischen selbst reden. „Das Lateinische," wird er uns sagen, „bleibt erstens für die künftigen Mediziner, Juristen, Philologen, Historiker und Theologen unentbehrlich; zweitens erleichtert die Kenntniß des Lateinischen die Erlernung der für uns so wichtigen und immer wichtiger werdenden romanischen Sprachen; drittens ist die lateinische Sprache als ein vorzügliches Mittel der Geistesgymnastik beizubehalten, weil keine der modernen Sprachen sich an formaler Bildungskraft mit ihr messen kann."

Was zunächst den zuletzt hervorgehobenen Punkt betrifft, so ist das wunderliche Gerede von der Kraft der formalen Bildung, die keinem Lehrgegenstande in dem Grade, wie den altklassischen Sprachen eigen sei, schon oft genug bündig und schlagend wiederlegt worden, und ertönt dennoch, bald hier, bald dort, immer von Neuem. Daß Philologen noch damit vorrücken, ist sehr befremdlich; hat doch einer der größten Meister ihrer Wissenschaft, August Böckh, in seinen „Gesammelten kleineren Schriften" (Bd. I. S. 142) über die viel ventilirte Frage sich kurz und bündig so ausgesprochen: „Davon kann ich mich nicht überzeugen, daß man die alten Sprachen der sogenannten formalen Bildung wegen treiben müsse; denn ich sehe nicht, daß Leute, die eine vorzügliche Kenntniß der griechischen und lateinischen Grammatik besitzen, die übrigen Sterblichen an hoher Geistesbildung weit überragen." Wer über den Gegenstand unbefangen nachgedacht, wer einen guten Unterricht im Deutschen, Französischen, Englischen u. s. w., oder in Naturwissenschaften und Mathematik kennen gelernt hat, der weiß, daß auch der Erlernung dieser Sprachen und Wissenschaften eine Fülle formaler Bildungskraft innewohnt. Etwaigen Zweiflern ist ein vortreffliches Schriftchen von Professor Schmeding in Duisburg „Zur Frage der formalen Frage" (Pädagog. Archiv, Jahrgang 1882, Heft I.) höchlich zu empfehlen. — Eher läßt sich dem zu Gunsten des Lateinischen angeführten Vorzuge daß es als die Grundlage der romanischen Sprachen die gründlichere Erlernung derselben vorbereitete, beipflichten. Die dereinstige französische Einheitsschule wird sicher nicht den Latein-Unterricht aufgeben, weil dem Franzosen ein tieferes Verständniß seiner Sprache erst durch das Medium des Lateinischen ermöglicht wird. Daraus folgt freilich wenig zu Gunsten des lateinischen Unterrichts für die deutsche Jugend. Wir fühlen das Leben unserer Sprache unmittelbar, weil sie eine Ursprache ist; und wenn uns in einzelnen Wörtern das Bewusstsein ihrer ursprünglichen lebendigen Bedeutung erloschen ist, so können wir dieses Bewusstsein durch historische Erforschung unserer Sprache wieder anfachen. Nichtsdestoweniger halte ich es für möglich, ja für wahrscheinlich, daß bei der Herstellung der

deutschen Einheitsschule dem Lateinischen mit Rücksicht auf die romanischen Sprachen vorläufig noch ein bescheidenes Maß von Lehrstunden zugetheilt bleibe; ich sage vorläufig, weil die Einheitsschule, wenn sie dereinst ins Leben tritt, nicht sogleich in unveränderlicher, für alle Zukunft geltender Form erscheinen wird; wie diese Schule sich aus unserer Kulturentwickelung nothwendig ergeben muß, wird sich auch mit dem Fortschritt unserer Nationalbildung die Gestalt derselben nach und nach verändern. Der oben von dem Vertheidiger des Lateinischen für die Festhaltung desselben zuerst hervorgehobene Grund kann hier nicht eingehend besprochen werden und muß einer späteren Betrachtung vorbehalten bleiben. Schon seit mehr als einem Jahrzehnt streitet man sich um die Frage herum, welche Universitätsstudien die Kenntniß der lateinischen Sprache und Literatur unbedingt voraussetzen. Gymnasiallehrer, Realschulmänner, Professoren der Universitäten und der technischen Hochschulen, Aerzte und Juristen, Landtagsabgeordnete und Reichstagsmitglieder betheiligten sich an dem heißen Kampfe, der bereits eine ihm eigens gewidmete reiche Literatur hervorgerufen hat. Wie die oberste Schulbehörde in Preußen zu diesem Kampfe steht, könnte zweifelhaft scheinen. Das Lob, das sie den neu entstandenen lateinlosen höheren Bürgerschulen und lateinlosen neunklassigen Realschulen ertheilt hat, könnte schließen lassen, daß sie auf das Latein nicht eben zu hohen Werth legt, wogegen wieder die Vermehrung der Lateinstunden, die sie unlängst den Realgymnasien zur Pflicht gemacht hat, auf die entgegengesetzte Vermuthung führt.

Ich habe bisher in der vorliegenden Abhandlung nur nachzuweisen gesucht, welche Grundlage die zukünftige deutsche Einheitsschule nicht haben kann. Es ergab sich, daß die Sprachen und Literaturen des klassischen Alterthums nicht zum Mittel- und Angelpunkt derselben geeignet sind. Uebrig bleibt der interessantere Theil meiner Aufgabe, dessen Ausführung aber den mir hier vergönnten Raum weit überschreiten würde, nämlich der Nachweis der für unsere Zukunftsschule angemessenen Lehrobjekte und eine Skizzirung ihrer Einrichtung. Dies möge dann die zweite Abtheilung meines Aufsatzes bilden. —

Zur Geschichte der chinesischen Poesie.*)

Von

einem Chinesen.

Zahlreiche Orientreisende behaupten in ihren Schilderungen Chinas übereinstimmend, daß dieses Land die älteste Zivilisation besitzt, welche seit langen Jahrhunderten so gut wie keiner Veränderung unterworfen gewesen ist. Um diesen

*) Der vorstehende Artikel wurde der Redaktion von dem kaiserlich chinesischen Gesandten, Herrn Li-Fong-Pao, zur ersten Veröffentlichung übersandt.

Die Red. d. „deutschen Revue."

Irrthum zu korrigiren, müsste man unsere Sitten, unser soziales Leben und den Standpunkt unsrer Zivilisation in einer bestimmten Epoche genau studiren.

Doch auf welchen Punkt soll man dabei seine Blicke richten? Der Horizont ist ein ungeheurer. Wir ziehen es aus naheliegenden Gründen vor, unsre Studie auf dem weiten Felde unsrer Literatur zu machen. Wir wollen von der chinesischen Poesie sprechen und beginnen mit dem Chi-King, dem „Buch der Lieder," welches eine Sammlung ursprünglicher Lieder aus der ältesten Zeit Chinas enthält. Denn es sind dreißig Jahrhunderte verstrichen, dreißig Jahrhunderte, während deren China stets Dichter besessen hat, die stets in derselben Sprache schrieben, einer Sprache, die sich natürlich im Laufe der Zeiten geändert hat, aber doch nicht so wesentlich, daß ein moderner Literat des Reiches nicht im Stande wäre, die Schriften seiner ältesten Vorgänger zu verstehen.

Wenn man in den Archiven der chinesischen Poesie nur nach Sittengemälden und historischen Nachrichten sucht, so hat man unter den zahlreichen Jahrhunderten eine große Auswahl. Doch wir dürfen nicht schwanken, wenn wir unsrer Arbeit auch ein literarisches Interesse geben wollen, denn die Dichtkunst hat im äußersten Osten so gut wie im Reiche der Cäsaren ihre klassische Epoche gehabt.

Untersuchen wir daher sofort das älteste Denkmal der chinesischen Dichtkunst und betrachten die Bedeutung des Chi-King selbst, die Stoffe, welche die chinesischen Dichter begeistert haben, und die einzelnen Phasen, welche die Dichtkunst von jener kostbaren Sammlung an bis auf die Zeit der Tang durchgemacht hat. Bei dieser Epoche werden wir anhalten, denn seit zwei Jahrtausenden haben die chinesischen Dichter nur eine Stimme zum Preise dieser großen Zeit, die einen Thou-Fou, einen Onang-oey, einen Li-taï-pé besitzt, welche in China ebenso berühmt sind, wie Horaz und Virgil in Europa.

Das Buch der Lieder, der Chi-King, ein hochbedeutendes und völlig authentisches Werk, ist keineswegs ein Gedicht über einen einzelnen historischen Stoff, sondern eine Sammlung von Liedern, die aus der vor dem siebenten Jahrhundert der vorchristlichen Aera liegenden Zeit stammen, und in den Städten und auf den Feldern Chinas gesungen wurden, wie man die Verse der ältesten europäischen Dichter im alten Griechenland sang.

Der Styl ist einfach, die Stoffe sind verschieden; der Chi-King zeigt uns die alten Sitten Chinas in ihrer schlichten Natürlichkeit, ohne jeden prunkenden Schmuck und ohne Uebertreibungen, wie man sie in der Mehrzahl der epischen Gedichte des Orients antrifft.

Der Chi-King enthält vier Abschnitte:

Der erste, genannt Koué-Fong, oder Sitten der Königreiche, setzt sich aus Volksliedern zusammen, die auf Befehl der Kaiser auf deren Reisen in ihren eigenen Besitzungen gesammelt wurden, sowie aus solchen, die in den Lehensreichen am meisten im Schwunge waren und von den großen Vasallen mit nach Hofe gebracht werden mussten, wenn sie zu bestimmten Zeiten erschienen, um ihre Ergebenheit neuerdings zu bezeigen. Aus der Natur dieser Lieder bildete sich der

Herrscher ein Urtheil über den Zustand der Sitten in den verschiedenen Theilen des weiten Reiches und war so im Stande, Tadel und Lob an die Vertreter seiner Gewalt auszutheilen, die für die von ihnen regierten Völkerschaften moralisch verantwortlich gemacht wurden.

Der zweite und dritte Theil enthalten Stücke von ernsterem Gepräge. Es sind zur Zeit der betreffenden Ereignisse entstandene Gesänge, in denen die Tugenden und großen Thaten der Tscheou, einiger ihrer Nachkommen, und berühmter Generäle gefeiert werden. Andere wieder sind von den Gouverneuren der Provinzen an den Kaiser gerichtete, oder bei besonders bedeutenden Festlichkeiten abgefasste Gesänge. Man findet darunter häufig sehr strenge Urtheile über die öffentliche Verwaltung und selbst über die Haltung des Souverains.

Der vierte Theil enthält Hymnen, die mit großem Pompe bei der Feier gewisser Opfer und bei Begräbnissen der Kaiser gesungen wurden. Einzelne Bruchstücke gehen bis zur Dynastie der Chang hinauf, deren Begründung noch vor der Zeit des Sesostris liegt.

Dem Konfucius verdanken wir die Erhaltung alles dessen, was von dieser werthvollen Sammlung übrig geblieben ist. Er selbst hat die 311 Stücke, von denen wir noch heute 305 besitzen, ausgewählt und aufgeschrieben, während 6 andere bei dem Bücherbrande zur Zeit der Thsin*) zu Grunde gegangen sind. Beim Durchstudiren dieser alten Sammlung kommt man sich vor, wie ein um 25 Jahrhunderte zurückversetzter Reisender, denn sie führt uns in die älteste Periode unseres Landes, indem sie eine nicht mehr existirende Gesellschaft gleichsam heraufbeschwört. Wir erfahren von ihr, daß die Häuser aus Ziegeln gebaut waren, daß die Balken aus Bambus, Fichten- oder Cypressenholz bestanden, daß die Bewässerungskultur schon damals in der großen Ebene im unteren Thale des Gelben Flusses im Betriebe war, daß man den Pflug, den Spaten, die Sense und die Sichel kannte, und daß die Rinder und Schafe den Hauptreichthum des Landes und der Familien ausmachten. An ihrer Hand lernen wir auch die kleinsten Einzelheiten des häuslichen Lebens, die Mahlzeiten der Familie und selbst die Zubereitung der Nahrungsmittel kennen. Eine vergessene Welt steigt aus der Gruft hervor, ähnlich wie bei den Ausgrabungen in Ninive, nur daß die eifrigen Erforscher des Tigristhales nur Ruinen ans Tageslicht fördern, während wir hier auf den Ruf des Gelehrten ein lebendes, thätiges Volk vor uns erscheinen sehen.

Im Chi-King ist alles von ursprünglicher Einfachheit: Styl, Versifikation und Wahl der Stoffe, z. B.:

In der achten Ode des ersten Theiles spricht ein reicher Jäger: (Wir geben die Uebersetzung in Prosa, um Wort und Sinn möglichst treu festhalten zu können)**)

*) 213 v. Chr. ließ Thsin-Schi-hoang von der Dynastie (4) Thsin (246–209 v. Chr.) viele Bücher, meist Annalen, verbrennen. cfr. S. 99. Anm. d. Uebers.

**) Julius Mohl hat im Jahre 1830 den Schi-King in der vom Jesuiten Lacharme angefertigten lateinischen Prosaübersetzung herausgegeben. Ihm folgte Friedr. Rückert mit dem „chinesischen Liederbuch", dessen Uebertragungen indeß meist sehr freie Umdichtungen sind. Proben getreuer Uebersetzungen hat neuerdings Ernst Meier in der „morgenländischen Anthologie" (Hildburghausen 1869) veröffentlicht. Anm. d. Uebers.

„Der Hahn hat gekräht," sagt die Frau; der Mann antwortet: „es ist noch nicht hell, es ist noch nicht Tag" — „Erhebe Dich und sieh nach dem Himmel. — Schon ist der Morgenstern erschienen. Es ist Aufbruchszeit — vergiß nicht, mit Pfeilschüssen die Ente und die Gans zu treffen."*)

„Du hast Deine Pfeile entsendet und Dein Ziel erreicht,
Lass' uns Wein trinken und gemeinsam das Leben verbringen,
Möge die Musik unsrer Saitenspiele im Einklange tönen,
Möge kein falscher Ton unser Ohr treffen.
Biete Deinen Freunden, die Dich besuchen, kostbares Gestein,
Sie werden es forttragen in ihren Gürtel gesteckt.
Grüße Deine guten Freunde und biete ihnen Geschenke."

Besonders charakteristisch ist der vierte Gesang:

Ich habe das unfruchtbare Gebirge — ohne Bäume und Grün — überschritten um den Blick auf das Haus meines Vaters zu werfen, und mir war, als hört' ich ihn sprechen: Ha! mein Sohn müht sich im Dienste des Fürsten, er kann nicht ruhen, weder Tag noch Nacht. Wenn er klug ist und weise, so wird er suchen zurückzukommen und nicht zögern.

Ich habe das mit Bäumen und Grün geschmückte Gebirge überschritten, um den Blick auf das Haus meiner Mutter zu werfen, und mir war, als hört' ich sie sprechen: Ha! mein Sohn dient dem Fürsten und er kann nicht schlafen weder Tag noch Nacht. Wenn er aufmerksam ist und wachsam, wird er zurückkehren können; er darf nicht fern von uns weilen.

Ich habe das hohe Gebirge überschritten um den Blick auf das Haus meines älteren Bruders zu werfen und vielleicht sagt er in diesem Augenblick: Ha, mein jüngerer Bruder erfüllt jetzt seine Pflicht im Dienste des Fürsten; Tag und Nacht müht er sich ab. Er muß vor allem daran denken zurückzukehren und nicht entfernt von uns zu sterben.

Die Iliade ist das älteste Gedicht des Occidentes und das einzige, welches zur Vergleichung dienen könnte, um die beiden Zivilisationen zu beurtheilen, welche sich unter so verschiedenen Bedingungen auf den äußersten Enden der bewohnten Erde gleichzeitig entwickelten. Auf der einen Seite kriegerisches Leben, endlose Belagerungen und Kämpfe, ein starkes Gefühl für kriegerischen Ruhm, der ebenso die Dichter wie die Helden begeistert: man fühlt sich wie inmitten eines Feldlagers.

*) Ein diesem ersten Abschnitte fast wörtlich ähnliches Lied, nur mit veränderter, scherzhafter Schlußpointe finden wir bei Meier l. c.:

Sie sprach: es kräht der Hahn!
Er sprach: noch ist es Nacht,
Der Tag noch nicht erwacht.
Steh auf, sprach sie, und schau!
Der Tag ist nicht mehr fern,
Schon kommt der Morgenstern!
Die Scheidestund' ist da.
Das Scheiden ist jetzt Noth;
Doch schieß' den Hahn mir todt!

Auf der andern Seite die Klage um den häuslichen Heerd, das Heimweh eines jungen Soldaten, der die Berge überschreitet, um zu versuchen, von Weitem das Haus seines Vaters zu sehen, eine Mutter, welche Sparta aus seinen Mauern gestoßen hätte, ein Bruder, der den Abwesenden vor allem zur Rückkehr auffordert — man möchte sich in eine andere Welt versetzt glauben. Der Grund davon ist sehr einfach. Griechenland, zur Zeit Homers drei bis vier Mal erobert, musste kriegerisch werden, wie seine Bezwinger. Unbestrittene Herrin der schönsten Thäler des Erdballs, musste China in dieser Epoche friedfertig bleiben.

Fügt man zum Chi-King mehrere Gedichte hinzu, die sich im Chou-King, gleichfalls einem der kanonischen Bücher, in den Kapiteln von Yai und Chun finden, sowie eine Anzahl von Liedern, die sich seit ältester Zeit von Mund zu Mund fortgepflanzt haben, so erhält man insgesammt etwa 400 Nummern, welche sich als die ältesten Urkunden unserer Poesie darstellen.

Liebe zum Vaterlande, zur Arbeit und zur Familie, Achtung vor der absoluten Herrschermacht und Ehrerbietung vor dem Alter, ernste Auffassung in den geringfügigsten Umständen des Lebens, eine mit Ausdauer gepaarte Entsagungsfähigkeit, ein starker, zum Widerstande mehr als zur Initiative geschickter Wille — das ist der herrschende Charakter dieser Periode, deren Empfindungen wir schlicht und einfach in einem naiven, oft sehr energischen Lakonismus ausgedrückt finden.

Die Idee der Gottheit, der wir in den alten Dichtungen oft begegnen, tritt stets mit großem Adel der Empfindung auf. Es handelt sich stets um einen einzigen Gott, den Chang-ti (Höchster Herr), der im Himmel wohnt, und diejenigen bei sich aufnimmt, die auf der Erde Tugend geübt haben, der in seinen Händen die Geschicke der Welt hält, und bei dem alle Menschen ihre Zuflucht finden, als bei dem Austheiler von Belohnungen und Strafen. In den Hymnen, welche die Kaiser der Dynastie Chang (18.—12. Jahrh. v. Chr.) zu Ehren ihrer Altvordern sangen, finden wir Stellen wie die folgende:

Unsre Altvordern verehrten den Höchsten Herrn,
(Und daher) kamen die glücklichen Zeiten
Der Höchste Herr rief zur Welt Tscheng-tang (unsren Urahn)
Durch seine Tugenden, seine Frömmigkeit übertraf Tscheng-tang noch seine Vorfahren:
Alltäglich stieg der Glanz seiner Verdienste wie ein Loblied zum Himmel.
Der Höchste Herr ward gerührt durch die Verehrung, die unser Urahn ihm spendete:
Durch ein Dekret seines höchsten Willens wurde Tscheng-tang berufen, die neun Provinzen (das Reich) zu regieren.

Eine Ode des Chi-King, die von dem heldenhaften Gründer der Dynastie Tschéou spricht, drückt sich folgendermaßen aus:

Oneu-Onang wohnt jetzt in den himmlischen Wohnungen;
o, wie groß ist sein Ruhm in den Himmeln!

. . . .

Mag er sich erheben (in die höchste Höhe dieser erhabenen Regionen) oder mag er sich hinabsenken wollen (zu den Regionen der Erde), immer ist er neben dem Höchsten Herrn.

In dem Maße, wie man sich aus den ältesten Zeiten entfernt, wird der Ausdruck einer wahren religiösen Empfindung bei den Dichtern seltener; man sieht dieselbe durch moralische Sentenzen oder durch unbestimmte Gefühlsäußerungen inneren seelischen Lebens ersetzt. Ich werde später einige Beispiele davon citiren. Für jetzt unterbreche ich diese Betrachtungen, um zu einem anderen Thema überzugehen, zu den Frauen jenes entlegenen Zeitalters.

Nach den alten Dichtungen ist die Frau die Genossin eines Mannes, der ihren Rat annimmt und ihr niemals als Herr gegenübertritt. Frei wählt sie den Gatten, mit dessen Leben sie das ihrige verknüpfen soll, die Ehe beraubt sie keineswegs einer vernünftigen Freiheit, und in den Liedern von Koué-Fong, die zwischen dem 12. und 8. Jahrh. v. Chr. gedichtet wurden, spricht nichts von der Existenz der Polygamie.

Ich gebe hier das 19. Lied aus dem Chi-King:

Am östlichen Thore der Stadt sieht man Frauen, so zart und geschmeidig, daß sie den Wolken des Frühlings gleichen; aber was kümmert mich ihre Anmuth und Geschmeidigkeit! Mir genügt meine Genossin in ihrem weißen Kleide und ihrem weißen Schleier, um mich glücklich zu machen.

Am befestigten Thore der Stadt sieht man Frauen, so frisch und so schön, daß sie in Wahrheit Blumen gleichen; aber was kümmert es mich, daß sie den Glanz und die Frische der reizendsten Blumen haben. Mir genügt meine u. s. w.*)

Ich lasse folgenden naiven Dialog folgen, der das glückliche Einvernehmen zweier Ehelente schildert: (wir geben ihn in der „Frühlingslied“ betitelten, fast wortgetreuen Meier'schen Uebersetzung.)

Nun das Eis gebrochen, strömen
Tschin und Wei, die Flüsse wieder;
Frauen tragen hier und Männer

*) Zum Vergleiche geben wir hier die Meier'sche Uebersetzung desselben Liedes:

Vor dem Osttor standen Mädchen,
Schier wie Wölkchen, lichte, feine;
Mochten sie den Wolken gleichen,
Zu besitzen wünscht' ich keine;
Die mit blauem Häubchen, weißem Kleide,
Die nur ist mein Wunsch und meine Freude.

Vor dem Stadttor standen Mädchen,
Ähnlich einem Rosenhaine;
Mochten sie den Rosen gleichen,
Zu besitzen wünscht' ich keine;
Die nur mit dem blau und weißen Kleide
Ist mein Wunsch und meines Lebens Freude.

Schon die Blume Lan in Händen,
Spricht die Frau: Will gehn und sehen!
Sagt der Mann: Bin schon gegangen,
Doch ich geh' und seh's noch einmal.
Drüben über Wei, dem Flusse,
Haben Leute sich versammelt,
Thuen hier sich was zu Gute
Und begehen ihre Feste;
Männer spielen hier und Frauen,
Schenken eins dem andern Blumen.

Tschin und Wei, die beiden Flüsse,
Sind so tief und wasserhelle;
Frauen kamen hier und Männer,
O wie zahlreich doch zusammen.
Spricht sie: Soll ich gehn und sehen?
Sagt er: Bin zwar schon gegangen;
Doch ich geh' und seh's noch einmal.
Drüben über Wei, dem Flusse,
u. s. w.

Diese Beispiele geben einen Anhalt zur Beurtheilung alter chinesischer Sitten; die freie Wahl des Gatten, die Harmonie in der Ehe u. s. w. beweisen deutlich, daß die Stellung der Frauen in China damals dieselbe war, wie heut in den Ländern des Occidentes.

Auch der Schmerz der Trennung und die Liebe spielten vor 3000 Jahren in China eine große Rolle und wir geben einige Proben, die diese Stoffe mit rührender Innigkeit und wahrhaft überraschender Zartheit behandeln.

Gedanken einer Frau, deren Herz erregt ist:

Die Blumen des Lenzes neigen sich berauscht vom laulichen Thau.
Ein junges Weib liegt einsam im Grunde des Zimmers.
Ach! in Trauer verwelkt meine Wange
Vergebliche Sehnsucht zehrt täglich an meinem Herzen.

Empfindungen einer Frau, deren Gatte in der Ferne weilt:

Der Mond stieg glänzend empor; ich löschte die Lampe,
Tausend Gedanken steigen auf aus dem Grunde meines Herzens.
Aus meinen Augen stürzt Thräne auf Thräne,
Und um so trauriger wird mein Gemüth,
Weil Ihr es nie, nein nie erfahren sollt.

Die Liebe eines jungen Bräutigams:

Wie schön ist das reizende Mädchen!
Sie versprach, mich am Walle zu treffen.
Ich harre voll glühender Ungeduld,

Doch sie will nicht erscheinen —
Vergebens fliegt nach allen Seiten mein Auge.
Wie lieblich ist das reizende Mädchen!
Sie erfüllt mich mit Wonne durch ihr Geschenk —
Ein Geschenk von rother Farbe, das strahlend funkelt;
Doch um wie viel strahlender ist der Glanz
Der holdseligen Spenderin.
Sie selbst suchte für mich im Felde die Blume J.
Eine schöne und seltene Blume ist die Blume J.
Doch nicht Schönheit noch Seltenheit leihn Werth ihr in meinen Augen —
Werth allein gibt ihr die holdselige Spenderin.

Neben diesen so natürlichen und allgemeinen Empfindungen existirt in China von den ältesten Zeiten her eine Art brüderlicher Freundschaft, wie wir aus einem alten, dem Chi-King gleichaltrigen Liede entnehmen, in dem die Formel dieser unlöslichen Verträge mit fast algebraischer Präzision aufgestellt ist:

Bei Himmel und Erde, bei Vater und Mutter,
Im Angesicht der Sonne, im Angesicht des Mondes
Schworen A sich und B unerschütterliche Freundschaft.
Wenn jetzt nun A auf einem Wagen (Hoch zu Ehren gestiegen)
Dem B begegnet, dessen Haupt ein plumper Strohhut bedeckt,
Wird er absteigen vom Wagen um vor B einherzugehen.
Und wenn ein andermal B auf stattlichem Pferde
Den A trifft, der unter der Last eines Bündels ächzt,
Wird er vom Pferde steigen, wie A vom Wagen stieg.

Wer möchte noch behaupten, daß die chinesische Religion keinen Eid kenne? Im Gegentheil ist die vollkommene Solidarität, die wechselseitige Unterstützung, die Theilnahme am Glück wie am Unglück bei solchen gleichsam durch ein eheliches Band verbundenen Freunden noch heut zu Tage häufig.

Nach den Tschéou kamen die Thsin, welche zwar nur ein halbes Jahrhundert herrschten, deren Zeitalter aber durch ein hervorstechendes Ereigniß charakterisirt wird: Im Jahre 213 vor Chr. fand ein Mann China im vollsten Zustande der Feudalität, und sein Plan, es zu seiner alten Einheit zurückzuführen, gelang ihm zwar, aber da sich die nicht ungefährliche Körperschaft der Gelehrten häufig seinen überhandnehmenden Neuerungen widersetzte, indem sie die Achtung vor gewissen Ueberlieferungen aufrief, faßte er den Plan rücksichtslos jede Erinnerung an die Vergangenheit zu vernichten und befahl das Verbrennen der Bücher.

Diese mit äußerster Strenge durchgeführte Maßregel zog den Verlust einer großen Zahl literarisch und historisch werthvoller Werke nach sich. Dennoch erreichte sie ihren Zweck nicht und China wurde von dieser tyrannischen Bücherproskription schon nach sieben Jahren befreit. Begreiflicherweise vermochte dieser kurze Zeitraum von Jahren im Gedächtniß mehrerer Millionen Menschen all' das, was sie von den berühmtesten Autoren und Werken auswendig wußten, so wenig auszulöschen, wie die Lieder und Gesänge des Chi-King.

Aus den letzten Jahren der Dynastie Thsing datirt die Abfassung des Li-Sao, eines in China sehr berühmten Gedichtes. Sein Verfasser, Kin-Yueu, war sowohl Minister wie Vetter des Königs von Tsou, eines der großen Vasallen des Reiches, der sich in eine verderbliche Politik verwickelte. Kin-Yueu hatte vergebens versucht, die Katastrophe zu beschwören — seine klugen Rathschläge wurden nicht beachtet. Voll Schmerz und Entrüstung schrieb er seine Gedichte, deren Haupttitel ungefähr besagt: „Sagen, was man auf dem Herzen hat, macht die Traurigkeit schwinden," und dann stürzte er sich in den Hou-Kouang-Fluß und ertränkte sich. Sein Tod war ein Fall öffentlicher Trauer und die Lebenskraft der Ueberlieferungen ist in dem Lande, wo sich dies Ereigniß im 2. Jahrhundert der vorchristlichen Aera vollzog, so stark, daß noch jetzt der Brauch bestand, am 5. Tage des fünften Monats zum Andenken an Kin-yueu's trauriges Ende und zur ehrenvollen Erinnerung an den unglücklichen Landsmann den Fluß auf beflaggten Booten zu durchkreuzen.

In der Epoche der Han, wo in China die Lehre des Lao-Tseu und der Buddhismus zu gleicher Zeit eingeführt wurden, begann die literarische und poetische Welt das Ideal zu erträumen. Es entwickelte sich eine literarische Schule, die sich damit beschäftigte, die seltsamsten Naturschauspiele, die pittoreskesten Landschaften, die vom Mondschein erzeugten Illusionen, den phantastischen Anblick der Wälder und Berge bei Nacht und Alles das in einer neuen und häufig dunklen Sprache zu beschreiben. Der Geschmack, welchen sie den Chinesen für Spaziergänge und nächtliche Träumereien einflößte, wurde ein fester Bestandtheil der Sitten.

Die hervorstechende Epoche dieser Periode ist die von Wou-ti, einem der größten Herrscher Chinas, der die barbarischen Völkerschaften der Gothen und Skythen nach Westen zurückdrängte, dessen Gesandte und Heere bis in's Herz von Baktrien und Sogdiana vordrangen und der während einer vierundfünfzigjährigen Regierung an seinem Hofe mehrere Dichter und Schriftsteller blühen sah, die noch heute als Zierden des Reiches der Mitte betrachtet werden. Wou-ti nimmt in den Ueberlieferungen unsres Volkes einen weiten Platz ein, an seine Person, seine Umgebung, seine Eroberungen knüpft sich die Mehrzahl jener Legenden, die zuweilen sehr werthvolle historische Hinweise enthalten und für die Poesie eine unerschöpfliche Quelle von Anspielungen sind.

Unter der Herrschaft seines unmittelbaren Nachfolgers tritt eine neue Dichtungsart auf, welche dem Archäologen eine höchst fruchtbare Quelle erschließen würde. Es sind dies langathmige, halb historische, halb beschreibende Gedichte. Als der Kaiser Lo-Yang hatte verlassen und seinem Reiche eine andre Hauptstadt geben wollen, ergriff ein berühmter Schriftsteller Pau-Kou die Vertheidigung der berühmten Stadt und verfasste in poetischer Sprache eine detaillirte Aufzählung ihrer Erinnerungen und Denkmale, welche das Aufgeben des Planes seitens des Herrschers zur Folge hatte. Der Erfolg des Gedichtes war so groß, daß man ihm das Erscheinen einer ganzen Reihe nach demselben Modell gearbeiteter Werke zuschreiben muß. In den poetischen Annalen aus der Zeit der letzten Fürsten dieser Dynastie finden wir eine Unzahl, von treuen, über die ihnen widerfahrene

Ungnade und noch mehr über die Blindheit ihrer Herrscher seufzenden Dienern aus dem Exil geschriebener Bittschriften in Versen.

Nach dem Niedergange dieser Dynastie war es wiederum die Epoche der drei Königreiche (220—265)*) oder besser einer Art unstäten Ritterthums, deren Helden der Größe nicht entbehren. Da diese Periode nicht von langer Dauer war, kann man sie wohl die Uebergangsperiode nennen. Unter ihren abenteuerlüsternen Helden fehlte es indessen nicht an sehr geistreichen und sehr galanten Poeten:

Eine schöne Gestalt fesselt alle Wünsche des Mannes,
Aber der Duft der Frau ist der Duft der Schamhaftigkeit,

heißt ein Lied aus dieser Epoche und ein anderes enthält folgende alte Strophe

Es weilt ein Mann in der Ferne, dessen ich gedenke;
Hundert Meilen von Bergen trennen uns;
Und doch scheint uns Beiden derselbe Mond,
Und derselbe Wind umfächelt uns Beide.
Ich gedenke der Zeit, da wir bei einander saßen,
O, welch glückliche Zeit!

Wenn man zu den sechs kleinen Dynastien kommt, welche jener der Tang vorausgingen, bemerkt man in dem Styl eine oft bis zum Affektirten gehende Gesuchtheit. Als Beispiel citire ich folgendes kleine, zu Ehren der Töchter des „großen Deiches" verfasste Gedicht:

Treten sie unter die Blumen, so verlieren die Blumen ihren Glanz.
Kommen sie zu den Weiden, so neigen sich die Weiden ehrfurchtsvoll mit ihren geschmeidigen Zweigen,
Der Ostwind umspielt schmeichelnd ihr liebliches Gesicht —
Selbst der Wind kann ihnen nicht nahen, ohne in Liebe zu vergehn.

Nach dieser literarischen Phase, in welcher sich die erotische Poesie Luft machte, erschien plötzlich ein ganz verschiedenes Genre auf dem Plan, eine Art von Glaubensbekenntnissen, die, mit Klagen über die Bitterkeit und Kürze des Lebens beginnend, mit dem Lobe des Rausches und seiner Wohlthaten schließen. Ein Beispiel:

Es gilt zu trinken und gilt zu singen!
Wie lange währt wohl des Menschen Leben?
Kaum länger, traun, als der Thau des Morgens,
Und ist erfüllet mit Bitterkeiten.
Leid folgt auf Leid und kaum vermagst Du
Die trüben, schweren Gedanken zu scheuchen.
Wer kann den quälenden Kummer bannen?
Einzig im Wein liegt die heilende Kraft.

Dies waren die verschiedenen Perioden der Dichtkunst.

---

*) Die drei Reiche: Heu-hau, Wei und Wu.

Die Thang bestiegen den Thron 618 und behaupteten ihn bis 909. Während dieser 269 Jahre folgten einander 20 Kaiser, fast alle waren würdig, zu herrschen.

In dieser Periode setzt sich der bereits mächtige Buddhismus immer weiter im Lande fest. Hier einige Stellen als Beweis:

Ich habe mich mit den Gläubigen in denselben Gedanken vereinigt,
Wir haben erschöpft, was uns das Wort bieten kann und versanken in Schweigen.
Ich betrachtete die Blumen, die unbeweglich wie wir,
Ich lauschte den im Raume schwebenden Vögeln und begriff die große Wahrheit.

Diese Stelle ist von Song-Tchi-Ouen. Tchiang Kien schildert uns dasselbe mit großer Farbenfrische:

Schon bricht das reine Licht eines schönen Morgens in das alte Kloster;
Schon künden die erleuchteten Wipfel der hohen Bäume die Wiederkehr der Sonne.
Auf geheimnißvollen Pfaden erreicht man diesen einsamen Weg,
Wo sich des Bonzen Zelle in Blumen und Laubgrün versteckt.

Allmälig verwischte sich der Unterschied zwischen den Lehren des Buddhismus und des Lao-tseu und der Skeptizismus begann zu herrschen. Der religiöse Glaube fehlt im Allgemeinen und Schmerz und Entmuthigung gelangen zum Ausdruck.

Ich sinke in einen tiefen Traum!

ruft Thou-Fou.

Wie lange währt die Jugend und Manneskraft?
Und was vermögen wir gegen das Greisenthum?

Dann vergleicht er die Zukunft mit einem unbegrenzten Meer und sagt weiterhin vor den Ruinen eines alten Schlosses:

Ich fühle mich bewegt von tiefer Traurigkeit,
Und setze mich nieder auf das dichte Gras.
Ich beginne einen Gesang, in den mein Schmerz sich ergießt, und die Thränen steigen empor und fließen in Strömen.
Oh, wer vermöchte diesen Pfad des Lebens, den Jeder zurücklegt, lange Zeit hindurch zu wandeln?

Li-tai-pe sagt mit philosophischer Ruhe:

Hört dort im Mondenschein den zusammengekauerten Affen, der einsam auf den Gräbern klagt;
Und jetzt füllet mir mein Glas, denn es ist Zeit, es mit einem Zuge zu leeren.

An einer anderen Stelle zeigt uns derselbe Autor, daß der chinesische Soldat schon im 7. Jahrhundert einen guten Stand hatte:

Der Grenzwächter
Oeffnet in seinem ganzen Leben nicht ein einziges Buch;
Er weiß zur Jagd zu gehen, ist gewandt, stark und kühn.
Wenn er reitet, wirft er keinen Schatten — und welch stolze und verächtliche Miene!
Wie sehr unterscheiden sich unsre Gelehrten von diesem unverzagt Umherstreifenden —

Sie, die hinter zugezogenen Vorhängen über den Büchern grau werden und,
in Wahrheit, zu welchem Zweck?

Hong-Hao-Yeu war ähnlich geistig veranlagt, aber Tsoui-Ming-Tang wusste seine poetischen Scenen lebhafter zu färben, Blumen und Wein sind ihm unentbehrliche Elemente.

Nur einen Frühling hat jedes Jahr,
Und wieviel hundertjährige Menschen sieht man in einem Jahrhundert?
Wie oft können wir uns inmitten von Blumen berauschen?

Hier ist von einem Bankett die Rede, man kannte aber auch Bergpartien wie man sie in der Schweiz macht:

Die Sonne hat die Kette des Hochgebirgs überschritten, um sich zum Schlafe
zu neigen,
Bald werden alle Thäler sich in die Schatten der Nacht hüllen;
Der Mond steigt zwischen den Pinien empor und führt die Kälte herauf,
Der rauschende Wind und die rieselnden Bäche erfüllen unser Ohr mit reinen
Tönen.

Ebenso gesellige Vereinigungen in den Häusern, wo treue Freundschaft waltet und die Trennung einzelner Mitglieder und Freunde tiefen Kummer verursacht.

Lasst uns nur auf den Einklang unsrer Lauten sinnen, so lange wir in diesem
reizenden Hause vereint sind;
Ich will nur an die Wege denken, die mich erwarten, an die Stunde, wo
wir uns trennen müssen . . . .
Wenn der glänzende Mond hinter den hohen Bäumen verschwunden ist.

Das chinesische Volk hängt am häuslichen Herd und betrachtet das Exil als ein bitteres Schicksal. So überfließen die Dichtungen aus der Zeit der Tangs von Klagen, welche das Heimweh den Opfern der Revolution auspresst.

Vor unsren Augen ziehen täglich neue Flüsse und Völker vorüber;
Aber ach, mein armes Heimatsdorf erblick' ich nicht.
Während der große Kiang mit reißenden Wellen gen Osten strömt,
Werden die Tage der Verbannung länger und scheinen nimmer zu verrinnen.

Dies Fragment ist von Thou-Fou, der in Ungnade starb. Noch besser aber wird dies Heimatsgefühl durch eine Stelle von Tschiang-Kieu bewiesen, die am Grabe von Tschao-Kiun improvisirt wurde.

Sie wäre dem Tode nicht entgangen, wenn sie im Palaste des Han wohnen ge-
blieben wäre,
Aber sie wäre dem Schmerz entgangen, fern von ihrem Vaterlande zu sterben.
Dies schöne junge Mädchen, das hundert goldbeladene Kameele nicht zurückkaufen
konnten,
Und von der heute kaum noch einige ausgedörrte Knochen übrig sind.

Diese berühmte Schönheit schmückte den Harem des Kaisers von Kao-Hoang-ti, und wurde in Folge eines Friedensvertrages die einzige und rechtmäßige

Gattin des Khans der Tataren. Sie starb jenseits des Hoang-ho, angebetet von ihrem Gatten, der die Todte auszuliefern sich weigerte, wie er die Lebende gegen hundert goldbeladene Kameele zurückgegeben sich geweigert hatte. Alle Welt beklagte in China ihr Schicksal, da sie fern vom Tschang-Nyan gestorben war. Das war die Verbannung!

Nach der Zeit der Tang sind die chinesischen Dichtungen mit Anspielungen gefüllt, und zur Uebersetzung müßte man Noten geben, um sie zu erklären und die historischen Daten, auf welche sich die Dichter beziehen, nachzuweisen. Das würde mein Manuskript zu lang und die Lektüre beschwerlich machen. Ich habe mich deßhalb darauf beschränkt, einige einfachere Beispiele anzuführen, in der Hoffnung ein andermal mehr bringen zu können!

Die unter den Tang zur Vollendung gebrachte poetische Sprache wird heute noch als unübertreffliches Vorbild betrachtet. Abgesehen von einigen künstlichen prosodischen Verwickelungen, die nur den Zweck haben, die literarischen Examina zu erschweren,, hat sie keine merklichen Veränderungen erfahren. Indeß hat es in den folgenden zehn Jahrhunderten in China nicht an Dichtern gefehlt.

So flüchtig, kurz und unvollkommen diese historische Skizze über die Dichtkunst in China auch sein möge — vielleicht genügt sie doch, einen allgemeinen Ueberblick über den Charakter derselben zu geben. Ein Chinese.

Zur Charakteristik des heutigen Luxus.

Von

Prof. Dr. Max Haushofer.

Der Luxus ist jenes Gebiet des Wirthschaftslebens, welches die Phantasie sich reservirt hat. Ein kleines, aber auserlesenes Gebiet. Was der hastige Erwerbstrieb erübrigt von jenen kolossalen Massen, die zur Ernährung der Völker, zum Fortbetrieb der dröhnenden, sausenden, rauschenden Produktionsmaschine, zur Fütterung des in wohlgesicherten Winkeln geborgenen Sparkapitals dienen: das schenkt er der Phantasie, damit sie Luxus treiben kann. Sie schafft daraus eine dünne Schichte von Vergoldung und Farbenschmuck, womit sie die Leiber der Nationen ziert. Dieser Zierrat ist, im Vergleich zu den Riesenleibern, die er schmücken soll, spärlich genug, um an Werktagen überall die hageren Ellenbogen, die schweißtriefenden staubbedeckten Muskeln, die zerissenen Arbeitskittel durchblicken zu lassen. Aber die wenigen Stellen, die er mit seinem Schimmer verschönt, sind doch so verlockend, daß sie für Millionen und aber Millionen das Ziel beständiger Sehnsucht, unermüdlicher Anstrengung sind.

Und wenn dieses Ziel erreicht, wenn das gewonnen ist, was über des Lebens Nothdurft hinausreicht: dann beginnt die Phantasie mit diesem überlaufenden Schaum ihr Spiel, den Luxus. Sie hat tausende von Formen für dieses

Spiel gefunden, und jede dieser Formen verändert sie immer wieder. Sie lehnt sich dabei bald an das Alte an, bald erfindet sie Neues. Ihren Antheil am Weltgewinn verwendet sie bald zur Erhöhung des Ansehens der Person, bald zur Vermehrung der Bequemlichkeit, bald zur übermüthigsten Vergeudung oder zum Kitzel abgestumpfter Sinne; einmal für verstandslosen Zeitvertreib der übermüdeten Menschheit, dann wieder für die läuternden Freuden edler Künste.

Um den Luxus in all' seinen Erscheinungsformen verständlich zu finden, müsste man sich tief in das Studium des Gegensatzes vom Nothwendigen und vom Ueberflüssigen verlieren. Das Ueberflüssige aber, aus dem Nothwendigen emporschießend, wächst und vertheilt sich nicht regelmäßig auf seiner Basis, wie etwa Gras und Getreide, sondern es neckt den Beobachter durch seine launenhaften Erscheinungen, die bald hoch empor flackern wie Protuberanzen, bald als winzige schmückende Ornamente da und dort, regellos zerstreut, aus engeren oder weiteren Poren sich zwängen und entfalten. Unser Verständniß von den Zwecken aller Dinge ist noch lange nicht reif genug, um zu beurtheilen, ob bei den Stoffen und Kräften der Natur, ebenso wie im Wirthschaftsleben des Menschen, ein Gegensatz vom Nothwendigen und Ueberflüssigen sich findet. Es scheint zwar, daß der Gegensatz zwischen dem Nothwendigen und dem Ueberflüssigen nicht erst eine Schöpfung des menschlichen Zweckbewusstseins ist.

Uebrigens sind die Grenzen zwischen dem Nothwendigen und dem Ueberflüssigen ein weiter und unbestimmter Raum, in welchem das Nützliche ein Mittelglied zwischen jenen beiden Extremen bildet. Die Extreme sind zwar deutlich unterscheidbar; aber wo wieder die Grenzen zwischen dem Nothwendigen und dem blos Nützlichen, sowie zwischen diesem und dem Ueberflüssigen sind: das ist um so schwerer erkennbar, je weiter das heutige Wirthschafts- und Genußleben in der Differenzirung seiner Gebrauchsgegenstände und Genüsse gegangen ist. Damit wird es auch dem Luxus immer leichter gemacht, als verzierendes Anhängsel tausendgestaltig im Nützlichen und Nothwendigen sich einzunisten. Wo sie ihm leere Räume und leere Stunden lassen, sucht er sich eine Stätte. Ihm ist die Wand einer Kirche nicht zu groß, das Gehäuse einer Taschenuhr nicht zu klein, um seinen ornamentalen Stempel darauf zu setzen; er durchrankt die Jahrhunderte der Kulturgeschichte, wie das flüchtige Freistündchen des modernen Eisenbahnmenschen.

Von jener wilden Genialität, in welcher der Luxus des kaiserlichen Roms einherrauschte, ist bei den kühleren Menschen des neunzehnten Jahrhunderts nichts mehr zu finden. Auch die Verschwendung kann einen Zug von Großartigkeit enthalten, wenn sie des Reichthums köstliche Habe dahinwirft mit dem Bewusstsein, daß diese Tand ist, dauernder Bewunderung unwerth. Aber der moderne Luxus kann sich nicht freimachen von der Klugheit und Vorsicht einer gealterten Welt. Er lehnt und klammert sich immer und überall an das Nothwendige und Nützliche an. Er sichert sich seine Fortexistenz durch eine gewisse Bescheidenheit und durch demokratisirende Konzessionen.

Entarten kann der Luxus, wenn er so weit getrieben wird, daß er zur

Verweichlichung und Trägheit führt, daß er untüchtig macht für den Kampf um das Dasein. Diese Entartung hat ihren Grund in einem unberechtigten Uebergewicht, welches das momentane Wohlbefinden gegenüber der Gesammtheit der anderen Lebenzwecke gewinnt. Die Erfüllung unserer höchsten Pflichten wird durch maßvollen Lebensgenuß nicht gehindert, nur durch die Entartungen des Genußlebens. Auch nach einer anderen Richtung hin kann der Luxus entarten: indem er zum Sinnenkitzel, zum künstlichen Ueberreiz wird. Wenn er in Trägheit und Verweichlichung entartet, so liegt darin ein Vergessen moralischer Pflichten; in dem überreizten Genusse dagegen eine Opposition gegen sanitätliche Pflichten. Aber noch eine dritte Richtung der Entartung kommt vor: diejenige, wobei hauptsächlich wirthschaftliche Pflichten verletzt werden. Diese Sorte von Entartung bezeichnet man als verschwenderischen Luxus. Als eine vierte Richtung des entartenden Luxus darf man denjenigen bezeichnen, der sich gegen die ungeschriebenen oder geschriebenen Satzungen des guten Geschmacks empört. Damit verwandt sind jene Entartungen, wobei Prunksucht und Eitelkeit die Hauptrolle spielen. Diese Entartungen haben noch am meisten bewusstten Zweck. Nämlich den Zweck, die eigene Persönlichkeit hervorzuheben und auszuzeichnen. Die eigene Persönlichkeit im Kreise der Umgebung geltend zu machen, ist im Grunde ein menschliches und verzeihliches Bestreben, das ja oft zu hervorragenden Leistungen führt. Aber ein weithin sichtbarer und blendender Luxus ist ein verkehrtes Mittel zur Erreichung dieses Zieles; denn er führt zu Neid und Klassenhaß und verletzt demnach auch politische Pflichten. Wenn man mit Recht von dem feingebildeten Menschen verlangt, daß er im Umgange mit Einzelnen zartfühlend und rücksichtsvoll sei, so verdient eine gewisse Rücksichtnahme auch die Allgemeinheit. Und wem es vergönnt ist, im Luxus zu leben, der hat allen Grund, ihn nicht unbescheiden zur Schau zu tragen. Denn jene Einfalt, die sich durch solchen Luxus verblüffen lässt, ist ja doch grösstentheils verschwunden. Er begegnet nur mehr dem schmähsüchtigen Neide des Pöbels wie der kühlen Gleichgültigkeit der Gebildeten.

Ein Grundzug des heutigen Luxus ist sein Verhältniß zur modernen Massenproduktion. Durch dasselbe wird er in gewisse Bahnen geleitet, von manchen Verirrungen freigehalten. Wie lebhaft sich auch die Massenproduktion auf die nothwendigen Gebrauchsgegenstände wirft: den Luxusartikeln gegenüber hat sie eine begreifliche Scheu, welche sie erst dann überwindet, wenn ein Luxusartikel gegründete Hoffnung hat, in die Mode zu kommen. Dann aber wirft sie ihn mit Hast auf den Markt und sucht ihm ein Bürgerrecht zu verschaffen. Gelingt ihr dies, so hat sie wieder auf einem Gebiete den Luxus nivellirt und ihn der Phantasie des Einzelnen entrückt. Derartiger Luxus hat freilich für das Publikum nicht mehr solchen Reiz wie jener, welcher der Laune und Phantasie des Einzelnen freieren Spielraum lässt. Gegenstand der Massenproduktion werden Luxuswaaren auch nur dann, wenn sie von groben Verirrungen sich möglichst fern halten. Sowohl durch ihre Wohlfeilheit, als durch ihre Annäherung an das Nützliche und Zweckmäßige leiten sie die Konsumtion in den Strom der Mode.

So ist der moderne Luxus im Banne des Massengeschmacks befangen und zugleich in einer kühlen Vernünftigkeit festgehalten. Massenproduktion, Massengenuß, Massensitte und Massenbildung: es bedingt Eins das Andere. So gewichtig aber auch der Massengeschmack ist, und so rasch er durch Presse und Reklame wie durch die Hast der Massenproduktion sich verbreitet: ein gewisser Spielraum für die Laune des Einzelnen ist immer noch vorhanden. Zunächst für diejenigen, welche im Publikum ökonomisch obenauf schwimmen. In allen Epochen der Kulturgeschichte gab es Glückspilze, welchen der Zufall, geschäftliche Schlauheit oder rücksichtsloser Egoismus zu einem Einkommen verhalf, das zu groß war, um mit Verstand genossen zu werden. Heutzutage bilden diese Glückspilze ganze Klassen der Gesellschaft; und sie sind es, welche den größten noch vorhandenen Thorheiten des Luxus freien Lauf lassen. Denn Geschmack im Genießen zu haben, erfordert nur ein mäßiges Talent; weit wichtiger ist dabei die Erziehung. Nicht als ob es schwer wäre, feingebildeten Menschen die Methode des Genießens im Einzelnen abzulauschen. Wie man mit Anstand ißt und trinkt, weiß jeder Hotelkellner; wie man mit Anstand sich kleidet, jeder Schneidergesell und jede Zofe. Aber das richtige Ebenmaß in die Gesammtsumme des Lebensgenusses zu bringen und die einzelnen Posten derselben harmonisch zu machen: das gelingt nur der Erziehung.

Unerzogene Menschen bleiben schon in den ersten Stadien des Genußlebens stecken: beim Essen und Trinken. Und das führt uns zur Betrachtung der einzelnen Gegenstände des Luxus.

Der Speisenluxus der Gegenwart ist von mancher Verirrung zurückgekommen, die er sich vordem erlaubte. Da ist nichts zu klagen. Wenn die Art, wie das kaiserliche Rom seine Tafelfreuden genoß, oder die plumpe Gefräßigkeit, welche bei mittelalterlichen Festen üblich war, heutzutage von der guten Sitte verbannt sind, so dürfen wir das wohl nur zum Theile als moralisches Verdienst uns anrechnen. Unsere feine Gesellschaft konnte auf jedes gesundheitsschädliche Uebermaß an Speisenluxus leicht verzichten, weil ihr weit mehr Gelegenheiten zu anderweitiger Luxusentwickelung geboten sind, und weil die Sorge für körperliches Wohlbefinden wichtiger geworden ist. Dafür zeigt der maßvolle Speisenluxus der Gegenwart eine Ausdehnung über immer weitere Kreise der Bevölkerung. So betrug der Zuckerverbrauch im deutschen Zollverein 1828 erst 3,3; dagegen von 1870—1881 jährlich 13 Zollpfund; der Kaffeeverbrauch 1842 erst 2,5, dagegen 1876—80 jährlich 4,6 Zollpfund. Entsprechend hat sich der Verbrauch der meisten Kolonialwaaren vermehrt. Da nun die wohlhabendsten Klassen auch früher von diesen Waaren so viel konsumirten, als ihr Appetit erlaubte, zeugt die Vermehrung der Kopfquoten von einer Verbreitung dieser Verbrauchsgegenstände auch bei der minder wohlhabenden Bevölkerung. Eine solche Art von Volksluxus, welche Unterschiede des Lebensgenusses, damit aber auch manche Veranlassung zu Neid und Klassenhaß beseitigt, kann nur erwünscht sein.

Unstreitig die schädlichsten Verirrungen zeigt der moderne Luxus auf dem Gebiete der geistigen Getränke und ähnlicher Reizmittel. Denn hier tritt er der

Volksgesundheit direkt entgegen. Mit unheimlicher Hast und Ausdauer arbeiten die großen Volksgifte an ihrer Verbreitung. In den deutschen Ländern steigt die Kopfkonsumtion fast ununterbrochen; Regierungen und Parlamente rühren an die Besteuerungsfrage höchstens bescheiden und unsicher, um es ja mit dem Durste der Konsumenten nicht zu verderben. Und wenn Steuererhöhungen einträten — wären sie heute noch im Stande, das Verderben rückgängig zu machen? In England war die Gesetzgebung, welche 1736 den Branntwein mittelst hoher Besteuerung auszurotten gedachte, unfähig, diese Aufgaben zu erfüllen; und die Mäßigkeitsvereine ebensowenig. Das Gegentheil beweisen die ruckweise steigenden Einnahmen aus den Trankſteuern. Und nicht zufrieden mit seinem großen Konsum an geistigen Getränken wusste das englische Volk, nachdem es schon den Tabak über die lang widerstrebende Volkssitte hatte triumphiren sehen, anfangen, gleich dem amerikanischen sich noch ein weit gefährlicheres Gift zu verschaffen: das Opium. Selbst den arbeitenden Klassen Englands ist dasselbe nicht mehr unbekannt und in den Vereinigten Staaten lernte man es durch die mongolische Rasse kennen, der es seinerzeit durch die berüchtigten Opiumkriege aufgedrängt worden war. Widerstandslos beugt sich das Jahrhundert vor dem Alkohol und seinen Spießgesellen; es freut sich noch darüber, daß es aufgeklärt genug ist, um die mittelalterlichen Luxusgesetze und die modernen Mäßigkeitsvereine zu verlachen. Um aber ja demjenigen, welcher nüchtern bleiben möchte, diese Freiheit einzuschränken, hat die Gegenwart die Zweckfeste und Zweckdiners in der unverantwortlichsten Weise ausgedehnt. Sie hat eine Art gesellschaftlichen Zwanges erfunden, der auch den Mäßigsten zu ihren Tafelfreuden nöthigt; Hoteliers und Weinhändler, sowie der erfinderische Sinn einzelner Feinschmecker bemühten sich mit glänzendem Erfolg, diesen gesellschaftlichen Zwang in ein System zu bringen.

Alexander von Oettingen führt in seinem berühmten Buche über Moralstatistik an, daß im Jahre 1868 in das Asyl für Trunkenbolde zu New-York nicht weniger als 1300 „Töchter aus reichen Häusern“ aufgenommen worden seien. Wen möchte diese Notiz nicht etwa an jenen Sittenzustand erinnern, in welchen das kaiserliche Rom etwa zur Zeit des Heliogabal gesunken war? Es mag ein gewisser Trost darin liegen, daß kräftige Nationen den Alkohol lang ertragen. Was uns wenigstens die Kulturgeschichte von der Trunksucht vergangener Jahrhunderte berichtet, zeigt, daß die äußersten Exzesse von der Gegenwart nicht übertroffen, selten erreicht werden. Aber auf die Exzesse Einzelner kommt es hier wohl weniger an, als auf das Heranreifen der Massenkrankheit, der Verderben bringenden Volkssitte. Es ist hier nicht am Platze, in die sanitätlichen, ökonomischen und moralischen Wirkungen des Alkoholismus weiter einzugehen; umsomehr, als jede Warnung wirkungslos ist, und nur eine, aus einer ganz neuen und kraftvollen Funktion der Menschheit hervorgehende Reaktion Abhülfe schaffen könnte.

Dem stetigen Umsichgreifen künstlicher Nervenreizmittel gegenüber ist Alles, was der moderne Luxus an Vernunftwidrigkeiten erzeugt, harmlose Spielerei. So vor Allem der oft über Gebühr geschmähte Kleiderluxus. Er hat insofern einen moralischen und ästhetischen Gehalt, als er mit dem Streben nach

Reinlichkeit und Anstand zusammenhängt. Der feine Rock verlangt auch weiße Wäsche und gehaltenes Benehmen. Der Kleiderluxus ist es demnach, der zunächst wohlthätig für das Zusammenleben der Menschen wirkt.

Die Kleidermode ist eines der alltäglichsten Gebiete des Luxus. Aber gerade wegen dieser Alltäglichkeit sind ihm hier starke Schranken aufgerichtet. Eine derselben ist die Lächerlichkeit. Nirgends pflegt sich die Entartung des Luxus so schnell zu rächen als bei der Kleidertracht. Jeder Fehler, der hier gegen die öffentliche Meinung begangen wird, wirkt sofort als lächerliches Agens und beeinträchtigt die Grazie und Würde der Person. Die heutige Kleidermode aber ist ein beständiges Kompromiß zwischen dem Luxus und der praktischen Brauchbarkeit. Diese letztere ist die andere Hauptschranke, welche dem Luxus im Bereiche der Kleidertracht auferlegt ist.

Daß sich der Luxus in diesem Gebiete so oft gegen den guten Geschmack versündigt, ist eine allgemein bekannte und oft beklagte Thatsache. Aber weßhalb thut er das?

Scheu vor der Lächerlichkeit ist nur zu oft eine Feindin des wahrhaft Schönen. Lächerlich aber ist im Gebiete der Kleidertracht jede auffallende Ausnahme. Lächerlich sind darum die Anfänge jeder Mode, lächerlich ihr Ende. Phantasiereiche Menschen beschäftigen sich gewöhnlich nicht mit der Kleidermode, sie haben Besseres zu thun. Aber wenn ihnen auch in einer müßigen Stunde eine Verschönerung unserer Tracht einfällt, so unterbleibt dieselbe jedenfalls, und zwar aus Scheu vor dem Alleinstehen, vor der Lächerlichkeit. Und wenn je einmal jenen Nadelkünstlern, welche uns kleiden, etwas wirklich Schönes einfiel, so muß dasselbe nach kurzer Frist wieder Neuem, häufig Geschmacklosem, weichen. Menschen von gutem Geschmack halten zwar daran fest; aber aus eben jener Scheu nur so lange, als sie nicht allein stehen. Denn der Spott schwebt in der Luft unserer Generation; er ist schonungslos und allgegenwärtig.

In Bezug auf Luxus und künstlerische Berechtigung gehen Männer- und Frauentracht heutzutage weit auseinander. Die Erfindung neuer Männermoden bleibt meistentheils namenlosen Geschmacksrittern überlassen. Damit ist eines der grössten Gebiete der Konsumtion systemloser Laune Einzelner preisgegeben. Millionen fügen sich, ohne auch nur an Widerstand zu denken, dem Gebote dieser Wenigen, welche ihnen heuer den Rock um drei Finger verlängern, der im vergangenen Jahre um so viel kürzer gewesen war. O weise Einrichtung! O großer Erfindungsgeist!

Und doch liegt ein Fortschritt darin. Denn wir sind mit der gegenwärtigen Männertracht, wie es scheint, an jenem Punkte angelangt, wo der Luxus auf das Aeußerste beschnitten ist und nur noch über ganz geringe Variationen der Form, sowie über die Feinheit der Stoffe verfügt und über das kleine Beiwerk der eigentlichen Tracht: über Hüte, Kravatten und Hemdknöpfchen. So kommt es, daß der rasche Wechsel der Mode eigentlich die einzige Verirrung ist, welche sich der heutige Kleiderluxus der Männerwelt zu Schulden kommen läßt. Und selbst diese scheint im Abnehmen zu sein, Dank einer stets feineren Nuan-

cirung. Dabei hat die Einfachheit unserer Männertracht und ihr Mangel an künstlerischer Form den großen Vortheil, die verschiedenartige Ausstattung mit körperlicher Schönheit mehr zu verwischen. Eine Tracht von mehr künstlerischem Schnitte würde zwar schönen Körperformen vortheilhafter sein, aber um so nachtheiliger wirken für die Besitzer krummer Beine und verwachsener Schultern. Was insbesondere die Bedeckung unserer Denkerstirnen betrifft, welche am meisten dem Wechsel der Mode ausgesetzt ist, so mögen wohl unsere Hüte einigen Tadel verdienen. Aber die Geschichte der Trachten weist doch Hüte auf, welche weit hässlicher und andere, welche zwar schöner, aber weit theurer und unpraktischer waren, als die modernen. Der schmucklose Hut passt zu der ganzen schmucklosen Tracht. So lange Wind in unsern Straßen weht und so lange wir unsere Art des Grußes beibehalten, wird der Hut mit schmalem, steifem Rande das Bequemste sein und dem Schönheitsgefühl nur die Frage überlassen bleiben, ob das Uebrige zylindrisch, halbkugelförmig oder konisch sein soll.

Die Damenmode dagegen ist von der Hutfeder bis zum Absatze Domäne des Luxus. Aber auch er ist ein geläuterter. Wenn die elegante Frauenwelt heutzutage je andere Gewänder für Haus und Straße, für Besuch und Theater, für Bälle und Reisen begehrt, so ist das ein Luxus, welcher freilich für die Männer, die ihn bezahlen sollen, recht unbequem sein kann, welcher aber volkswirthschaftlich nicht schädlich ist. Denn er erstreckt sich blos auf die Wohlhabendsten und überlässt, was ihm nicht mehr schön genug ist, bereitwillig den Minderbemittelten. Soviel auch die sausende Spindel, der klirrende Webstuhl und das rastlose Rädchen der Nähmaschine vollenden: abgetragen wird doch Alles. Erst von der Dame, dann von der Zofe, zuletzt noch — Gott weiß, von wem. Werth will benutzt sein, wenn er auch fadenscheinig ist. Nirgends ist der Luxus besser geeignet, tausend Uebergänge zwischen den verschiedenen Standes- und Reichthumsunterschieden zu schaffen, als im Gebiet der Frauenmode, welche bald die Gräfin im Kattunkleide, bald die bürgerliche Handwerksmeisterin in schwerer Seide erscheinen lässt. Der Luxus der Frauentracht scheint blos nach einer Seite hin eine Grenze zu haben; aber eine unübersteigliche. Sie liegt in dem Umstande, daß die Macht der Schönheit größer ist als jene des angehängten Prunkes, und daß alle Mode, nach unzähligen kleinen Verirrungen, immer wieder zu gewissen einfachen Formen zurückkehren muß, welche im Dienste der Schönheit stehen.

Wie unsere Wohnungen, so ist auch die Ausstattung derselben mit Einrichtungsstücken ein Feld, wo die Kunst vor den ärgsten Verirrungen schützt. Ein Ueberwuchern der Quantität ist hier nicht leicht zu fürchten. Und selbst der bildungslose, reichgewordene Emporkömmling unterwirft sich selbstgefällig dem geläuterten Geschmacke der Zeit, lässt sein Haus von Künstlern und Kunsthandwerkern einrichten und gestattet ihrem schöpferischen Sinne hinreichenden Spielraum. Er thut das freilich nicht aus gleichgestimmtem Verständniß, sondern aus Furcht, seinen eigenen Mangel an künstlerischem Sinne zu deklariren. Hat er aber einmal Jahre lang seine Renaissancemöbel, seine stylvollen Tapeten, seine Kupferstiche, Vasen, Statuetten und Staffeleibilder um sich, dann muß diese beständige Umgebung, mag

er wollen oder nicht, auch sein Verständniß veredeln. In der Epoche der Gründungen konnte mancher unwissende Börsenmensch dazu beitragen, ein oder das andere Talent emporheben zu helfen. Daß Einzelne ganze Museen von Renaissancekästen, gothischen Stühlen, Barockrahmen, japanesischen Waffen und persischen Teppichen, von Nachbildungen antiker Skulpturen und von Gemälden moderner Koloristen um sich anhäuften, ohne sich in diesem Gemenge so behaglich zu fühlen, wie man sich in seiner Wohnung fühlen sollte, ist nur nebensächlich. Die Einrichtung unserer Wohnungen soll aus dem Bedürfniß herauswachsen. Sie soll zeigen, daß jedes einzelne Stück unserer Bequemlichkeit oder unserem persönlichen Schönheitsgefühl entspricht, nicht blos zu einer Raritätensammlung gehöre.

Die Bequemlichkeit unserer Wohnungen und Geräthe, zugleich ihre Solidität ist es, was man mit dem Ausdrucke „Komfort" bezeichnet. Ein Uebermaß von Komfort führt leicht zu einer gewissen Sklaverei der Gewohnheit. Teppiche auf dem Boden und den Treppen; Vorhänge und Portièren; hellleuchtende Lampen in allen Räumen des Hauses; ein Badezimmer neben dem Schlafzimmer; blankes Silberzeug und weißes Linnen auf der Tafel; Luft, Licht und Wohlgeruch im ganzen Hause; ein warmer Ofen im Winter nebst einem Schirm davor, auf dessen Vergoldung die Glut phantastische Lichter tanzen läßt: das sind Annehmlichkeiten, an welche man sich zwar gewöhnen darf, die aber doch nicht so viel Herrschaft über den Menschen gewinnen sollen, daß er sich unglücklich fühlt, wenn er sie einmal entbehren soll. Und steigert man sie noch; läßt man sich nicht blos Hut und Mantel, sondern noch mehr durch den Kammerdiener oder die Zofe abnehmen: dann schleicht sich sachte die wirkliche Verweichlichung an den Menschen heran und mit ihr jene Schwächung der Willens- oder Widerstandskraft, welche den Menschen zum Gegenstande des Aergernisses, des Spottes und der Qual seiner Umgebung macht. Die ärgste Erfindung, welche der moderne Luxus in dieser Richtung gemacht hat, sind unzweifelhaft die Gummireifen um die Räder der Luxuswagen. Der Wagen soll und muß rasseln, damit der schwerbeladene Lastträger, der geplagte Lehrjunge mit seinem Karren ihn hören und ausweichen können. Es ist auch nicht nöthig, daß die Equipage, welche die Frau des Millionärs nach dem Modemagazin bringt, rascher fährt, als der Stadtomnibus oder der Pferdebahnwagen, welche die Equipagen des armen Mannes sind. Denn die Zeit der Dame ist nicht kostbarer als die Zeit der Tagelöhnerin.

Viel Dienerschaft im Hause zu haben, ist, wie die Kulturgeschichte zeigt, ein Luxus, welcher vergangenen Perioden angehört. Er verschwindet mehr und mehr, aus verschiedenen Gründen. Einmal haben die technischen Verbesserungen unserer Wohnungen, die erleichterte Versorgung mit Wasser und Lebensmitteln, manche Arbeit überflüssig gemacht; andrerseits die verbesserten Verkehrsmittel, welche auch für den Reichsten das Bedürfniß nach Haltung von Roß, Wagen und Stalldienerschaft sehr verringert haben. Post und Eisenbahn, Spedition, das städtische Fiakerwesen, Dienstmanninstitute, Dampfwaschanstalten und mancherlei städtisches Kleingewerbe besorgen einen Theil der Arbeiten, welche vordem der Dienerschaft wohlhabender Häuser überlassen waren. Dazu kommt noch ein

Anderes. Eine zahlreiche Dienerschaft lässt sich nur regieren, wenn dem Herrn eine gewisse patriarchalische Gewalt verliehen ist. Diese aber ist in unserer Aera des Liberalismus und Parlamentarismus nicht mehr am Platze. Sklaven sind angenehme Diener, freie Bürger konstitutioneller Staaten nicht mehr. Uebrigens ist der Rückgang des Dienerschaftsluxus für die Gesellschaft eher ein Gewinn als ein Verlust. Im Sinne einer gleichmäßigen Vertheilung der Lebensannehmlichkeiten kann es nur sein, wenn das überhaupt vorhandene Hausgesinde seine Dienste auf eine möglichst große Zahl von Familien ausdehnt. Wenn häusliche Dienste sich aus dem Familienleben loslösen und zu selbstständigen Gewerben werden, leidet freilich darunter das patriarchalische Gefüge der Familie und des Hauses. Aber das liegt im Zuge der Zeit. Nach dieser Richtung hin ist der moderne Luxus kühl und vernünftig.

Aller Luxus, der nicht im Einzelnbesitz dauernder Luxusgüter besteht, sondern aus leicht erreichbaren Einzelngenüssen sich zusammensetzt, hat heutzutage sehr an Verbreitung genommen. Soweit dieser Luxus vom Staate oder von den Kommunalverwaltungen unserer Großstädte ausgeht und dem Publikum Kunstsammlungen, Museen, Prachtgebäude, Bibliotheken, öffentliche Gärten, Bäder, hochelegante Bahnhöfe, glänzende Straßenbeleuchtung und dergleichen zur Verfügung stellt, hat er einen gleichmachenden Zug, welcher wohlthätig wirkt und nur oft an dem Uebelstande leidet, die städtische Bevölkerung auf Kosten der ländlichen zu begünstigen. Sofern er aber seine Einzelngenüsse dem Publikum käuflich anbietet, in verschiedenen Qualitäten und zu verschiedenen Preisen, macht er in um so höherem Grade den Armen auf die Lebensweise des Reichen, den Arbeitssklaven auf die Behaglichkeit des Müssiggängers aufmerksam. Und doch mag solcher öffentlicher Luxus, der die Einkommensunterschiede so zu sagen an die große Glocke hängt, nicht so schlimm auf den Neid der Besitzlosen wirken, als jener häusliche Komfort, der nur einen heimlichen Lampenschimmer auf die nassen und kalten Straßen hinausdringen lässt, und dadurch die begehrliche Phantasie nur um so stärker antreibt. Wenn in unserm Hoftheater der arme Teufel auf der letzten Galerie sich mit einer Holzbank begnügen und zusehen muß, wie sie in den untern Rängen ihre Sammtfauteuils und Seidenschleppen, ihre Pariser Fächer und Brillanten haben, so weiß er doch, daß er die Hauptsache mit ihnen gemeinsam genießt: Den Lichterglanz, die Musik, die aufregenden und spannenden Täuschungen der Bühne. Und durch diese Empfindung wird die Bitterkeit des Vermögensunterschiedes gewiß abgeschwächt. Wirklichen und schmerzlichen Neid kann wohl nur das völlig Unerreichbare wecken. Wenn aber der Proletarier, dem etwa dieser Neid das Herz beschleichen will, wüsste, wie sehr die Wohlhabenderen selbst ihr Genußleben durch den Bann der Sitte einengen, sowie durch ihre kritisch geschärfte Beobachtung und durch die ermüdende Gewohnheit: wie klein würde in seinen Augen der Unterschied des Glückes werden!

Übrigens ist, wie gesagt, die Gegenwart höchst erfinderisch in solchen Luxusgenüssen, welche keinen dauernden Besitz voraussetzen, sondern in genußreichen Thätigkeiten bestehen, mit bescheidenem Aufwand erreichbar. Dilettantismus,

Spiel und Sport sind solche Thätigkeiten; und man würde den Luxus der Gegenwart nicht würdigen können, wollte man diese Sorten von Luxusgenüssen von der Betrachtung ausschließen.

Die dilettantischen Thätigkeiten können als Luxusbeschäftigungen wohl nur aufgefasst werden, wenn sie dazu dienen, den berufslosen Wohlhabenden über seinen Mangel an Nützlichkeit hinwegzutäuschen. Wo sie aber den Zweck haben, dem einseitigen Kopfarbeiter eine gewisse Vielseitigkeit der Sinne und der Hand zu erhalten, sind sie nur eine nothwendige und gesunde Reaktion gegen übermäßige Arbeitstheilung.

Mit weit mehr Entschiedenheit erscheint das Spiel als eine Funktion des Luxus. Natürlich nicht jenes Spiel, welches blos körperliche Uebung ist, sondern dasjenige, dessen Kern der Kampf mit dem Zufall, oder mit der Geschicklichkeit des Gegners, oder mit beiden zugleich ist. Auch nach dieser Seite hin ist der moderne Luxus entschieden vernünftig; denn das Börsenspiel, das man der Gegenwart zum Vorwurf machen könnte; ist keine Entartung des Luxus sondern eine solche des Erwerbstriebes.

Ein Luxus, welcher heutzutage ungemein an Ausdehnung und Mannig faltigkeit gewonnen hat, ist der Sport. Aber wie kann man den Sport einen Luxus nennen? wird man fragen. Sind nicht körperliche Bewegung und Übung, Vertrautsein mit Gefahr etwas Nothwendiges? Gewiß sind sie es; aber wie heutzutage die verschiedenen Arten des Sport betrieben werden, das ist nichts Nothwendiges mehr. Sie sind meist so sehr von fremdartigen Bestrebungen durchsetzt, daß der Luxuscharakter stark in den Vordergrund tritt. So ist das Wetten an der Rennbahn gewiß kein wesentliches Erforderniß der Pferdezucht und der Reitkunst; es zeigt nur, wie eine ursprünglich gar nicht als Luxus zu bezeichnende Thätigkeit durch stete Verfeinerung, Spezialisirung, ausgeprägtere Lokalsitte, durch das Hineintragen von Eitelkeit und Gewinnsucht schließlich zu entarteten Bethätigungen des Luxus führen kann. Dagegen wurde der Jagdsport von mancher ehemaligen Verirrung geläutert, wenn auch nicht durch innerliche Hebung, sondern durch den äußern Umschwung der Verhältnisse. Das zerstampfte Gärtchen des jammernden leibeigenen Bauers und der Peitschenhieb, der ihm über den gebückten Rücken sauste, sind Gottseidank nur mehr historische Erinnerung; und die Jagd ist zur harmlosen Liebhaberei geworden, welche die Kinder der Civilisation wieder in die einsame Natur führt, sie lehrt, die Zeichen der Natur mit Geduld zu beobachten und selbst die Unbilden der Natur mit Ausdauer zu ertragen. Ebenso der Fischereisport.

Jeder neuen Erfindung im Gebiete des Sport klebt ein Stück Luxus an; aber auch bei jeder ist weit überwiegend der vortheilhafte Einfluß, den die Beschäftigung mit der Natur oder mit der Gefahr oder mit beiden zugleich, den die Uebung körperlicher Kraft und Gewandtheit gewinnt. Um so mehr Rechtfertigung findet jeder Sport, je mehr er auf der Natur, auf den Bedürfnissen und der Sitte seiner Heimat großwächst. Wird er anderwärts importirt, wo ihm die natürlichen Bedingungen seiner Entwickelung fehlen, so kömmt er leicht zu Ab-

surditäten. Manche körperliche Übungen, die auch als Sport bezeichnet werden, dürfen ihrer Wohlfeilheit und ihrer sanitätlichen Wirkungen wegen nicht mehr Luxus genannt werden. wie z. B. der Eissport. Rein thierische Funktionen sind kein edler Sport mehr; sie zeugen von einer gewissen Verrohung. So das in England und Amerika so beliebt gewordene Wettlaufen von Menschen. Der in neuerer Zeit auch auf dem Kontinent rasch an Verbreitung gewinnende Rudersport erinnert vielleicht zu sehr an knechtische Thätigkeit; auch ist bei seinen lärmenden Schlußeffekten, den Wettfahrten, der Spielraum der Gefahr, der ja einen Hauptreiz bilden sollte, völlig verschwunden und an seine Stelle eine starke Beimischung von Eitelkeit getreten. Weit höher steht der Segelsport, der eine unbändige und gefährliche Naturkraft in den Dienst menschlicher Geschicklichkeit und Kühnheit zwingt. Der Alpensport läßt eine erfreuliche Mischung von Naturgenuß, Körperübung und Freude am Wagniß erblicken. Er führt uns zu einem weiteren, wichtigen und wirkungsvollen Zweige des heutigen Weltluxus: dem Reisen. Dieser Luxus ist insofern sehr wohlthätig, als dabei von Verirrungen kaum die Rede sein kann. Das Reisen entnervt nicht und enthält keinen schädlichen Sinnenkitzel; es zwingt weder zur Verschwendung, noch zu einer den Frieden der Gesellschaft störenden Prunksucht. Es ist ein Luxus, welcher Erfahrungen sammelt, Bequemlichkeit verachten lehrt, Standesunterschiede verschwinden läßt, weltbürgerliche Gesinnung weckt, kleinstädtische Befangenheit beseitigt und selbst den rohen Erwerbsmenschen in Berührung mit Kunst, Geschichte und Naturschönheit bringt.

Große öffentliche Feste sind von jeher eine Art des Luxus gewesen, die einen besonders tiefen Blick in die Völkerpsychologie gestatten. Unsere deutschen Schützen-, Turner- und Sängerfeste haben — was man auch sonst darüber sagen mag — neben ihrer nationalen Bedeutung noch den Vorzug, keinerlei Klassenunterschiede in gehässiger Weise erscheinen zu lassen. Es gibt wohl keine Gelegenheit, welche die Unterschiede des Ranges und des Einkommens so sehr verwischt, als solche öffentliche Feste. Wenn auch überflüssig viel Bier dabei konsumirt und Arbeitszeit versäumt wird: jene ausgleichende Thätigkeit dieser Feste ist gar nicht hoch genug anzuschlagen. Sie und die eigentlichen Volksfeste im engeren Sinne des Worts bringen es auch dem, der in ganz bescheidenen Verhältnissen lebt, von Zeit zu Zeit zum Bewusstsein, daß an der Freude des Lebens Jeder seinen Antheil habe. Und wenn — wie dies bei den großen öffentlichen Festen jetzt allenthalben geschieht — die Künste dabei ihre veredelnde Mitwirkung bereitwilligst gewähren; wenn Malerei, Skulptur und Architektur an der Veranstaltung der Festzüge, an der Ausschmückung der Festplätze arbeiten, wenn Musik, Poesie und dramatische Kunst auch das Ihrige dazu thun: dann können solche Feste zu epochemachenden Ereignissen in der Geschichte des Luxus werden.

Ueberblicken wir aber das Gesammtgebiet des heutigen Luxus, so können wir demselben nur ein günstiges Zeugniß ausstellen. Seine gröbsten Verirrungen sind nicht neu, sondern älter als die Civilisation. Diejenigen seiner Freuden, welche am überwältigendsten auf die menschlichen Sinne wirken, sind dem Armen wie dem Reichen gemeinsam; denn der Millionär, der sich etwas schwankend vom

Festdiner erhebt, kann in keiner seligeren Stimmung sein als der Tagelöhner, der am Sonntagabend ein Glas über den Durst getrunken hat; und die Reichsgräfin kann beim Hofballe nicht vergnügter sein, als die kleine Nähterin beim Klange Strauß'scher Walzer. Und diejenigen Luxusgenüsse, welche den Menschen am höchsten erheben, die Genüsse der Kunst, sind auch dem nicht unzugänglich, der in den bescheidensten Verhältnissen lebt. Nur jene Luxusgenüsse, welche mit der Bequemlichkeit des Daseins und mit der Eitelkeit im Zusammenhange sind, blieben eine Domäne der Wohlhabenheit. Aber selbst sie nur theilweise. Dabei sehen wir grobe Geschmackswidrigkeiten durch künstlerische und kunstgewerbliche Leistungen verdrängt; barocke Unbequemlichkeit und belastenden Prunk durch gediegene Einfachheit ersetzt; plumpe Rohheit des Genusses durch verfeinernde Einflüsse zurückgedrängt. Wenn es in unserer modernen Volkswirthschaft ein erfreuliches Gebiet gibt, so ist es die Entwicklung des heutigen Luxus; und man thut gut, sich von Zeit zu Zeit auf diesem Gebiete umzusehen, um einerseits die Thätigkeit unseres riesigen Produktionsmechanismus, andrerseits die Klagen über Verarmung und Vermögensungleichheit, das Drängen nach sozialen Reformen zu würdigen.

Berichte aus allen Wissenschaften.

Theologie.

Die Katakomben und ihre Literatur.

In diesen Tagen wird einem römischen Edelmanne von 60 Jahren eine zu seinen Ehren geschlagene goldene Münze überreicht, welcher noch ein Album von Verehrern folgen wird, das schon jetzt mehr als 1500 Namen aus allen Ländern Europas, ja auch aus Amerika und Afrika aufweist. Es ist dies Giovan Battista de Rossi, der Meister der Katakombenforschung der Gegenwart. Bündig und treffend beschreibt die gleich zu nennende protestantische Monographie über den Gegenstand, welche die nächste Veranlassung zu gegenwärtigen Mittheilungen bot, seine Verdienste: „Er hat die Disciplin nicht nur nach allen Seiten hin ausgebaut, darin sämmtliche Vorgänger überholend, sondern zugleich in der Behandlung derselben die wissenschaftliche Methode mustergültig aufgezeigt und eine Summe wichtiger, grundlegender Fragen definitiv gelöst." Zusammenfassungen seiner, in dem großen Werke La Roma sotterranea (bis jetzt 3 Bände 1864--77) und in dem Bullettino di Archeologia cristiana (seit 1863) niedergelegten Resultate haben für das englische Publikum Northcote und Brownlow (1878, 2. Aufl. 1879), für das französische Allard (1871, 2. Aufl. 1874), für das deutsche F. X. Kraus (1873, 2. Aufl. 1879), für das italienische Armellini (1880) ins Werk gesetzt. Auch eine große Anzahl von kleineren und populären Bearbeitungen des Stoffes ruht wesentlich auf Rossi's Grundlagen.

Selbständigere Leistungen galten längere Zeit über nur dem Detail, insonderheit aber auch den außerrömischen unterirdischen Grabstätten der alten Kirche. Neben den Katakomben zu Alexandria, Syrakus, Chiusi sind vor Allem die Kömeterien von Neapel Gegenstand archäologischer Untersuchung geworden. Ihnen galt auch (1877) die erste Arbeit des Leipziger Theologen, welcher uns soeben mit einem zusammenfassenden Werke über die Katakomben beschenkt hat*), ihm ist eine ebenfalls auf Selbständigkeit Anspruch erhebende, aber nur die römischen Kömeterien berücksichtigende, französische Arbeit in zwei Bänden unmittelbar vorangegangen**).

Versteht es sich auch von selbst, daß Roller wie Schultze zumeist mit Rossi'schem Materiale arbeiten, so macht sich doch in beiden Werken nicht blos das Sehen mit eigenen Augen geltend, welches die Verfasser der Nöthigung ein bloßes Referat über Arbeiten römischer Archäologen zu geben enthebt, sondern es tritt auch dem von katholischen Voraussetzungen unbewusst geleiteten Urtheile der letzteren das protestantische Bewusstsein in bemerkenswerther Weise gegenüber. Sie sehen die Dinge nicht blos mit anderen Augen an, sondern machen sich auch andere Gedanken darüber. Ganz besonders gilt dies von dem deutschen Theologen, welcher in durchgängigem Gegensatze zu der in Rossi's Schule im Schwang gehenden Beziehung der kömeterialen Denkmäler auf die kirchliche Dogmatik und Ethik darin vielmehr Zeugnisse des volksthümlichen Lebens und Bewusstseins und der kulturgeschichtlichen Zustände ihrer Zeit findet. „Die altchristliche kömeteriale Kunst ist, soweit sie nicht antike Ueberlieferung, eine Schöpfung des volksthümlichen christlichen Geistes, weder herangezogen noch in ihrer Einzelentwickelung regulirt durch die kirchliche Behörde, sondern aus der Gemeinde herausgewachsen. Die Theologie hat nicht den geringsten Einfluß auf die damalige Kunst geübt, und gerade dieser Umstand erhöht den Werth dieser letzteren insofern, als sie sonach als ein unmittelbares und ungetrübtes Zeugniß des volksthümlichen christlichen Glaubens, der durchaus nicht immer mit der zeitgenössischen Theologie sich deckt, zu betrachten ist". Das Recht einer derartigen Beurtheilung wird nachgewiesen an dem Vorhandensein zahlreicher heidnischer Stücke, an dem andauernden Schwanken einzelner Typen, an den vielfachen Widersprüchen zwischen den Bildwerken und den biblischen Erzählungen, welchen sie gelten. Beiläufig möchten auch wir fragen, welche Vorstellung man sich von einer altkirchlichen Behörde macht, unter deren Aufsicht, wie man nach der traditionellen Anschauung zu denken hätte, Inschriften gefertigt werden könnten, wie der an der Porta Flaminia neulich entdeckte Nachruf: „Meine Tochter war unter Christen Christin, unter Heiden Heidin" (filia mea inter fideles fidelis, inter alienos pagana fuit).

Hier nur noch ein Wort in Bezug auf Kunstgeschichte! Während in der Schule Rossi's, ja in der ganzen römisch-katholischen Archäologie seit 1632, da zuerst Bosio's Werk über die Katakomben erschien, die theologische Literatur der alten

*) Die Katakomben. Die altchristlichen Grabstätten. Ihre Geschichte und ihre Monumente, dargestellt von Victor Schultze. Leipzig, Veit, 1882.

**) Les catacombes de Rome, histoire de l'art et des croyances religieuses pendant les premiers siècles du christianisme, par Théophile Roller. Paris, Morel, 1879—81.

Kirche als Kommentar zu den unterirdischen Kunstschätzen herangezogen wurde, geht die deutsche Beurtheilung, indem sie als Kommentar vielmehr das antike Sepulkralwesen überhaupt gebraucht, von der Thatsache aus, daß die altchristliche Kunst überall ersichtlich auf heidnischem Boden erwachsen ist. „Wie in griechisch-römischen Gräbern und auf deren Monumenten der bildnerische Schmuck dazu diente, Vorstellungen vom Tode und vom Jenseits auszudrücken, so haben in demselben Sinne die christlichen Gemeinden ihre Kömeterien mit Darstellungen versehen, welche ihnen die aus dem Tode errettende Macht Gottes und seines Christus tröstend vor Augen stellte." „Dieser parallele Gang heidnischer und christlicher Sitte ist nicht zufällig: er beruht auf einer gleichen Richtung religiösen Strebens und religiöser Anschauung, die nur in der Form, nicht in ihrer Grundlage auseinandergehen" — ein Gedanke, für dessen thatsächliche Richtigkeit und überraschende Tragweite die vorliegende Gesammtdarstellung der altchristlichen Grabstätten in allen ihren Theilen eintritt.

Straßburg. Prof. Dr. Holtzmann.

Philosophie.

Das Gedächtniß und der Materialismus, von Jürgen Bona Meyer.

Von allen seelischen Prozessen ist von jeher das Gedächtniß am häufigsten den Versuchen einer materialistischen Erklärung ausgesetzt gewesen und doch ist gerade das Nachdenken über das Wesen des Gedächtnisses besonders geeignet, um von der Unvergleichbarkeit physischer und psychischer Zustände zu überzeugen. Die thatsächliche Unachtsamkeit, um nicht zu sagen Gedankenlosigkeit, die den materialistischen Erklärungsversuchen zu Grunde liegt, muß daher gerade hier besonders klar darzulegen sein. An einem neuerdings wieder beliebten Versuche soll dies im Nachstehenden kurz und bündig geschehen.

Der Materialismus war naturgemäß stets bemüht, das seelische Verbleiben der Vorstellungen im Gedächtniß durch ein materielles Bleiben von Eindrücken in dem betreffenden Körpertheil, in welchem der Sitz der Seele gesucht ward, zu erklären, also seit einigen Jahrhunderten im Gehirn und seinen Nervenfasern und Nervenzellen. Sofort drängte sich damit auch die Frage auf, ob denn auch für die vielen Vorstellungen, welche unsere Seele im Leben aufnehmen kann, Platz genug im Gehirn sei, kurz die Frage nach einer etwa vorhandenen Wohnungsnoth der Vorstellungen in der Seele. Schon im vorigen Jahrhundert haben Hook, Chladen und Andere dem entsprechende Berechnungen angestellt, um besagten Gemüthern die nöthige Beruhigung zu bringen, durch den vermeintlichen Nachweis, daß wirklich für das Gedächtniß Raum genug vorhanden ist im Gehirn.

Neuerdings hat nun wieder Alexander Bain sehr eingehend in seinem Buche „Geist und Körper, die Theorien über ihre geistigen Beziehungen" (deutsch erschienen 1874 in d. Internat. wissensch. Biblioth. Bd. 3) eine derartige Berechnung angestellt durch eine Schätzung der vorhandenen Nervenzellen und Nerven-

fasern im Verhältniß zu der anzunehmenden Vorstellungssumme eines seelenkräftigen Gedächtnisses. Seine Betrachtung darüber ist im Wesentlichen folgende.

Zunächst die Schätzung der für die Aufnahme der Vorstellungen vorhandenen Nervenelemente, der Fasern und Zellen des Gehirns.

„Die dünne Schicht von grauer Substanz, — bemerkt Bain — welche die Hemisphäre des Gehirns umgibt und sich in vielen Duplicaturen durch den gefurchten und gewundenen Bau ausbreitet, ist etwas schwierig zu berechnen. Man hat ihre Masse auf über 300 Quadratzoll oder auf nahezu gleich einer quadratischen Fläche von 18 Zoll Seitenlänge geschätzt. Ihre Dicke schwankt, lässt sich jedoch im Durchschnitt auf einen Zehntelzoll angeben. Es ist die größte Anhäufung von grauer Substanz im Körper und besteht aus mehreren Lagern grauer Substanz, die durch weiße von einander getrennt sind. Die graue Substanz ist eine fast compacte Masse von Zellen verschiedener Größe. Große geschwänzte Nervenzellen sind untermischt mit sehr kleinen Körperchen von weniger als einem Tausendstelzoll im Durchmesser. Abgesehen von Zwischenräumen, können wir annehmen, daß etwa 500 Zellen in einer Linie neben einander einen Zoll einnehmen; das gäbe eine Viertelmillion auf den Quadratzoll, für 300 Zoll. Wenn die Hälfte der Dicke der Schicht aus Fasern bestände, so würden die Zellen für sich allein eine Masse von einem Zwanzigstelzoll Dicke herstellen, sagen wir, etwa 16 Zellen in der Tiefe. Multipliciren wir diese Zahlen mit einander, so erhalten wir eine Totalsumme von 1200 Millionen Zellen in der die Hemisphäre bedeckenden grauen Substanz. Da jede Zelle nun mit mindestens zwei Fasern in Zusammenhang steht, oft aber noch mit viel mehreren, so können wir diese Zahl mit vier multipliciren, um die Zahl der mit der Masse verbundenen Fasern zu finden, das gibt 4800 Millionen Fasern. Nehmen wir nun an, die Zahlen seien 1000 (Zellen) respektive 5000 (Fasern) Millionen."

Das wäre also die eine Seite, die Platzfrage im Gehirn; nun die andere Seite, die Schätzung der etwa vorhandenen Vorstellungsmasse, — darüber stellt Bain etwa folgende Betrachtungen an, um zu einer muthmaßlich entsprechenden Schätzung zu gelangen.

Nehmen wir einmal zur Veranschaulichung des Umfangs des Wort- oder Namengedächtnisses die chinesische Sprache mit ihren vierzigtausend Schriftzeichen. „Das stärkste Gedächtniß ist nicht im Stande dieselben zu behalten; ja es gehört schon eine sehr ungewöhnliche Anstrengung des Gedächtnisses dazu, um sich nur die zehntausend für die gewöhnliche Literatur erforderlichen einzuprägen. Versetzen wir uns ferner in die Lage eines Philologen, der sechs civilisirte Sprachen und zehn uncivilisirte Vokabularien (von je einigen hundert Vokabeln) kennt. Eine solche Summe von Kenntnissen dürfte kaum weniger als die Hälfte der Aufmerksamkeit und Plastizität eines Menschenlebens in Anspruch nehmen. Wenn nun diese Bildung durch fünfzigtausend Verbindungen im Gehirn von verschiedener Complizirtheit, viele davon aber sehr einfach, wie Wort mit Wort, repräsentirt würde, so könnten wir dennoch eine ungefähre Schätzung der Größe der uns möglichen Aneignung von Vorstellungen anstellen.

Das, was Mannichfaltigkeit und Umfang betrifft, der Sprache am nächsten stehende Gebiet ist das der Gesichtserinnerungen oder malerischen Gruppen und Scenen. Auch hier erreichen wir eine Grenze. Ein Anhalt für die Berechnung könnte sein, wie viel Gesichter wir im Gedächtniß behalten und Namen und andere begleitende Umstände associiren können. Gewiß nicht mehr als zwei bis dreitausend. Ebenso ist es mit der Erinnerung von Oertlichkeiten, z. B. von Straßen der Städte. Ein Menschenleben würde nicht hinreichen, um die Straßen von London im Gedächtniß aufzuspeichern.

Ein Naturforscher kann mit allen Hülfsmitteln der Klassifikation nicht mehr als höchstens vielleicht 2—3000 Arten im Gedächtniß behalten; für die übrigen muß er auf seine Bücher zurückgehen. Und dabei muß er schon die größere Hälfte der plastischen Energie seines Gehirns auf seine Specialstudien verwandt haben."

Nach derartiger Berechnung der Grenzen möglicher Vorstellungsmaßen muß man nun allerdings nach Bains Schätzung die nöthigen Gehirneinrichtungen doch immer nach hunderttausenden zählen. Aber das scheint nach der zuvor angestellten Berechnung der Zellen und Fasern durchaus zuläßig zu sein. Nach dem von Bain angestellten Vergleich ergibt sich schließlich:

„Bei einer Gesammtmenge von 50,000 erworbenen Vorstellungen, die gleichmäßig über die ganzen Hemisphären verbreitet sind, kommen auf jede Nervengruppirung an 20,000 Zellen und 100,000 Fasern.

Bei einer Gesammtmenge von 200,000 Vorstellungen von dem angenommenen Typus, und das würde gewiß das stärkste Gedächtniß und die reichste Begabung umfassen, kommen auf jede Nervengruppirung 5000 Zellen und 25,000 Fasern.

Dabei haben wir eine sehr beträchtliche Masse Nervensubstanz im Rückenmark, im verlängerten Mark, im Kleinhirn und in den kleinen grauen Centren des Gehirns, in denen große Mengen grauer Substanz vorhanden sind, noch gar nicht in Rechnung gezogen.

Eine solche auf die Hemisphären des Gehirns beschränkte Schätzuug reicht für ihren Zweck vollkommen hin, nämlich zu zeigen, daß, wenn die zu verkörpernden Vorstellungen, für die zu sorgen ist, zahlreich sind, die Nervenelemente es nicht minder sind, und daß es nicht unwahrscheinlich ist, wenn man für jede besondere Vorstellung eine selbstständige Nervenleitung annimmt."

Soweit die Berechnung Bain's.

Die Berechnung der Nervenzellen und Nervenfibern nennt Bain selbst eine rohe Schätzung. Das Recht dieser Bezeichnung mag hier ebenso unbestritten bleiben, wie die Schätzung selbst. Letztere sei vielmehr einmal als muthmaßlich annähernd richtig angenommen.

Völlig unzulänglich aber muß von vornherein die Schätzung der Vorstellungsmaßen erscheinen. Angenommen ein Menschenkopf könnte nicht mehr als 2—3000 Menschengesichter und zugehörige Namen im Gedächtniß behalten, so würden doch Gesichts- und Namens-Vorstellungen zusammen schon 4—6000 ausmachen. Wäre nun dieser Kopf der Kopf eines Naturforschers, der noch 2—3000

Artbilder und Artnamen von Pflanzen dazu im Kopfe hätte, so gäbe das noch ein Plus von 4—6000 Vorstellungen. Zusammen erhielten wir also schon die Summe von 8—12,000 zu verkörpernden Vorstellungen. Nun aber würde der Betreffende doch nicht blos die Gesichter und Personennamen im Gedächtniß haben, sondern auch noch gar Manches, was sich mit diesen Menschen zugetragen hätte, wo er sie kennen lernte, wo er sie wieder sah, was er mit ihnen sprach oder sonst erlebte. Desgleichen würde es ihm gehen mit den Einzelheiten z. B. den Stand- und Fundorten der Pflanzen. Im Durchschnitt auf jedes Gesicht und jede Pflanzenart etwa 50, also zusammen 100 besondere Vorstellungen zu rechnen, wäre gewiß nicht zu viel. Das gäbe für die 8—12,000 Gesichts-, Pflanzen- und dazu gehörige Namensvorstellungen schon 800,000 bis 1,200,000 Vorstellungen.

So wären wir also schon weit über die 200,000 Vorstellungen des angenommenen stärksten Gedächtnisses hinaus. Und nun wäre doch auch noch möglich, der angenommene Botaniker wäre zugleich auch ein ebenso guter Zoologe und kennte als solcher auch noch 2—3000 Thierarten mit Namen. Auch wäre anzunehmen, daß er als Pflanzen- und Thierphysiologe noch manche anatomische und physiologische Einzelheiten in seinem Gedächtniß aufbewahrt hätte. Als gut gebildeter Naturforscher müßte er auch einige chemische und physikalische Vorstellungen im Gedächtniß aufbewahrt haben. Und als Mensch würde er wohl auch noch Manches erlebt haben, was sein Gedächtniß aufbewahren möchte. Es schwindelt uns in Gedanken an die ungeheuren Summen von Vorstellungen, die dieser Seele einen solchen Eindruck hinterlassen haben müßten, daß sie gelegentlich dieselben als dagewesene Eindrücke sich erinnern könnte. Wie weit zurück bleiben da die 200,000 Vorstellungen des angenommenen stärksten Gedächtnisses! Der gegebene Platznachweis im Gehirn ist solchen ungeheuren Summen gegenüber gewiß völlig unzulänglich.

Aber selbst wenn sich auch der erforderliche Platznachweis geben ließe, müßte die ganze Theorie an anderen Schwierigkeiten Schiffbruch leiden.

Wenn die Aufbewahrung der Vorstellungen derart stattfände, daß jede einzelne Vorstellung in einer besonderen Nervenzelle oder auf einer besonderen Nervenfaser aufbewahrt bliebe, so würden doch natürlich allmälig im Gehirn immer mehr Plätze besetzt sein. Die neu ankommenden Vorstellungen würden dann so zu sagen, bevor sie zur Ruhe kämen, an vielen Zellen oder Fasern vorüberlaufen müssen, auf denen „besetzt" stände. Immer findiger müßten die Vorstellungen werden, die noch unbesetzten Zellen und Fasern im Gehirn auszuspüren.

Nun aber behält der Mensch doch nicht blos die gehabten Eindrücke und ruft sie einfach wieder hervor aus seinem Gedächtniß, sondern er bildet aus den aufbewahrten Gedächtnißbildern durch Zusammensetzung aus Einzelheiten der einzelnen Vorstellungen neue Bilder, neue Vorstellungen. Wie fangen es denn nun die in Zellen und auf Fasern gesondert aufbewahrten Vorstellungen an, einander Einzelnes von sich mitzutheilen und welche Zellen tragen denn nun diese neuen Bilder oder Vorstellungen unserer schöpferischen Einbildungskraft?

Und wenn nun einmal in einem Fieber Nervenmasse aufgezehrt wird und

dadurch, wie die Materialisten annehmen, Gedächtnißvorstellungen weggeschwemmt werden, wie erklärt sich dann, daß mit der Genesung diese Vorstellungen sich wieder einfinden? Der neue Nervenstoff kann doch nicht der Träger der mit dem alten Nervenstoff verloren gegangenen Vorstellungen sein.

Kurz — die materialistische Erklärung führt auf Schritt und Tritt zu offenbarstem Unsinn und wird jedem besonnen Nachdenkenden zeigen, wie unmöglich es ist, Seelisches aus Körperlichem zu erklären. Die Materialisten suchen eine Erklärung darin, daß sie an die Stelle seelischen Bleibens das Körperliche setzen, als ob das Bleiben beim Gedächtniß die Hauptsache ist und nicht vielmehr das Wissen um das Bleiben.

Geographie.

Deutsche Colonien in der Asiatischen Türkei.

Der Deutsche Handelsverein in Berlin, der kürzlich durch Herrn H. Löhnis ins Leben gerufen worden ist, hat sich bekanntlich zur Aufgabe gesetzt, Deutsche Capitalien und Deutsche Ingenieure, Baumeister, Aerzte, bessere Handwerker u. s. w., kurz einen Theil unserer in der Heimat beschäftigungslosen Intelligenzen in für Deutschland wie für jene Länder fruchtbringender Weise im Orient unterzubringen. Der Berichterstatter, mit Land und Leuten aus eigener Anschauung wohl vertraut, kann diesem Unternehmen, das durchaus nicht vom Standpunkt einer finanziellen oder Handelsspekulation beurtheilt werden darf, namentlich unter jetzigen politischen Verhältnissen schöne Erfolge voraussagen. Lenkung der Deutschen Auswanderung in diese Gebiete und Gründung Deutscher Kolonien in Klein-Asien u. s. w., hat der Handelsverein (vorläufig, wie wir annehmen wollen), noch nicht auf sein Programm gesetzt, aber wenn sich seine Thätigkeit entwickelt, so wird sich ganz von selbst dieses Ziel aufdrängen, und schon jetzt hat ein Ausschuß von Fachmännern, der im vergangenen Spätherbst zur vorläufigen Orientirung jene Gegenden bereist hat, auch für diese Frage werthvolles Material gesammelt.

Daß sich Deutschen Kolonien in Klein-Asien (ganz gewiß aber nicht auf der Hellenisch-Slavischen Halbinsel) eine glänzende Zukunft voraussagen läßt, darüber kann kein Zweifel aufkommen, die einzige Schwierigkeit liegt darin, das Mißtrauen der Türkischen Regierung gegen fremde Kolonisten zu beseitigen, dieselbe davon zu überzeugen, daß nur durch solche eine Regeneration des Landes und Erschließung der reichen Hilfsquellen desselben möglich ist und sie demnach zu bestimmen, den Kolonisten diejenige Stellung zu gewähren, die zu ihrem Emporkommen nöthig ist. Daß die Asiatische Türkei allenthalben außerordentlich dünn bevölkert ist, ist bekannt, ebenso berichten alle Reisenden, die wo immer in den letzten Jahrzehnten Klein-Asien durchzogen haben, von dem erschreckenden Hinschwinden des Türkischen Stammes, der dort den Hauptstock der Bevölkerung bildet. Zahllose Dörfer sind verschwunden und ihre Stätte nur mehr an dem

ausgedehnten Friedhofe erkennbar, in den Städten steht die Hälfte der Häuser ohne Bewohner und fällt in Ruinen, von Neubauten ist nirgends eine Spur zu sehen u. dergl. Nur die Griechische Bevölkerung des vorderen Klein-Asien vermehrt sich und gelangt immer mehr durch Thätigkeit und Schlauheit wieder in den Besitz der Güter, welche die Türkischen Eroberer einst ihren Vorfahren mit Gewalt entrissen hatten. In Klein-Asien ist Raum für Millionen, das fruchtbarste seit Jahrhunderten brach liegende Land harrt nur der Bebauer. Es würde allerdings bei der Anlage der Kolonien mit großer Umsicht vorgegangen werden müssen, die Fehler, welche die Franzosen in dem in Bezug auf Klima und Boden allerdings ungünstigern Algerien immer und immer wieder gemacht haben, müssen vermieden werden. Es müssen vor allen Dingen geschlossene, sich dann von innen heraus erweiternde Kolonien in völlig gesunden, bereits mit Verkehrswegen versehenen Strichen gegründet werden. Und gerade an solchen Landstrichen ist durchaus kein Mangel, man ist durchaus nicht auf die versumpften und daher fieberhaften Niederungen angewiesen. Daß sich in Klein-Asien für Deutsche Auswanderung, dem Vaterlande näher und ohne Gefahr der raschesten Aufsaugung durch fremdes Volksthum — eine Gefahr, die unseren Volksgenossen mehr droht als andern Nationen, da der großen Masse derselben anscheinend für alle Zeiten das Nationalbewusstsein verloren gegangen ist — die besten Aussichten eröffnen, ist durchaus keine neue Idee, schon in den vierziger Jahren und dann wieder 1850, als unsere Auswanderung so große Ausdehnung erlangte, ist der berühmte Archäologe Ludwig Roß eifrig für dieselbe eingetreten und zwei gleich ihm gründliche Kenner Klein-Asiens, Moritz Wagner und Heinrich Barth, wirkten in gleichem Sinne, freilich damals ohne jeden Erfolg. Neuerdings ist denn auch ein noch gründlicherer Kenner Klein-Asiens, Wilhelm Pressel, der Jahre lang als Leiter der Studien für Eisenbahnanlagen das Land durchwandert hat, mit einem sorgsam ausgearbeiteten Kolonisationsplane hervorgetreten, der jetzt die Grundlage aller diesbezüglichen Bestrebungen wird bilden müssen. Jetzt haben sich denn auch die Verhältnisse in jeder Hinsicht gewaltig geändert: der Menschenmangel und das Bedürfniß, die vorhandenen Hilfsquellen um jeden Preis zu erschließen, ist in der Türkei außerordentlich gestiegen, unsere Verbindung mit dem Orient ist sehr vervollkommnet worden und wird es noch mehr durch die direkten Eisenbahnanschlüsse, das deutsche Reich ist erstanden und wird mit seinem überall, aber ganz besonders in der Türkei einflußreichen Schutze hinter Deutschen Kolonisten stehen. Noch gewichtiger aber ist, daß die Frage der praktischen Durchführbarkeit Deutscher Kolonisation in diesem Gebiet, und zwar in den am wenigsten günstigen Theilen und mit geringen Mitteln bereits gelöst ist. In Palästina, das man Deutschen zu allerletzt zur Ansiedelung empfehlen dürfte, bestehen bereits Deutsche Kolonien und sind im Emporblühen begriffen, trotzdem sie anfangs außerordentlich unter der Malaria der in dieser Hinsicht zum Theil schlecht gewählten Ansiedelungsplätze gelitten haben. Es sind dies die Kolonien der Religions-Gesellschaft des Tempels in Haifa, Jaffa, Sarona und Jerusalem, die im Jahre 1868 gegründet, zuerst unter den zahlreichen von Angehörigen verschiedener Nationen

in Palästina gemachten Ansiedelungsversuchen festen Bestand erlangt und sich zu entwickeln begonnen haben. Sie zählen im Ganzen etwa 1200 Köpfe und beschäftigen sich vorzugsweise mit Ackerbau, namentlich aber Apfelsinen- (in Sarona und Jaffa) und Weinbau (in Haifa). Viele von ihnen finden aber auch als Handwerker ein gutes Auskommen, wie ja auch in Konstantinopel zahlreiche Deutsche Handwerker gut vorwärts kommen. Unter besserer Leitung, reicher mit Mitteln ausgestattet, in in Bezug auf Boden und Klima besser ausgestatteten Gegenden, würden diese Ansiedelungen ganz andere Erfolge gehabt haben, soviel erkennt man schon jetzt. Wie reichen Ertrag Deutsche Ackerbauer in Klein-Asien von ihrer Arbeit zu erzielen vermögen, das zeigen die ersten auf jetzt mehr als 10jähriger Erfahrung beruhenden Weinbauversuche im äußersten Nordwesten dieses Landes, die zwei unserer Landsleute, Herr C. Eckerlin aus Baden, früher großherrlicher Garteninspektor, und Herr C. Herter im alten Bithynien, an der Eisenbahnlinie Skutari-Ismid angestellt haben. Boden und Klima eignen sich dort vorzüglich für die Kultur bestimmter Europäischer Rebsorten, das Klima setzt den Winzer keiner Mißernte aus, wie sie bei uns so häufig sind, Arbeitslöhne und Steuern sind gering, vortreffliches Land mit guten Verkehrswegen in Fülle und billig zu haben. Herr E. hat bereits im 5. Jahre 23 hl auf den ha und 200 fr für das hl erzielt. Im 8. Jahre kann auf einen Ertrag von nahezu 70 hl auf den ha gerechnet werden. Es sind Weine, die den Burgundern sehr nahe stehen und bei dem Rückgange des Weinbaues in Frankreich eine große Zukunft haben. Bereits begnügen sich die Franzosen, deren Umsicht und Thatkraft zur Nacheiferung anspornen sollte, nicht mehr mit der Einfuhr Spanischer und Italienischer Weine, um sie uns dann in Bordeaux verwandelt mit großem Gewinn weiter zu verkaufen, sie haben ihre Aufmerksamkeit auch schon dem Orient zugewendet. Die Preise der Griechischen Korinthen, die in Folge zu rasch gewachsener Produktion sehr zurückgegangen waren, sind in den letzten Jahren bedeutend gestiegen und damit auch die Korinthenkultur, seit die Franzosen erkannt haben, welchen Werth die Korinthen für ihre Weinfabrikation haben und einen großen Theil der Ernte, mit welcher allein Griechenland seinen Bedarf an Europäischen Erzeugnissen deckt, aufkaufen. Aber noch mehr, selbst im Maritzagebiet kaufen sie schon alle Weine auf und eine französische Gesellschaft hat eben einen großen Landstrich an der Europäischen Küste des Marmarameeres gekauft, um ihn in einen Weinberg zu verwandeln. Jedenfalls können diese Bestrebungen die Bodenkultur in der Türkei nur heben. Daß aber für Deutsche Weinbauer dort ein reich lohnendes Arbeitsfeld liegt, dafür ist schon jetzt der Beweis erbracht, es ist zu hoffen, daß das Beispiel der genannten Landsleute von unternehmenden mit etwas Kapital ausgestatteten Männern zahlreich nachgeahmt werden wird.

Kiel. Theobald Fischer.

Medicin.

Über rationelle Lichtdiät von Dr. Hugo Magnus.

Die Frage, welche Lichtsorte resp. welche Beleuchtungsart dem Auge den meisten Schutz gewähre gegen allzu starke Lichtreize hat schon zu wiederholten

Malen die ärztliche Welt eingehends beschäftigt, doch ist eigentlich erst in den letzten Decennien diese Frage in das Stadium einer exakten wissenschaftlichen Untersuchung getreten. Früher begnügte man sich meist mit ganz allgemein gehaltenen Vorstellungen, und verfuhr in der Verordnung der Lichtdiät in der allerwillkürlichsten Weise. Man griff beliebig diese oder jene Lichtsorte, der man eine ganz besonders heilende und schützende Kraft vindicirte, heraus und machte nun von derselben in ausgedehntester Weise Gebrauch. So galt im Alterthum und selbst bis in die neueste Zeit hinein das grüne Licht für ein den Augen besonders wohlthätiges und jedes angegriffene oder kranke Auge wurde unerbittlich mit einer grünen Brille bewaffnet. Noch heutzutage hat sich in den Laienkreisen dieser Glaube an die heilende und kräftigende Wirkung des Grün erhalten, und die grüne Farbe der meisten Lichtschirme, der Lampenglocken u. s. w. beweist, daß man auch heute noch dem Auge eine besondere Wohlthat zu erweisen vermeint, wenn man es unter grüne Beleuchtung versetzt. Und doch dürfte nach den neueren Forschungen grade Grün diejenige Farbe sein, welche das Auge am meisten reizt und erregt. So fand z. B. Prof. Kühne in Heidelberg, daß der Sehpurpur, eine für den Sehakt unter allen Umständen bedeutungsvolle Substanz, gerade durch Grüngelb am stärksten gebleicht werde, und Dr. Heymann hat den Nachweis zu führen gesucht: daß diejenigen Flammen am meisten blenden, welche den stärksten Gehalt an Grün besitzen. Und auch noch andere Autoren haben sich dieser Ansicht angeschlossen, nach welcher gerade der Grüngehalt es ist, der die künstliche Beleuchtung grell und blendend macht. Fragen wir nun, wie es wohl geschehen konnte, daß eine Lichtsorte, die wie das grüne Licht notorisch reizend auf das Sehorgan wirkt, dennoch als ganz besonders heilsam angesprochen und Jahrhunderte lang als Heilmittel für kranke Augen in Anwendung kommen konnte, so glauben wir die Ursache hierfür einfach darin zu finden, daß man eben die Wirkungsart des Grün wissenschaftlich nicht genügend analysirte und sich mit ganz oberflächlichen und noch dazu willkürlichen Annahmen begnügte. Das Wohlthuende, welches unser Auge beim Blick in eine freie, weite Landschaft empfindet, wurde eben einfach als eine Folge des in einer Landschaft besonders reich vertretenen Grün angesehen und so kam die grüne Farbe ganz wider ihr Verdienst in den Ruf einer das Auge stärkenden und kräftigenden. Denn jenes wohlthuende Gefühl, welches wir beim Anblik in die Weite ganz gewiß verspüren, beruht keineswegs auf dem landschaftlichen Grün, sondern es ist lediglich nur die Folge der Accommodationsentspannung, welche unser Sehorgan beim Sehen in die Ferne erfährt. Die wohlthätige Wirkung des Grün ist für die moderne Wissenschaft eben eine Fabel und ähnlich dürfte es sich wohl auch mit der heilkräftigen und schützenden Eigenschaft des Blau verhalten. Auch diese Farbe scheint nach den neuesten Untersuchungen lange nicht die ausgedehnte therapeutische Anwendung zu verdienen, die sie bisher erfahren hat und wohl auch noch erfährt. Die Legende von der heilkräftigen Wirkungsweise des blauen Lichtes ist eine verhältnißmäßig noch junge und wurde erst in dem fünften Decennium unseres Jahrhunderts durch Böhm in Schwung gesetzt. Sehen wir aber das umfangreiche Werk, welches Böhm ganz gewiß in

der allerbesten Absicht über die wohlthätigen Eigenschaften des blauen Lichtes veröffentlicht hat, einmal genauer an, so werden wir in demselben nirgends einer wirklichen exakten wissenschaftlichen Analyse der Wirkungsweise des farbigen Lichtes im Allgemeinen und des Blau im Besonderen, sondern lediglich nur allgemein gehaltenen und noch dazu ganz willkürlichen Behauptungen begegnen. Das einzig Thatsächliche an der von Böhm behaupteten Wirkungsweise des blauen Lichtes ist die Abblendung der rothen und gelben Strahlen durch blaue Gläser. Allerdings sind nun Roth und Gelb diejenigen Lichtarten, welche den Eindruck der grössten Helligkeit machen, doch beruht der Reiz, welchen eine jede farbige Lichtsorte auf unser Sehorgan ausübt, durchaus nicht allein in der dieser Lichtart eigenthümlichen Helligkeit, sondern es sind noch andere Faktoren vorhanden, welche bei dem Urtheil über die Reizstärke eines monochromatischen Lichtes mit in Rechnung gestellt werden müssen. Darin, daß Böhm diesen Umstand außer Acht ließ und lediglich nach dem Helligkeitseindruck die Reizstärke des farbigen Lichtes bemessen wollte, liegt eben der Cardinalfehler, welcher der Lehre von der unbedingten Heilkraft des blauen Lichtes zu Grunde liegt und dieselbe wissenschaftlich zu einer Irrlehre stempelt. Wollen wir die Reizstärke eines farbigen Lichtes wissenschaftlich analysiren, so müssen wir unbedingt zwei in jeder Lichtsorte enthaltene Faktoren genau auf ihre Erregungsfähigkeit prüfen, nämlich die Quantität und die Qualität des Lichtes. Nur, wenn wir dies thun, vermögen wir uns wirksam gegen Irrthümer zu schützen. Dies ist denn auch in der neuesten Zeit von einzelnen Autoren anerkannt worden, und grade erst in diesem Jahre ist eine Arbeit von Dr. Schürmann über Hygiene der Augen erschienen, welche den genannten Standpunkt einnimmt und im Wesentlichen die Ansichten reproducirt, welche vor einigen Jahren Dr. Magnus in einem Schriftchen: „Die Bedeutung des farbigen Lichtes für das gesunde und kranke Auge“ aufgestellt hat.

Es dürfte sich nunmehr empfehlen, auf diese Ansichten, wenn auch nur in aller Kürze, einzugehen. Das Licht besteht bekanntlich aus gewissen wellenförmigen Schwingungen des Aethers und wird der Helligkeitseindruck durch die Größe der einzelnen Wellen oder, wissenschaftlich gesprochen, durch ihre Schwingungsamplitüde bedingt, während die Farbe des Lichtes durch die in einer Sekunde erfolgte Anzahl von Schwingungen erzeugt wird. Der erstere Faktor, also die Größe der Amplitüde, bedingt die Quantität des Lichtes, während der zweite dessen Qualität beeinflußt. Wollen wir nun feststellen, welche Reizmomente in jedem monochromatischen Licht liegen, so müssen wir unbedingt diese beiden Faktoren der Quantität und Qualität in gleicher Weise berücksichtigen. Führen wir nun diese Untersuchung für die einzelnen Lichtsorten durch, so ergibt sich im allgemeinen Folgendes: Das rothe und gelbe Licht besitzen unbedingt eine sehr bedeutende Quantität, d. h. eine große Schwingungsamplitüde, während die Lichtquantität im Blau um Vieles geringer ist. Dagegen ist die Qualität des rothen und gelben Lichtes eine viel weniger reizende als die des blauen Lichtes, ein Umstand, der experimentell durch Dobrowolsky nachgewiesen worden ist. Dieser Forscher machte das Roth und Blau im Sonnenspectrum mittels Brennlinsen gleich hell und konnte alsdann konstatiren,

daß das Blau um ein ganz Bedeutendes die Netzhaut stärker reizte, als Gelb und Roth. Physiologisch ist diese Erscheinung auch leicht verständlich; die zahlreichen Schwingungen, welche der Aether im blauen Licht während einer Sekunde ausführt, sind für die nervösen Elemente der Netzhaut ein viel stärkerer Reizfaktor, als die um vieles trägeren und langsameren Schwingungen des rothen Lichtes. Denn im blauen Licht werden die nervösen Netzhauttheile in einer Sekunde viel öfter von Aetherwellen getroffen, als im rothen Licht, und da jede Aetherwelle immer eine Erregung der Netzhaut erzielt, so werden die häufig sich wiederholenden Wellen des Blau auch eine Häufung der Reize bedingen müssen, welche die Anzahl der einzelnen Reize, die die Netzhaut im rothen Licht während einer Sekunde erfährt, bedeutend übertreffen muß.

Wir sehen also, daß in jedem monochromatischen Licht Reizfaktoren enthalten sein müssen. Während im Roth und Gelb die Lichtquantität sehr stark vertreten ist und deshalb ein sehr wirksames Reizmoment repräsentirt, ist im Blau die Lichtqualität der sehr stark reizende Faktor. Und dieser Umstand macht eben jedes monochromatische Licht für therapeutische Zwecke wenig brauchbar. Denn grade für die erfolgreiche Behandlung kranker oder schwacher Augen brauchen wir doch eine Lichtsorte, welche so wenig wie möglich reizt, in der keiner der beiden Reizfaktoren, weder die Lichtquantität noch die Lichtqualität, zu stark entwickelt sind. Benützen wir aber blaues Licht in therapeutischer Absicht, so lassen wir allerdings eine Lichtsorte auf das Auge einwirken, welche eine äußerst geringe Lichtquantität besitzt, dafür aber eine um so stärker reizende Lichtqualität hat und durch diese das Auge in etwa zehnmal höherem Grade erregt, als es das rothe und gelbe Licht thut. Wir können bei einem solchen Stand der Dinge aber füglich doch nicht mehr behaupten, daß ein Auge ein reizloses Licht erhalte, wenn man es mit einer blauen Brille bewaffnet. Mag die blaue Brille auch immerhin das rothe und gelbe Licht mit seiner stark erregenden Lichtquantität abhalten, so bringt es dafür einen anderen Reizfaktor, nämlich den der Qualität zur Geltung, einen Faktor, der mindestens ebenso schädlich wirkt und ebenso sorgsam vermieden werden muß, wie der der Lichtquantität. Darum halten gegenwärtig eine große Anzahl von Augenärzten auch die blaue Brille für eine für therapeutische Zwecke nur wenig geeignete und bedienen sich statt ihrer eines grauen Glases.

Aber außer den obengenannten, den therapeutischen Gebrauch der blauen Brille diskretirenden Momenten gibt es noch einen anderen Umstand, welcher gegen die heilkräftige Wirkungsweise des blauen Lichtes spricht. Bekanntlich ist die Fähigkeit scharf zu sehen nur auf eine kleine Stelle der Netzhaut, die sogenannten Macula lutea, beschränkt; und grade diese scharfsehende Stelle ist stark gelb gefärbt. Fällt nun blaues Licht in das Auge, so wird durch das gelbe Pigment der Macula lutea ein Theil dieser blauen Lichtstrahlen absorbirt und kommt also bei dem Sehakt nicht zur Geltung. Diese Absorption kann unter Umständen so bedeutend werden, daß sie die Fähigkeit Blau zu erkennen mehr oder weniger erheblich schwächt. Es scheint eine derartige Absorption bei einer großen Reihe von Personen in so hohem Grade zu erfolgen, daß dieselben Blau

von Grün nicht immer deutlich unterscheiden können, also für das blaue Licht eine gewisse Unempfindlichkeit besitzen. Es wird also durch blaues Licht die Thätigkeit der Macula lutea herabgestimmt, wie dies auch Dr. Schürmann jüngst wieder ganz richtig hervorgehoben hat. Daß aber eine derartige Funktionsschwächung grade des sehkräftigsten Theiles des Auges dem Sehvermögen selbst keineswegs zum Vortheil gereichen kann, braucht wohl nicht erst besonders hervorgehoben zu werden. Bewaffnen wir also ein geschwächtes Auge mit einem blauen Glas, so schützen wir dasselbe durchaus nicht gegen allzu grelles Licht in wirksamer Weise, sondern wir setzen sein ohnehin schon herabgestimmtes Sehvermögen durch das blaue Licht noch mehr herab; wir schaden also schließlich mehr als wir nützen.

Alle diese Momente lassen also das blaue Glas als für therapeutische Zwecke ungeeignet erscheinen und wir halten deshalb den Wunsch für durchaus berechtigt, daß die blaue Brille ebenso aus dem Arzneischatz der Augenheilkunde verschwinden möge, wie dies mit der grünen Brille der Fall gewesen ist.

Nachdem wir uns also überzeugt haben, daß vom wissenschaftlichen Standpunkt aus kein monochromatisches Licht geeignet sein könne, einem kranken oder geschwächten Auge wirksamen Schutz gegen grelle Effekte der Beleuchtung zu gewähren, erübrigt noch die Frage, welche Lichtsorte denn nun im Stande sei, den für schwache resp. kranke Augen nun einmal doch erforderlichen Schutz zu leisten. Nach den neuesten Erfahrungen dürfte das graue oder sogenannte Rauchglas für derartige Zwecke ganz beso.:ders empfehlenswerth sein. Derartiges Glas erzeugt eine Beleuchtung, welche beide im Licht liegenden Reizfaktoren, sowohl die Lichtquantität wie die Lichtqualität, in gleicher Weise herabzustimmen scheint. Ein solches in seiner gesammten Reizstärke geschwächtes Licht muß natürlich ein viel milderes und reizloseres sein, als wie eine Lichtsorte, die wie jedes monochromatische Licht, nur eine einseitige Abschwächung eines einzelnen Reizmomentes bedingt. Darum empfehlen in der neusten Zeit mit Recht eine große Menge von Augenärzten anstatt der blauen, die graue Brille.

Naturwissenschaft.

Die physiologische Bedeutung der Ruheperioden im Pflanzenleben.

Vor einigen Tagen wurde die erste Hälfte der „Vorlesungen über Pflanzenphysiologie" von J. Sachs ausgegeben. Schon seines Autors halber erscheint dieses ziemlich voluminöse Buch von großer Bedeutung. Alle Vorzüge der Sachs'schen Bücher prägen sich auch in dieser seiner neuesten Veröffentlichung aus: Klarheit und lebhaft anregende — oft geradezu packende — Darstellung, Originalität der Auffassung. Aber auch die Schattenseiten Sachs'scher Eigenart machen sich darin bemerkbar; vielleicht noch mehr als in seinen früheren Schriften; vornehmlich eine starke Subjektivität, die so weit geht, nur das von zeitgemäßer Leistung gelten zu lassen, was er selbst, seine Freunde und Schüler geschaffen. Nicht um diese Kehrseite seiner Schöpfungen sichtbar zu machen schreibe ich diese Zeilen.

Im Gegentheile. Ich will eine der hervorleuchtendsten Stellen des Buches hier kurz reproduziren, um zu zeigen, welche neue Anregungen dieses Werk bietet und zu bieten verspricht.

Sachs tritt in der einundzwanzigsten Vorlesung, nach Besprechung der Fermentwirkungen, an eine Frage heran, an welche man sich bis jetzt nicht heranwagte. Wie sind die im Leben der Pflanze so häufigen Ruheperioden zu erklären? Die Kartoffel reift. Man erntet sie. Säet man sie sofort aus, so treibt sie nicht. Auch im Winter nicht, selbst, wenn man künstlich alle Keimungsbedingungen herstellte. Die Küchenzwiebel ist im Herbst und Winter nicht zum Treiben zu bringen. Von vielen Sporen und selbst manchen Samen phanerogamer Pflanzen ist bekannt, daß sie kurz nach der Reife noch nicht keimfähig sind. In diesen und zahlreichen andern Fällen müssen die betreffenden Pflanzentheile eine gewisse Ruheperiode durchmachen, um die Fähigkeit zur Weiterentwicklung zu erlangen. So sagt Sachs und mit Recht; denn all' die früher gegebenen Erklärungen dieser Phänomen erweisen sich nicht als stichhaltig; sie zerfielen vor der Kritik und den Beobachtungen des genannten Forschers. Man glaubte nämlich früher, daß die Unterbrechung der Entwicklung von Knollen, Zwiebeln, Sporen und Samen nach erlangter Reife einfach durch den Mangel an den nöthigen äußern Vegetationsbedingungen zu erklären sei. Niedere Temperatur, verringerte Lichtdauer und verminderte Lichtintesität wurden in erster Linie für den Nichteintritt der Keimung der genannten Organe verantwortlich gemacht. Sachs zeigt aber, daß der Hauptgrund dieses merkwürdigen, scheinbar abweichenden Verhaltens in den betreffenden Organen selbst zu suchen sei, in dem dieselben, wie ich mich ausdrücken möchte, im Zustande der Reife noch nicht den der Keimfähigkeit erlangt haben.

Sehr anschaulich schildert dies Sachs bezüglich der Zwiebel- und Knollengewächse. Die betreffende Stelle sei hier mitgetheilt: „Der in der Zwiebel der Kaiserkrone enthaltene Laubsproß sammt den Blüthen beginnt im zeitigen Frühjahr, bei uns schon Anfangs oder Mitte März, lebhaft zu wachsen, zu einer Zeit, wo die Erde, in welcher die Zwiebel überwintert hat, 6—10° C warm ist; die Laubsprosse kommen mit Gewalt aus der kalten Erde hervor, um in der nur wenig wärmeren Luft kräftig zu wachsen. Das hätte nun wenig Auffallendes, wenn wir nicht zugleich beachteten, daß in der unterirdischen Zwiebel schon im April und Mai ein neuer Laubsproß angelegt wird, der nun aber keineswegs in dem warmen Boden während des Sommers und Herbstes zu lebhaftem Wachsthum gelangt; vielmehr geht diese günstige Vegetationszeit vorüber, bis am Ende des Winters eine unbeträchtliche Erwärmung über den Eispunkt genügt, um ein lebhaftes Wachsthum hervorzurufen und ähnlich ist es ja bekanntlich mit den meisten Zwiebel- und Knollenpflanzen, von denen manche, wie unsere Herbstzeitlose, zwei active Perioden haben, in der sich die Blüthen im Spätherbst, die zugehörigen Laubblätter erst im nächsten Frühling entwickeln. Die bekanntesten Beispiele sind aber unsere gemeine Kartoffel und Küchenzwiebel; ich habe es vielfältig versucht, die im Herbste geernteten Knollen und Zwiebeln während des Novembers, Dezembers und Januars dadurch zum

Austreiben ihrer Keimknospen zu veranlassen, daß ich sie in feuchte, warme, lockere Erde legte; allein bei den Kartoffeln ebenso wie bei unserer Küchenzwiebel blieb jede Spur von Keimung aus; wiederholt man dagegen den Versuch im Februar oder noch besser im März, so beginnen die Keimknospen schon in wenigen Tagen kräftig zu wachsen; ja es bedarf um diese Jahreszeit nicht einmal einer günstigen höheren Temperatur und genügenden Wasserzufuhr; selbst bei viel tieferer Temperatur beginnen die Keimtriebe sich zu entwickeln, auch dann, wenn die Kartoffeln und Zwiebeln nicht einmal Wasserzufuhr erhalten; selbst in trockener Luft hängend und durch Wasserverlust geschrumpft, lassen sie ihre Keimtriebe auswachsen. . . . . ."

Es werden nun mehrere andere Beispiele angeführt, welche lehren, daß auch die Samen und Sporen mancher Pflanzen ein gleiches Verhalten, wie die Kartoffelknolle oder die Küchenzwiebel darbieten.

Höchst interessant ist die weitere auf Beobachtung gestützte Mittheilung über die Ruheperiode der Zweigknospen vieler Laub- und Nadelbäume, so der Obstbäume, der Roßkastanie, der Föhre, Fichte und Tanne. Im Herbste oder im Beginn des Winters wäre es ein vergebliches Bemühen, aus im Zimmer in Wasser gestellten Zweigen Laub- oder Blüthensprosse ziehen zu wollen. Wohl aber gelingt dies vom Januar ab.

Es kann nach diesen Erfahrungen keinem Zweifel unterliegen, daß während der Ruheperiode in den genannten Samen, Sporen oder Knospen gewisse, direkt wohl unmerkliche, aber aus ihren Folgen erkennbare Veränderungen vor sich gegangen sind. Diese Veränderungen scheinen mehrfacher Art zu sein. So zunächst ein gewisser Verlust an Wasser. Es wurde vielfach folgende Beobachtung gemacht. Läßt man Zwiebeln oder Sprosse von Pflanzen mit ausgesprochener Ruheperiode in einem trockenen Raume liegen, so daß sie einen Theil ihres Wassers verlieren, so treiben sie früher, als völlig intakt gebliebene, aber nicht sofort, zum Beweise, daß durch den Wasserverlust die Ruheperiode abgekürzt werden kann. Doch ist eine Stillstandsdauer auch bei diesen Versuchsobjekten nothwendig. Es müssen mithin in den ruhenden Samen u. s. w. noch andere und für die Keimung oder Weiter-Entwicklung viel maßgebendere Veränderungen vor sich gehen. Da nun bei der Keimung der Samen und dem Treiben der Knospen die aufgestapelten Reservestoffe, gewöhnlich Stärke oder Fett, aufgelöst werden, um das Material zum Aufbaue der neuen Organe zu geben, die Löslichmachung der Reservestoffe aber durch Fermente erfolgt, so ist es im höchsten Grade wahrscheinlich, daß in der Ruheperiode ganz allmälig diese direkt so schwer löslichen und in chemischer Beziehung noch so ungenau gekannten Körper entstehen. Bisher ist der Nachweis des Auftretens der Fermente während der Ruheperiode noch nicht gelungen.

Da es viele Samen, Sporen und Knollen gibt, welche sofort nach erfolgter Reife die Fähigkeit zur weiteren Entwicklung erlangen, so ist unter der Voraussetzung, daß die genannten Ruheperioden zur Bildung von Fermenten nothwendig sind, für diejenigen Gewächse, bei welchen Reife und Keimfähigkeit zu-

sammenfallen, anzunehmen, daß hier die Ferment-Bildung schon während der morphologischen Ausbildung der betreffenden Organe vor sich geht.

Ich möchte bei dieser Gelegenheit auf eine schon lange bekannte Erfahrung hinweisen. Bei den Samen sehr vieler Gewächse tritt die Keimfähigkeit ein, lange bevor sich die Reife eingestellt hat. So bei den Getreidefrüchten, den Samen von Eschen, Sophoren, Köhlreiterien etc. Ja bei manchen Pflanzen wachsen die jungen Pflänzchen an der Mutterpflanze aus der Fruchtanlage hervor. Am bekanntesten ist in dieser Beziehung eine sehr gemeine, europäische Grasart, die Poa bulbosa var. vivipara, bei welcher aus den zu Rispen vereinigten Fruchtähren die Keimpflänzchen hervorbrechen, zu einer Zeit, in welcher der ganze Fruchtstand eher noch als saftig wie als trocken zu bezeichnen ist. In diesen zuletzt genannten Fällen müßten die zur Auflösung der Reservesubstanzen erforderlichen Fermente lange vor Eintritt der Samenreife entstehen. J. Wiesner.

Technik.

Zur elektrischen Beleuchtung.

Es ist in diesen Blättern in dem Aufsatze: „Die Elektrizität im Dienste des Lebens" September 1881, erwähnt worden, daß in London ein vergleichendes Experiment in größerem Maßstabe zur Ausführung kommen sollte, um ein Urtheil über den Werth verschiedener Methoden der elektrischen Beleuchtung zu gewinnen. Nach einer Mittheilung der in London erscheinenden Electrical Review liegt jetzt ein vorläufiger Bericht des Ingenieurs Mr. William Haywood an die Straßen-Kommission vor, welcher sich ausschließlich mit den in Rede stehenden Versuchen beschäftigt und einige interessante Details enthält. Die Versuche umfaßten die Zeit vom 1. April 1881 bis 31. März 1882; der Bericht bezieht sich aber nur auf die Versuche mit dem Brush'schen und Siemens'schen Beleuchtungssystem, weil die dritte konkurrirende Gesellschaft, die Electric Light and Power Generator Company (Maxim-Weston) den kontraktlichen Termin nicht innezuhalten vermochte und mit der Beleuchtung des ihr zugewiesenen Bezirks erst am 27. April beginnen konnte. — Die Brush-Kompagnie hatte 33 Lampen eingerichtet, für deren jede während der zwölf Versuchsmonate eine Brennzeit von 4300 Stunden, im Ganzen also 141 900 Brennstunden in Aussicht genommen waren; auf das System Siemens entfielen 34 Lampen mit 146 200 Brennstunden. In dem Bezirk Brush kamen im Ganzen 660 Unterbrechungen mit zusammen 3142 Fehlstunden oder 2,21 Prozent Ausfall vor, die sich zurückführen lassen auf Ursachen verschiedenster Art, als Bruch von Treibriemen, böswillige Ausschaltung, nothwendigen Wechsel der Motoren, Fehler in den Kohlen, Hemmung des Kohlenstiftes, Herabfallen der Scheitelkohle aus der Befestigungshülse, mangelhafte Reinigung, schlechte Isolation in den Zuleitungsdrähten, persönliche Vernachlässigungen, Störungen in dem Lampenmechanismus u. s. w. Bei weiterer Ausbildung wird sich zweifellos künftig die Wiederholung vieler der erwähnten

Störungsursachen vermeiden und damit die Anzahl der Fehlprozente vermindern lassen. In dem mit Siemens'schen Lampen erleuchteten Bezirk entstanden zumeist aus ähnlichen Ursachen 320 Unterbrechungen mit einer Gesammtdauer von von 832 Stunden. Die Zahl der Unterbrechungen beträgt sonach hier weniger, als die Hälfte, die Zahl der Fehlstunden aber wenig mehr als ein Viertel derjenigen im andern Bezirk und nur 0,57 Prozent der veranschlagten Brennzeit. Die elektrischen Lampen waren wegen starken Nebels auch bei Tage einmal im Dezember 1881, dreimal im Januar und viermal im Februar 1882 in Thätigkeit. Im Ganzen hat sich die elektrische Beleuchtung gut und selbst über die Erwartung der Betheiligten bewährt; namentlich soll sich auch der Ausfall günstiger gestaltet haben, als bei der Gasbeleuchtung, wo 1881 unter 3225 Gaslaternen nicht weniger als 2509 mangelhafte Flammen zu registriren waren. Die mitgetheilten Zahlen geben indessen keinen genügenden Anhalt zu einem endgültigen Vergleich, weil für das Gas weder die Summe der Brennstunden überhaupt, noch auch die Anzahl der Fehlstunden angegeben wird. Uebrigens sollen auch die Mängel der Gasbeleuchtung in der Beobachtungsperiode in Folge des anhaltenden, strengen Frostes den mittleren Durchschnitt wesentlich überschritten haben. Auf Grund der gemachten Erfahrungen hat die betr. Kommission mit der Brush-Kompagnie ein neues Abkommen für die Dauer von zwölf Monaten getroffen und für die elektrische Beleuchtung in dem betreffenden Bezirk während dieser Zeit 800 Pfund, d. h. 140 Pfund mehr bewilligt, als in dem ersten Jahre bezahlt worden sind: das weitere Angebot der Aktiengesellschaft Siemens Brothers, welche 1330 Pfund mehr, als früher verlangte, wurde abgelehnt, und man kehrt in diesem Straßenbezirk zur Gasbeleuchtung zurück.

J. Ludewig.

Literarisches.

Neue Philosophische Schriften.

Bisher wandelten Philosophie und Physik ihre gesonderten Wege; die Philosophie kümmerte sich wenig um die Physik, wenn sie auch gelegentlich einmal einen Satz der Physik benutzte, und die Physik glaubte, gestützt auf mathematische Rechnung, der Philosophie entbehren zu können. Allein beide Wissenschaften haben unter dieser Trennung gelitten und sind manchem Aberglauben und subjektiven Phantasiespiele zum Schaden der Wissenschaft verfallen; jedenfalls konnten sie in ihrer Isolirtheit die Probleme über die Wesenheit der Dinge und ihre letzten Theile nicht lösen.

Eine kürzlich erschienene Schrift von R. Graßmann: **Das Weltleben oder die Metaphysik.** (Stettin 1881), hat es unternommen, die beiden Wissenschaften zu verbinden und dadurch die großen Probleme zu lösen.

Der Verfasser beginnt mit der philosophischen Unterscheidung des Wesens und des Nichts. Wesen, wirkliches Wesen nennt er das, was Wirkungen auf Anderes ausübt und Wirkungen von Anderem empfängt. Nichts aber, auf den Raum bezogen, leeren Raum nennt er das, was keine Wirkungen auf Anderes ausübt und keine Wirkungen von Anderem empfangen kann.

Diese philosophische Erklärung wendet er nun auf die Physik und namentlich auf die Newtonschen Gesetze an. Das Newtonsche Gesetz: „Jedes Wesen beharrt in der Bewegung in welcher es ist. Ist es in Ruhe, so bleibt es in Ruhe; ist es in Bewegung, so bleibt es in Bewegung und zwar in gerader und gleich schneller Bewegung, bis die Einwirkung eines anderen Wesens diese Bewegung ändert" sagt nicht anderes aus, als daß der Raum an

hinzugefügt hat. Es ist ihm als Pflicht (?) bezeichnet worden und er möchte (?) sie erfüllen. — Er möchte wohl, aber er hat sie leider nicht ganz erfüllt; die Bescheidenheit, welche ihn 9 Jahre lang im Dunkel der Anonymität verborgen hielt, hat ihn auch jetzt dazu genöthigt dem „Professor" das ihm vorzusetzende epitheton ornans: „außerordentlicher" vorzuenthalten. Mit Unrecht! — Denn in der That außerordentlich für einen ordentlichen Professor der Philosphischen Fakultät der Berliner Universität wären Form wie Inhalt dieser angeblich gehaltenen Rede. Zunächst die Vorrede. Sachliche Gründe haben den Autor, seiner Angabe nach, 1872 zur Anonymität genöthigt und heute lüftet er sein Visir, weil man es ihm als eine Pflicht bezeichnet hat.

Den Knäuel von logischen Inkonsequenzen, der in diesem einen Satze ineinandergewirrt ist, auseinander zu wickeln, würde vergebne Liebesmüh' sein. Sachliche Gründe, die 1872 bestanden und 1882 in Nichts zerfallen sind, müssen sehr zerbrechlicher und vergänglicher Natur sein. Derartige den Zeitumständen unterworfene Rücksichten pflegt man sonst Opportunitätsgründe d. h. persönliche zu nennen. Doch weiter; in welchem Verhältniß stehen diese sogenannten „sachlichen Gründe" zu dem anonymen „Man", welcher jetzt dem Autor die Nomination als Pflicht bezeichnet hat? Welcher Art ist diese Pflicht? und gegen wen? Wer ist dieser Pflicht gegenüber der Berechtigte? auf Grund welchen Rechts? — Mag denn der berühmte Graf Oerindur diese Räthsel der Vorrede ebenso lösen wie die nicht minder dunkeln der Rede selbst.

„Der Verfasser hat darin (auch die Form wird es verrathen) aus der tiefsten Erregung heraus dem was ihn von frühen Jahren bis zum hohen Alter als das Drängendste in dem gemeinsamen Geistesleben erfüllte, einen Ausdruck zu geben versucht." Diese tiefste Erregung hat dann den Redner verleitet eine, in den Schwulst oratorischer Phraseologie gehüllte Philippika gegen die christliche Religion gedruckt von sich zu geben und zwar ohne den Muth, seinen Feind mit Namen zu bezeichnen. An das Carthaginem esse delendam schließt sich als Schlußresultat der religiösen Ueberzeugung, die Bildung kleiner Gesellschaften von Freidenkern an.

Da dem Herrn Professor am Ende seiner vieljährigen akademischen Vorlesungen die Realisation dieses Projektes nicht gelungen ist, so wird voraussichtlich auch diese ungehaltene Rede die gewünschte Propaganda nur bei den schon Ueberzeugten herbeiführen. Im Gegensatz zu dem antichristlichen Berliner Professor steht der katholische Dr. Ernst Melzer in Neisse, ein Nachfolger und Fortsetzer des böhmischen Weltpriesters Günther, (1783—1862), dessen philosophischen Schriften die Curie die Ehre des „Index" erwies. Seinem Meister entsprechend, vertritt Melzer den theistischen, dem Christenthum befreundeten Standpunkt. Er erachtet es als eine der wichtigsten Aufgaben der Gegenwart, die großen Ideen des Christenthums in ihrer Reinheit und Integrität denjenigen gegenüber zu vertreten, deren Systeme auf Abwege führen.

Die Beachtung, welche die 1879 erschienene Kritik, die „Autonomie der Vernunft" in den Fachkreisen bei Freund und Feind gefunden, kommentirt die Thatsache, daß bereits nach zwei Jahren die Herausgabe der vorliegenden zweiten Auflage nöthig geworden ist.

Da die Aufgabe dieser Zeitschrift, wie sie in dem Feburarheft 1882 formulirt worden, der philosophischen Bewegung gegenüber wesentlich in einer übersichtlichen Charakteristik der verschiedenen Denkrichtungen der Gegenwart besteht, so wollen wir hiermit auf den neuentstandenen schlesischen Philosophen hinweisen. In welcher Weise derselbe die Zeichen der Zeit hinsichtlich der Fortentwicklung der Philosophie deutet, ergibt sich aus dem folgenden, der Schlußbetrachtung der erwähnten Schrift entnommenen Resume:

„Zwei Grundansichten sind es, die sich seit alten Zeiten auf dem Gebiete der Philosophie bekämpfen, Grundansichten, die sich gegenseitig ausschließen und deren eine darum zum Untergang prädestinirt ist: der Theismus und der Pantheismus. Mir als Theisten wird man es nicht verübeln, wenn ich auf den schließlichen Sieg des Theismus hoffe. Der Hauptgrund, auf den sich diese meine Hoffnung stützt, beruht darin, daß die im letzten Säculum von Geistern ersten Ranges aufgestellten pantheistischen Systeme von Fichte bis E. v. Hartmann immer nur auf kurze Zeit eine gewisse Herrschaft behauptet haben; das rasche Verdrängen eines Systems durch das andere hat übrigens der Reputation der Philosophie überhaupt geschadet. Selbst Philosophen, die auf pantheistischem Standpunkt stehen, haben die großen Mängel Fichtes und seiner Nachfolger anerkannt.

Nachdem nunmehr von den rasch aufeinanderfolgenden Systemen eins das andere umgestoßen, ist eine gewisse Ernüchterung eingetreten; man hat sich wieder auf den Boden der Thatsachen gestellt und sucht von empirischen Daten ausgehend, die Räthsel des Daseins zu lösen. — —

Hegel stellte das Wissen, Schopenhauer den Willen, Neuere stellen die Empfindung oder Phantasie als Urgrund der Welt hin und nachdem man erkannt hat, daß diese drei in ihrer Isolirung ungenügend sind, wird man wohl wieder zu ihrer dreieinigen Verbindung zurückkehren, die freilich nur in persönlicher Weise, wenn auch nicht nothwendig in Augustinischer Fassung gedacht werden kann.

Der pantheistischen Gottesidee gegenüber steht die theistisch christliche. Die Lebenskraft des Christenthums, welche den Stürmen von nunmehr nahezu zwei Jahrtausenden getrotzt hat, sie wird, so hoffen wir, ihren vielen Siegen den über den Pantheismus hinzufügen. Daß aber in dem wissenschaftlichen Prinzipienkampfe

entgegengesetzter Weltanschauungen das deutsche Volk an erster Stelle zu hervorragender Denkarbeit berufen ist, dürfte jedem klar sein, der einen tieferen Blick in die Entwickelung der Philosophie seit Kant gethan."

Philosophie der Naturwissenschaft. Eine philosophische Einleitung in das Studium der Natur und ihrer Wissenschaften von Dr. Fritz Schulze, Prof. d. Phil. a. d. technischen Hochschule zu Dresden, 2. Theil. Leipzig, F. Günther, 1882.

Seiner amtlichen Stellung entsprechend hat der Autor in dem vorliegenden Werk sich die Aufgabe gestellt, die außerhalb des Kreises der Fachphilosophen stehenden Schüler der Dresdner technischen Hochschule in das philosophische Studium der Naturwissenschaften einzuführen. Zu diesem Behuf hält er es für angemessen, das Material, für ein selbstständiges Durchdenken der naturwissenschaftlichen und religiösen Probleme vorzulegen.

Der erste in dem Juniheft dieser Zeitschrift besprochene Band legt das Verhältniß dar, in welchem die verschiedenen philosophischen Systeme von den griechischen an zu den Methoden und Ergebnissen der Erfahrungswissenschaften stehen, der vorliegende zweite Band enthält die sich daran schließenden Ergebnisse dieser geschichtlichen Entwicklung.

Der Autor hat bereits im Jahre 1875 eine vergleichende Untersuchung über „Kontra Darwin" und im Jahre 1881 eine „Kritik der Grundgedanken des Materialismus" publicirt. In dem 5. Kapitel betrachtet er denselben im Licht des kritischen Empirismus. In dem Kant'schen Prinzip des subjektiven Idealismus bereichert durch die Darwin'sche Entwicklungstheorie (S. 343) und angewandt auf die religiösen Vorstellungen, gipfeln dann auch die Schulze'schen Ergebnisse der erkenntnißtheoretischen Entwicklung.

„Das Reich der Erscheinungswelt in Zeit, Raum, Kausalität und Empfindung ist nach S. 384 unserer erfahrungsmäßigen und menschlich relativen Erkenntniß zugänglich; das Reich der Dinge an sich ist uns als geistige Idee und Ideal nothwendig gegeben, doch empirisch seinem Wesen nach völlig unerkannt, weil nicht in Zeit, Raum, Kausalität und Empfindung erkennbar.

So ist das Reich des Wissens und Glaubens nothwendig verbunden und nothwendig getrennt.

Beide bestehen mit gleicher Nothwendigkeit und gleicher Gültigkeit neben einander und verbieten doch jede Vermischung mit und ineinander."

In dem Schlußkapitel werden die Reiche des Wissens und Glaubens oder der Wissenschaft und Religion in ihrem Wesen und gegenseitigen Verhältniß dargestellt.

Das Ding an sich — die Gottheit — hat ihren Grund in der dem menschlichen Geist immanenten Idee der vorstehend erwähnten „apriorischen Kausalität." Diese letztere zwingt uns eine erste Ursache, über alle Erscheinungen hinausliegende Ursache, zu setzen. Das Forschen nach derselben nennt man „Wissenschaft" und das Fragen nach derselben Religion, welche den keiner Wissenschaft erreichbaren Grund hypostasirt.

Geschichte der deutschen Litteratur mit besonderer Rücksicht der neueren und neuesten Zeit, im Umrisse bearbeitet von Dr. G. Menge, Oberlehrer am Gymnasium zu Sangerhausen. Zweite durchweg verbesserte Auflage. Wolfenbüttel, J. Zwißler 1882.

Unter den Handbüchern der deutschen Literaturgeschichte nimmt das vorliegende eine hervorragende Stelle ein. Hervorgegangen aus den Studien, welche der Autor als Lehrer dieses Faches für die Zwecke seines Unterrichts gemacht, stellt es die Entwickelung unserer vaterländischen Literatur in systematischer Weise auf Grund der Quellenwerke mit Verständniß und geschickter Auswahl zusammen. Alle Diejenigen, welche ohne speziell wissenschaftliche Aufgaben zu verfolgen, sich ein übersichtliches Bild unserer Literatur verschaffen wollen, werden die erforderliche Orientirung in demselben hinreichend erhalten.

Um so erfreulicher ist es, daß die allgemeine Theilnahme diesem Handbuch entgegengekommen und schon nach 5 Jahren die vorliegende zweite vermehrte und verbesserte Auflage nöthig gemacht hat. Eine Vergleichung des Inhalts beider Auflagen ergibt, daß die zweite nicht nur an Umfang, sondern auch an Inhalt bedeutend vermehrt und zugleich vertieft ist; wir möchten jedoch dem Verfasser anheimgeben, bei weiteren Auflagen den einmal aufgestellten Rahmen nicht zu vergrößern und durch Hinzufügung spezielleren Stoffes den Charakter eines orientirenden Handbuches zu schädigen. Wenn derselbe — wie wir hoffen — seine literarhistorischen Studien und Publikationen fortsetzt, so würde es gewiß seinem, sowie dem Interesse des betheiligten Publikums am meisten entsprechen, wenn er einzelne Perioden oder Heroen der deutschen Literatur monographisch behandelte und dadurch die Freunde seines Buches näher in die hervorragenden und besonders interessanten Erscheinungen unserer vaterländischen Denker- und Dichterwelt einführte.

Shakespeare in Amerika. Eine literarhistorische Studie von Karl Knortz. Berlin, Th. Hofmann 1882.

Der Essayist, welcher vor Jahren den Unterricht der englischen Literatur an einer Hochschule des Staates Wiskonsin leitete, hat sich die Aufgabe gestellt, die Verdienste Amerikas um die Verbreitung und Erklärung der Werke Shakespeare's nachzuweisen.

Vor hundert Jahren besaß die Bibliothek des Hawvard Kollege nur zwei Ausgaben der Werke Shakespeare's, — heute befinden sich in Boston und Cambridge mehr Shakespeare's als in man-

chen europäischen Ländern zusammen. Diesen Entwickelungsgang der Shakespeare-Verehrung verfolgt der Autor in den öffentlichen und privaten Shakespeare-Bibliotheken, der Stiftung von derartigen Vereinen, dem Shakespeare-Unterricht in den Schulen mit besonderen Schulausgaben, endlich den zahlreichen Shakespeare-Ausgaben, Commentaren, Biographien, an deren Abfassung sich die verschiedenen Elemente der gebildeten Klassen betheiligt haben. Indem wir unserer Shakespeare-Gesellschaft die nähere Würdigung dieser Literatur überlassen, will es uns scheinen, daß nach den Angaben des Autors die Verdienste Amerikas um das historische und poetische Verständniß der Werke Shakespeare's im Großen und Ganzen auf dem Gebiet der Kuriositäten liegen.

Kinsky und Feuquières. Nachtrag zur „Lösung der Wallensteinfrage" von Dr. Fr. Schebeck. Berlin, Th. Hofmann 1882.

In dem Novemberheft des vorigen Jahres haben wir über das Hauptrettungswerk des Prager Wallenstein-Apologeten ein eingehendes Referat gegeben. Einen weiteren Beitrag zu der Reinigung dieses Augiasstalles von politischen Intriguen, Lüge und Betrug bildet diese nachträgliche Untersuchung über die von Wallenstein angeblich durch den Grafen Kinsky mit Frankreich und Schweden geführten geheimen Unterhandlungen. Dieselben betrafen bekanntlich den Uebertritt des Herzogs auf Seiten der beiden Mächte und damit den Verrath der deutschen Interessen an das Ausland. Der Autor glaubt nun quellenmäßig nachweisen zu können, daß der Graf Kinsky eine mystische Person gewesen und daß dieser Verrath des bestverleumdeten Mannes der deutschen Geschichte gar nicht stattgefunden. Wir müssen die weitere Prüfung des Beweismaterials den Spezialforschern überlassen und wollen nur auf den interessanten Nekrolog Wallensteins hinweisen, welcher aus den Memoiren Richelieu's als Anfang der vorliegenden Schrift beigegeben ist. —

Die neapolitanischen Summen. Ein historischer Essay von Klemens Kantecki. Aus dem Polnischen von R. Löwenfeld. Posen, J. Jolowitz 1882.

Vor etwa zwanzig Jahren hat der Leipziger Professor Bülau zwei Bände „geheimer Geschichten und räthselhafter Menschen" herausgegeben, welche als eine piquante und stimulirende Lektüre von den damaligen Leserkreisen mit geheimem Grauen und Wohlgefallen verschlungen wurden. Hätte er diese Erbschaftsgeschichte der Königin Bona, Gemahlin und 38 Jahre Wittwe des Königs Sigismund I. von Polen (1506—46), Tochter Johann Sforza's, Herrschers von Mailand gekannt, so würde er diese Testamentsfälschung mit ihrer fortlaufenden internationalen Verwicklung jedenfalls in seine mystologischen Historien aufgenommen haben. Ein besserer Rekommandationsbrief kann „den neapolitanischen Summen" nicht auf ihrem Lebens- und Leseweg mitgegeben werden.

Deutsche National-Literatur, historisch-kritische Ausgabe, herausgegeben von Joseph Kürschner, Stuttgart, Spemann, Heft I, 1882.

Dieses neue große literarische Unternehmen, welches allgemeine Beachtung verdient, hat den Zweck, die werthvollsten Werke unserer deutschen Literatur in umfassendster Weise Jedem zugänglich zu machen. Ein Kreis bedeutender Literaturhistoriker und Schriftsteller haben dem Kürschner'schen Werk ihre Mitwirkung zugesagt, wir finden unter denselben Bartsch, Behagel, Düntzer, Geiger, Schröer u. A. Das Unternehmen wird nach dem jetzigen Plane die Literaturperioden von ältester Zeit an umfassen und auch als vortreffliches Nachschlagebuch dienen. Als Anhang wird auch ein Grundriß der deutschen Literaturgeschichte mit vergleichenden Tabellen gegeben werden. Das vorliegende Heft enthält außer einer autographirten Handschrift Göthe's auch eine Handzeichnung desselben, welche vortrefflich wiedergegeben ist. Den Inhalt desselben bildet Göthe's Faust mit Commentaren von Düntzer. In der Einleitung beleuchtet dieser u. A. das „Puppenspiel Faust", Göthe's Stellung zu Pfitzer und dem Puppenspiel, die ersten Anfänge des Göthe'schen Faust, die Beschwörungsscene, den Dialog mit Wagner, den Höllenakt, die Gretchen-Tragödie, die Gartenscene, Kerkerscene u. A., so daß der Leser die vollste Klarheit über dieses große Meisterwerk erhält. Der Name des Herausgebers bürgt dafür, daß auch in den nächsten Heften den Literaturwerken vorzügliche Commentare beigegeben werden, so daß dem Publikum durch dieses Unternehmen ein vortrefflicher Hausschatz unserer deutschen National-Literatur geboten wird.

Verlag von **Otto Janke** in Berlin. Druck von C. H. Schulze in Gräfenhainichen.
Verantwortlicher Redacteur: **Dr. O. Janke** in Berlin.

Druck von C. H. Schulze in Gräfenhainichen.

Monatlich 1 Heft. — Preis vierteljährlich 6 Mark.



Deutsche Revue

über das

gesammte nationale Leben der Gegenwart.

Herausgegeben

von

Richard Fleischer.



Siebenter Jahrgang.

Heft 11. November 1882.

Berlin.
Verlag von Otto Janke.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Inhalts-Verzeichniß.

VII. Jahrgang. Heft 11. November 1882.

Deutsche Wohlthätigkeit im Auslande.

Von

A. von Randow.

I.

Nicht mit Unrecht nennt man den Deutschen den Pionier der Kultur. Wo nur irgend ein Boden sich findet, auf welchem menschlicher Fleiß und menschliches Wissen sich fruchtbringend entwickeln können, da finden wir in erster Reihe den Deutschen. Er gründet Stätten bürgerlicher Wohlfahrt in fernen Gegenden der Welt und trägt Kultur, Gesittung, Kenntnisse, Handel, Industrie und fortbildende Bestrebungen mitten in den Schooß fremder, ferner Völkerschaften und Länder. Vielen ist bei diesen Kulturbestrebungen das Glück hold gewesen und heute noch hold, denn Fleiß und Genie finden meist allenthalben unter einigermaßen günstigen Glücksumständen einen goldenen Boden; Manche aber, und deren Zahl ist vielleicht noch größer, fanden nicht, was sie gehofft, sei es, daß ihnen die unerläßlichen Mittel der Forterislenz fehlten, oder daß ihre Wanderungen in fremde Länder in ungünstige Zeiten fielen, oder ein Zusammentreffen unglücklicher Konjunkturen alle Arbeit und alle Anstrengungen des Fleißes und schöpferischer Thätigkeit sich fruchtbringend zu gestalten verhinderte.

Da hat denn deutsche Bruderliebe und das sympathische Gefühl nationaler Angehörigkeit Sorge getragen, daß die Unglücklichen, welche in der Fremde das erhoffte Glück nicht fanden und ohne Hilfe verkommen und elend untergegangen sein würden, vor diesem Schicksal möglichst bewahrt würden, indem die Deutschen im Auslande Vereine gründeten, welche sich eigens dieser edlen Aufgabe der Unterstützung, Hilfe und Rettung bedürftiger Landsleute widmeten. Diese Hilfsthätigkeit ist beinahe so alt, wie die Kulturbestrebungen der Deutschen im Auslande selbst.

Soviel wir wissen, ist dieser Theil deutsch-nationaler Bestrebungen noch von keiner Seite eingehend beleuchtet worden und doch hat das nationale Gefühl alle Ursache, an ihnen sich aufzurichten und auf dieselben stolz zu sein. Denn auch in diesen Bestrebungen sind die Deutschen bahnbrechend aufgetreten und alle ähnlichen Institutionen anderer Völker im Auslande sind nur dürftige und verspätete Nachahmungen dessen, was deutsche Bruderliebe selbstständig für Deutschland geschaffen.

Die Welt ist groß und der deutschen „Hilfs-, Wohlthätigkeits- oder Unterstützungsvereine", hie und da auch bloß „deutsche Gesellschaften" genannt, gibt es sehr viele und es ist keine leichte Aufgabe, deren Entstehen, Schicksale und außerordentliche Leistungen in e i n e m Bilde möglichst vollständig zusammenzufassen. Wenn dem Verfasser dies einigermaßen geglückt sein sollte, so wird es ihm eine Freude sein, ein Scherflein zur Kenntniß nationaler Entwicklung beigetragen zu haben.

Die Gründung der ältesten Hilfsvereine hängt innig mit der Auswanderung nach Amerika zusammen. Deshalb finden sich auch die ältesten derselben in den Vereinigten Staaten von Nordamerika; erst später folgen, neben weiteren Gründungen in den Vereinigten Staaten, auch solche in den Hauptverkehrs-Emporien Europas — in London, St. Petersburg, Konstantinopel, Paris und erst der Folgezeit war die Verbreitung der Hilfsvereine in anderen Ländern des europäischen und überseeischen Auslandes vorbehalten, bis seit dem Jahre 1870, in welchem die deutsche Nation ihrer Kraft sich voll bewusst wurde, in allen Städten des Auslandes, welche von einiger Bedeutung für die deutsche Kolonisation sind, diese Vereine wie Pilze aus dem Boden schießen. Und doch lässt sich, wie wir weiter unten zeigen werden, noch viel, viel mehr in dieser Richtung thun, sowohl, was die Zahl der Vereine, als auch deren Organisation und besonders deren Leitung anlangt.

Die deutsche Auswanderung nach Amerika nahm ihren Anfang im Jahre 1683, fast zwei Jahrhunderte nach der Entdeckung der neuen Welt, noch hundert Jahre vor der völligen Befreiung der Vereinigten Staaten von der englischen Herrschaft, zugleich auch zweihundert Jahre vor der heutigen Zeit. Was vorher seinen Weg in die Kolonien fand, verlief sich sogut, wie unbemerkt unter Holländern, Engländern und Schweden. Es waren eben versprengte Vorläufer, denen sich keine Verstärkungen anschlossen. Die Anregung zu eigentlichen Wanderzügen aus Deutschland gab kein Anderer als William Penn selbst. Er war dreimal in Deutschland und zwar die beiden ersten Male vor der Gründung Pennsylvaniens (1671 und 1677). Wm. Penn traf mit deutschen Pietisten in Lübeck, Emden, den rheinischen Städten und in Frankfurt zusammen und brachte das Projekt einer Pennsylvanischen Ansiedlung ernstlich zur Sprache, nachdem er selbst den Besitz des großen, zu Ehren seines Vaters benannten Landgebietes angetreten. 1681 erschien sein Ansiedlungsmanifest. In Frankfurt bildete sich 1682 eine Auswanderungs-Gesellschaft, die von Penn's Agenten 25,000 Acker Land kaufte. Eine ähnliche Gesellschaft entstand in demselben Jahre in Krefeld. Die Frankfurter Compagnie ersah zu ihrem Bevollmächtigten einen jungen Juristen Franz Daniel Pastorius, der am 20. Aug. 1683 in Philadelphia, wo erst wenige Häuser im Buschwerk sichtbar waren, eintraf. Am 6. Oktober desselben Jahres folgten die ersten Ansiedler, welche $1^1/_2$ deutsche Meilen von Philadelphia die Stadt „Germantown“ gründeten. Ihnen schlossen sich bald neue Auswanderer an und zwar jetzt solche, die nicht bloß aus religiösen, sondern auch aus politischen und sozialen Gründen die deutsche Heimat verließen.

Die Pfalz und andere Theile von Westdeutschland waren Jahrzehnte lang den Raubzügen und Mordbrennereien der Franzosen ausgesetzt. Straßburg fiel ihnen 1681 zur Beute. Mit dem Jahre 1688 aber begann ein System unerhörter Barbarei: Städte und Dörfer, darunter Heidelberg, Speyer, Worms, Kreuznach, Mannheim wurden eingeäschert, andere gebrandschatzt; Jammer und Noth hatten kein Ende; der Bürger, der Landmann fanden beim Vaterlande keinen Schutz, bei den uniformirten Räuberbanden Ludwigs XIV. kein Erbarmen. Dazu

gesellte sich noch, seit der bigotte von den Jesuiten gegängelte Johann Wilhelm die Regierung der Pfalz angetreten (1690), die religiöse Intoleranz. Die Protestanten erfuhren eine schnöde, unerträgliche Behandlung, die früher unter Kurfürst Karl (1680—1685) eingewanderten Hugenotten und Waldenser mussten das Land wieder verlassen und begaben sich theils nach Preußen, theils nach Amerika. Noch überboten ward Johann Wilhelm von seinem Nachfolger Karl Philipp (1716—1742), der seinen jesuitischen Beichtvater, Pater Seedorf, zum Konferenzminister machte und in Liederlichkeit, Prachtliebe und Verschwendung mit dem französischen Hofe wetteiferte. Natürlich mussten die Unterthanen für die kostspieligen Passionen ihrer Fürsten sich bis aufs Blut schinden lassen. Auch als dieser Landesvater das Zeitliche segnete, erhielt die Pfalz keine besseren Zeiten, denn die Regierung Karl Theodors, die beinahe die ganze übrige Zeit des Jahrhunderts deckte, war, was Genußsucht der Machthaber, Schlechtigkeit der Verwaltung und Verarmung des Volkes betrifft, wohl die unheilvollste, welche die schwer heimgesuchte Pfalz aufzuweisen hat.

In anderen süddeutschen Ländern ging es nicht viel besser her. Die ebenso verächtliche wie kostspielige Nachäffung des französischen Wesens, indem jeder Fürst seinen Stolz darein setzte, ein Miniaturbild Ludwigs XIV. vorzustellen, drückte schwer auf die Unterthanen. Dies gilt vornehmlich von Württemberg, das ebenso wie die Pfalz, nur etwas später, Massenzüge von Auswanderern nach Amerika sandte, das erstemal 1709, dann wieder 1717 und öfter.

In einzelnen Jahren, wie 1711, 1717 und den folgenden war die Auswanderung sehr stark, überhaupt war die ganze Periode von 1702—1727 eine überaus ergibige. Im Herbst des Jahres 1749 kamen 25 Schiffe mit deutschen Auswanderern in Philadelphia an, auf denen 7049 Personen landeten. Auch im nächsten Jahre kamen wieder viele Schiffe und nicht minder im Jahre 1755. Während des 7jährigen Krieges trat dann eine Pause ein. So mochte um die Mitte des vorigen Jahrhunderts die Zahl der in Pennsylvanien eingewanderten Deutschen sich auf etwa 70—80,000 belaufen.

Die großen Zuzüge aus Deutschland, die den ländlichen Distrikten Pennsylvaniens eine deutsche Bevölkerung gaben und welche die Einwanderung aus England überholen zu wollen schienen, erregten die Eifersucht der dortwohnenden Engländer. Selbst James Logan, der rühmlich bekannte Sekretär William Penn's, klagt in einem (in der „Hisiory of Berks and Lebanon Counties“ abgedruckten) Briefe: die Deutschen kämen so massenhaft herüber, daß man nicht wisse, ob sich nicht an den dortigen Angloſachsen dasselbe Schicksal vollziehen werde, welches die Angloſachsen des 5. Jahrhunderts den britischen Kelten bereitet. Auch die gesetzgebende und vollziehende Gewalt der Kolonie zeigte eine gleiche Gespensterfurcht gegen die deutsche Einwanderung, die so weit ging, daß am 1. Mai 1729 ein, allerdings schon am 14. Februar des folgenden Jahres wieder außer Kraft gesetztes Gesetz erlassen wurde, welches den angeblich übermäßigen Andrang der Fremden beschränken sollte. Auch der Umstand, daß die eingewanderten Deutschen es mit der Quäker-Partei hielten, war den Engländern nicht recht, so daß dem

hochachtbaren, berühmten Franklin im Zorn und in einer unglücklichen Stunde das Wort „German Boors“ entschlüpfte, wofür er, trotz der entgegengesetzten Bestrebungen seiner dies Wort beschönigenden Anhänger unter den Deutschen, im Jahre 1764 seine Wahlstelle in der Assembly verlor. Bezeichnend für die einflußreiche Stellung und die Achtung, in welcher die Deutschen Pennsylvaniens übrigens standen, ist eine Aeußerung, welche der englische Gouverneur Thomas im Jahre 1738 abgab, indem er, mit Rücksicht auf die Deutschen, „die aus den rauhen Waldungen Pennsylvaniens einen fruchtbaren Garten gemacht,“ erklärte: „Diese Provinz ist seit einigen Jahren das Asyl der bedrängten Protestanten der Pfalz und anderer Theile Deutschlands; ich glaube, es kann der Wahrheit gemäß behauptet werden, daß der jetzige blühende Zustand des Landes größtentheils dem Fleiß dieser Leute zu verdanken ist, denn es ist nicht allein die Ergibigkeit des Bodens, sondern die Menge und der Fleiß der Bebauer, wodurch ein Land zur Blüthe gelangt!“

Hatten die Deutschen Einwanderer im Innern des Landes mit Eifersüchteleien und anderen kleinen Schwierigkeiten zu kämpfen, so erhoben sich für sie auf einer anderen Seite schwerere Wolken.

Es ist die weiße Sklaverei, von welcher wir reden wollen. Wir stützen uns bei unseren Mittheilungen auf die lebensvollen Schilderungen von Zeitgenossen und Augenzeugen*) und verschiedene Jahrgänge des Pennsylvanischen „Staatsboten“ und der „Philadelphia Corresp.“ Wir glauben etwas länger bei diesem Punkte verweilen zu müssen, weil er ein wichtiger Beitrag zur Geschichte des Deutschthums in den Verein. Staaten und zur Auswanderungsgeschichte, namentlich der älteren überhaupt, ist.

Die meisten Auswanderer waren zu arm, die Kosten ihrer Ueberfahrt (45 bis 50 Doll.) zu zahlen, aber durchaus willig und im Stande, sie nach ihrer Landung durch Arbeit abzuverdienen. So trafen denn viele mit den Schiffseigenthümern ein Uebereinkommen, demgemäß sie sich verpflichteten für die Ueberfahrtskosten ein Arbeitsaequivalent zu leisten. Ein solcher Dienstkontrakt war übertragbar und konnte am Landungsplatze in baares Geld umgesetzt werden. Die Länge der Dienstzeit richtete sich nach dem Belauf der schuldigen Summe und dem Arbeitswerthe des Käuflings. Ein guter Arbeiter mochte mit drei oder vier Jahren abkommen. Aber es konnten auch Umstände eintreten, welche die Zeit auf sieben und mehr Jahre ausdehnten. Kinder verblieben in dieser Abhängigkeit bis zu ihrer Großjährigkeit. Der verbundene Knecht, oder wie man ihn auf deutsch-pennsylvanisch nannte, der „Serve“, musste es sich gefallen lassen, wie ein Handelsartikel von Hand zu Hand zu gehen. Solche Einwanderer hießen in der offiziellen Sprache: „persons of redemption oder redemptioners“. In den frühesten Zeiten der deutschen Einwanderung kamen derartige Fälle selten vor. Erst in den vierziger Jahren des letzten Jahrhunderts gelangte das System zur vollen

*) Dahin gehören: Cantor Gottlieb Mittelberger, der im Jahre 1750 eine in Heilbronn gebaute Orgel nach Philadelphia begleitete, Heinr. Melchior Mühlenberg, Patriarch der luther. Kirche in Pennsylvanien, Christoph Sauer, dieser unermüdliche Freund des Einwanderers, ferner Ludwig Weiß, Pastor Brunnholz, Isaac Wald, Fürstenwärther u. A.

Blüthe. Die Vortheile dieser Einrichtung waren für die Rheder so groß, daß sie ihren Agenten und Werbern gute Prozente abgeben konnten und damit waren die Bedingungen für einen förmlichen Menschenschacher gegeben. Diese Agenten hießen „Neuländer" oder auch mit einem minder schmeichelhaften Namen „Seelenverkäufer." Wenn die Schiffe nach der langen Seefahrt bei Philadelphia landeten, wurden nur diejenigen Personen herausgelassen, welche ihre Seefrachten bezahlen oder gute Bürgen stellen konnten. Alle anderen mussten so lange im Schiff liegen bleiben, bis sie gekauft und durch ihre Käufer vom Schiffe losgemacht wurden. Das Schiff war hierbei der Markt. Engländer, Holländer und Deutsche aus Philadelphia und selbst wohl dreißig und vierzig Stunden Weges weit her kamen dort zusammen, um Arbeiter und Dienstboten zu kaufen. Viele Eltern mussten selbst ihre Kinder verhandeln, um nur vom Schiffe frei und los zu kommen, auf die Gefahr hin, sie niemals wieder zu sehen. Die Kranken und Gebrechlichen, die niemand kaufen mochte, kamen am Uebelsten weg; sie mussten oft Wochen lang auf dem Schiffe bleiben, und viele starben dort eines elenden Todes. Die Ueberfahrt war schrecklich. Wie Heringe wurden sie zusammengepackt und, da nicht alle unter Deck Platz fanden, lagerten viele auf dem Deck. Mangel an Raum und Wasser, sowie die Sonnenhitze bei dem südlichen Kurse verursachten Krankheiten und Todesfälle. Es starben so viele, daß in einem einzigen Jahre nicht weniger als 2000 Leichname in die See versenkt wurden. Die Legislatur erließ am 17. Januar 1750 ein Gesetz zum Schutz der Person und des Eigenthums der Auswanderer. Aber es kam praktisch nicht zur Durchführung, weil die Inspektoren der Passagierschiffe käufliche Kreaturen waren. Auch mit dem Gepäck der Reisenden wurde aufs Abscheulichste verfahren. Da die Zollbeamten, um der englischen Krone Bevölkerung zuzuführen, angewiesen waren, mit der Durchsicht des Passagiergutes es nicht zu strenge zu nehmen, füllten die Kaufleute und Importeure alle Räume der Schiffe mit Passagieren und Kaufmannsgütern, während das Gepäck der Emigranten zurückgelassen und in besonderen Schiffen nachgeschickt wurde. Die armen Leute rechneten darauf, ihre Habe bei sich zu haben, die vor ihren Augen aufgeladen und dann heimlich wieder vom Schiff gebracht war, und fanden sich nach ihrer Ankunft zu ihrem Schrecken in der hilflosesten Lage. Kam endlich das Gepäck wirklich an, so war es geöffnet und seines besten Inhaltes beraubt.

So lagen die Sachen, als im Herbst 1764 sich das jammervolle Schauspiel, welches Emigrantenschiffe nur zu häufig boten, in besonders eklatanter Weise wiederholte, indem mehrere derselben mit Kranken und Sterbenden angefüllt anlangten, die nicht gerechnet, welche auf der Fahrt dem Tode erlagen. Da erschien im „Staatsboten" von Pennsylvanien ein Apell an die Herzen der Einwohner zur Unterstützung der armen Ankömmlinge und der Herausgeber des Blattes empfahl in einer warmen Ansprache eine solche Unterstützung. In Folge dessen trat, anfangs ohne alle gesellschaftliche Einigung, eine Anzahl deutscher Männer zur Steuer der augenblicklichen Noth ihrer Landsleute zusammen. Bei dieser Gelegenheit kam, im Hinblick auf die Wahrscheinlichkeit eines wiederholten Einschreitens in ähnlicher Weise,

unter den Erschienenen der Gedanke zur Anregung, durch die Stiftung einer „Deutschen Gesellschaft“ ihre wohlthätige Wirksamkeit zu einer bleibenden und planmäßigen zu machen. Am zweiten Christtage des Jahres 1764 trafen diese Männer dann auf Verabredung im lutherischen Schulhause zu Philadelphia zusammen, und konstituirten sich, 65 an der Zahl, zur „deutschen Gesellschaft“.

Das war die Gründung des ersten deutschen Hilfsvereins. Nach der noch vorhandenen Liste sind die ersten Namen der Unterzeichner: Ludwig Weiß, Blasius Mackinet und Heinrich Keppele, ersterer ein deutscher Rechtsgelehrter, letzterer ein deutscher Kaufmann. Bei der Wahl des Bureau ward Keppele zum Präsidenten, Mackinet zum ersten Secretär und Weiß zum Anwalt der Gesellschaft gewählt. Keppele blieb, regelmäßig durch Neuwahl fast bis an sein Lebensende Präsident derselben. Wortführer bei der Gründungsversammlung und Verfertiger der aus 19 Paragraphen bestehenden, altehrwürdigen Statuten war Ludwig Weiß, Advokat aus Berlin. Die Gesellschaft hat bis in die neueste Zeit in reger Wirksamkeit bestanden, nur eine kurze Zeit während des amerikanischen Unabhängigkeitskrieges und eine Periode der Schwäche vom Jahre 1818 bis zum Jahre 1859 abgerechnet, in welcher deutscher Sinn und deutsches Streben verloren ging. In dieser Periode wurde sogar die Sprache der Verhandlungen die englische und die Gesellschaft vergaß die Zwecke ihrer Gründung soweit, daß der Gesichtspunkt des Rechtsschutzes ganz außer Betracht blieb und im Jahre 1843 eine neue „Einwanderungsgesellschaft“ mit den ursprünglichen Tendenzen der „deutschen Gesellschaft“ gegründet wurde, die sich erst wieder auflöste, als im Jahre 1847 die „deutsche Gesellschaft“ wieder sich zu neuer Energie aufraffte.

Die „deutsche Gesellschaft“, welche am 18. Mai 1765 ein Gesetz zur Regelung des Passagiertransportes durchsetzte und am 20. September 1781 staatliche Anerkennung erwarb, nahm in dem hierbei gewährten Freibriefe das Prinzip des Unterrichts- und Erziehungswesens mit in ihr Programm auf, welches auch in den am 29. September 1870 revidirten Statuten beibehalten wurde. Sie gründete 1817 eine noch heute bestehende, reich dotirte Bibliothek, führte 1818 die unentgeltliche Krankenpflege ein, setzte 1867 ein Archivcomité ein, welches alle für die Geschichte des Deutschthums in Amerika wichtigen Urkunden und Werke sammelte, veranstaltete von diesem Jahre ab fortgesetzt öffentliche belehrende Vorlesungen, berief ein Jahr später ein Rechtsschutzcomité, dem dauernd die einschlägigen Arbeiten übertragen wurden, und rief, als im Jahre 1873 die zwei Dampferlinien American Line (Liverpool) und Red Star Line (Antwerpen) von denen namentlich die letztere wieder deutsche Einwanderer nach Philadelphia beförderte, eröffnet worden, am 19. März 1873 eine Einwanderungs-Kommission zum Schutze der deutschen Einwanderer ins Leben. Agenten der Gesellschaft und ein Geschäftsbüreau waren schon früher eingesetzt resp. eingerichtet worden.

Am 26. December 1864 konnte, nachdem am 12. September im Freien eine Vorfeier stattgefunden, der Gedenktag des hundertjährigen Bestehens des Vereins in der 1866 neu erbauten Halle der Gesellschaft (die ältere 1806 erbaute und 1821 vergrößerte war aufgegeben worden) und am 11. Oktober 1881 die

Erinnerungsfeier an die vor hundert Jahren erfolgte Verleihung des Freibriefs und der Inkorporation festlich begangen werden.

Wir haben uns etwas lange bei der „Deutschen Gesellschaft" von Philadelphia verweilt; wir durften dies aber wohl, weil sie die Mutter aller späteren Hilfsvereine und deren würdiges Muster geworden ist. Die Gesellschaft zählte seit ihrer Gründung bis auf den heutigen Tag 19 Präsidenten.

Wäre der nordamerikanische Unabhängigkeitskrieg nicht dazwischen getreten, so würde die Neubildung anderer deutscher Gesellschaften in Nordamerika schon bald der Gründung der Gesellschaft von Philadelphia gefolgt sein. Erst nach dem Unabhängigkeitskriege, als die Auswanderung, die während desselben geruht hatte, sich nach New-York zu richten begann -- die deutsche Gesellschaft von Charlestown, Südcarolina, gegründet 1766, hat niemals große Bedeutung erlangt — entstand 1784 eine neue größere „Deutsche Gesellschaft in New-York". Unter den 13 Gründern derselben befand sich der wackere General Steuben, der ein Jahr vorher zum Ehrenmitglied der Philadelphiaer Gesellschaft ernannt worden war und sich an deren Sitzungen betheiligt hatte. Auf ihn fiel auch die Wahl zum ersten Präsidenten der Gesellschaft.

Die „Deutsche Gesellschaft der Stadt New-York" wie sie sich nennt, hat nun allerdings die Mutteranstalt im Laufe der Jahre bedeutend überflügelt. Die „New-Yorker deutsche Gesellschaft" hat sich um die geistige und moralische Ausbildung der deutschen Einwanderer nicht kümmern können, weil die materiellen Ansprüche, welche an dieselbe gemacht werden, alle ihr zu Gebote stehenden Zeit und Mittel absorbirten. Für Schule, Erziehung, Bibliotheken, Vorlesungen 2c. hat dort nichts geschehen können. Es wird dies erklärlich, wenn wir uns die umfassende Thätigkeit der Gesellschaft vor Augen führen. Ehe wir dies thun, müssen wir aber, um verständlich zu werden, auf zwei der internationalen Einwanderung dienstbare Anstalten der Stadt New-York zurückgehen, auf Castle Garden und Ward's Island, ersteres der Zählung, Berathung und Direktive der Einwanderer, letzteres der vorläufigen Unterbringung der erkrankten und arbeitslosen Einwanderer gewidmet.

Die Einwanderungs-Kommission in Castle Garden verdankt ihre Einsetzung hauptsächlich den Bemühungen der Präsidenten der deutschen und der irischen Gesellschaft, die auch heute noch ex officio stets Mitglieder der Kommission sind. Die Kommissare der Kommission „Commissioners of Emigration" verwalten ihre Aemter unentgeltlich. Ihre Funktionen bestehen darin, die ankommenden Einwanderer zu registriren und ihnen ihre Directive zu geben. Bis 1876 erhoben sie, nach einer Ermächtigung der Gesetzgebung von Albany, von jedem Ankömmling ein Kopfgeld, welches die Rheder zahlen mußten, als in jenem Jahre ein Ausspruch des Bundesgerichts die Abgabe für unkonstitutionell erklärte. Da legte sich, um die zum Schutze und Wohle der Einwanderer eingerichteten Institute: das Landungsdepot und Arbeitsnachweisungs-Bureau in Castle-Garden und die Hospitäler und Verpflegungsanstalten auf Ward's Island, nicht eingehen zu lassen, auf unermüdlichen Betrieb der Einwanderungskommissäre die Staatsgesetzgebung

von New-York ins Mittel und bewilligte, widerruflich, von Jahr zu Jahr eine Subvention, die sich im vorigen Jahre auf 600,000 Mk. bezifferte. Es sind viele Anläufe gemacht worden, um beim Kongreß den Geldpunkt der Einwanderungsfrage und diese selbst gemeingesetzlich zu regeln, bisher aber ohne Erfolg.

Ward's Island, in der Nähe der Stadt New-York sehr günstig gelegen, ist eine kleine Stadt für sich, eine Kolonie von mehr als 40 Häusern, mit eigener Gasanstalt und eignen Wasserwerken, Speisehalle, Bäckereien, Küchen- und Waschhäusern, Ställen und Werkstätten, in welchen diejenigen der Einwanderer, welche krank, irre, oder in Folge Arbeitsmangels hilflos sind, untergebracht werden. Es finden sich dort 1. ein Hospital für Frauen und Kinder, mit Bureau für die ganze Kolonie, 2. sieben Männerkrankenhäuser, 3. eine Irrenanstalt, 4. ein Gebäude für gesunde Frauen und Kinder, 5. ein neues Irrenhaus mit 6 Pavillons, 6. zwei Häuser für gesunde Männer und Kinder, 7. ein von den Juden New-Yorks zur Unterbringung ihrer aus Rußland vertriebenen Brüder gemiethetes großes steinernes Gebäude, 8. eine kathol. Kirche, 9. das Haus des Vorstehers (Superintendenten), 10. drei Häuser für Aerzte, 11. drei Beamtenhäuser und ein Kirchhof.

Für die umfassende Thätigkeit beider Anstalten spricht der Umstand, daß in Castle Garden seit den letzten 10 Jahren, von 1872 an gerechnet, 1,903,792 Einwanderer, darunter 694,761 Deutsche, registrirt wurden, im letzten Jahre allein 460,000 mit 250,000 Deutschen und daß in den letzten zwei Jahren oft an einem Tage 5000 Personen registrirt werden mussten, während Ward's Island im Jahre 1879 3148 Hilflose (darunter 1461 Deutsche), im Jahre 1880 3803 (1661) und 1881 7212 (3126) beherbergte und auf dem dortigen Kirchhof seit 1874 1700 Personen begraben wurden.

An diese beiden Anstalten schließt sich die Wirksamkeit der „Deutschen Gesellschaft von New-York" nach vielen Richtungen an. Die Gesellschaft verfügt über ein Auskunftsbureau, welches im Interesse der Einwanderer für diese zu persönlichen und geschäftlichen Zwecken korrespondirt, Korrespondenzen und Gelder aus Europa für Einwanderer annimmt und an ihre Adressen und hinwieder solche der Einwanderer nach Europa oder in die Vereinigten Staaten befördert und ihnen über die Verhältnisse des neuen Kontinents Rath und Auskunft ertheilt. Im Jahre 1880 wurden so allein vom Bureau gegen 6000 Korrespondenzen erledigt. Seit September v. J. hat die Gesellschaft zur Vereinfachung der Geschäfte eine Agentur in Castle Garden errichtet. Das Unterstützungscomité der Gesellschaft befasste sich mit Geldunterstützungen, mit der Krankenpflege und mit Arbeitsnachweisung. Die Unterstützungen, ursprünglich statutenmäßig für Einwanderer bestimmt, wurden in der Folge auch auf Ortsarme deutscher Nationalität ausgedehnt. Die Armenpflege steht unter einem Inspektor, dem auch von begüterten Deutschen New-Yorks Gelddeposita zu bestimmter Verwendung gemacht werden. Die Krankenpflege beruhte bis zum Jahre 1872 auf freiem Willen der Aerzte, die sich dazu bereit fanden. Seitdem wurde 1 Arzt und seit 1. Juli 1881 ein zweiter Arzt definitiv angestellt. Die Medikamente besorgt unentgeltlich das Dispensary. Das Arbeitsbureau in Castle Garden wird

seit 1. Juli 1875 von zwei Beamten, einem Deutschen für die Deutschen und einem Irländer für die Iren geleitet, welche Arbeitsofferten und Arbeitsnachfrage regeln, Klagen untersuchen und zur Beschaffung von Arbeit ihre Wirksamkeit auf den fernsten Westen ausdehnen. Von dem deutschen Beamten wurden im Jahre 1880 16,424 und im vorigen Jahre 24,432 Einwanderer deutscher Abkunft mit Arbeit versorgt.

Seit 1868 hat die Gesellschaft auch ein Bankdepartement gegründet, welches sich mit Umwechseln von Geld, mit Depositen, Inkassos, Passagevermittlung, Anweisungen und Wechseleinlösungen, Geldauszahlungen und Packetbeförderung befasst und auch neuerdings das Recht zur Vermögensverwaltung und Verlassenschaftsregelung erworben hat. Der sehr beträchtliche Reinverdienst fällt dem Unterstützungscomité zu.

Endlich hat sich die Gesellschaft zur Aufgabe gemacht, die Errichtung gemeinnütziger Institute anzubahnen und zu befördern. Auf diese Weise entstand 1. die deutsche Sparbank, die jetzt beinahe über 11 Mill. Dollars verfügt; 2. das deutsche Dispensary, in welchem jährlich 25,000 Kranke mit freiem ärztlichen Rath und Medicin versehen und 3. das deutsche Hospital, in welchem jährlich über 1000 Patienten verpflegt werden. Endlich gründete der Verein 4. einen Rechtsschutzverein, um armen und mit den Verhältnissen Nordamerikas unbekannten Deutschen Gelegenheit zu geben, ihre Rechtsangelegenheiten kostenfrei und promtp erledigen zu können und subventionirt diesen Verein noch heute.

Während der französischen Revolution von 1789 fand eine erhebliche Verminderung der Einwanderung statt, die im Verlauf der Napoleonischen Herrschaft und der damit verbundenen Kriegswirren, welche eine Masse Menschenmaterial absorbirten, sich bis zur völligen Ebbe steigerte, so daß nach leidlich gut orientirten Quellen die Einwanderung aus Europa von 1790 bis 1812 sich kaum auf 120,000 Köpfe belaufen haben soll, was aufs Jahr etwa 6000 Einwanderer macht. Erst nach der völligen Entthronung Napoleons und namentlich bei dem traurigen Ergebniß der Friedensresultate, welches seit 1817 überall Erbitterung und Unzufriedenheit erzeugte, begann sich die Auswanderung aus Europa wieder lebhafter zu gestalten und man rechnet von 1812 bis 1820 bereits eine Auswanderung von 150,000 Köpfen. In den drei folgenden Decennien bis 1850 steigerte sich dann die Auswanderung, wenn man diejenige von 1820 bis 1830 mit 151,824 zu 1 annimmt, in dem Verhältnisse wie 1 : 4 : 11. Ein volles Menschenalter aber musste vergehen, bis, als Frucht der gesteigerten Einwanderung, im Jahre 1817 und 1820 zwei neue Hülfsvereine entstanden. Der erstere war die von Deutschen und Schweizern für ihre Landsleute und deren Nachkommen gegründete „Deutsche Gesellschaft von Maryland" in Baltimore, die noch heute besteht und blüht und der zweite die „Deutsche Gesellschaft von Harrisburg", von welcher man nur wenig gehört hat. Die Gründung der „Deutschen Gesellschaft der Wohlthätigkeit in London" im Jahre 1817 fällt einstweilen außer Betracht, da dieselbe ihre Wirksamkeit statutenmäßig nicht über die engen Kreise

der Vereinsmitglieder erstreckte, also eine Art Gegenseitigkeitsgesellschaft war und sich erst seit Revision der Statuten im Jahre 1847 zu einem wirklichen Hülfsverein im eigentlichen Sinne erhob. Die deutsche Gesellschaft von Maryland verdankt ihr Entstehen ähnlichen Vorgängen wie die „deutsche Gesellschaft von Pennsylvanien", indem damals freie Neger eine ganze deutsche Familie als „redemptioners" kaufte, eine Ungeheuerlichkeit, welche solche Sensation unter den Deutschen Baltimore's erregte, daß eine Anzahl Menschenfreunde zusammentrat, die deutsche Familie loskaufte, und um für immer ähnliche Fälle unmöglich zu machen, eine Hülfsgesellschaft gründete.

Von 1820 ab trat wieder eine lange Pause von 22 Jahren ein, nach welcher die vereinsbildende Thätigkeit, diesmal auf einem ganz anderen Terrain, nämlich in den exponirtesten Hauptverkehrsmetropolen der alten Welt, wieder bemerkbar wurde. In den drei Jahren von 1842 bis 1845 entstanden vier Vereine: in St. Petersburg (1842), in Konstantinopel (1844) und in Paris und London (Dalston) (1845), die alle vier in großartigem Maßstabe ihren Schwestervereinen des westlichen Kontinents zur Seite traten. Zwei davon, Konstantinopel und Dalston, waren ausschließlich dem Krankendienst für arme Deutsche gewidmet, während ersterer zugleich neben seinem Samariterberuf die Heilung zahlungsfähiger Kranker gegen Entgeld übernahm. Die anderen beiden aber, St. Petersburg und Paris folgten in ihren Einrichtungen im Allgemeinen den älteren Beispielen. Ihnen schloß sich als Frucht der gesteigerten Auswanderung nach Nordamerika bis zur Mitte der fünfziger Jahre abermals eine Reihe von Vereinsbildungen in den Vereinigten Staaten: St. Louis (1849), New-Orleans (1847), San Franzisco, Chicago und Cincinnati (1854) an.

Die Reaktionszeit der fünfziger Jahre hatte viele politische Flüchtlinge und Unzufriedene nach der Schweiz und nach Belgien getrieben. Die Wohlhabenden mochten im Exile keiner Hülfe bedürfen; wohl aber wurde auch mancher Arme in die Nothlage versetzt, ein Asyl zu suchen und so trat bald das Bedürfniß an die ersteren heran, ihren bedürftigen Brüdern das Loos der Verbannung aus dem Vaterlande zu erleichtern. So entstand im Jahre 1856, gegründet von Professor Bobrik aus Danzig und präsidirt vom jetzigen Stadtrath Runge in Berlin, der „Deutsche Hülfsverein in Zürich" und im Jahre 1862 der „Schillerverein in Brüssel." Ihnen folgten Vereinsbildungen in den Städten der Schweiz: Bern und Basel 1862, Genf und Aarau 1864 sowie in Antwerpen und Lüttich. Seit 1871 beginnt dann mit dem kräftigen Erstarken des deutschen Nationalgefühls die Bildung einer großen Zahl gleicher Vereine in Europa, Amerika (auch Südamerika) und Aegypten.

Von den nichtamerikanischen Vereinen müssen wir des St. Petersburger Hülfsvereins, der den Namen „Deutscher Wohlthätigkeitsverein von St. Petersburg" führt, besonders gedenken. Er ist der erste europäische Hülfsverein, welcher gegründet wurde, der allen weiteren ähnlichen Vereinsbildungen Europas zum Muster diente, ohne in seiner Organisation, seiner ziffermäßigen Bedeutung – wenn man von dem ausschließlich Krankenzwecken dienstbaren Verein von Dalston absieht — und seiner fruchtbringenden Wirksamkeit

von irgend einem anderen nichtamerikanischen Vereine erreicht zu werden. Denn nach der Höhe der laufenden ordentlichen Einnahmen, der Totaleinnahmen, der Mitgliederzahl, der Zahl der Unterstützten und der Aufwendungen für Wohlthätigkeitszwecke überragt er alle europäischen Vereine. Uebertroffen wird er nur an Kapitalvermögen durch den Pariser Verein, dessen Vermögen einzig durch eine großartige Spende des Freiherrn von Diergardt in Bonn von 300,000 Mark zu der ungewöhnlichen Höhe von 560,000 Mark erhoben wurde; an der Kopftheilhöhe der Unterstützungen aber übertreffen ihn nur die Vereine von Stockholm, Barcelona und London. Nach dem Petersburger Verein bildete sich zunächst der Pariser Verein und durch Revision der Statuten der Londoner Verein und nach seiner Gründung mussten dann erst 14 Jahre vergehen, ehe der nächste Verein in Zürich entstand.

St. Petersburg war wohl die Hauptstadt des europäischen Auslandes, wo sich die Nothwendigkeit der Gründung eines deutschen Hilfsvereins am ehesten fühlbar machen musste. Seit Peters des Gr. Zeit hatten deutsches Wissen und deutsche Kraft zur Erziehung des rohen russischen Volkes beitragen müssen und der Strom der deutschen Einwanderung hatte bis zum Jahre 1842 fortgedauert, ungeachtet sich im Laufe der Zeit auch die russische Gewerbthätigkeit gehoben hatte. Die Russen begannen bereits ihrer deutschen Lehrmeister überdrüssig zu werden und es wurde den deutschen Auswanderern mit jedem Jahre schwieriger, eine sichere Lebensstellung zu gewinnen. Trotzdem setzte sich der Strom neuer Zuzügler fort, wozu theils die im Auslande noch im Gange gebliebene Kunde von Mangel an Arbeitskräften in Rußland und von dem Glücke, welches Einige daselbst gefunden, theils die benachbarte Lage, theils auch der Umstand, daß seit Katharina II. alle russischen Kaiserinnen deutsche Fürstinnen gewesen, wesentlich beitrugen. So konnte es nicht fehlen, daß ein bedeutender Theil der deutschen Auswanderer, nachdem alle seine Träume zu Schaum geworden, in das bitterste Elend verfiel. Es war daher gewiß ein ebenso schöner und edler, als zweck- und zeitgemäßer Gedanke, den in unverschuldete Noth gerathenen Landsleuten eine wirksamere Hilfe zu Theil werden zu lassen, als sie ungeregelte Privatthätigkeit bieten konnte.

Die erste Anregung zur Gründung des Vereins gab im Jahre 1842 der in St. Petersburg lebende deutsche Arzt Dr. Spieß. Ihm schlossen sich der sächsische Gesandte Baron Seebach, der Dr. med. Meyer, G. Schultze und der Banquier Baron Stieglitz an. Am 1. December 1842 wurden die Statuten allerhöchst bestätigt. Wie der Gedanke der Gründung des Vereins ein völlig spontaner, aus dem unmittelbaren Bedürfniß hervorgegangner, selbständiger gewesen war, so bauten sich auch die Statuten unabhängig von den Mustern des westlichen Kontinents auf. Der Verein gedieh bald. Im Jahre 1844 wurden Armenpfleger, gewählte Mitglieder der Gesellschaft zur Prüfung der persönlichen Nothstandsverhältnisse namentlich unter den verschämten Armen, eingesetzt, eine Institution, die noch heute mit dem besten Erfolge besteht. Im Jahre 1845 wurde ein Arbeitsmagazin errichtet, in welchem bis in die neueste Zeit brotlose Arbeiterinnen beschäftigt werden (im Jahre 1880 105 Arbeiterinnen mit Fabrikation von Nähtereien, Strickereien und Stickereien im Belaufe von 45,000 Mark.) Am 15. September desselben Jahres entstand ein

Asyl für Frauen und am 1. December 1846 ein solches für Männer, dem sich, nach Ankauf eines hölzernen Gebändes im Jahre 1849, welches am 18. Mai 1850 eingeweiht wurde, in dem nämlichen Jahre die Gründung einer Mädchenerziehungsanstalt anschloß, der im Jahre 1853 diejenige einer Knabenerziehungsanstalt folgte. Im Jahre 1866 errichtete die Gesellschaft an Stelle des hölzernen Asyls und Erziehungshauses ein stattliches steinernes Gebäude. Seit 1880 hat die Gesellschaft auch die Beschaffung billiger Wohnungen mit in ihr Programm aufgenommen. So gehört heute zu den Aufgaben der Gesellschaft: Arbeitsnachweis, Beschaffung von Aufenthaltsscheinen, Kranken- und Armenpflege, Erziehungswesen, Reiseunterstützung und Sorge für Linderung der Familiennoth. Die Gesellschaft besitzt 5 besondere Stiftungen, von denen die Kaiser Wilhelmstiftung, gegründet aus dem vom deutschen Kaiser aus den Petersburger Sammlungen für den Nationaldank gemachten Geschenk von 40,400 Mark, die bedeutendste ist. Nachdem der erste Präsident des Vereins, Baron Seebach, welcher 11 Jahre, bis zum Jahre 1852 an der Spitze desselben gestanden, abberufen worden, erging am 20. Aug. 1852 eine Kab.-Ordre des Königs von Preußen, welche bestimmte, daß fortan jeder preußische Gesandte ex officio Präsident des Vereines sein solle. Von da ab besteht die Liste der Präsidenten aus: v. Rochow, Baron v. Werther, v. Bismarck, den Grafen v. d. Goltz und Redern, dem Prinzen Reuß und, nach einer zweijährigen Vakanz, dem General von Schweinitz.

Auch der Petersburger Wohlthätigkeitsverein hat seine schwache Periode gehabt. Es ist dies die Zeit der sechziger Jahre, in denen die Stellung im Komité nur als Brücke für die Erlangung eines Ordens betrachtet, für den Verein selbst aber herzlich wenig gethan wurde. Derselbe ging in seinen Leistungen, wie in seinen Mitteln bergab, bis sich, angeregt durch den verdienstvollen Herrn Friedrich von Stein, Männer zusammenthaten, die unter Abänderung der schon im Jahre 1850 revidirten Statuten, energisch eine Regeneration des Vereins in die Hand nahmen, wobei eine Bestimmung aufgenommen wurde, wonach verboten ward, für Leistungen im Interesse des Vereins einen Orden anzunehmen. Seitdem ist der Verein von Jahr zu Jahr immer mehr in Blüthe gekommen und darf als das Haupt der europäischen Hilfsvereine mit Fug und Recht angesehen werden. Die Feier des 25jährigen Bestehens des Vereins wurde im Jahre 1867, also gerade in der schwachen Periode des Vereins, verhältnißmäßig ziemlich geräuschlos begangen.

Hiermit schließen wir unsere Betrachtungen über Details der einzelnen Vereine und wenden uns einem Ueberblick auf die Gesammtheit derselben von der Vogelperspektive aus zu.

Ein stolzes, erhabenes Werk fürwahr! ist es, welches deutsches Nationalbewusstsein und deutsche Kraft in fast 80 bestehenden Hilfsvereinen aufgebaut hat. Diese Armee des Friedens macht mehr Propaganda für Deutschland und wirkt mehr für das Zusammenfassen der deutschen Kräfte und die nationale Zusammengehörigkeit im Ausland als alle officiellen Gesandtschaften und Konsulate. Denn jene fusst auf einem des Zieles bewussten Wollen, die Thätigkeit der letzteren auf einem bezahlten Auftrag, dessen Auffassung und zweckgemäße Ausführung nicht überall mit dem wirklichen Bedürfniß in Harmonie steht, so rühmliche Ausnahmen auch nicht fehlen mögen.

Wir lassen zunächst die sämmtlichen Vereine, einschließlich der schon genannten, in der Reihenfolge ihrer Gründung Revue passiren. Es sind folgende: 1. die deutsche Gesellschaft von Philadelphia (1764). 2. D. Ges. v. Charlestown (1766). 3. D. Ges. v. New-York (1784). 4. D. Ges. v. Maryland (Baltimore) (1817). 5. Ges. d. Wohlthätigkeit von London (1817). 6. D. G. von Harrisburg (1820). 7. D. Wohlthätigkeitsverein von St. Petersburg (1842). 8. D. Wohlthätigkeitsverein in Konstantinopel (1844). 9. D. Hilfsverein von Paris (1844). 10. German Hospital in Dalston (1845). 11. D. Ges. in St. Louis (1847). 12. D. Ges. in New-Orleans (1847). 13. Allg. D. Unterst.-Gesellsch. v. San Francisco (1854). 14. D. Ges. v. Chicago (1854). 15. D. Einwanderer- und Unterst.-Verein v. Cincinnati (1854). 16. D. Hülfsverein v. Zürich (1856). 17. D. Hospitalverein v. Philadelphia (1858). 18. Schillerverein v. Brüssel (1862). 19. D. Hülfsverein v. Bern (1862). 20. D. H. Basel (1862). 21. D. H. Genf (1864). 22. D. H. Aarau (1864). 23. D. H. Livorno (1868). 24. Germania in Malaga (1871). 25. D. Unterst.-Ver. v. Triest (1871). 26. D. H. v. Mailand (1871). 27. D. H. Lausanne (1872). 28. D. H. Chur (1872). 29. D. H. v. Buenos Ayres (1873). 30. Pfründ- u. Waisenhaus in Odessa (1873). 31. Rechtsschutz-Ver. in New-York (1875). 32. D. H. in Neuenburg (1875). 33. D. H. in Chauxdefonds (1875). 34. D. H. in Boston (1875). 35. D. H. in Nizza (1875). 36. D. H. in Madrid (1875). 37. D. H. in Stockholm (1876). 38. D. H. in Wien (1877). 39. D. H. in Winterthur (1878). 40. D. H. St. Gallen (1878). 41. D. Unterstützungskasse von Havre (1879). 42. D. Unterst.-Ver. Cairo (1880). 43. D. G. v. Milwaukee (1880). 44. D. Waisenhaus v. London (1880). 45. D. Herberge in Finsbury Square (London) (1880). 46. Home of German Governesses (Daheim der deutschen Gouvernanten) in London (1880). 47. Gordon House in London (für deutsche Dienstmädchen) (1880). 48. D. Hilfsverein von Florenz (1881). 49. D. H. v. Cannes (1881). 50. D. H. v. Genua (1881).

Daran schließen sich folgende Vereine, deren Gründungsjahr nicht festgestellt werden konnte: 51. D. H. v. Odessa (älter als Nr. 30). 52. D. H. v. Barcelona (älter als Nr. 36). 53. D. H. in Alexandria. 54. D. Hospital in New-York. 55. D. Dispensary in New-York (wahrscheinlich 1857). 56. D. Hospital in Buenos Ayres. 57. D. Emigrantenhaus in New-York. 58. D. Ges. in Pittsburg. 59. D. H. in Liverpool. 60. D. H. in Ancona. 61. D. H. in Rom. 62. D. H. in Neapel. 63. D. H. in Lissabon. 64. D. H. in Moskau. 65. Palme in St. Petersburg. 66. D. H. in Lima. 67. D. H. in Rio de Janeiro. 68. D. H. in Santiago. 69. D. H. in Porto Allegre. 70. D. H. in Antwerpen. 71. D. H. in Lüttich u. A.

Welche imposante Macht diese Vereine bilden, geht daraus hervor, daß sie über ein Kapitalvermögen und einen Grundbesitz von $8\frac{1}{2}$ Millionen Mark gebieten, fast 20,000 Mitglieder zählen, über $1\frac{1}{2}$ Mill. Mk. jährliche Einnahmen und fast eben so viel Ausgaben haben, wovon 665,500 M. wohlthätigen Zwecken zufließen, welche sich auf 175,000 Unterstützte vertheilen. Durch die Vereinsbildung wird ermöglicht, daß jedes Mitglied alljährlich 9 Hilfsbedürftige mit mehr als

33 M. unterstützen kann. Die Höhe der Beiträge schwankt zwischen 4 M. jährlich (mehrere Schweizervereine, Florenz und Mailand) und 40 Mark (New-York und San Francisco). Die Mitglieder der Vereine von Malaga zahlen 30, die von St. Louis 25, die von New-Orleans 24 und die von Baltimore, London, Dalston und Buenos Ayres 20 Mk. Die Zahl der Mitglieder schwankt zwischen 22 (Livorno) und 2808 (San Francisco).

Wenn man von den ziffermäßigen Beträgen den Durchschnitt zieht, würde sich ein Normalverein (nach den Geschäftsberichten vom Jahre 1880) folgendermaßen stellen:

Mitgliederzahl: 300 (299).
Jahresbeitrag: 15 Mk.
Grundstock an Capital und Realitäten, Reserven 2c.: 135,533 Mk.

Einnahmen: 21,930 Mk.	Mk.	Mk.	Mk.	In Prozenten		
I. Eigene Einnahmen	18,320	—	—	83.56		—
A. Ordentliche Einnahmen	—	12,636	—	—	57.64	—
1) Regelmäßige Beiträge	—	—	6130	—	—	27.96
2) Einnahmen aus Vereinsinstitutionen	—	—	3194	—	—	14.57
3) Zinsen	—	—	3312	—	—	15.11
B. Außerordentliche Einnahmen	—	5684	—	—	25.92	—
1) Ueber Nach- und Nebenzahlungen an Beiträgen der Mitglieder	—	—	1907	—	—	8.70
2) Kollekten	—	—	1810	—	—	8.26
3) Einnahmen aus Konzerten, Bazars 2c.	—	—	1496	—	—	6.82
4) Rückzahlungen	—	—	207	—	—	0.94
5) Substanzveräußerungen	—	—	256	—	—	1.17
6) Auslosungen von Werthpapieren	—	—	8	—	—	0.03
II. Nichteigene Einnahmen	3609	—	—	16.44	—	—
A. Subventionen, (laufende)	—	1121	—	—	5.10	—
1) Von Regierungen und Fürsten	—	—	1000	—	—	4.55
2) Von Privaten	—	—	121	—	—	0.55
B. Legate und Schenkungen	—	2417	—	—	11.02	—
C. Außergewöhnliche Einnahmetitel (Kredite, Deposita 2c.)	—	71	—	—	0.32	—
Ausgaben: 20,227 Mk.				100,0		
I. Für milde Zwecke	10,351	—	—	51.18	—	—
A. Allgemeiner Natur	—	629	—	—	1.13	—
B. Persönliche Unterstützungen	—	9722	—	—	50.05	—
II. Besondre Ausgabetitel	2970	—	—	14.68	—	—
A. Vereinsangelegenheiten	—	3	—	—	0.01	—
B. Schuldentilgung	—	311	—	—	1.54	—
C. Kapitalanlagen und Notenankauf	—	2656	—	—	13.13	—
III. Geschäftsunkosten	6905	—	—	34.14	—	—
Zahl der Unterstützten: 2657.				100,0		

Ueberschuß der Einnahme über die Ausgabe 1703 Mk.

Man würde sehr irren, wenn man glauben wollte, daß alle Hilfsvereine nach gleichen Grundsätzen und demselben Muster organisirt wären. Es giebt unter ihnen sehr wesentliche Verschiedenheiten. Gemeinschaftlich ist allen nur die Tendenz, durch Vereinigung der Kräfte Einzelner, hilfs-

bedürftigen, kranken oder armen deutschen Landsleuten in Rath und That eine kräftige Stütze zu bieten. Ueber die Art, wie dies Ziel erreicht werden soll, gehen aber die Wege sehr auseinander. Ein Theil der Vereine widmet sich nur der Krankenpflege oder dem Verpflegungs- und Erziehungswesen, während die Mehrzahl der Vereine dies nur als einen Theil ihrer Aufgabe betrachtet. Unter den ersteren, den Hospital- und Asylvereinen hinwiederum gibt es solche, welche neben der unentgeldlichen Aufnahme Bedürftiger in die betr. Anstalt, auch gegen Entgeld die Aufnahme gestatten, während andere nur dem unentgeldlichen Samariterdienst sich widmen. Die ersteren bilden die Mehrzahl. Namentlich sind die großen Hospitäler in Konstantinopel und San Francisco auf diesem Prinzip errichtet, während das größte deutsche Hospital im Auslande, das in Dalston, lediglich auf der unentgeldlichen Krankenpflege basirt: In ihm wurden im Jahre 1880 21,000 Kranke verpflegt, darunter 1476 im Hospitale selbst. Unter den Hospital- und Asylvereinen gibt es dann wieder solche, welche neben den Einkünften aus der Anstalt selbst sich auf bestimmte geschlossene Vereine stützen und anderseits solche, welche keinen statutenmäßigen Vereinsverband haben, sondern nur gewisse Kreise in ihr Interesse gezogen haben, in deren Schoße alljährlich die nach freier Entschließung normirten Beiträge gesammelt werden. Auch unter den Vereinen allgemein nützlicher Natur findet man statutarisch geregelte, neben freien Vereinen und bloßen Sammelvereinen und namentlich auch solche Gründungen, bei denen die Fonds und die Leitung der Geschäfte der discretionären Gewalt eines Konsuls oder Vicekonsuls anvertraut sind, wie z. B. in Alexandria, Havre ꝛc. Es sind dies eben nur Anfänge eigentlicher Hilfsvereine. Ferner gibt es subventionirte und nicht subventionirte Vereine. Die Zahl derer, welche laufende Subventionen von staatlicher oder fürstlicher Seite erhalten, beträgt 21. Es sind dies die Vereine von New-York, London, St. Petersburg, Paris, Dalston, Zürich, Brüssel, Bern, Basel, Genf, Aarau, Mailand, Chur, Lausanne, Neuenburg, Chauxdefonds, Stockholm, Wien, Winterthur, St. Gallen, Odessa — also bis auf New-York ausschließlich europäische Vereine. Zu ihnen gesellt sich noch der D. Wohlthätigkeitsverein in Konstantinopel, dem von Seiten des deutschen Reiches ein großes Hospital unentgeldlich zur Disposition gestellt ist. An den Subventionen ist das deutsche Reich mit 19,572 M. am höchsten aktiv betheiligt. Die nächst höchste Subvention gibt die Stadt New-York an die New-Yorker deutsche Gesellschaft mit 8400 M. Dann folgt Bayern mit 5081 M., Oesterreich-Ungarn mit 2950 M., Württemberg mit 1969 M., Rußland mit 1500 M., Baden mit 1200 M. ꝛc. Ueberhaupt betheiligen sich alle deutsche Staaten aktiv an den Subventionen, in hervorragender Weise: Bayern, Württemberg, Baden, das Reichsland Elsaß-Lothringen, die Senate von Bremen und Hamburg, das Königreich Sachsen und das Großherzogthum Hessen. Von auswärtigen Regierungen und Fürsten sind es nur der Kaiser von Oesterreich, die russische Kaiserfamilie, der König von Belgien und vor Allem die Stadt New-York, welche Subventionen geben. (Fortsetzung folgt.)

Ostia.

Von

Ludwig Meyer.

Wer von Ostia spricht, der entfernt sich damit nicht weit von Rom. Trotz der drei Meilen, welche zwischen den beiden Plätzen liegen, kann man Ostia als einen Vorort der großen Stadt ansehen. Zu allen Zeiten ist Ostia mit Rom's Geschicken eng verknüpft gewesen: die Hafenstadt war nothwendig für Rom's Dasein und wurde frühzeitig eines der Organe seines Lebens. Man sollte deshalb den Ausflug nach Ostia nicht unterlassen; die Reise nach Rom wäre ohne ihn unvollständig.

Der Besuch ist freilich nicht gerade bequem. Ein „Omnibus" fährt nicht dorthin; die Exkursion ist daher etwas umständlich und erfordert Vorbereitungen, die manchen Schaulustigen abschrecken.*) Die Reise ist anfangs ziemlich einförmig. Man verlässt Rom durch die Porta S. Paolo, die alte Porta Ostiensis, und folgt fast fortwährend dem Tiber. In der Regel sind die Ufer eines Stromes heiter und grün, und die Baumgruppen, die ihn beschatten, deuten seinen Lauf schon von Weitem an. Hier fehlt das Grün: gelb und still, wälzt sich der Tiber zwischen magerem Gesträuch und staubgebleichtem, niederem Buschwerk dem Meere entgegen. Und doch war diese trübselige Landschaft einst zur Zeit der Kaiser eine Stätte der Lust. Reiche Finanzmänner, vornehme Herren kauften sich mit schwerem Gelde einen kleinen Garten an den Ufern des Tiber. Dort gaben sie ihren Freunden und Freundinnen glänzende Feste; ein Dichter jener Zeit schildert uns die Gäste, wie sie aus getriebenen Bechern, den Meisterwerken großer Künstler, köstliche Weine schlürften, indeß zahlreiche Barken den Fluß belebten und mit fröhlichem Lärmen zur Stadt hinauf, zum Meere hinab fuhren. Heut gibt es hier keine Barken, keine Gärten mehr.**) Nichts stört die Einsamkeit dieser Wüste, als ein paar Pferde- oder Rinderheerden, die ein finster dreinschauender, menschenscheuer Hirt vorwärts treibt. Kaum trifft man von Zeit zu Zeit auf einen berittenen Bauer, der in seinem malerischen Kostüm, mit hohen Reiterstiefeln, spitzem Hut und dem langen Stabe quer vor dem Sattelknopf, von der Stadt heimkehrt. So verstreicht die Zeit, die Straße steigt und senkt sich abwechselnd, aber das Schauspiel bleibt das gleiche. Endlich, nach mehr als zwei monotonen Stunden, belebt sich der Weg, Bäume treten wieder auf, der Horizont erweitert sich. Wir erblicken in der Ferne die schirmförmigen Pinien von Castel Fusano, durchschreiten ein paar Kornfelder und sind bald in Ostia.

1.

Die moderne Stadt zeigt sich uns in Gestalt einer Kirche aus dem 16. Jahrhundert und eines zierlichen festen Schlosses, welches das Wappen Julius' II.

---

*) Seit 1879 geht die Eisenbahn bis Fiumicino, der Weg aber von dort bis Ostia ist lang und unbequem. Man muß quer über die von Heerden fast wilder Büffel bewohnte Isola sacra und sich dann über den Tiber setzen lassen.

**) Properz, I, 14.

trägt. Rings um das Schloß liegt ein halbes Dutzend Häuser, — die ganze heutige Stadt. Einwohner gibt es hier während der früh beginnenden und sich lange hinziehenden Fieberzeit etwa ein Dutzend. Im November kommen ein paar hundert Bauern aus der Umgegend, die in armseligen Hütten Unterkunft finden und das Feld bebauen. Sobald es wieder heiß wird, flüchten sie so schnell als möglich.

Gehen wir an dem Schlosse und den Häusern vorüber eine kleine Strecke weiter und halten wir dann ein wenig Umschau, so rührt uns das große und erhabene Schauspiel, das wir jetzt vor Augen haben. Aus der ungeheuren Ebene, die uns umgibt, dringt kein Laut zu uns, unbeweglich und stumm scheint Alles, — eine Andacht, eine Trauer, die das Herz ergreift. Und diese Ergriffenheit wird noch viel stärker, wenn wir gedenken, daß diese schweigende Landschaft einstmals zu den belebtesten Stätten der Erde gehört hat, wenn wir sie im Geiste wieder mit jener geschäftigen Menge bevölkern, die sich hier drängte, als Afrika's und Aegyptens Flotten noch hierher kamen und das Getreide heranschafften, von welchem Rom sich nährte. Am Horizont funkelt das Meer und spannt einen leuchtenden Rahmen um das schwermuthsvolle Bild. Zur Rechten theilt sich der Tiber in zwei Arme, welche die heut von großen Büffelheerden bewohnte Isola sacra einschließen. Rings um uns her, so weit das Auge reicht, ist die Ebene von kleinen, ungleich hohen Hügeln übersäet; es sind Schuttanhäufungen, die eine große begrabene Stadt bedecken. Unter diesen aufgethürmten Erdmassen, auf die der Wanderer dort bei jedem Schritte stößt, unter Marmorbruchstücken, Topfscherben, Henkeln oder Böden zerbrochener Gefäße, können wir das alte Ostia mit Sicherheit wiederfinden.

Diese Behauptung kann zuerst einigermaßen überraschen. Man begreift wohl, daß der Ausbruch des Vesuvs, der Pompeji mitten im vollen Leben überraschte und in einem einzigen Tage unter der Asche begrub, uns die Stadt so wie sie war ganz und gar erhalten hat; Ostia aber ist nicht, wie Pompeji, das Opfer einer plötzlichen Katastrophe geworden, ist vielmehr langsam und Stück für Stück zu Grunde gegangen, — wie kann man also hoffen, hier noch Reste von Bedeutung aufzufinden? Es erklärt sich dies daraus, daß die Stadt fast plötzlich und auf einmal von ihren Bewohnern verlassen wurde. Von der Macht Rom's, dessen Hafen sie war, hing ihr Gedeihen ab; als Rom nicht länger mehr die Reisenden und die Waaren der ganzen Welt an sich zog, ging es auch mit ihr schnell zu Ende. Die Einfälle der Barbaren gaben ihr den Gnadenstoß. Seit Genserich war sie für all die kühnen Seeräuber, die durch die in der römischen Campagna aufgehäuften Reichthümer angelockt wurden, das natürliche Eingangsthor.*) Hier landeten sie, um ihrer Beute näher zu sein und einen lohnenden Handstreich zu wagen, ehe man Zeit hatte, sich zur Wehr zu setzen. Bald machten

*) Schon zu Cicero's Zeit war eine von einem Konsul befehligte römische Flotte bei Ostia überfallen und vernichtet worden, „fast unter den Augen Rom's" sagt Cicero, dem das Unglück als eine Schmach und Schande erscheint (Pro lege Man., 12). Unter den Kaisern bis zum 4. Jahrhundert hört man nichts von den Seeräubern, später treten sie wieder auf.

diese wiederholten Ueberfälle den Aufenthalt in Ostia unerträglich. Damals muß die arme Stadt die Nachbarschaft des Meeres, die so lange ihr Glück gemacht hatte und sie nun so vielen ungeahnten Mißgeschicken aussetzte, bitter beklagt haben. Jede Plünderung, deren Opfer sie wurde, verminderte die Zahl ihrer Einwohner. Wahrscheinlich haben eines Tages die letzten noch übrigen, von einem besonders wüthenden Angriff bedroht, angsterfüllt alle auf einmal die Küste verlassen und die Flucht landeinwärts ergriffen. Gewiß suchten sie einen Zufluchtsort, sei es in den Bergen Latium's und der Sabina, wohin, wie sie wohl wußten, der Feind ihnen niemals folgen würde, sei es hinter den Mauern Rom's, die der Kaiser Honorius eben erst wiederaufgebaut hatte. Nachdem sie die Stadt einmal verlassen, fühlten sie sich nie mehr versucht, dahin zurückzukehren. Immer häufiger wurden die Ueberfälle der Plünderer. Seit dem Ende der Kaiserherrschaft bis auf die Neuzeit haben sie eigentlich niemals aufgehört; niemals wieder ward Friede und Sicherheit diesem unseligen Gestade zu Theil. Auf die Vandalen folgten Sarazenen und Berber, deren unaufhörliche Raubzüge die Bewohner des Landes mit solchem Entsetzen erfüllten, daß die Erinnerung daran an der ganzen Meeresküste von Latium lebendig blieb. Noch unter Papst Leo XII., kurze Zeit vor der Einnahme Algiers durch die Franzosen, war von Häusern, die sie geplündert, von Bauern, die sie geraubt und als Sklaven verkauft hatten, die Rede. So kam es, daß Ostia, einmal von seinen Bewohnern aufgegeben, niemals wieder besiedelt worden ist, und gerade diesem Umstand verdanken wir die Erhaltung seiner Ruinen. Wohl haben auch die übrigen römischen Städte von Gothen, Lombarden, Franken viel zu leiden gehabt, aber sie lebten doch weiter, und da sie eben lebten, so erneuerten und verjüngten sie sich auch. Man brauchte Wohnungen, und wenn die Häuser allzu elend geworden waren, so baute man sie wieder auf. Die alten lieferten das Material zu den neuen; so ist von den antiken Bauten nichts mehr vorhanden. Weit mehr als die Zeit zerstört der Mensch die Denkmäler der Vergangenheit; Ostia hat es glücklicherweise nur mit der Zeit zu thun gehabt. Freilich ist es gar oft geplündert worden, aber die Plünderer hatten es gewöhnlich sehr eilig und nahmen sich zu systematischer Verwüstung keine Zeit. Auch fiel es ihnen gar nicht ein, gründlich mit Allem aufzuräumen. Sie drangen in die verlassenen Häuser ein und beluden sich hastig mit dem, was ihnen kostbar schien und was sie leicht wegschleppen konnten. Manchmal erbrachen sie die Ruhestätten der Todten, wenn sie hier reiche Beute zu finden hofften. Auf der Straße, die von Rom nach Ostia führte, ist roher Weise die breite Steinplatte, die eines der schönsten Gräber bedeckte, mit einem Hebel emporgehoben und mitten auf den Weg, wo man sie fand, geschleudert worden. Besonders die Tempel hatten für sie eine bedeutende Anziehungskraft. Im Heiligthume der Kybele sehen wir längs der Mauern die marmorne Wandbekleidung in Stücke zerbrochen, die eisernen Klammern verbogen. Unterhalb derselben belehren uns alte Inschriften, daß reiche und fromme Männer an dieser Stätte silberne Bildsäulen gestiftet hatten, welche Kaiser oder Götter darstellten. Aber eben nur die Inschriften sind noch vorhanden; die Statuen sind verschwunden, und diese verkrümmten Eisenhaken,

diese zerschmetterten Marmorplatten zeigen uns, mit welchem Ungestüm, mit wie brutaler Gewalt hier verfahren worden ist. Doch wenn man auch die silbernen Bildsäulen wegnahm, — die marmornen, von deren Werth man sich nichts träumen ließ und mit denen man deshalb nichts anzufangen wusste, ließ man stehen. Auch die Häuser konnte man nicht davontragen. So ist es gekommen, daß so vieler Beraubungen ungeachtet doch noch so bedeutende Reste vom alten Ostia vorhanden sind. Als dann dort schließlich nichts mehr übrig war, was die Plünderer locken konnte, stellten sie ihre Raubzüge ein und ließen die Stadt an Altersschwäche zu Grunde gehen. Nach und nach sind die Mauern zusammengesunken, die Säulen aus Backstein und Marmor sind auseinandergefallen und haben sich in ihrem Sturze gegenseitig zertrümmert, dann hat mit der Zeit eine Schicht Erde Alles bedeckt und Gras ist auf den Ruinen gewachsen. Aber darunter lagen noch immer die festen Grundmauern der Häuser und der öffentlichen Bauten, Fußböden aus Mosaik oder Marmor, mächtige Säulen, zerbrochene Friese, unzweifelhaft auch ganze noch aufrecht stehende Mauertheile, die gerade der Sturz der umliegenden Gebäude geschützt hatte. Man konnte also dreist nachgraben; man war, wie gesagt, sicher, auf die Reste einer großen Stadt zu stoßen, sobald man nur den Schutt beseitigte.

Die Alterthumsfreunde des vorigen Jahrhunderts wussten dies wohl, auch hatten sie diese weite Ebene fast in ihrer ganzen Ausdehnung sondirt und jedesmal sehr bedeutende Kunstwerke zu Tage gefördert. Diese glücklichen Entdeckungen, die kostbaren Marmorfunde, mit denen der Boden hier förmlich übersäet ist, die Inschriften, auf die man hier überall trifft, fanden schließlich auch in weiteren Kreisen Beachtung. Viele sagten sich, daß hier, wenige Meilen von Rom, vielleicht ein zweites Pompeji der Auferstehung harre, — nie und nimmer dürfe man eine so vielversprechende Aussicht unbeachtet lassen. Im Jahre 1800 kam Papst Pius VII. auf den Gedanken, regelrechte Ausgrabungen zu veranstalten. Die Leitung derselben hatte der Architekt J. Petrini; leider wurden sie in Folge der politischen Ereignisse bald abgebrochen. Erst 1855 nahm Pius IX. sie wieder auf und betraute damit den tüchtigen Kenner der stadtrömischen Alterthümer, Carlo Lodovico Visconti. Sträflinge, die man im Kastell Julius II. unterbrachte, wurden bei den Arbeiten beschäftigt. Diese hatten guten Fortgang, und die von Anfang an erzielten Erfolge erregten die Aufmerksamkeit der gelehrten Welt. *)

Zu der Zeit, als die Ausgrabungen begannen, stand vom alten Ostia weiter nichts mehr aufrecht als die vier Mauern eines Tempels, der, ich weiß nicht weshalb, der „Jupitertempel" genannt wurde und jedenfalls zu den wichtigsten Heiligthümern der Stadt gehört hat. Dieser Tempel war durch seine Höhe vor der Zerstörung bewahrt worden: er war nämlich auf einem mächtigen Basament errichtet, welches eine Art unteres Stockwerk bildete und fast so hoch war wie der Tempel selbst. Nachdem dann der Schutt der Häuser in der Nähe dieses ganze

*) Ueber die Hauptergebnisse dieser Ausgrabungen berichtete Visconti in den Ann. dell Inst. di Corr. arch. 1857, p. 281 ff.

Stockwerk begraben, hatte sich die Thür des Gebäudes gerade im gleichen Niveau mit dem neuen Boden befunden. Auch war das Glück gut gewesen: die vier Mauern hatten sich gehalten. So war dieser Tempel das einzige Gebäude, das den allgemeinen Zusammenbruch überlebt hatte; von allen Seiten der weiten Ebene zog es die Blicke auf sich. Hier hatte man denn auch unter Pius VII. die Ausgrabungen begonnen und die nächste Umgebung des Tempels freigelegt und gesäubert. Visconti wollte ein anderes Verfahren einschlagen und systematischer vorgehen. Anstatt sofort im Herzen der Stadt, die er entdecken wollte, festen Fuß zu fassen, wie Petrini gethan, griff er sie sozusagen von außen an und versuchte, durch ihre Thore in sie einzuziehen. Er erinnerte sich, daß an einer bestimmten Stelle ziemlich zahlreiche Grabinschriften gefunden worden waren, und schloß daraus, daß nahe bei dieser Stelle eine öffentliche Straße gelegen haben müsse. Wie überall, so lagen auch in Ostia die Grabstätten zu beiden Seiten der Landstraßen: um zur Wohnung der Lebendigen zu gelangen, musste man zuvor die der Todten durchschreiten. Diese Voraussetzungen fanden volle Bestätigung: bei den Forschungen in der Nähe der Gräber stießen die Arbeiter gar bald auf die großen polygonalen Basaltplatten der Via Ostiensis. Nun war es sicher: ein Irrthum war nicht mehr möglich; nur geradeaus brauchte man vorzubringen, und man musste zum Thore der Stadt gelangen.*)

Die Straße ist auf eine bedeutende Strecke freigelegt worden. Sie besteht aus einer 5 Meter breiten Chaussée mit geräumigen Trottoirs und zwei Reihen von Gräbern. Die letzteren stehen im Allgemeinen den pompejanischen an Schönheit nach und sind auch ungleichartiger als diese. Neben sehr einfachen Columbarien, in denen Freigelassene oder Arme ruhen, findet sich das Grabmal eines recht eitlen römischen Ritters. Er hat sich mit den Abzeichen seiner Würde abbilden lassen; Genien reichen ihm Kränze dar: ein Ritter muß in Ostia eine große Persönlichkeit gewesen sein. Wir kommen dann zu den Resten eines ziemlich geräumigen, in eine Menge kleinerer Kammern eingetheilten Baukomplexes, der vielleicht als Wachtlokal diente; Andere wollen ein Wirthshaus erkennen. Von hier gelangen wir zu einem der Stadtthore. Die Schwelle ist noch heut an ihrem Platze: so betreten wir Ostia. Das Quartier, in dem wir nun stehen, ist ziemlich elend, wie es an den äußersten Enden großer Städte, besonders der Handelsstädte, in denen so viele arme Leute sich anhäufen, in der Regel der Fall ist. Die Hauptstraße ist von Häusern begrenzt, die dem Anschein nach klein und ärmlich waren, und nun sehen wir, wie sie sich bald in mehrere enge Gassen theilt, die nach entgegengesetzten Richtungen führten. Diese weiter zu verfolgen, hat Visconti Bedenken getragen. Die Mauern, die er auf seinem Wege traf, waren so gut es anging aus von anderswoher geholten Trümmerstücken ausgebessert worden; eine kleine, einem Grabe entnommene steinerne Urne hatte man zu einem Springbrunnenbassin benutzt. Aus diesen Anzeichen schloß er, daß man in ein Stadtviertel gerathen war, welches im 5. oder 6. Jahrhundert in aller Eile wieder aufgebaut wurde,

*) Andere, minder wichtige Gräber fanden sich längs der Straße nach Laurentum.

— nach einer vorangegangenen Katastrophe, als die Einwohner voll Angst sich vom Meere, das die Feinde zu ihnen führte, zu entfernen trachteten und sich in diesem kleinen Winkel zusammendrängten, in der Richtung nach Rom, von wo ihnen Beistand und Entsatz kommen konnte. Er meinte also, daß auf wichtige Entdeckungen hier nicht zu hoffen sei, und setzte deshalb die Ausgrabungen auf dieser Seite nicht weiter fort.

Nun aber hatte Visconti die Stadt gleichzeitig auch noch von einer andern Seite her angegriffen, dort nämlich, wo sie an das Meer stieß; und hier war er glücklicher. Etwas unterhalb der Torre Bovacciana war den Beobachtern schon seit langer Zeit ein ansehnlicher Ruinenhaufen aufgefallen; er bildete einen weiten Halbkreis und hatte unzweifelhaft einst zu irgend einem bedeutenden Bau gehört. Man nahm allgemein an, es müsse ein Markt oder Stapelplatz (emporium) gewesen sein. Canina erinnerte sich, auf einer Münze des Kaisers Severus die Reproduktion einer ähnlichen Bauanlage gesehen zu haben, und da dieser Fürst bekanntlich eine große Straße (via Severiana), die etwa hier ihren Ausgang nahm und dann längs der ganzen Küste weiter ging, erbaut hat, so sprach er unbedenklich die Ansicht aus, Severus habe auch diesen Markt anlegen lassen, und nannte ihn emporium Severi.

Dicht neben dem Emporium erhob sich ein wahrer Berg von Ruinen. Visconti meinte, er müsse ein reiches Wohnhaus einschließen, und ließ seine Arbeiter entschlossen gegen ihn vorgehen. Zuerst wurde hier eine Ceresstatue gefunden, dann aber, 20 Fuß tief unter der Erde, das schönste Mosaik, das man seit langer Zeit in Rom entdeckt hatte. Ein Forscher sagt darüber: „Dieser marmorne Fußboden gibt dem Ennio Quirino Visconti Recht, wenn er behauptet, man müsse in den Mosaiken dieser Art Nachahmungen der im Alterthum hochgepriesenen alexandrinischen Teppiche erblicken. Diese wunderlichen, von gleichmäßig abgetheilten Feldern eingeschlossenen, von Blumengewinden und Maeandern reichster Erfindung umgebenen, durch die lebhaftesten und harmonischsten Farben gehobenen Arabesken machen die gleiche Wirkung und haben den gleichen Reiz für das Auge wie der prächtigste Teppich."*) Aus sicheren Anzeichen erkannte man bald, daß der Saal, wo dies schöne Mosaik seinen Platz hatte, zu einer Bäderanlage gehörte, und da viel ornamentaler Schmuck aufgewendet war, so nahm man an, daß es ein öffentliches Bad gewesen sei. Aus einer merkwürdigen Inschrift wusste man mit Bestimmtheit, daß von Kaiser Antoninus Meerwasser-Thermen, die ihm über 2 Millionen Sesterzien (320,000 Mark) gekostet hatten, in Ostia errichtet worden waren; so glaubte man, hier diese Anlagen entdeckt zu haben. Als man aber weiter grub, zeigte es sich, daß diese Thermen trotz ihrer Großartigkeit doch nur das Zubehör zu einem prächtigen Wohnhause waren. Dasselbe ist jetzt völlig freigelegt. Es bedeckt einen weiten Raum, oder, wie die Römer sich ausdrückten, eine ganze, rings von vier Straßen umgrenzte „Insel". Den Haupteingang, nahe beim Tiber, schmücken zwei schöne, nun wieder auf ihrer Basis aufrechtstehende

*) Heut im Vatican.

Säulen aus Cipollin. Das Haus ist wie die Häuser in Pompeji angelegt, aber das Peristyl ist so groß, die einzelnen Räume sind so zahlreich und weitläufig, daß man gemeint hat, den Bau könne kein einfacher Privatmann bewohnt haben. Da nun bekanntlich die Kaiser ihre Residenz häufig in Ostia nahmen, so hat man ihnen diese schöne Wohnung zuweisen wollen und dieselbe „Kaiserpalast" getauft. Aber diese Hypothese ist ziemlich willkürlich; viel natürlicher scheint die Annahme, daß das Haus einem reichen Banquier oder Großkaufmann gehört hat, an denen es, wie wir sehen werden, in Ostia nicht gefehlt hat.

Dieses Quartier ist nicht das einzige, in welchem sich offenbare Spuren der Bedeutung und Prosperität der Stadt gefunden haben. Der Jupitertempel, von welchem oben die Rede war, ist heut völlig freigelegt; als man ihn von den Ruinen, die seinen Unterbau bedeckten, gesäubert hatte, zeigte er sich in all seinem Glanze. Er bestand, wie die meisten mittelalterlichen Kirchen, aus zwei übereinandergesetzten Bautheilen; der untere diente als reservirter Raum und als Niederlage für den eigentlichen Tempel. Den Giebel stützten sechs korinthische Säulen, von denen nur formlose Trümmer übrig sind. Doch besitzen wir noch einige der eleganten Skulpturen, die den Fries schmückten; auch die Thürschwelle, einen prachtvollen, 4 Meter langen Block aus afrikanischem Marmor, hat die Zeit verschont.*) Wir können daraus auf die Großartigkeit des Uebrigen schließen. Vor dem Tempel, dessen Eingang nach Süden liegt, befindet sich ein kleiner, einst mit Säulengängen geschmückter Platz; auf der andern Seite führt eine Straße geradeaus zum Tiber, d. h. zum Mittelpunkt des städtischen Treibens und besonders der Geschäfte. Sie war, ähnlich wie die Hauptstraßen von Bologna oder die pariser Rue Rivoli, auf beiden Seiten von Arkaden eingefasst. Noch stehen die Backsteinpfeiler, auf denen sie sich erhoben, an ihrer Stelle, und leicht führen wir uns in Gedanken die Menge der Spaziergänger aus allen Ländern, die während der heißen Stunden des Tages Schutz vor der Sonne suchten, hierher zurück. Hinter diesen Arkaden liegen beiderseits große Magazine, von denen einige völlig freigelegt worden sind; sie müssen sämmtlich sehr groß und überaus reich gewesen sein. Mit Einschluß der Arkaden ist die Straße 15 Meter breit: es ist die größte römische Straße, die noch entdeckt worden ist; in Pompeji gibt es nichts, was sich damit vergleichen ließe.

So weit waren die Arbeiten vorgeschritten, als i. J. 1870 Rom eine andere Regierung erhielt. Die Ausgrabungen von Ostia erfuhren keine Unterbrechung; nur wurde ihre Leitung jetzt dem Architekten Pietro Rosa anvertraut, der sich eben durch seine Entdeckungen auf dem Palatin vortheilhaft bekannt gemacht hatte. Rosa, ein erfinderischer, um neue Hülfsmittel nie verlegener Kopf, hatte sofort einen glücklichen Gedanken, der sich als äußerst fruchtbar erweisen sollte. Auf die Fortsetzung der Arbeiten seines Vorgängers Visconti legte er nur geringen Werth; neue Wege wollte er versuchen und den Ausgrabungen eine andere Richtung

*) In den Ruinen Ostia's fand sich köstlicher Marmor in Masse. Die schönsten Stücke wurden zur Ausschmückung der Konfession von S. Maria Maggiore verwendet.

geben. Er sagte sich, daß Ostia, eine der großen Handelsstädte des Reiches, die als solche Waaren aus allen Ländern der Erde empfing, sicherlich Speicher zu ihrer Unterbringung besaß und daß dieselben — wie es ja auch sonst Brauch war und wofür der gesunde Menschenverstand sprach — ihren Platz längs des Tiber gehabt haben müssen. Dort suchte er sie denn auch, und er fand sie ohne Mühe. An dieser Stelle bildet der Tiber einen Halbkreis, um den herum die Stadt angelegt ist. Jede Spur eines Quai's ist verschwunden; das Wasser schlägt an die Mauern der Häuser. Manche erheben sich sogar auf festen, in den Fluß vorspringenden Pfeilern, sodaß die Barken heut in die Keller hineinfahren und hier direkt ihre Waaren löschen könnten. Die großen gewölbten Magazine aber, welche die Ladung aufnahmen, sind noch vorhanden; noch sieht man hier jene gewaltigen, halb in den Boden eingegrabenen Amphoren, in denen Korn und Oel verwahrt wurde. Sie sind lange benutzt worden; manche zeigen noch Spuren von Ausbesserungen. Alle diese Häuser liegen nach einer Straße hinaus, die zur Zeit der Blüthe Ostia's gewiß sehr belebt war. Sie läuft dem Flusse parallel; Gässchen oder kleine Durchgänge setzen sie mit ihm in Verbindung. Einen dieser Durchgänge schließt ein Thor von monumentalem Aussehen: es zeigt uns, daß selbst von diesen Handelsquartieren ein wählerischer Geschmack nicht ausgeschlossen blieb und daß man mit der Sorge für die Geschäfte ein feines Gefühl für Kunst und Schönheit zu verbinden verstand. Die Straße der „Docks“, wie man sie nennen könnte, ist in einem großen Theile ihrer Länge freigelegt worden; wir können sie heut bis zum Severus-Markte verfolgen.

2.

Indem wir nun diese lange Straße durchwandern und zwischen den zwei, von Zeit zu Zeit durch einen freien Ausblick auf den Tiber unterbrochenen Speicherreihen dahinschreiten, fühlen wir uns in eine Welt des Handels und der Industrie versetzt, die uns das Alterthum in einem neuen Lichte zeigt. Die alten Geschichtschreiber geben uns von den ökonomischen Lebensbedingungen der Gesellschaft ihrer Zeit gar spärliche Kunde. Daß man eines Tages neugierig sein könnte, zu erfahren, wie jene Volksmassen sich ihre Subsistenzmittel verschafften, auf welche Weise sie ihre Waaren mit denen ihrer Nachbarn austauschten, von wo ihnen alle zum Leben nothwendigen oder angenehmen Dinge kamen, — daran scheinen sie nicht gedacht zu haben. Derartiges kam ihnen zu klein und niedrig vor; sie zeigen uns ihre Zeit mit Vorliebe von den besten, edelsten Seiten: zu einem so untergeordneten Thema lassen sie sich deshalb nicht gern herab. Besonders in Ostia drängen sich uns alle diese Fragen auf; hier wird uns ihre Lösung auch am leichtesten. Der Anblick der Ruinen der Hafenstadt, die Erinnerungen ihrer Geschichte können uns in dieser Hinsicht mehr als einen nützlichen Wink geben.

Die Ueberlieferung führte Ostia's Gründung auf den römischen König Ancus Marcius zurück. „Er war es,“ sagt der alte Dichter Ennius, „der den schmucken Hafen baute für die schönen Schiffe und für die Seeleute, die auf dem

Meere ihren Unterhalt suchen."*) Als dann Rom die Herrin der Welt geworden war, da wünschten die Weisen, wenn sie über die Gründe nachdachten, die Rom so mächtig gemacht hatten, dem Romulus Glück dazu, daß er seine Stadt nicht an den Ufern des Meeres erbaut hatte. Nach den griechischen Philosophen zählt Cicero alle Gefahren auf, denen die Seestädte ausgesetzt sind: nichts kündige ihnen die Ueberraschungen an, die der Feind gegen sie im Schilde führe; dieser könne landen und in ihre Mauern eindringen, ehe Jemand von seinem Nahen auch nur eine Ahnung habe. Auch seien sie zugänglicher für äußere Einflüsse und wehrlos gegen die Verderbniß fremder Sitten. „Die Bewohner dieser Städte haften nicht fest in ihren Heimstätten, sondern sie werden unablässig von geflügeltem Hoffen und Sinnen weit von Hause hinweggetragen, und selbst wenn sie mit ihrem Leibe daheimbleiben, so schwärmen sie doch mit ihrem Geiste aus und schweifen in der weiten Welt umher." Dies war das Unglück Korinth's und der schönen Inseln Griechenlands, „die von Fluthen umgürtet, fast selber schwimmend dahintreiben zugleich mit den Einrichtungen und Sitten ihrer beweglichen Stadtgemeinden." **) Cicero schließt hieraus, daß Romulus, als er im Innern des Landes und doch in nächster Nähe eines Stromes, der ihm die Waaren der Nachbarländer zuführen konnte, seinen Platz wählte, damit einen seltenen Scharfblick bewiesen hat. Es ist nun sehr zweifelhaft, ob der Gründer von Rom all' die schönen Erwägungen, die ihm zugeschrieben werden, wirklich angestellt hat; sicher ist dagegen, daß die neue Stadt recht froh darüber war, vom Meere nicht allzu entfernt zu sein, und daß sie diese vortheilhafte Nachbarschaft für ihr Glück und Gedeihen nutzbar zu machen sich beeilte. Ihre Bürger waren von Leidenschaften beseelt, die auf den ersten Blick schwer vereinbar scheinen. Gewöhnlich zeigt man sie uns nur von einer Seite, der schönsten und glänzendsten; sie haben aber deren zwei, die einander ganz entgegengesetzt sind. Sie waren Krieger, Eroberer, denen die Ueberlieferung nur noch heroische Haltung und Geberde leiht; aber diese Halbgötter waren daneben auch Kaufleute und Wucherer. Sie waren ebenso habgierig als tapfer; sie liebten den Ruhm, legten aber auch hohen Werth auf Gelderwerb. Sie verstanden sich trefflich auf's Rechnen, und während sie äußerlich eine große Geringschätzung dieser Dinge zur Schau trugen, hüteten sie sich doch wohl, sich die schönen Handelsgewinne entgehen zu lassen. Diesen Bestrebungen zu Nutz und Frommen gründete Ancus Marcius an der Stelle, wo der Tiber sich ins Meer ergießt, den Hafen von Ostia.

Zu jener Zeit war ein König von Rom nicht reich genug, um fern von Hause kostspielige Arbeiten zu unternehmen. Zwar wird ihm die Anlegung eines Arsenals oder einer Schiffswerft (navale) zugeschrieben; wahrscheinlich aber hat er weder ein Bassin noch eine Werft erbaut, wenigstens hat sich keine Spur davon

---

*) Ostia munita est: idem loca navibus pulchris
Munda facit nautisque mari quaerentibus vitam.
(Ennii reliq. ed. Vahlen p. 24).

**) Cic., de Republ. l. II., c. 3. 4.

gefunden.*) Die Mündung des Flusses bildete selbst schon den Hafen: ihn bequemer und sicherer zu machen, damit gab man sich weiter keine große Mühe. So wie er war, diente er während der ganzen Dauer der Republik. In seinem Umkreise von geringer Ausdehnung und Tiefe barg er nicht blos die Handels-, sondern auch die Kriegsschiffe: Livius erzählt, daß während der punischen Kriege mehrere Geschwader von Ostia ausliefen, die Flotten Karthago's zu bekämpfen. Und doch war es unmöglich, sich für alle Zeit mit dem alten Hafen des Ancus Marcius zu begnügen; ganz abgesehen davon, daß er schließlich, als mit Rom's Macht zugleich auch sein Handel wuchs, ungenügend werden musste, bedrohte der Tiber seinen Eingang zusehends mit Versandung. Der „gelbe“ Strom, wie man ihn nannte, führt bedeutende Schlammmassen mit sich. Lanciani hat berechnet, daß das Ufer an der Mündung von Fiumicino alljährlich um mehr als drei, an der von Ostia dagegen um neun Meter weiter in die See vorrückt. Der Eintritt in den Hafen wurde also mit jedem Tage schwieriger; gegen Ende der Republik konnten große Schiffe kaum noch hier landen.

Und doch war dies die Zeit, wo Rom für seinen Unterhalt am meisten darauf angewiesen war, die Schiffe der ganzen Welt zu sich heranzuziehen. — Wie war es nur so schnell gekommen, daß die römische Campagna, diese zuerst so reiche und wohlbebaute Landschaft, ihre Bewohner nicht mehr ernähren konnte? Der ältere Plinius macht dafür besonders die Ausdehnung des Großgrundbesitzes verantwortlich: latifundia perdidere Italiam. Diese weiten Domänen, die das Erbe so vieler armen Familien verschlungen hatten, schlossen Parks, Gärten, Säulenhallen, lange Promenadenwege ein, — ausgedehnte Strecken, die so für die Landwirthschaft verloren gingen. Für den Rest aber hatten die Eigenthümer durchweg die Neigung, den Kornbau durch Weiden zu ersetzen, die leichter zu unterhalten sind und ein sichereres Einkommen gewähren. Mommsen fügt hinzu, daß die Konkurrenz des Auslandes die römischen Landwirthe entmuthigte: als sie die Händler Siciliens und Aegyptens das Getreide ihrer Länder massenhaft und wohlfeil herbeischaffen sahen, da gaben sie sich mit dem Kornbau daheim nicht weiter ab. Von nun an war hierin Rom, das mächtige Rom, in vollster Abhängigkeit von seinen Nachbarn; es lebte nur noch von den Produkten des Auslandes, die das Meer durch tausend Gefahren zu ihm brachte. „Alltäglich,“ sagt Tacitus in seiner energischen Sprache, „ist das Leben des römischen Volkes ein Spielzeug des treulosen Meeres und den Stürmen preisgegeben.“**) Gleichzeitig, und als sollte das Uebel unheilbar gemacht werden, bezahlten die Häupter der Demokratie, wenn sie endlich zur Macht gelangt waren, ihren Erfolg dem Volke mit einer Freigebigkeit, deren Konsequenzen für die Republik verhängnißvoll werden

*) Einige Reste von Konstruktionen aus Tuf und Travertin in der Nähe des sogenannten „Kaiserpalastes“. neben der Torre Bovacciana, hat man auf die navalia von Ostia bezogen. Diese Trümmer, zu welchem Bau immer sie gehören, stammen indessen jedenfalls aus dem letzten Jahrhundert der Republik. (Vgl. Ann. dell' Inst. di Corr. archaeol. 1868, S. 148).

**) Tac. Ann. III., 54: vita populi romani per incerta maris et tempestatum quotidie volvitur.



mussten. C. Gracchus setzte es durch, daß der Staat es übernahm, künftig die armen Bürger zum Theil zu ernähren. Man vertheilte unter sie Getreidemarken oder Bons (tesserae frumentariae), auf Grund deren sie ihren Antheil zum halben Preise erhielten. Bei halben Maßregeln bleibt man natürlich nicht stehen, und so kam einige Zeit nach den Gracchen ein anderer Volksführer auf die Idee, das Korn ganz unentgeltlich herzugeben. Je weniger bezahlt wurde, um so höher schwoll die Zahl derer an, die jene Vergünstigung für sich in Anspruch nahmen; man zählte 320,000 solcher Kostgänger, als Cäsar sich der Gewalt bemächtigte. So sehr nun auch dieser dem Volke zu gefallen wünschte, so fand er doch die Zahl viel zu hoch und verminderte sie auf die immer noch recht ansehnliche von 150,000. Es heißt sogar, daß Augustus noch weiter gehen wollte und einen Augenblick daran dachte, künftig überhaupt Niemand mehr etwas zu schenken. Sueton berichtet, wie in Folge einer Hungersnoth, als die Sklavensöldner, die Gladiatorenbanden und alle Fremden mit Ausnahme der Lehrer und Aerzte aus Rom vertrieben wurden, der Kaiser die völlige Aufhebung aller Gratisvertheilungen beabsichtigte. Er sah wohl ein, daß sie die Faulheit ermuthigten und die Verödung der Felder förderten. Dennoch hat er schließlich an ihnen festgehalten; er fürchtete nämlich, sagt sein Geschichtschreiber, es möchte, wenn er sie unterdrückte, irgend ein Ehrgeiziger durch das Versprechen ihrer Wiedereinführung sich die Gunst des Volkes erwerben.*) Zuletzt zeigte er sich gar noch nachsichtiger als Cäsar; als er starb, empfingen 200,000 Bürger ihr Korn vom Staate.**) Bedenkt man nun, daß in Paris nur 113,000 Personen Armenunterstützung erhalten,***) daß ferner die Bevölkerung von Rom, selbst nach den günstigsten Berechnungen, um ein starkes Drittel geringer war als die von Paris, daß endlich ein großer Theil dieser Bevölkerung aus Sklaven bestand, die von ihren Herren ernährt werden mussten, so muß jene Ziffer überaus groß erscheinen. Wir müssten nun hieraus auf eine erschreckend hohe Zahl der römischen Armen schließen, wenn nicht die Annahme natürlicher wäre, daß man es bei gar Vielen von denen, die das Almosen des Herrschers in Empfang nahmen, keineswegs mit wirklichen Armen, sondern mit kleinen Bürgern zu thun hatte, die jenes Almosen als eine ihr sonstiges Einkommen ergänzende, für die Behaglichkeit ihres Lebens förderliche Aushilfe ungemein bequem fanden. Geschämt haben sie sich dieses Verhältnisses nicht im mindesten; im Gegentheil schienen sie stolz darauf zu sein, denn da jene freigebigen Schenkungen nur denen bewilligt wurden, die sich des Bürgerrechtes erfreuten, so ließen es Manche ausdrücklich auf ihren Grabstein schreiben, daß sie „bei den Getreidevertheilungen Berücksichtigung erfahren haben,“ nur um kundzuthun, daß sie Vollbürger waren.

*) Sueton., Aug. 42.

**) Bis auf die Zeit des Severus erhielt sich diese Zahl auf der gleichen Höhe. Vgl. über alles die Getreidevertheilungen Betreffende Otto Hirschfeld's sehr eingehende Abhandlung „Die Getreideverwaltung in der römischen Kaiserzeit“ (Philologus, 1870).

***) Vgl. hierüber die authentischen Angaben in Maxime du Camp's inhaltreichen Aufsätzen über die pariser Stadtverwaltung (Revue des deux Mondes, 1878).

Von nun an wurde die Getreideverpflegung ihrer Residenz die Hauptsorge der Kaiser. Das so unterwürfige, so willfährige römische Volk, das stets bereit war, den Launen seiner Herren zu schmeicheln, — es konnte eigentlich nur dann noch böse werden, wenn es fürchtete, seine Kornration verringert zu sehen. Bei der kleinsten Verzögerung, welche die allmonatlich stattfindenden Vertheilungen erfuhren, rottete sich der Pöbel, der sich sonst in der Regel Alles ohne Murren gefallen ließ, vor dem Palast zusammen oder plünderte und verwüstete in Abwesenheit des Kaisers das Haus und Mobiliar des Stadtpräfekten. Verbreitete sich das Gerücht, daß möglicherweise Brodmangel eintreten könnte, so durchlief ein toller Schrecken die Stadt, wie er etwa in den schlimmsten Tagen der Französischen Revolution erlebt wurde, eine wahnsinnige Angst, welche die Menge zu allen Ausschreitungen geneigt machte. Die Kaiser hatten nichts vernachlässigt, um solchen Befürchtungen zuvorzukommen; durch alle möglichen Privilegien ermunterten sie die Kaufleute aller Länder, ihr Getreide nach Italien zu bringen. Claudius sicherte denen, die in dieser Absicht Schiffe bauten, große Vortheile zu; er erhöhte ihren Geschäftsgewinn und hielt sie für ihre Verluste schadlos.*) Alle, die auf irgend eine Weise bei der Getreideverwaltung von Rom (annona) angestellt waren, wurden von jedem andern Dienste befreit: „sie arbeiten," hieß es im Gesetz, „im öffentlichen Interesse".**) Diese Verwaltung war seitens der Regierung der Gegenstand so vieler Auszeichnungen und Vergünstigungen, daß sie zuletzt in den Provinzen des größten Ansehens genoß. Ueberall hatte man ein lebhaftes Gefühl für ihre hervorragende Bedeutung, und da sie sich die Verpflegung der „heiligen Stadt" zur Aufgabe setzte, so nannte man sie bisweilen respektvoll die „annona sancta".***) Die Cerealien kamen aus allen Ländern der Welt nach Italien; den größten Theil aber, mehr als die Hälfte des Gesammtverbrauchs von Rom, lieferte Aegypten. Diese ungeheure Getreidemasse wurde durch die Beamten der annona im Lande zusammengebracht und dann im geeigneten Augenblick auf einer besonderen Flotte nach Italien gesandt. Da aber in Aegypten die Ernte von der Nilüberschwemmung abhängt und nicht immer gleich reichlich ausfällt, so kam Commodus auf den Gedanken, sich gegen diesen widrigen Zufall dadurch zu sichern, daß er eine neue Flotte schuf, die alljährlich nach Karthago ging und das Korn aus Afrika holte; †) die beiden fruchtbarsten Länder der Welt wurden so in Kontribution gesetzt. Aber auch dies genügte noch nicht. Aegypten und Afrika konnten einmal zusammen von der gleichen Unfruchtbarkeit betroffen werden; es galt, gegen eine allgemeine Theuerung Vorsichtsmaßregeln zu ergreifen und Rom gegen eine Hungersnoth, die möglicherweise die ganze Welt in Mitleidenschaft ziehen konnte, sicher zu stellen. Um dies zu erreichen, baute man gewaltige Kornspeicher, die in Voraussicht schlechter Jahre schon in Zeiten des Ueberflusses gefüllt wurden. Fürsorglich waren die Kaiser darauf bedacht, sie stets wohlversehen zu

*) Sueton., Claud. 18.

**) Dig., L., 6, 5, 3.

***) Orelli, n. 1810.

†) Hist. Aug., Comm. 17.

halten; sie bargen, wie uns berichtet wird, Vorräthe, die ausreichten, das gesammte niedere Volk von Rom sieben Jahre hindurch zu ernähren: solcher Vorkehrungen bedurfte es, um diese Menge, die so leicht in Angst gerieth und sich so sehr vor dem Hungertode fürchtete, zu beruhigen. *)

(Fortsetzung folgt.)

Neun Tage.

Von

George Allan.

Es geschah mir vollkommen unvorbereitet. Ich saß an meinem kleinen Tisch und zeichnete; der Frühling und die Sonne weckten mir immer die Farbengier und mit ihr die Lust zum Malen. Da trat Alice in's Zimmer und sagte in ihrer kurzen Art:

„Komme mit mir, ich will noch einige Krüge kaufen, Du sollst mir wählen helfen!"

Ich schloß den Malkasten und setzte meinen Hut auf. Keine Vorahnung, auch kein Augenblick des Zögerns!

„Zu Fuß?" fragte ich erstaunt.

„Ja, zu Fuß, es läßt sich heute gut gehen; so warme Sonne und so saubere Steine!"

„Wohin denn?"

„Denk' Dir, weit hinein in die Strada Crajovei! Da sind die schönsten Töpferwaaren; ich brauche auch noch Teller für meine National-Ecke."

Ich lachte über diese neueste Laune, eine Ecke ihres Saales mit rohen, rumänischen Thonwaaren zu zieren, und wir wanderten der Strada Carol zu. Es war wirklich angenehme Luft, ich war des Gehens so ungewohnt, daß es mich in eine festtägliche Stimmung versetzte. Außerdem kannte ich diese echten Bukarester Straßen mit dem ihm eignen Handel und Wandel nur aus dem flüchtigen Durchfahren zum Pelzhändler, der in dieser Gegend wohnt. Der Himmel hatte ein berückend Blau, und keine Wolke war auf ihm.

„Da ist ja schon der Marktplatz mit den Hallen!" rief ich.

„Ja wohl, aber wir müssen einen kleinen Umweg machen; die Brücke ist gesperrt wegen der Dimbowitza-Regulirung; wir gehen dann quer über den Marktplatz und biegen in die Strada Crajovei ein!"

So traten wir auf den Marktplatz. Der Markt war geschlossen und die lange Reihe der sauber dunkelbraun gestrichenen Verkaufsbuden leer. Das Pflaster war rein gefegt, aber in der Nähe der bedeckten Hallen, wo die Fleischer gehaust, waren sie doch noch stark am Geruch zu spüren.

---

*) Hist. Aug., Sept. Sev. 8; Heliog. 27.

„Wir hätten lieber den andern Weg einschlagen sollen", meinte Alice, die gerade zufällig etwas vor mir ging. Es war uns nämlich ein Strom Arbeiter von den Erdwällen entgegengekommen, und wir mussten uns zwischen ihnen durchdrängen.

„Wegen dieser braven Nachkommen Trajans?" fragte ich, als ich am linken Arm so stark gepackt wurde, daß ich taumelte und plötzlich einem großen, zottigen Hund in die Augen sah. Was für Augen, großer Gott! Aus welcher Richtung er auf mich gestürzt, ob er hinter den Buden hervorgesprungen, weiß ich nicht. Ich weiß nur, daß ich mich sehr zusammen nehmen musste, um nicht aufzuschreien, und daß mir durch den Kopf fuhr, was ich an demselben Morgen in der Augsburger Allg. Zeitung über die tollen Wärwölfe gelesen. Aber ich schrie nicht, ich erwehrte mich nicht einmal des Thieres, vielleicht weil ein Uebermaß des Schrecks mich gelähmt hatte; ich fühlte kaum, daß es mich am linken Arm gebissen, ehe eine Hand mir über die Schulter griff und der Hund zurückschleuderte. Die grauen, doppelt genähten Handschuhe kannte ich doch? Sie mussten die meines Mannes sein! Wie eigen, wie in einem Traume, daß er da war, als ich Hülfe brauchte! „Wie kommt er in diese Gegend?" blitzte mir durch den Kopf.

„Er ist toll, er ist toll!" hörte ich um mich rufen, und die Meisten wichen entsetzt zurück; Einige stürzten dem Thiere nach, mein Mann aber ergriff meinen Arm dicht oberhalb der Bißwunde und sagte: „Komm schnell!"

Ich ließ mich einige Schritte weit führen, ehe mir Alice einfiel.

„Lass' sie," entgegnete er, „Du hast keine Zeit zu verlieren."

Mir schwirrte Alles vor den Augen, und ich war wohl betäubt gewesen, daß ich jetzt erst merkte, wie bleich sein Gesicht, und daß seine Hand blutüberlaufen war. Ich machte ihn darauf aufmerksam: „Es hat nichts zu bedeuten," meinte er, und damit traten wir in das Hospital ein, das unmittelbar hinter dem Marktplatz liegt. Ludwig öffnete eine Thür, und ich befand mich in einer Art Apotheke.

„Schnell hypermangansaures Kali", rief er einem jungen Manne mit großen Brillengläsern zu. „Ich glaube zwar nicht an seine Wirkung, aber man muß Alles versuchen", wandte er sich zu mir. Jetzt fing ich plötzlich an zu verstehen, und mir war, als heule ein Sturmwind durch meine Ohren.

„War er wirklich toll?" fragte ich leise und ein kalter Schauer kroch mir am Leibe empor. Meine Stimme klang heiser und athemlos, — war das schon eine Folge der Vergiftung? Ich musste mich hinsetzen, denn ehe ich die Antwort hörte, schlossen sich meine Augen und glaubte ich den Verstand zu verlieren bei dem Alles überwältigenden Gedanken an mein Kind!

Ludwig hatte nicht geantwortet, er hatte etwas in die Wunde geträufelt, sie geätzt, — ich fühlte es nicht, ich fühlte nur die verzehrende Angst um das Kind, die mir die Brust umschnürte, — jetzt legte er mir einen Verband an. Die Wunde war nicht groß. Dann ließ er sich von dem kleinen Mann mit der Brille das Handgelenk verbinden, dankte ihm und reichte mir den Arm. Er ging

schnell aus dem Krankenhaus, aber aus einer andern Thür als der, durch die wir eingetreten waren, sah einmal nach der Uhr und winkte dann einem Kutscher. Kaum waren wir abgefahren, als er wieder halten ließ und hinaussprang. Ich sah ihm unter dem Schlag der Kutsche nach und erblickte Alice. Sie stand aufrecht in einem Wagen und schien noch nach uns auszuschauen. Er lächelte freundlich, als er zu ihr herantrat, — ich fühlte dies Lächeln bis tief in's Herz; ja, meine Eifersucht würde erst mit mir sterben!

„Was in aller Welt war denn aus Ihnen geworden? Kaum hatte ich Sie erblickt, so verschwanden Sie auch schon wieder mit Ihrer Frau!“ sagte sie mit ihrer harten, lauten Stimme.

„Anna bittet Sie sehr um Verzeihung, sie hatte sich erschrocken; ich führte sie in das Hospital, um ihr einen Schluck Wasser zu geben.“

Ich lehnte mich jetzt zurück in die Ecke des Wagens.

„Der Hund war gewiß nicht toll!“ meinte Alice.

„Gewiß nicht,“ entgegnete mein Mann.

„Aber woher tauchten Sie denn so plötzlich auf? Hatten Sie mich geahnt?“

„Leider nicht! Ich mache um 4 Uhr immer meine Nachmittagsvisite im Hospital und gehe dann zu Fuß bis an die Brücke, wo mein Wagen steht!“

„Als ob ich das nicht gewusst hätte!“

„Doch ich will Sie nicht länger aufhalten!“

„Vielleicht komme ich heute Abend zu Anna!“

„Sehr willkommen, wie immer!“ Und damit saß er wiederum an meiner Seite.

„Du bist wohl froh, daß sie nicht gebissen worden ist?“ fragte ich.

„Wahrscheinlich!“ entgegnete er und nagte an seiner Lippe, die sich zu einem bittern Lächeln verzogen hatte.

Wir bogen von der Strada Carol in den Pod ein, als .... hatte ich es doch gefürchtet! Nie war ich durch diese Straße gefahren, ohne einem Leichenzuge zu begegnen! Freilich, es war ja auch der einzige Weg zum Kirchhof Belo hinaus. Mich erfasste ein nervöses Zittern, als ich die Männer mit den schauerlichen schwarzen, goldbordirten Kleidern, mit den großen Kerzen in der Hand langsam sich nähern sah. Und doch schaute ich in den Leichenwagen hinein. Durch den Glasdeckel erblickte ich eine junge Frau mit braunem Haar, und von der Erschütterung auf dem unebenen Pflaster war ihr der Kopf auf die rechte Seite gefallen. Ich hätte aufschreien mögen: „Ich will nicht sterben!“ Und doch, — in einigen Tagen würde ich so durch diese Straßen gefahren werden, aber das Kind mir im Arm! Ohne das Kind ginge ich nicht aus dem Leben! Ach, wenn der Wagen doch schneller führe, daß ich zu ihm gelangen könnte! Ich erfasste den Arm meines Gatten und drückte ihn krampfhaft. Er nahm meine Hand in die seine und streichelte sie schweigend.

„Musst Du auch sterben?“ fragte ich wie wild.

„Gott sei Dank,“ sagte er ruhig. Ich entzog ihm die Hand. Er trennte sich natürlich gern, die liebkosende Bewegung eben war die eines Arztes zu einer

Kranken gewesen; wir haßten uns ja, sollte der Zufall, daß der Tod, dem wir **stets** entgegen gingen, uns näher gerückt sei, das plötzlich geändert haben?

Da hielten wir schon vor unserem Hause. Ludwig half mir beim Aussteigen, wandte sich dann aber wieder dem Wagen zu.

„Du kommst nicht mit hinauf?“ fragte ich.

„Mich erwartet ein Kranker an der Barriere seit einer halben Stunde.“ Damit fuhr er fort. Ich bewunderte ihn einen Augenblick, als ich dem Wagen nachsah: er erfüllte ruhig seine Pflicht weiter, er dachte an Andere. Aber wieder stieg mir der bittre Gedanke auf: „wir sind ihm ja gleichgültig!“

Dem Diener, der mir die Thür geöffnet, rief ich: „ein Glas Wasser“ zu und eilte nun die Treppen hinauf.

„Mein Junge, mein süßer Junge!“

Er kam mir entgegen gesprungen, legte seine Arme um meinen Hals und fragte, wie ich vor ihm niederkniete: „Wo warst Du?“

Ich antwortete nicht; ich presste ihn an mich. O welche Erleichterung gab mir die Berührung seines kleinen Körpers, ja jetzt könnte ich sogar sterben. Aber mir stürzten doch die Thränen aus den Augen, während er wiederholte:

„Wo warst Du?“

„Bei Papa, im Hospital!“

„Bei den Kranken?“ fragte er erstaunt.

„Ja, und ich habe auch einen Leichenzug gesehen!“

Ein Leichenzug! Der ist meinem Kleinen immer so merkwürdig schön erschienen, wegen des entsetzlichen Leichenpomps.

Janku brachte das Glas Wasser. Noch war ich nicht wasserscheu, das wusste ich, ich konnte es gar nicht sein. Und doch war ich nicht im Stande es zu trinken, sondern ließ es wieder forttragen.

Wie viel Zeit mochte ich noch haben? Ich spürte ein heftiges Brennen in der Bißwunde; mir fiel ein, daß ich schon lange diese nervöse Unruhe gefühlt, aber immer geglaubt hatte, es wäre nur die Sehnsucht nach meinem Sohn. War dies schon ein Beginn der Wuth? Niemeyer's Handbuch hatte mich so oft in des Kindes Krankheiten beruhigt; ich nahm darum meinen Kleinen an der Hand und holte es aus meines Mannes Bibliothek. Fürchtete ich mich denn etwa vor dem Tode? Ich sah im Geist die junge Frau unter dem Glasdeckel und den Kopf, der von den harten Steinen hin und her gestoßen wurde. Hatte ich nicht immer gewusst, was am Ende des Lebens war? Hatte ich mir nicht oft den Tod gewünscht und mir die braunen Haare, die mir an der Todten so rührend erschienen waren, darum gerauft, daß ich leben musste? Aber das Kind sagte ich mir, das Kind! Er musste mit mir hinüber in die andre Welt, der blondlockige Knabe, denn was sollte aus ihm werden, wenn seine beiden Eltern gestorben?

Neun Tage, neun gesunde Lebenstage hatte ich im schlimmsten Falle, und die Wunde würde erst schnell heilen, dann aber die ersten Spuren der Krankheit zeigen, so las ich. Neun Tage! Ich sprang auf; mir war, als sei mir das

Leben neu geschenkt; neun Tage! das war ja eine Ewigkeit. Ich wollte alles Glück des Erdenlebens noch einmal durchkosten und dann mir freiwillig den Tod geben, — das würde Ludwig mir erleichtern. Das Kind nahm ich wieder auf den Schooß, — da war ja das größte Glück und — vielleicht war der Hund nicht toll gewesen? War's die Hoffnung, die mich plötzlich umgestaltete?

„Du hast lange nicht mit mir gespielt!“ sagte der Kleine.

„Dann wollen wir spielen! Was?“ „Cirkus!“ entschied er.

Ich nahm Platz auf seinem Sofa. Er bildete einen Kreis aus Stühlen und führte sein Schaukelpferd in dessen Mitte. Dann setzte er sich einen hohen Hut seines Vaters auf, ritt herum und machte Kunststücke. Ich musste Beifall dazu klatschen. Darauf trat er als Clown ein, mit bunten Bändern an den Ohren und Schellen um das schmale Handgelenk. Im Zimmer wurde es schummrig und durch das Fenster sah ich, daß draußen die Gaslaternen angezündet wurden. Mir beklemmte wieder eine große Angst das Herz, und sie nahm mit der Abenddämmerung zu. Dies Kind, dies strahlende Kind wollte ich zum Tode verdammen! Aber war der Gedanke leichter, daß er seinen Cirkus spielen sollte und Niemand ihm zusehen, Niemand sich an seinem Liebreiz erfreuen? Und Eins von Beiden würde geschehen, und ich durfte nicht schreien, ich musste still sitzen, ich war kein wildes Thier, das seinen Schmerz hinaus in die Lüfte brüllen darf, ich war ein Mensch, ein vernünftiges, gesittetes Wesen, das lange an das Nichtsein denken gelernt! Aber ich war doch auch Fleisch und Blut, das der Verwesung anheimfallen sollte! Ich schauerte zusammen, wie ich auf meine Hand sah, — sie würde vermodern. Wohin, wohin fliehen, um dem Entsetzen zu entgehen? Aber ich wollte ja die neun Lebenstage genießen! Wie genießen, wie, mit dem Ende vor Augen? Aber wir haben immer Alle das Ende vor Augen und leben doch sorglos!

„Licht, Licht,“ rief ich und sprang wieder auf. Das war eine der Segnungen des Lebens, das Licht. „Steck' den großen Kronleuchter im Saal an!“

„Kommt Besuch?“ fragte der Kleine. Mir war dies Wort wie ein bittrer Vorwurf; er war aber verdient. Für Fremde, für Besuch hatte ich die vielen Kerzen anzünden lassen, für ihn und mich nicht, und wir hatten doch Beide Licht so gern!

Mein Mann kam zurück. Ein wenig müder als gewöhnlich, es war auch später.

„Das Kind hätte voran essen müssen,“ sagte er. Es war, als sei nichts Besonderes geschehen, und wir gingen zu Tisch. Ich war jetzt auch ruhig und kalt. Jahre waren vergangen seit den Zeiten, wo wir Beide innig mit einander lebten; die alte Gewohnheit war noch stärker als die neue Lage der Dinge. Jetzt könnten wir uns ja trennen; Jeder könnte für den Rest des Seins noch seiner Wege gehen; es gab keine Zukunft mehr, für die wir unsere Würde zu bewahren hätten, auch nicht die leise Hoffnung, daß die gemeinsame Liebe zum Kinde den Abgrund zwischen uns allmälig überbrücken würde.

„Das Thier ist festgenommen worden,“ sagte Ludwig, „leider aber auch getödtet!“

„Warum leider?"

„Weil nun nicht mehr mit Sicherheit nachzuweisen ist, ob er toll war. Aber ich zweifle keinen Augenblick!"

„Ich auch nicht!" und dabei warf ich wieder den unvernünftigen Blick auf das Wasser. Daß die Wasserscheu als solche ein Ammenmärchen sei, hatte ich vorhin gelesen, aber es hatte nichts genutzt.

„Du solltest etwas genießen", begann Ludwig von Neuem.

„Ich kann nicht, ich habe mich zu sehr erregt. Wozu auch noch essen!"

Er streifte mich mit dem Blick. Wir hatten uns lange abgewöhnt, einander voll anzusehen; mir schien, als sei sein Blick bemitleidend, verächtlich.

„Dir ist es natürlich gleichgültig?" fragte ich.

„Mir ist es lieb; ich sehne mich schon lange nach Ruhe, es ist eine wohlthuende Lösung."

Für den Rest des Mahls schwieg er, ich tauschte nur kleine Scherzreden mit dem ahnungslosen Kinde aus.

Gleich nachher schickte Ludwig sich wieder an fortzugehen.

„Ich hätte gern mit Dir gesprochen," sagte ich mit leiser Bitterkeit.

„In einer Stunde bin ich zurück." Dann brachte ich den Kleinen zur Ruh; er bat, ich möchte mich mit ihm hinlegen. Mir war schon der Gedanke still zu liegen schwer, aber ich wollte ihm zu Willen sein und warf mich darum dicht neben ihn auf mein Bett. Ich durfte mich nicht rühren, damit er einschliefe. Die Ampel brannte bläulich, die Augen hatte ich ihm zu Liebe geschlossen, — und so schlief ich ein. Nicht auf lange Zeit. Als ich wieder zu mir kam, dachte ich zuerst, es wäre Alles ein böser Traum; bald war ich aber wieder klar. Ich sah nach der weißen Uhr an meinem Bett: der Zeiger wies auf elf. Also es war immer noch der erste Tag. Leise kroch ich vom Bett herunter und schlich aus dem Zimmer. Nebenbei war es dunkel, auch im Saal war der Kronleuchter ausgelöscht, über den Treppenflur hinüber sah ich aber, daß in meines Mannes Zimmer Licht brannte. Die Thüren waren wie immer geöffnet, ich konnte ihn genau beobachten und blieb an den Thürpfosten gelehnt im Dunklen stehen. Er trat nah an die Lampe heran und untersuchte seine Wunde, dann bedeckte er sie wieder und ging im Zimmer auf und ab. Nach einer Weile setzte er sich nieder und begann zu schreiben. Ich war im Begriff einzutreten, um zu sehen, an wen, als ich eine kleine, offene Reisetasche an der Erde erblickte. Er wollte also fort. Vielleicht mit ihr, mit der Frau, die mein Eheglück vernichtet! Mir war, als würde ich wahnsinnig, und ich stürzte auf ihn zu. Er wechselte die Farbe, als ich so plötzlich vor ihm stand.

„Wo willst Du hin, wohin und weshalb? Weil ich sterbe?"

„Weil ich Dich nicht sterben sehen kann!" entgegnete er wie herausfordernd.

Ich ergriff das Blatt, auf das er die Feder hatte fallen lassen. Es war augenscheinlich an mich: „Bis zum folgenden Sonntage bist Du sicher, dann nimm von diesen Tropfen. Es ist Cyankali, wirkt schmerzlos und augenblicklich. Deinem Bruder schreibe ich, er wird in drei Tagen hier sein" . . . .

„Das will ich nicht! Ich will Keinen sehen, Keiner soll es wissen, Keiner auch nur ahnen," rief ich, als ich so weit gelesen hatte.

„Das fühle ich Dir nach, Anna," sagte er, „wozu sich den Abschied schwer machen, aber" . . . . er stand auf. War seine Ruhe eine gespielte? — „wozu eigentlich davon sprechen? aber, ich kann nicht hier bleiben?"

„Du hast andere Pflichten?" fragte ich mißtrauisch.

„Wahrscheinlich," entgegnete er wieder höhnend, „doch wir haben Wichtigeres zu besprechen: das Kind. Unser Testament ist längst gemacht . . . ."

„Das Kind," unterbrach ich, „kommt mit mir!"

„Anna," rief er entsetzt, „das wäre ein Verbrechen!"

Jetzt war ich ruhig.

„Ludwig, das beste Leben, und unsres elternlosen Kindes Leben wird nicht das Beste sein, ist nicht werth, daß es gelebt wird! Einmal sterben muß er doch, es ist entsetzlich, aber da das ist, will und kann ich mich nicht von ihm trennen!"

„Und hättest Du lieber nicht gelebt?"

„O, weit lieber nicht! Denke an die Qualen, denke an das Herzleid, das ich allein um Dich erduldet!"

„So stirbst Du gern?"

„Ich habe Angst davor, Ludwig, weißt Du, physisch-schaurige Angst! Und dann die Trennung vom Kinde!"

Ihn hatte ich nicht genannt. Hatte er es erwartet, daß er wieder so bitter mit den Mundwinkeln zuckte?

„Das Kind muß am Leben bleiben, Anna, sei verständig; so lichtlos ist das Sein nicht; ich möchte es zwar nicht noch einmal durchmachen — aber mein Sohn soll nicht gemordet werden."

„Dein Sohn!! Mein ist das Kind, einzig mein, wodurch hast Du ihn verdient?"

Er war weiß vor Zorn; jetzt wusste ich, daß er sprechen würde, wie es ihm um's Herz war; das hatte ich instinktiv gewollt. Doch nein, er that es nicht, er ging ein paar Mal auf und ab und sagte dann:

„In acht Tagen sind wir Beide todt, da lohnt es sich nicht der Mühe! Eins aber weiß ich, Anna, wenn unsere Leiden abgewogen werden könnten! — ich habe mehr gelitten als Du. Darüber sprechen kann ich aber nicht, es ist nicht meine Art. Doch ich bleibe jetzt hier; Frau ist eben immer Frau, ich brauche meine eigene Schwäche nicht mehr zu fürchten. Gute Nacht!"

„Ich danke Dir, daß Du bleibst!"

„Du hast Dir selbst zu danken."

Dabei ging ich aus dem Zimmer, ging zurück und setzte mich an's Bett des Kindes. Ich wollte nicht schlafen, bald würde ich ja ewig schlafen; auch brannte mir die Scham im Herzen, weil ich nicht gütig gewesen war. Warum hatte ich ihm nicht gesagt: „Gehe zu ihr, die Du lieb hast; ich gönne Dir und ihr alles Glück; dem Tode gegenüber gibt es keine gesellschaftlichen Rücksichten."? Und außerdem, hatte er mir nicht mehr Lieblosigkeit vorzuwerfen als ich ihm? Gethan hatte ich zwar nichts, nein,

gethan nichts, aber gedacht! Weit Schlimmeres als er! Das hatte ich mir lange vor dieser grauenhaft stillen Nacht unter dem schläfrigen Ampellicht gesagt. Aber wenn ich ihn dann wiedergesehen, so kühl und gleichgültig selbstbewusst, so schön wie er war, — dann hatte ich nur Bitterkeit im Munde gespürt und es nie aussprechen können. Nie hatte ich ihm seit jener Untreue ein liebes Wort gesagt, nie sein arbeitsvolles Leben erhellt. Ich hatte mir Glück und Lebenslust aus Anderen gesogen, zuerst nur ihm zum Trotz, später, weil es mir gefiel. Ja, sie hatten mir Alle gefallen, die mich mit ihrer Aufmerksamkeit umgaben, besonders der Hauptmann am vorigen Osterfest! Aber jetzt kam der Tod, und sie waren alle so ganz gelöscht aus meiner Erinnerung, als hätte ich sie nie gesehen. Nur er lebte noch in mir und das Kind — und die Angst! Würde ich jetzt die Kraft haben, zu ihm zu gehen und zu sagen: ich habe Dich immer geliebt, ich habe Dir lange die Untreue verziehen, die keine war, weil sie nur der sinnverwirrten Leidenschaft entsprang, ich habe sie eigentlich auf dem Gewissen: Du warst ein heißer Mann und ich war Dir keine Frau! Aber er würde glauben, es sei Entsetzen vor dem Tode, das mich in seine Arme trieb. Mir zuckten alle Gedanken irr durch den Kopf, — ruhig schlief das Kind. O, kleine Menschenblume neben mir, Du darfst nicht erblühen, Deine Mutter weiß, welch Gift sich in Deinem Kelche mit der Blüthe erschließt, und es jammert sie zu sehr. Wenn Deine Augen den Duft des Kindes, der sie verschleiert, abgestreift, dann bist Du nicht mehr Du, und ich will, daß Du es bleibst! — Der Frühlingswind schlug an die Holzlatten vor dem Fenster und bewegte die Klingel unter ihm. Oder war es nicht der Wind? Es klang wie eine Meßglocke und als würden wir schon begraben. Nein, nur nicht begraben werden! Nur nicht unter die Erde! Ich stand auf, ich konnte das Halbdunkel nicht mehr ertragen und zündete ein Licht an. War es etwa die Hausthür gewesen, an der man geklingelt? War jemand gekommen, oder war Ludwig gegangen? Wieder stürzte ich hinüber zu ihm.

Er lag angezogen auf seinem Bett.

„Mir ist so Angst, Ludwig, ach Gott, so Angst! Ist das ein erstes Zeichen der Krankheit?" stieß ich hervor.

Er richtete sich auf.

„Nein, Anna, die Angst können wir noch nicht haben, wir sind noch gesund."

„Ludwig, da es doch nicht zum Aeußersten kommen darf, wollte ich, wir endeten es schneller! Ach, hätte ich Deine Ruhe!"

„Die kann ich Dir leider nicht geben. Ich bin froh zu sterben, ich schleppte die tägliche Arbeit als eine Last, denn meine Freude war lange erstorben."

„Wodurch?"

„Du weißt es!"

Ich wusste es. Beim letzten hellen Aufflackern meines Lebenslichts hatte ich es erkannt.

„Es war Alles ein großer Irrthum," sagte ich leise und reichte ihm die Hand.

Jetzt war sie plötzlich da, die lang ersehnte Stunde, ganz natürlich, ganz von selbst; es war Alles klar zwischen uns. Ein paar Worte hatten das bewirkt, aber ich empfand keine Freudigkeit. Mir that der Athem, den ich holte, weh.

„Ich hing ja nie am Leben," stöhnte ich laut, „woher die Feigheit, dies furchtbare Grauen?"

„Du liebst mich eben nicht," sagte er traurig, „Liebe kennt keinen Tod."

Ich nahm die Hände vom Gesicht und sah ihn verwundert an. Das Herz lag mir schwer in der Brust, ich fühlte sein Zucken, die Thränen rannen mir aus den Augen:

„Kannst Du mich gern sterben lehren? Kannst Du mir den Stachel des Todes nehmen?"

„Ich will's versuchen! Jetzt gebe ich Dir aber erst ein Schlafmittel, damit Du zur Ruhe kommst."

Ich hatte immer viel gesprochen; oft hatte ich Dinge nur gern erlebt, um über sie reden zu können, — jetzt hätte ich lieber genickt, als daß ich nur ein Ja sagte. Menschen waren mir immer lieb gewesen; am Tage nach dem Unglück, wenn ich an's Fenster trat, schauderte ich förmlich zurück vor Vorübergehenden. „Es ist die Krankheit," sagte ich mir besorgt. Als ich nun aber den Hofhund erblickte, wurde mir ganz übel. „Sie ist schon da, sie ist schon da," jammerte ich in mir, „durch Erregungen wird ihr Ausbruch beschleunigt, so steht's geschrieben, ich habe mich überregt, ich werde morgen schon mein einzig Kind beißen."

Dabei schämte ich mich meiner Kleinmuth! Ich erkannte mich selbst nicht.

Meinen Knaben hatte ich auf den Schooß genommen; er sah Bilder an, meistens stillschweigend; ich hatte den brennenden Kopf in das Sopha zurückgelegt als Ludwig eintrat. Er war in der Früh fortgefahren. Ich hatte es kaum beachtet, ich hätte nicht einmal mehr bitter zu ihm fühlen können, ich war ganz apathisch.

„Jetzt gehöre ich ausschließlich Dir an!" sagte er mit frischer, muntrer Stimme. „Alles ist erledigt, heut Abend reisen wir ab!"

„Reisen?" fragte ich erstaunt.

„Natürlich, wir wollen ja die Zeit benutzen!"

„Sagtest Du nicht selbst in der Nacht, Du möchtest das ganze Leben noch einmal auskosten?"

„Gestern, ja gestern! Heut kann ich nicht mehr! Das Gift hat schon gewirkt, mich erstickt die Angst."

„Lass' mich nur machen, hab' Vertrauen zu mir!"

„Und in der Fremde sterben? — Aber mit dem Kind natürlich?" setzte ich lebhafter hinzu.

„Du sollst am letzten Tage selbst entscheiden," entgegnete er leiser, „jetzt komm, unten wartet der Wagen; sieh Dir die Ebene noch einmal an."

Welch ein Kind in dem Manne steckte! Ich sah ihm verwundert zu. Unser

Junge saß zwischen uns, und Ludwig scherzte. Er konnte dem Augenblick leben, — ich nicht, mich ließ das schwere Herz nicht; es zerrte mich, förmlich physisch, stets wieder auf den Einen Gedanken.

„Frauen sind doch keine Philosophen!“ neckte mich Ludwig.

Und doch that mir der Ostwind wohl, der uns peitschte, und das erste, frische Grün erweckte einen leisen Nachklang meiner früheren Farbengier. Aber was war meine Freude gegen die seine!

„Musst Du wirklich auch sterben? Bist Du nicht wenigstens zu retten?“ fragte ich ihn. Da seine Wunde kleiner war als die meine, und er dicht nach mir gebissen, schien mir plötzlich, als brauche er nicht auch angesteckt zu sein. Ach, und welche Erleichterung wäre das! Dann bliebe er zurück, als Hüter meines Kleinen.

„Wäre ich so glücklich, wenn ich dessen nicht sicher wäre? Es dauert nicht mehr lange! Heute Abend reise ich mit Dir in die weite Welt, acht Tage bist Du ausschließlich mein, — hat mir das Leben das je gegeben?“

Es war etwas Ansteckendes um seine Freude, mir wurde auch ein wenig leichter zu Sinn.

Oft war ich hier draußen auf der Chaussee gerollt, am liebsten stets, wenn sie einsam war. Grau und violett, grün, braun verbrannt und mit dem weißen Schnee bedeckt kannte ich sie, und immer hatte sie mich melancholisch angesprochen. Wie Viele sollte sie noch nach mir freuen? War das ein Trost? Wie oft würde sie noch ihre Farben ändern im ewigen Werden?

„Du musst nichts Trauriges denken,“ unterbrach mich mein Mann, „nicht die schöne Zeit verlieren!“

„Ach hätte ich nur die Kraft,“ dachte ich, „mich mit ihm zu beschäftigen!“

„Wollen wir acht Tage lang nicht vom Tode sprechen?“ fragte Ludwig.

„Wenn ich es kann! Es ist nicht der Tod, es ist das Begrabenwerden! Ach, Liebster, lass' es im Meer sein, weit draußen, von wo die Wellen nie eine Spur an's Ufer tragen! Wir fahren in der Barke hinaus, dort gibst Du es uns, — aus dem kleinen, schwarzen Fläschchen — bitte, so lass' es sein! Oder auf hohem Berge, in einem Gletscherspalt! Weisst Du, wie leicht das Sterben auf den Bergen ist? Vor Jahren, als ich ganz jung war, da habe ich es schon gespürt!“

„Am leichtesten ist das Sterben, wenn man liebt,“ entgegnete er lächelnd. „Dicht vor dem Tode darf man exaltirt sein, unser Schicksal hat uns aus der Norm der Menschheit herausgerissen, drum darf ich sagen, was ich fühle.“

Als wir zu Hause anlangten, war Alice da gewesen und hatte sich nach uns erkundigt. Ich sah Ludwig wieder mißtrauisch an: „Thut es Dir leid, sie nicht gesehen zu haben?“

Er antwortete nicht, aber es hatte ihm weh gethan, darum folgte ich ihm, als er aus dem Zimmer ging.

„Ich weiß ja nicht, was ich thue, was ich sage, Ludwig! Ich kann nicht mehr, es ist Alles irr und wirr in mir, siehst Du, die Angst! Du lehrst mich

keine Ruhe! Nicht daß ich etwas wissen will über Alice und Dich, ich sterbe ja doch, mir ist Alles gleichgültig, — ich kann nicht mehr."

Wie traurig er mich ansah! In seinem Blick lag nur Mitleid, und doch fühlte ich, daß er mich verachten müsse. Oder wusste er etwa, daß es schon die Krankheit war, deren Ausbruch ich unaufhörlich beschleunigte? Ich verachtete mich selbst. Wie anders hatte ich mir vorgestellt, daß ich dem Tode in's Antlitz sehen würde, ich, die immer geglaubt, einem Heldengeschlecht anzugehören, geistig und leiblich! War ich denn nicht im Stande, die Zukunft zu vergessen? Könnte nicht einmal die Rücksicht auf Ludwig mich bewegen ruhig zu sein? War ich so feige? Ich warf mir Egoismus vor, aber nichts half mir, mein Zustand blieb derselbe. Immer rascher musste ich Athem holen, und doch wurde mir immer bedrückter. Nur wenn ich das Kind auf den Knieen hielt, meinen Kopf in seine Locken drückte und weinte, wurde mir besser.

„Wir wollen wirklich fort?" fragte ich Ludwig scheu.

„Natürlich, die alte Margiola, des Kleinen Wärterin, nehmen wir mit, weil wir uns auf sie verlassen können, — für den Heimweg. Sie hat den Weg oft gemacht."

Hatte ich mich einmal ruhig hingesetzt, sprang ich wieder auf: „Die Zeit vergeht, die Zeit vergeht und ich will sie ausnutzen, will sie genießen und thue es nicht! Sie ist uns ja unwiederbringlich verloren, fühlst Du es nicht, — verloren!"

„Komm, Anna, ich lese Dir etwas vor, wie in der lieben jungen Zeit! Ich habe fast vergessen wie es war! Sechs Jahre sind seitdem vergangen, weisst Du? Es waren unsere schönsten Stunden."

„Nein, ich kann nicht zuhören, das ist nichts Lebendes das Lesen, das sind Bilder meiner eigenen Phantasie; ich will sehen, fassen, hören! Musik, ach Musik, komm lieber an's Klavier!"

Er willfahrtete mir; wir spielten Beethoven's c-moll Symphonie vierhändig, aber wieder brach ich ab im Adagio, lehnte meinen Kopf an seine Schulter und sagte: „ich kann nicht."

Endlich kam der Abend. Das müde Kind war eingeschlafen, und so trug man es in's Coupee. Es war spät. Gegen 11 Uhr verlässt der Zug erst den Bahnhof. Wie immer trafen wir Bekannte auf dem Perron.

„Wohin, wohin? So plötzlich!"

„Meine Frau hat eine beunruhigende Nachricht von Verwandten bekommen," sagte Ludwig. „Ich bringe sie bis Wien."

Ich war ganz still, wie betäubt, sonst wäre ich am Ende nicht eingestiegen; nur als der Zug sich in Bewegung setzte, schrie ich auf: „Nun ist es vorbei! Wir sind wirklich fort! Nie wieder, nein, nie wieder sehe ich mein Haus!"

Ludwig nahm meine beiden Hände fest in die seinen. „Welche Engelsgeduld Du mit mir hast," sagte ich, aber es war immer dasselbe.

Der Zug brauste vorwärts; die Wagen wurden arg geschüttelt. Ich lag ausgestreckt und konnte die Augen nicht schließen. Ludwig saß mir schweigend

gegenüber. Neben ihm lag das Kind; die Wärterin war in einem andern Gemach des Schlafwagens.

„Warum fahren wir eigentlich über die Moldau?" fragte ich; mir fiel es jetzt erst auf.

Er antwortete nicht. „Am Ende ist er schon todt," dachte ich plötzlich, ich dachte jeden Augenblick Alles und Nichts, drum richtete ich mich auf und ergriff hastig seine Hand. Ich weckte ihn aus tiefen Gedanken; er setzte sich nun zu mir.

„Ich dachte darüber nach," begann er, „ob ich es Dir sagen sollte. Für Naturen Deiner Art ist der Zweifel das Schlimmste. Die Sicherheit erträgst Du eher. Wie damals, weisst Du? Du hattest Zweifel über mich und meintest, die Sicherheit sei leichter zu verwinden. Und als ich Dir sagte: ja, ich liebe eine Andere, da warst Du wirklich beruhigter, nicht wahr?"

Verhöhnte er mich? Ich schaute ihn prüfend an. Nein, er hatte ein ernstes, trauriges Gesicht und sprach sehr ruhig weiter: „Darum habe ich Dir auch jetzt die Gewißheit gesagt, anstatt des Zweifels, — der Hund ist nämlich noch immer nicht todt, er wird beobachtet, und vielleicht finden wir in Wien die Nachricht, daß er gesund war!"

„Ludwig, ist das möglich?"

„Du könntest nun fragen," fuhr er fort, „warum ich Dich unnöthig gequält, — aber, ich glaubte Dich nicht zu quälen, Du wünschtest Dir ja stets den Tod, und außerdem, — ich kann es Dir nicht verschweigen, — mir schien das Thier toll!"

„Wäre es möglich, Ludwig? Ich kann an solch Glück nicht glauben!" Und ich hing mich an seinen Hals. „Ich möchte das Kind wecken, um es ihm zu sagen, in alle Winde möchte ich es schreien!"

„Also ist das Leben doch nicht so schrecklich?"

„Ach, es war nicht so sehr der Tod wie das Begrabenwerden und die entsetzliche Art des Todes, — und dann, — Du hast mich ja wieder lieb und das Leben ist wunderschön mit Dir."

Noch einmal sah ich ihn prüfend an, es war doch keine Versuchung? Nein, nichts regte sich in seinem Gesicht.

„Du hast mich wohl für sehr feige gehalten?" fragte ich leise.

Er lächelte: „Nein, mir war nur bitter und sehr demüthigend, daß ich gar nichts über Dich vermochte!"

Ich konnte jetzt lachen. „Ist es wirklich wahr, wirklich?" fragte ich noch einmal in Entzücken, „wir können noch leben? O, dann muß es einen Gott geben! Ich werde eine gläubige Christin vor Glückseligkeit, wenn wir in Wien die Nachricht finden, daß das Thier nicht toll war. Es wäre auch zu schrecklich gewesen! Aber Du zeigst mir das Telegramm, das ist abgemacht, nicht wahr? Du bist jetzt ganz aufrichtig zu mir, und Du hast mich auch lieb?"

So schwatzte ich und küßte ihn und lachte, jetzt war ich wirr vor Freude; nur hin und wieder durchzuckte es mich noch: „spielt er nicht mit mir?" Doch

dann tröstete mich die Nachricht, die ich in Wien mit ihm von der Post holen würde.

Eine Hochzeitsreise mit seinem Kinde, gibt's etwas Schöneres auf der Erde? Wieder that mir jede Stunde leid, die ich schlief, weil ich sie von meinem Glück verlor. Wie freundlich die Fluren der Moldau im tiefen, saftigen Grün uns in's Fenster winkten!

„Warum schlugen wir diesen Weg ein?“ fragte ich Ludwig noch einmal.

„Warum? Weil ich ihn zum ersten Mal mit Dir befahren, darum wollte ich ihn gern noch einmal machen.“

„Du hast stets an die Möglichkeit gedacht, daß es das letzte Mal sein könnte und warst doch ruhig? Ich kann erst glücklich sein, seitdem ich zweifle.“

An der Grenze, in Itzkany wäre Ludwig fast liegen geblieben; er hatte versprochen, so sagte er, dem kleinen Apotheker, dem Einzigen, der um unsere Verwundung wusste, Nachricht zu geben. Er schien aber ein langes Telegramm aufzuschreiben; ich fragte aus Zartgefühl nicht, an wen. Erst im Augenblick des Abgangs sprang er in's Coupee, und wir blieben dann alle Drei Stunden lang am Fenster stehen und schauten den fliehenden Ortschaften nach. Mit innerer Glückseligkeit ist es fast noch schöner durch öde Gegenden zu fahren als durch lachende; am Kontrast fühlt man die eigene Freude tiefer; in mir war jetzt alles so friedlich und ruhig, daß ich Ludwig ein paar Mal in's Ohr flüsterte: „Jetzt könnte ich sterben.“

„Weißt Du, daß Du immer viel vom Tode gesprochen, Dein Lebelang?“ fragte Ludwig. „Im Glück wie im Unglück!“

„Und doch war es mir schwer, als es Ernst werden sollte!“

Dienstag kamen wir in Wien an. Der Kleine, der bis dahin sehr munter gewesen war, fing plötzlich an zu weinen und hustete. Als Ludwig sich über ihn beugte und seinen Hals untersuchte, sah ich ein sonderbares Leuchten in seinem Auge, das mich einen Augenblick stutzig machte. Ich vergaß es aber bald in der Sorge um das Kind. Es war windig und kalt geworden. In der Sonne hatten wir die Heimat verlassen, aber ich hatte so viel Muth gefasst, daß ich Ludwig's Hand streichelte, wie wir Beide am Bett des Kindes saßen und ihm sagte: „Auch das Leid ist schön, weil wir's gemeinsam tragen, und weil es Leben ist!“

Gegen Abend schlief der Kleine ruhiger, ich bat meinen Mann zur Post zu gehen, der Nachricht wegen; er kam bald wieder und sagte, es sei noch keine da.

„Desto besser,“ entgegnete ich, und wir setzten uns neben einander auf ein Sopha.

„Ich wäre so gern mit Dir in's Theater gegangen,“ sagte Ludwig.

„Mir ist es viel lieber im Haus; spiele Du mir Theater vor. Sag Du mir, was Du mir zu sagen hättest, wenn wir sterben müssten.“

„Ich hätte Dir nichts zu sagen, Anna, als daß ich Dich unendlich liebe!“

„Hast Du *sie* sehr lieb gehabt?“

Er stand auf, er war geärgert. „Anna, das kann ich Dir nie sagen, sei doch großmüthig!“

„Ach, ich möchte es gar zu gern wissen.“

„Und wenn ich Dich nun nach Deinem Herzen früge?“

„So würde ich mich sehr freuen! Ich habe mein ganzes Leben immer nur gelebt, um es Dir erzählen zu können.“

„Siehst Du, ich aber könnte das so wenig hören, wie ich Dir von den bösen Jahren erzählen könnte; das Höchste, was man fühlt an Leid und Freud, fühlt man für sich allein.“

„Ich nicht, ich habe nur mit Anderen gefühlt. Weißt Du, daß ich den Hauptmann fast geliebt hätte, und daß es mich empörte, wie sicher Du Dich stets meiner fühltest!“

„Anna, das ist Alles so überflüssig, so klein und nichtig!“ —

Es war, als hätten wir die Rollen getauscht; er war jetzt unruhig und erregt:

„Komm, fahr' mit mir durch die Stadt, Margiola ist ja beim Kinde!“

Wir kleideten uns an. Welch stürmischer Wind durch die breiten Straßen fegte.

„Sieh nur, Anna, dies ist das Leben,“ sagte Ludwig, „sieh nur, wie die Menschen nicht für sich, nur für die Andern scheinen wollen, wie der Schritt des Einen auf das Auge des Andern berechnet ist, — wie äußerlich, äußerlich Alles ist! Und die schwarzen Häusermassen! Mein Gott, wie erträgt man es unter ihrem Druck zu athmen!“

Ich sah Ludwig verwundert an:

„Was ist denn aus Dir geworden?“

„Wir wollen umkehren,“ sagte er hart, „und morgen weiter fahren, wie Du damals meintest, immer weiter, wo Luft und Licht ist. Mir schien es lächerlich, sentimental, daß Du Dich zum Meere sehntest, — jetzt verstehe ich es.“

„Aber das Kind muß besser werden,“ wandte ich schüchtern ein, „und die Nachricht wollten wir abwarten!“

„Ach, richtig! Die Nachricht! Mir ist die Brust nur wie zugeschnürt, — verzeih mir!“

Am nächsten Tage, als ich noch nicht fertig angezogen war, nach einer unruhigen Nacht mit dem Kinde, kam Ludwig von der Post zurück. Er hielt mir das geöffnete Blatt entgegen, ich las . . . .

„Und so bringst Du mir die Erlösung!“ rief ich und warf mich in seine Arme. „Das ist ja das Leben, das Leben!“ Und ich brach in einen Strom von Thränen aus.

Er sah mich gerührt, aber wie verlegen an und ging an das Bett des Kindes. Der Junge saß aufrecht

„Er hat eine starke Erkältung, weiter nichts!“ meinte Ludwig.

„Du sagst das fast, als thäte es Dir leid, daß Du Deine medicinische Kunst nicht an ihm entfalten kannst,“ entgegnete ich lachend. „Heute können wir aber noch nicht weiter.“ Ludwig war ungeduldig, sah meine Gründe aber ein.

„Ich möchte nach Hause zurück,“ sagte er, „mir ist, als hätte ich etwas vergessen.“

„Wir kommen ja bald genug nach Hause. Mein Gott, welch Glück, daß es nur ein Schreckgespenst war! Ich kann es noch gar nicht fassen."

Ludwig lächelte zerstreut. Mir fuhr durch den Kopf, daß ihm die Angst und die Spannung am Ende mehr geschadet hätten als mir; er war entschieden fieberhaft, und ich beobachtete ihn besorgt. Am Abend aber, im Theater, war er so glücklich, daß ich meine Sucht, ewig zu übertreiben, belächeln musste. Es war eine großartige Aufführung des Tannhäuser. Wir hatten uns eine Loge für uns allein genommen und gaben uns der Musik ganz hin.

„Hast Du es so recht genossen?" fragte er mich noch beim Nachhausefahren.

„Warum fragst Du?"

„Weil ich die bangen Vorstellungen der letzten Tage noch nicht ganz verwunden habe und mir immer denke, was wir gefühlt hätten, wenn es wahr gewesen!"

„Dann hätten wir vor Angst nichts mehr genießen können."

Am nächsten Morgen reisten wir weiter. Ludwig hatte gezögert wohin. Ich hatte von den italienischen Seen gesprochen, er von Triest und Venedig.

„Zum Sterben wollte ich an's Meer, zum Leben ist mir Alles gleich lieb!" entgegnete ich.

Da das Wetter wieder wärmer geworden, brachte Ludwig Dresden in Vorschlag, ich Köln, wo meine Schwester sich gerade aufhielt. Aber darauf ging er nicht ein; er sagte, er wolle mich allein für sich haben, mich nicht mit Verwandten theilen. So fuhren wir nach Dresden. Aber die Eisenbahnfahrt, auf die ich mich gefreut hatte, war nicht wie die lange Reise durch Galizien; es fehlte etwas, was weiß ich nicht, vielleicht Ludwig's Freudigkeit. „Ich bin sehr glücklich," sagte ich ihm hin und wieder und spielte mit dem Kindchen Domino oder Tod und Leben, sein Lieblingsspiel, obgleich er die Karten kaum halten konnte in den kleinen Händen. Ludwig schlummerte viel und ich freute mich, daß er Ruhe hatte, — aber es fehlte doch etwas! Spät Abends kamen wir im Hotel Bellevue an und erwachten am Freitag durch den Sonnenblick, der auf den Fluß unter unsern Fenstern fiel. Freitag war es, ein Freitag! Ludwig war ausgeruht und munter; er sagte scherzhaft, er wolle einmal einen ganzen Tag liegen bleiben, das habe er sich so selten im Leben erlauben dürfen. Die Zimmer waren sonnig und hell, nicht wie Hotel-Zimmer, sie hatten etwas wohnliches. Ich blieb natürlich bei ihm und schickte nur das Kind in's Freie. Nachmittags bekam er doch plötzlich Lust sich anzukleiden; er sagte, er hätte die Madonna im Traum gesehen und wollte wissen, ob er sie ganz richtig in seiner Vorstellung trüge. Als wir einmal aus dem Hause gegangen waren, blieben wir länger aus. Die Gallerie war zwar schon geschlossen, was Ludwig verdroß, aber eine Spazierfahrt heiterte ihn wieder auf. Ich fand Alles schön und mir war Alles recht: jeder Augenblick erschien mir noch immer ein Geschenk nach den bangen Tagen. Nur als Ludwig einmal äußerte: „morgen sind es acht Tage her," fühlte ich einen kalten Schauer, der mich überlief. Wir machten früh Nacht, denn Ludwig wollte nicht in's Theater gehen: „Es war zu schön im Tannhäuser," meinte er, „ich will die Erinnerung rein und unvermischt bewahren!"

Es war fast Mitternacht, als ich vor heftigem Schmerz an der gebissenen Stelle aufwachte. Die Wunde war schon in Wien geheilt, ich hatte nicht mehr an sie gedacht, — bis sie zu schmerzen begann. In dem Augenblick kam ich aber auch zum vollen Bewusstsein meiner Lage und der letzten acht Tage; — in diesem Bewusstsein habe ich Dir geschrieben. Man ist nie wahr? Auch kurz vor dem Tode nicht? So sagtest Du mir vor langen Jahren. Ich habe Dir das Gegentheil bewiesen!

Jetzt fängt der Morgen an zu grauen, mein letzter Tag bricht an; — aber ich sehe sein Ende ruhig herannahen. Noch bin ich in dem ersten Stadium der Krankheit, ich gehe ruhig vor dem Spiegel auf und ab, ohne Schwindel zu verspüren. So lange ich noch kann, schreibe ich meiner Schwester den Brief, mit dem eine Mutter der andern ihr Kind an's Herz legt. Mein Sohn soll leben. Ich habe von meinem Manne gelernt in diesen acht Tagen. Wie ich ihn bewundere für das, was er gethan, kann ich nicht ausdrücken. Jetzt verstehe ich das Leuchten in seinem Auge, als er sich über das kranke Kind beugte; er dachte, Gott wolle ihm den Abschied erleichtern und seinen Sohn auch zu sich rufen. Er sprach nie aus, was er fühlte, wie ich es that, aber er fühlte desto tiefer. Und die trügerische Nachricht in Wien! Von der Grenze aus hatte er sie sich bestellt, um sie mir zeigen zu können.

Lange Zeit habe ich nicht mehr die Herrschaft über mich; ich entsinne mich jetzt jedes Wortes, das ich in dem medicinischen Buch gelesen: in einigen Stunden kann mich die Krankheit übermannen. Er soll erst erfahren, daß ich es weiß, wenn ich das Gift von ihm fordere. Ich werde ihm sagen, daß ich meiner Schwester versprochen, ihr den Kleinen auf einige Tage zum Besuch zu schicken, unter diesem Vorwand trenne ich mich von ihm; und schnell und lächelnd soll es geschehen, noch bin ich in der Ueberlegung, und mein Knabe soll ein heitres Bild seiner Mutter in der Erinnerung behalten! Dann mag mich die Angst von Neuem überfallen, ich fühle sie schon nahen. Und dann kommt der Tod! Mein Gott, ob in der Heimat oder in der Fremde, ob im Meer oder auf der Erde, der Tod ist groß überall und mir nicht mehr schmerzhaft, da ich mein Liebstes mitnehme. Ja, wir sind Beide verloren, aber da unser Kind lebt, sind wir unsterblich. Und er soll leben, weil das Sein schön ist und er seinem Vater gleicht.

. . . . . Ich habe meinen Sohn zum letzten Mal gesehen. Wie Ludwig mit sich kämpfte, als ich mich so ruhig trennte, wie schwer es ihm wurde, mir nicht zuzurufen: „Du siehst ihn nimmer wieder;“ und wie er das Kind kaum aus den Armen lassen wollte! — Ich bin aber tapfer geblieben, um ihm das Herz nicht noch schwerer zu machen. Der große Ernst des nahen Todes gibt mir Kraft. Eben blickte ich auf die glitzernde Wasserfläche unter meinen Fenstern . . . . und stürzte schwindelnd zusammen . . . . jetzt ist sie da, die furchtbare Krankheit, er war doch toll, und Ludwig hat's gewusst, — und nun ist's gleich vorbei! Lebwohl! —

Entwicklung und Standpunkt der Physiologie.*)

Von

Dr. J. Bernstein, ord. Professor der Physiologie.

Seit der Mitte dieses Jahrhunderts hat die Physiologie als selbstständige Wissenschaft eine so große Ausdehnung gewonnen, daß sie in den Universitäten nicht nur einen Lehrstuhl für sich beansprucht, sondern auch mit geeigneten Hilfsmitteln ausgerüstete Institute zum Zwecke ihrer Arbeiten erfordert.

Als diejenige Wissenschaft, welche sich mit den physischen Vorgängen in den lebenden Wesen beschäftigt, betrachtet sie sich heut zu Tage zwar im Allgemeinen als einen Theil der Naturwissenschaft, zugleich aber fällt ihr die besondere und wichtige Aufgabe zu, als ein der Medizin zugehöriges Fach die von Alters her bestehende, auf der wissenschaftlichen Entwicklung begründete Fühlung zwischen dieser und der Naturwissenschaft stetig zu unterhalten.

Es sei mir gestattet, Ihnen einige hervortretende Momente aus dem Entwicklungsgange und dem heutigen Standpunkt der Physiologie vorzuführen.

Von einer Physiologie als Wissenschaft konnte erst die Rede sein, nachdem die Anatomie die Grundlagen für die Kenntniß des Körperbaues gelegt hatte. Allein trotz der unvollkommenen Kenntniß der Anatomie, und vielleicht gerade aus diesem Grunde, fehlte es bekanntlich im Alterthum und Mittelalter nicht an philosophischen Spekulationen über die Ursachen der Lebens- und Krankheitserscheinungen, die erst durch das Licht gründlicher Forschung verscheucht werden mußten. Jeder bleibende Fortschritt in der physiologischen Erkenntniß mußte sich daher zunächst direkt an die gewonnenen anatomischen Entdeckungen anschließen. Als man zu Galens Zeiten (im 2. Jahrh. n. Chr.) sich über den Unterschied von Muskeln, Sehnen und Nerven klar geworden war, und den Ursprung der letzteren aus dem Gehirn und Rückenmark erkannt hatte, konnte dieser mit Bestimmtheit den Satz aussprechen, daß der Sitz der Seele, des Willens und der Empfindung, sich nicht im Herzen, sondern im Gehirn befinde. Die Entdeckung des Blutkreislaufes durch Harvey im Anfang des 17. Jahrhunderts setzte voraus, daß man nicht nur den Ursprung der Arterien, sondern auch den der Venen in das Herz verlegte, während Galen die letztern in der Leber entspringen ließ. So konnte der Physiologie in den für die Naturerkenntniß so öden Jahrhunderten des Mittelalters nur Schritt für Schritt mit der Erweiterung der anatomischen Kenntniß der Weg gebahnt werden.

In Albrecht v. Haller erblicken wir endlich den Begründer eines einheitlichen Lehrgebäudes der Physiologie. Die von ihm herrührende anatomische Gliederung des Stoffes, welche im Großen und Ganzen bis in die jetzige Zeit beibehalten worden ist, ist ein deutliches Kennzeichen für den Entwicklungsgang der Physiologie, welche Haller eine „lebendige Anatomie" nannte. So erschien

*) Rede zur Eröffnung des neuen physiologischen Instituts der Universität Halle am 3. November 1881 gehalten.

bis dahin die Physiologie nur als ein Anhang zur Anatomie, in welchem der Gebrauch der einzelnen Organe im lebenden Körper erläutert werden sollte. Die Frage nach den Kräften im lebenden Organismus überließ man vornehmlich der herrschenden Philosophie oder entnahm von ihr die leitenden Ideen. Als aber am Ende des vorigen Jahrhunderts die Periode der großen Entdeckungen in der Naturwissenschaft anhub, erhielt die Physiologie durch diese einen neuen und mächtigen Impuls. Es wurde der Bann gebrochen, in welchem namentlich in Deutschland bis in dieses Jahrhundert hinein die Naturphilosophie alle Naturforschung und besonders die Medizin gefangen hielt. Es begann die Erkenntniß wach zu werden, daß die Phänomene des Lebens nach naturwissenschaftlichen Prinzipien untersucht werden müßten, und daß nur die Resultate einer solchen Untersuchung dazu berechtigten, die Gesetze der Lebensvorgänge festzustellen. Die Physik und Chemie, welche seit jener Zeit einen so raschen Entwicklungsgang durchlaufen haben, boten bald in reichlicher Menge Hilfsmittel zur Untersuchung dar, und kaum ist eine wichtige Entdeckung in diesen Wissenschaften gemacht worden, ohne daß sie eine bedeutende Einwirkung auf die Physiologie gehabt hätte. Auch hat seitdem die Physiologie wechselseitig durch Aufstellung ihrer Probleme auf die Entwicklung der Physik und Chemie befruchtend zurückgewirkt. So hat Galvani's Entdeckung der elektrischen Reizung von Nerven und Muskeln, durch Anlegen eines Bogens aus zweien Metallen an dieselben, ein vorher ungeahntes Reich naturwissenschaftlicher Kenntniß eröffnet, welches in unsern Tagen durch die Erfindungen des Telegraphen, des Telephons und der dynamoelektrischen Lichtmaschine seine Triumphe feiert. Sehr bald schuf Al. v. Humboldt, ausgehend von der Galvani'schen Entdeckung durch seine Untersuchungen über die gereizte Muskel- und Nervenfaser, die Vorarbeiten für die in neuerer Zeit soweit geförderte Muskel- und Nervenphysik. Während man bis in dieses Jahrhundert hinein in den Nerven eine Kraft sui generis annahm, welche man Nervengeist oder Nervenäther nannte und von welcher man die Belebung der Organe ausgehen ließ, trat nun bald an die Stelle solcher mystischen Anschauung das Bestreben, die Erscheinungen der organisirten Natur aus den Kräften der unorganischen zu erklären, sie aus der chemischen Umwandlung der Stoffe, aus mechanischen, thermischen und elektrischen Prozessen abzuleiten. Einzelne hervorragende Männer wie Haller hatten an die Existenz eines Nervengeistes nie recht glauben wollen. Es sei leichter zu sagen, meinte er, was er nicht sei als was er sei; denn einerseits könne er nicht so beschaffen sein, wie das Feuer oder die Elektrizität, weil er in den Organen gleichsam wie in Gefäßen eingeschlossen sei, andererseits sei er wieder so fein, daß er durch die Sinne nicht wahrgenommen würde. Als später in der Physik die Lehre von den Imponderabilien herrschend geworden war, erhielt hierdurch die Annahme eines besondern Nervenfluidums, welches jenem Nervengeiste nicht unähnlich war, eine neue Stütze. Selbst Cuvier sagt noch hierüber: „Es ist sehr wahrscheinlich, daß die Nerven durch ein imponderabeles Fluidum auf die Fibern wirken und daß dieses Fluidum aus dem Blute kommt und durch die Markmaterie (der Nerven) ausgeschieden wird.“ Alle diese Vorstellungen sind

jetzt für immer durch die physikalischen und chemischen Forschungen über die in den Nerven und Muskeln stattfindenden Prozesse zurückgewiesen. Namentlich durch den von du Bois-Reymond geführten Nachweis elektrischer Vorgänge in diesen Organen, durch die von Helmholtz ersonnene Messung der Geschwindigkeit, mit welcher sich die Erregung in den Nerven fortpflanzt, hat sich die Ueberzeugung befestigt, daß in den thierischen Organen keine andere als physikalische und chemische Prozesse ablaufen. Die in diesem Gebiete gewonnenen Ergebnisse sind um deßhalb für die Physiologie von so großer Bedeutung geworden, weil die darin angewendete exakte Methode der Untersuchung für andere Zweige dieser Wissenschaft zum Muster gedient hat.

Die Fortschritte in der Chemie ließen nicht lange auf Anwendung in der Physiologie warten. Nachdem Lavoisier die Natur des Verbrennungsprozesses erkannt und damit die phlogistische Theorie von Stahl gestürzt hatte, wies er nach, daß der chemische Vorgang in den thierischen Organismen im Wesentlichen in der Oxydation der aufgenommenen Nahrungsstoffe besteht und schaffte hierdurch die Grundlage zur Theorie des Stoffwechsels. Viel versprechend erschien in der Physiologie und Medizin die Anwendung der chemischen Analyse auf die Bestandtheile der thierischen Organe. Mit vollem Recht setzte Joh. Christ. Reil in Halle die größten Hoffnungen auf diese chemische Untersuchung. In seinem im Jahre 1796 erschienenen Aufsatze über die Lebenskraft, mit welchem er sein Archiv für Physiologie eröffnete, ruft er aus: „Möchten doch unsere Naturforscher die Verwandtschaft der thierischen Materie untersuchen, wie sie die Verwandtschaft der Fossilien untersucht haben." —

Indeß so großartig auch die Entwicklung der Chemie im Anfang unsers Jahrhunderts vorschritt, es musste sich dem Aufbau der unorganischen Chemie erst die organische anschließen, um der physiologischen Chemie die Grundlage zu schaffen. Abgesehen von einer großen Anzahl von Vorarbeiten auf diesem Gebiete, ist es vornehmlich das Verdienst zweier deutscher Chemiker, Wöhler und Liebig, in dieser Richtung Bahn gebrochen zu haben, der erstere indem er durch die Synthese des Harnstoffes die bis dahin für unüberschreitbar gehaltene Grenze zwischen unorganischer und organischer Materie aufhob, der letztere durch seine vorzüglichen chemischen Untersuchungen thierischer und pflanzlicher Organbestandtheile und ganz besonders durch seine klare Auffassung des Stoffwechsels in der gesammten organischen Natur.

Obgleich nun in dieser Periode sich mittels der physikalischen und chemischen Untersuchung die Kenntniß der physiologischen Vorgänge beträchtlich erweiterte, bedurfte es doch harter Kämpfe, um die aus der philosophischen Schule herstammenden Vorurtheile auszumerzen. Allgemein herrschend war bis in diese Zeit herein das Dogma von der sog. „Lebenskraft", einer besondern über allen physischen Kräften stehenden Lebensursache, von welcher jener Nervengeist nur ein Abkömmling war. Al. v. Humboldt*) suchte die bis dahin gewonnenen Kenntnisse mit dieser alten Lehre zu vereinigen, indem er ausführte, daß die Lebenskraft gleichsam die

*) Aphorismen 1794.

Begierde der chemischen Elemente sich zu vereinigen im lebenden Körper zügele und leite, daß diese aber nach dem Tode sich ungestüm unter den Erscheinungen der Fäulniß mit einander vereinigten. Heutzutage wissen wir freilich, daß Fäulniß auch nach dem Tode nicht eintritt, wenn wir alle von Außen herstammenden organisirte Keime von Fäulnißbakterien sorgfältig abhalten. Jene Ansicht von der Lebenskraft verschaffte sich aber damals unter Aerzten und Physiologen fast allgemeine Geltung. Schon abweichend von Humboldt äußerte sich hierüber Reil in seinem bereits erwähnten Aufsatze. Er statuirt zwar eine Lebenskraft als das Verhältniß besonderer Erscheinungen, durch welche sich die lebende Natur von der todten unterscheidet, aber er erklärte sich ausdrücklich gegen die Theorie von der Beherrschung der physischen Kräfte durch dieselbe, indem er sagt: „eine solche Herrschaft und Subordination läßt sich in der Natur nicht eigentlich denken, sondern Alles wirkt in ihr nach ewigen unabänderlichen Gesetzen."

Wie tief eingewurzelt aber im Allgemeinen das Dogma von der Lebenskraft bis in die Mitte dieses Jahrhunderts hinein war, geht daraus hervor, daß selbst ein Mann wie Liebig an der Vorstellung einer solchen als Kraft sui generis festhielt, welche nach seiner Meinung die Zersetzung der Nahrungsmittel bewirken und die Richtung der chemischen Kräfte in der Art ändern sollte, daß die Elemente der Nahrungsstoffe zu neuen, den Trägern der Lebenskraft gleichen oder unähnlichen Verbindungen zusammentreten. Kein Wunder, wenn solche Anschauungen allgemein verbreitet waren. Es war daher in Wahrheit eine befreiende That, als du Bois-Reymond im Jahre 1829 in der Vorrede zu den Untersuchungen über thierische Elektrizität der Herrschaft jener Dienstmagd für Alles, wie er sie nannte, welche zugleich organisiren, assimiliren, secerniren und reproduciren sollte, durch seine scharfe Kritik ein Ende bereitete.

Werfen wir nochmals einen Blick auf das Verhältniß der Physiologie zur Anatomie, so bemerken wir, daß neben dem Einfluß, welchen Physik und Chemie auf die Physiologie ausübte, die anatomische Richtung in ihr doch naturgemäß die vorherrschende blieb. Die bis vor Kurzem mit der Anatomie verbundenen Lehrstühle der Physiologie brachten einen stetigen in einander greifenden Fortschritt beider Wissenschaften zu Wege. Das eifrige Studium der vergleichenden Anatomie, von Cuvier neu begründet, hatte sich unterdeß dem der speziell menschlichen Anatomie zugesellt und schuf vorbereitende Arbeiten von großer Tragweite für die fernere Entwicklung der Physiologie. In Deutschland fand diese Richtung sehr bald ihre bedeutendsten Vertreter in Joh. Ferd. Merkel in Halle und Joh. Müller in Berlin. Letzterem reihen sich E. H. Weber und Alf. Wilh. Volkmann zur Seite an, als diejenigen hervorragenden Physiologen, welche den Weg zur experimentellen Physiologie bahnten.

Es konnte nicht fehlen, daß die anatomische Richtung in der Physiologie schon frühzeitig darauf hinwies, zur Erforschung der Lebensvorgänge in den Organen die Vivisektion zu Hülfe zu nehmen. Die Vivisektion scheint daher fast ebenso alt zu sein als die anatomische Untersuchung selbst; denn wie uns Georg Ebers in seiner Uarda erzählt, sollen bereits bei den alten Aegyptern die Aerzte

Vivisektionen angestellt haben. Man sah eben sehr bald ein, daß die Zergliederung des todten Körpers allein nicht genügt, um uns über den Lebensprozeß in den Organen Aufschluß zu geben. Wenn nun, nachdem die Vivisektion im Alterthume und Mittelalter unangefochten blieb, dieselbe erst in unsern Tagen so heftige Angriffe erfahren hat, so kann es heute zwar nicht unsere Aufgabe sein, diese gerade in gebildeten Kreisen nicht wenig verbreitete Agitation gegen dieselbe zum ausführlichen Gegenstande der Betrachtung zu machen, aber indem wir die Verdienste derjenigen Männer hervorheben wollen, welche durch ihre vivisektorischen Forschungen für die Physiologie und Medizin Großes geleistet haben, wollen wir doch nicht ungesagt lassen, daß jene gegen die Vivisektion gerichteten Bestrebungen den sittlichen Ernst wissenschaftlicher Untersuchung, welcher den Physiologen zu so schwierigen Versuchen an lebenden Körpern anleitet, gänzlich verkennen und es daher außer Acht lassen, daß wie alle Wissenschaft so auch die durch Vivisektion gewonnene Erkenntniß im Dienste einer wahren Humanität steht. Ist doch sogar von jener Seite behauptet worden, daß die Vivisektion die Gesinnung entmenschlichen müsse. Einem solchen Vorwurf aber dürfen wir dreist entgegenhalten, daß es nach den Erfahrungen der Weltgeschichte gänzlich andere der physiologischen Wissenschaft durchaus fernliegende geistige Richtungen gewesen sind, welche die Bestialität unter den Menschen gefördert haben. — Unter der Voraussetzung, daß jeder vivisektorische Forscher sich der moralischen Verantwortlichkeit bei jeder seiner Operationen bewusst ist, kann füglich das Urtheil über die Zulässigkeit dieser oder jener Vivisektion zum Zwecke der Untersuchung oder des Unterrichts nur der Wissenschaft selbst d. h. der Gesammtheit ihrer Vertreter überlassen werden. Dieses Urtheil wird freilich je nach dem Standpunkte der Zeit verschieden ausfallen können. Als in der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts der Anatom Realdo Colombo*) zeigen wollte, daß die Stimme nicht, wie Aristoteles behauptete aus dem Herzen käme, stellte er folgenden Versuch an. Er öffnete an einem lebenden Hunde den Brustkorb, schnitt so schnell als möglich das Herz heraus und beobachtete, daß das Thier vor eintretendem Tode noch einige male bellte. Wenn heutigen Tages Jemand einen solchen Versuch anstellen wollte (der nach unseren jetzigen Kenntnissen gänzlich überflüssig ist), so würden wir entschieden eine solche Handlung für eine strafbare Thierquälerei ansehen. Vom Standpunkte der damaligen Zeit aber, als es galt, eine herrschende irrige und der Wissenschaft schädliche Ansicht zu widerlegen, war der Versuch vor der Wissenschaft moralisch gerechtfertigt. —

Die Reihe glänzender Entdeckungen auf dem Gebiete vivisektorischer Forschung im Beginn unseres Jahrhunderts eröffnete Charles Bell im Jahre 1811, als er fand, daß die vordern Wurzeln der Rückenmarksnerven der Bewegung, die hinteren Wurzeln der Empfindung dienen. Flourens zeigte den Weg in die Geheimnisse der Hirnfunktionen einzudringen, indem er darthat, daß der Sitz des

*) Die Vivisektionen dieses Forschers sind in einem Flugblatt des Herrn Ernst v. Weber dem Publikum als besonders Abscheu erregende geschildert worden und so dargestellt, als wenn sie aus Vergnügen an Grausamkeit von den heutigen Physiologen wiederholt würden.

Willens und Bewußtseins sich in den Hemisphären des Großhirns befindet, der erste Schritt zu der heute sicher begründeten Lehre von der Lokalisation der Zentra in der Großhirnrinde. In Deutschland schuf Volkmann eine neue Methode zur Untersuchung des Blutkreislaufes am lebenden Thiere, indem er die Geschwindigkeit des Blutstroms in den Gefäßen einer Messung unterwarf. Ed. Weber macht die bedeutende Entdeckung, daß der N. vagus die Bewegung des Herzens zu hemmen vermag und daß seine beständige Erregung während des Lebens die Thätigkeit dieses Organs regulirt, das erste Beispiel für die Existenz von Hemmungsnerven, die im lebenden Körper eine so große Rolle spielen. Ludwig findet die folgenreiche Thatsache, daß die Sekretion der Speicheldrüsen unter dem Einfluß ihrer Nerven steht, der Ausgangspunkt eines ganz neuen und wichtigen Untersuchungsgebietes. In Frankreich ist es Claude Bernard, der durch seine Versuche am lebenden Thiere viele für die Physiologie und Pathologie wichtige Entdeckungen machte. Er untersucht mit großem Geschick die Funktion der einzelnen Nerven, ermittelt den Einfluß des sympathischen Nervensystems auf die Blutgefäße, und wirft durch die Auffindung des Zuckerstichs und des Glycogens in der Leber Licht auf die Entstehung des Diabetes.

So wurde der Grund gelegt zu der heute so sehr vervollkommneten Methode der vivisektorischen Untersuchung, die namentlich unter den Händen von Ludwig viele schöne Resultate zu Tage gefördert hat. Von großem Nutzen zeigt sich in diesem Gebiete die Anwendung der fein ausgebildeten, graphischen Methoden, durch die wir im Stande sind Muskelbewegung, Athmung, Herzpulsation, Blutzirkulation, Sekretion genau aufzuzeichnen, den Einfluß der Nerven erregung, der Gifte und Medikamente auf das Objektivste zu prüfen. Zu dem Gebrauche des Morphiums und Chloroforms, welche den Versuchsthieren das Bewußtsein nehmen, hat sich das zuerst von Traube zu diesem Zwecke angewendete Curare hinzugesellt, welches jede willkürliche Bewegung des Thieres ausschließt und die Möglichkeit gewährt mit großer Sicherheit am lebenden Thiere zu experimentiren. In neuerer Zeit ist aber auch mit Erfolg der Versuch gemacht worden, an den Organen eben getödteter Thiere durch Herstellung eines künstlichen Blutstroms Lebenserscheinungen hervorzurufen und längere Zeit hindurch zu beobachten. Auf diese Weise wird es nicht nur gelingen die Vivisektion in vielen Fällen zu ersetzen, sondern auch durch Einführung einfacherer Versuchsbedingungen sicherere Resultate zu erzielen, als dies bei der Vivisektion an dem so komplizirten Gesammtorganismus möglich ist.

Für die Auffassung der Krankheitserscheinungen in mannigfachen Gebieten der Pathologie sind gerade die vivisektorischen Fortschritte der Physiologie von großer Bedeutung geworden und versprechen noch weitere Früchte zu tragen. Die Methoden der experimentellen Physiologie werden auf pathologischem Gebiete eifrig angewendet. Eine neue Wissenschaft, die experimentelle Pathologie, ist auf diese Weise aus der Physiologie hervorgegangen.

Gleichwie die Anatomie von Anfang an der Leitstern für die Physiologie

gewesen ist, so hat sich dieses Verhältniß von ersterer auch auf ein angrenzendes Gebiet übertragen. Die anatomische Untersuchung hat sich seit der Erfindung des Mikroskops und mit seiner Vervollkommnung in immer wachsendem Maßstabe von den mit bloßem Auge wahrnehmbaren Organtheilen ausgedehnt auf die mit jener Waffe dem Augenlicht zugänglich gemachte Struktur der organischen Bildungen. Aus Gründen der Arbeitstheilung wegen der Fülle des Materials zwar von einander getrennt, aber wissenschaftlich kaum von einander abzugrenzen, stehen Histologie und Physiologie in engster Verbindung mit einander. Nicht nur daß die Histologie eine reiche Fülle an Material zur physiologischen Verwerthung liefert, auch umgekehrt stellt die Physiologie der ersteren Aufgaben der Untersuchung.

Gleichwie auf Grund seiner Berechnungen Leverrier den Astronomen sagen konnte: Richtet Euer Fernrohr auf jene Stelle des Himmels und ihr werdet einen neuen Planeten entdecken, so ist in neuerer Zeit die Physiologie mehrfach im Stande gewesen, das Mikroskop der Histologen dahin zu lenken, wo neue Entdeckungen in der Struktur der Gewebe zu erwarten waren. Das Postulat der Nervenphysik, daß zwischen Nerv- und Muskelfasern ein continuirlicher Zusammenhang bestehen müsse, hat zur Auffindung der Nervenendorgane in den Muskeln geführt. Das physiologische Postulat einer Verbindung der Stäbchen und Zapfen der Netzhaut mit den Fasern des Sehnerven ist durch die schönen Untersuchungen von Max Schultze in diesem Gebiete erfüllt worden. Die Entdeckung der Sekretionsnerven hat zur Folge gehabt, daß man nach den Nervenendigungen in den Drüsen suchte.

Nachdem Schleiden für das Pflanzengewebe, Schwann für das thierische Gewebe die Zellenlehre aufgestellt hatten, musste die Auffassung der physiologischen Vorgänge in den lebenden Organen davon in hohem Maße beeinflußt werden. Sehr bald übertrug man alle allgemeinen Lebenseigenschaften des Organismus auf die einzelnen Zellen desselben und betrachtete den Gesammtorganismus als ein Zellenaggregat, in welchem die einzelnen Zellen zwar in einer gewissen Abhängigkeit vom Ganzen, doch mit mehr oder weniger Selbstständigkeit ihr eigenes Leben führen, so daß sie zu einem harmonischen Ganzen einander angepaßt sind. Sehr treffend hat daher Brücke die Zellen Elementarorganismen genannt. Diese Auffassung des physiologischen Werthes der kleinsten Bestandtheile der Organe, welche die Cellular-Pathologie Virchow's auch auf das pathologische Gebiet übertragen hat, hat durch die neueren Forschungen über die Beschaffenheit und das Leben der Zellen in einzelligen Organismen eine wichtige Stütze erfahren. Namentlich hat das Studium der Kontraktilitätserscheinungen an dem Zellprotoplasma wichtige Aufschlüsse über die Phänomene des Zellenlebens gebracht. Nach den ausgezeichneten Untersuchungen von M. Schultze betrachten wir jetzt allgemein die farblosen Blutkörperchen, welche sich vermöge ihres kontraktilen Protoplasmas frei bewegen können, als selbstständige einzellige Organismen, welche ähnlich den im Wasser existirenden Amoeben in der Blutflüssigkeit leben. Die lebende Zelle, der Membran als eines wesentlichen Attributes ent-entkleidet, erscheint uns jetzt als eine durch innere Kräfte geformte Masse lebender Materie, deren wesentlicher Bestandtheil in seiner allgemeinen Zusammen-

setzung Protoplasma genannt wird. Es wird die gemeinsame Aufgabe der Histologie und Physiologie sein, die Erscheinungen ihrer Formung zu verfolgen und ihre Mechanik zu ergründen. — Von diesem Gesichtspunkte aus ist es demnach das Wesen der Zelle, nach dessen Erforschung schließlich alle physiologische und ebenso auch alle pathologische Untersuchung in letzter Instanz gerichtet sein wird. Die Aufgaben dieser Wissenschaften lassen sich hiernach einbegreifen in solche, welche sich mit der inneren und solche, welche sich mit der äußeren Mechanik der Zellen und der Zellenaggregate beschäftigen. Wenn wir untersuchen, welche Muskeln und Nerven die Athembewegungen und die Blutzirkulation beherrschen, oder welche Stelle in der Hirnrinde es ist, in welcher die Lichtempfindung zur Wahrnehmung kommt, oder beobachten, welche Veränderungen die Nahrungsstoffe innerhalb des Darmkanals erleiden, so haben wir es hierbei mit der äußeren Mechanik der bei diesen Vorgängen betheiligten Zellenaggregate zu thun; sobald wir aber zu ermitteln suchen, welche chemischen und physikalischen Prozesse in den Muskel- und Nervenzellen bei der Thätigkeit, in den Hirnzellen bei den Vorgängen der Empfindung, der willkürlichen oder reflektorischen Erregung, oder in den Drüsenzellen bei der Absonderung stattfinden, so haben wir es mit Fragen nach der inneren Mechanik der Organe und ihrer Zellen zu schaffen. Die Vorgänge der äußeren Mechanik sind naturgemäß immer nur die Folgen der inneren, während diese von jenen in mannigfacher Abhängigkeit stehen. So würden ohne die Fortdauer der Athembewegung und Blutzirkulation der Stoffwechsel und damit alle Prozesse der inneren Mechanik in den Zellen der Organe bald stillstehen. —

Zwei fundamentale Prinzipien sind es, welche für die Erhebung der Physiologie auf ihren heutigen Standpunkt von großer Bedutung geworden sind und es für ihre weitere Entwickelung noch sein werden.

Das eine derselben ist das Gesetz von der Erhaltung der Kraft. Es ist sicherlich kein Zufall, daß zwei Physiologen Rob. Mayer und Helmholtz dieses Grundgesetz der materiellen Natur erkannt haben. Denn nicht nur die Vorgänge in der todten, sondern gerade am meisten die in der lebendenden Natur haben von jeher zum Nachdenken über Entstehung von Kraft angeregt. Dieses Gesetz sagt aus, daß die Summe von lebendiger Kraft und Spannkraft (im Sinne der Mechanik) in einem gegebenen Systeme von materiellen Körpern konstant bleibt. Mit anderen Worten heißt das Gesetz, daß nirgend in der Natur Kraft spontan hervorgerufen werden, noch Kraft auf irgend eine Weise vernichtet werden kann. Jede scheinbare Entstehung von Kraft erweist sich vielmehr als eine Umwandlung von Spannkraft in lebendige Kraft und jedes scheinbare Verschwinden derselben als Umwandlung von lebendiger Kraft in Spannkraft. Die Frage nach der Entstehung von Kräften in den lebenden Wesen hatte aber bis dahin als unlösbares Räthsel gegolten, welches man früher unter Annahme metaphysischer Kräfte glaubte lösen zu können. Gleichwie dem von jedem Aberglauben befreiten Geiste die feste Ueberzeugung, daß kein übernatürlicher Vorgang in den Verlauf der Dinge eingreifen kann, eine beruhigende Sicherheit im Leben verleiht, so hat das Gesetz von der Erhaltung der Kraft dem wissenschaftlichen Geiste jene Ruhe und Sicherheit der

Betrachtung gegeben, mit welcher wir jetzt an die Probleme der Lebenserscheinungen herantreten dürfen. Die thierische Bewegung ist uns nicht mehr das Resultat mystischer Lebenskräfte, sondern erweist sich als eine Umwandlung chemischer Spannkräfe in lebendige Kraft, deren Aequivalent wir nach Zahl und Maß berechnen können. Es entsteht weder Kraft in den lebenden Wesen von selbst während des Lebens oder bei der Entwickelung, noch verschwindet Kraft bei dem Tode derselben. Aller Wechsel der Materie in der belebten und unbelebten Natur ist nach unabänderlichen Gesetzen verbunden mit einem Wechsel der Kraft, welche als lebendige Kraft in Form von Bewegung, Wärme, Licht und Elektrizität auftritt oder als Spannkraft unseren Sinnen verborgen in der Materie angesammelt sein kann. Die Umwandlung dieser Kräfte in einander ist es, welche auch das Spiel der Lebenserscheinungen hervorbringt. Von diesem Prinzip ausgehend dringt die physiologische Untersuchung in dem Gebiete der Muskel- und Nervenprozesse mit Erfolg vorwärts, indem sie den Begriff der Auslösung von Spannkräften auf diese Vorgänge anwendet. Eine mehr oder weniger große Zahl von Auslösungen in den Zentralorganen des Nervensystems und dessen peripherischer Ausbreitung reiht sich zeitlich an einander, wenn auf einen von Außen wirkenden Reiz eine Bewegung erfolgt, sei es, daß diese den Charakter des Reflexes oder der willkürlichen Bewegung trägt.

Die physikalische sowohl als die chemische Untersuchungsmethode, welche letztere durch die Anwendung der neueren Affinitätstheorie so große Fortschritte in der Erkenntniß der Konstitution organischer Verbindungen gemacht hat, liefert der Physiologie auf allen ihren Gebieten ein reiches Material, welches im Sinne jenes fundamentalen Naturgesetzes ausgebeutet die Lebensprozesse unserem Verständniß immer mehr zugänglich machen wird.

Als zweites Prinzip von hohem Werthe wie für alle organischen Wissenschaften so auch für die Physiologie betrachten wir die Darwin'sche Lehre. Dieselbe steht zwar nicht auf gleicher Stufe mit dem Gesetz von der Erhaltung der Kraft, insofern dieses ein mathematisch mechanisch begründetes Naturgesetz ist, jene dagegen nur den Werth einer Theorie beanspruchen kann. Abgesehen von ihren Uebertreibungen, von denen ja kaum eine neue Lehre frei bleibt, erscheint sie als ein gemeinsames Band, welches den Zusammenhang aller organischen Wissenschaften zu festigen verspricht. Nicht nur daß sie die starre Systematik der beschreibenden Naturwissenschaften mit neuen Gedanken belebt hat, sie hat auch der vergleichenden Anatomie und Entwickelungsgeschichte einen mächtigen Antrieb verliehen, und dadurch ihre Einwirkung auf die Physiologie erstreckt. Die wunderbare Zweckmäßigkeit in der Welt der Organismen, die erstaunliche Uebereinstimmung ihrer Form und Organisation mit den Bedingungen der umgebenden Außenwelt, hat von jeher die Gedanken der Philosophen und Naturforscher beschäftigt. Während man sich früher und bis in die neuere Zeit damit begnügte, die zweckentsprechende Form der Organismen in ihrer großen Mannigfaltigkeit als das Resultat einer in der belebten Natur nach menschlichen Begriffen planmäßig wir-

kenden Kraft zu betrachten, welche man theils mit der Lebenskraft identifizirt oder auch als vis formativa besonders davon unterschied, war es Angesichts der Fortschritte in den Naturwissenschaften nicht mehr möglich eine solche Anschauung aufrecht zu erhalten, weil man damit auf eine wissenschaftliche Erklärung der Formbildung in der Thier- und Pflanzenwelt gänzlich verzichtete. Die Darwinsche Selektionstheorie, indem sie zeigte, daß auf Grund zweier physiologischer Prozesse, der Vererbung und Variabilität, durch den Kampf ums Dasein eine Anpassung an die äußeren Bedingungen der umgebenden Natur und so durch eine natürliche Zuchtwahl eine Entwickelung von niederen zu höheren Organismen herbeigeführt werden kann, hat damit auch für die belebte Natur an die Stelle der causae finales die causae efficientes gesetzt. Nachdem das Gesetz von der Erhaltung der Kraft in Bezug auf die physischen Vorgänge in den lebenden Organismen dem Causalitätsbedürfniß unseres Verstandes Genüge geleistet hatte, hat die Darwin'sche Theorie diese Forderung auch für das Werden und Entwickeln der Organismen erfüllt.

So hat das Studium der Entwicklungsgeschichte, welches durch die Darwin'sche Lehre einen neuen Aufschwung erfahren hat, in jüngster Zeit zu einer Deszendenz-Theorie geführt, welche mit großer Lebhaftigkeit den Satz vertheidigt, daß die Ontogenie (Entwickelung des Individuums) eine abgekürzte und modifizirte Wiederholung der Phylogenie (Entwickelung des Stammes) sei.

Von physiologischem Gesichtspunkte aus betrachtet, können wir diesem Satze insofern eine Stütze geben, als wir annehmen dürfen, daß diejenigen Kräfte, welche bei der Entwickelung der Organismenreihe eine Rolle gespielt haben, auch bei der Entwickelung des Individuums noch wirksam sind. In der That, wenn wir jemals verstehen wollen, wie aus einer Eizelle ein komplizirter vollendeter Organismus hervorgeht, aus welchen Ursachen sich Zelle an Zelle der Art an einander reiht, daß sie zweckmäßige Organe bilden, so werden wir auf diejenigen Kräfte zurückgreifen müssen, welche bei der Entstehung der Organismen auf der Erdoberfläche zusammengewirkt haben. Es wird eine in hervorragendem Sinne physiologische Aufgabe sein, in dieser Richtung der Darwin'schen Lehre eine exaktere Grundlage zu geben.

Vergleichen wir hiernach im Allgemeinen den heutigen Standpunkt der Physiologie und medizinischen Wissenschaft mit den vergangenen Perioden, so beruht er nicht, wie das meist früher der Fall war, auf der Herrschaft irgend einer sog. Schule, deren so viele einander ablösten, indem sie durch ein an die Spitze gestelltes Dogma die Auffassung der Lebens- und Krankheitserscheinungen beherrschten. Unsere heutigen Anschauungen in diesen Gebieten unterscheiden sich von jenen älteren prinzipiell. Es kann vielmehr in der Physiologie und Medizin fernerhin nur eine einzige Richtschnur ihrer Entwickelung geben — die naturwissenschaftliche Methode.

Die Bleichsucht in den Tropenländern und bei den Arbeitern am Gotthardtunnel

von

Franz Seitz.

München.

Blutmangel (Anaemie) ist ein häufig vorkommender krankhafter Zustand Sehr verschiedene Ursachen liegen ihm zu Grunde. So verschiedene Begründung die Anaemie auch haben, und wie viele Arten derselben darnach man auch unterscheiden mag, so kömmt ihnen allen doch Verminderung der Blutmenge im Ganzen oder der zur Ernährung wesentlichen Blutbestandtheile: der rothen Blutkörperchen und des Eiweißes als wesentlicher Charakter zu. Die Anaemie kann eine kurz dauernde, akute sein, wie sie nach reichlichen Blutverlusten durch Verletzung größerer Gefäßstämme, nach chirurgischen Operationen oder Blutflüssen im Verlaufe von Krankheiten auftritt. Oder sie ist eine chronische, wie sie in Folge verminderter Zufuhr von Nahrung oder ungeeigneter Ernährung und ererbter Anlage entsteht. Allgemeine Blässe der äußeren Haut und der sichtbaren Schleimhäute, Gefühl von Schwäche und Erschlaffung der Muskeln, kleiner Herzstoß und Puls, verminderte Körperwärme und Schwäche der Gehirn- und Sinnes-Verrichtungen sind die beiden Arten gemeinsamen Erscheinungen. Nach dem am meisten ins Auge fallenden Symptome, der Blässe der äußeren Haut und der Schleimhäute hat man die Krankheit auch Bleichsucht (Chlorose) genannt.

Doch hat man diesen Namen vorzugsweise der mit den Erscheinungen der Anaemie das weibliche Geschlecht und besonders das jugendliche Alter um die Zeit der Pubertaet herum befallenden Krankheit beigelegt. Dieselbe ist eine essentielle Erkrankung des Blutes, welche durch eine Abnahme des eisenhaltigen rothen Farbstoffs der Blutkörperchen (des Haemoglobin) bedingt ist. Derselbe kann um mehr als den dritten Theil unter den normalen Werth sinken. Die rothen Blutkörperchen zeigen bei der mikroskopischen Untersuchung des Blutes von chlorotischen Frauen eine auffallend blasse, gelbe Färbung. Aus dem verminderten Haemoglobingehalt der Blutkörperchen ergiebt sich ein verminderter Eisengehalt derselben. In ausgebildeten Fällen der Chlorose tritt auch eine starke Abnahme der Zahl der rothen Blutkörperchen (Oligocythaemia) ein. Die pathologisch-anatomische Untersuchung ergibt als häufigen Befund in ausgeprägten Fällen von Chlorose eine angeborne mangelhafte Bildung des Herzens und der großen Arterienstämme. Ersteres ist anfangs klein, wird aber später öfter hypertrophisch. Die Aorta zeigt eine auffallende regelwidrige Enge und dünne Wände. In vielen Fällen verbindet sich mit dieser mangelhaften Ausbildung des Gefäßsystems ein gleichzeitiges Zurück-

bleiben in der Entwicklung des weiblichen Geschlechtsapparates: der Ovarien und des Uterus.

Mit dieser dem weiblichen Geschlecht eigenthümlichen Krankheit darf man nicht eine andere mit denselben Symptomen namentlich der Blässe der Körperfläche und der Schleimhäute auftretende Art von Anaemie identificiren, die besonders in heißen Ländern häufig zur Beobachtung kömmt und daher auch die **tropische Anaemie** genannt wird. Wenn letztere auch mit der Cholorose dieselbe schon besprochene Veränderung in der Blutmasse: die Verminderung der Zahl der rothen Blutkörperchen und mehrere der dadurch bedingten Erscheinungen gemein hat, so ist ihre ursächliche Begründung doch eine ganz andere. Dafür zeugt schon das verschiedene örtliche Vorkommen beider Krankheiten. Während die Chlorose am häufigsten die Frauen in nördlichen Ländern: England, Holland, Norddeutschland befällt, tritt die tropische Anaemie wie schon ihr Beiname anzeigt, in warmen Himmelsstrichen und in Europa in Italien auf. Die ersten Nachrichten über sie stammen aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, der Zeit, in welcher der Menschenhandel zwischen der Westküste Afrikas und Amerika seinen Anfang nahm. Sie wurde im vergangenen und laufenden Jahrhundert auf der westlichen Hemisphäre überall in der Tropenzone unter der importirten Negerbevölkerung beobachtet: auf den Inseln des westindischen Archipels, in Guyana, Brasilien, in Bolivia, in den südlichen Staaten Nordamerikas: Louisiana, Georgien und Alabama. Durch europäische in Egypten praktizirende Aerzte: **Pruner**, **Fischer**, **Clot-Bey**, **Griesinger** und **Bilharz** wurde das verbreitete endemische Vorkommen der Krankheit in Egypten konstatirt. Nach **Griesinger** leidet an ihr der vierte Theil der egyptischen Bevölkerung. Man trifft sie in Stadt und Land, beim Fellah in Oberegypten wie bei dem Soldaten in Cairo. Neuere Nachrichten über das Auftreten derselben in endemischer Verbreitung besitzen wir aus Java und aus Oberitalien in der Provinz Treviso.

Die auffallende Erscheinung, daß die von der Krankheit ergriffenen Individuen erdige Massen, Sand, Kalk, Thon begierig verschlingen, führte zu der ihr auch zukommenden Bezeichnung: **Geophagie**, Dirt-eating und Mal d'estomac. Es kömmt diese Erscheinung auch unserer heimischen Chlorose zu. Jeder Arzt weiß aus Erfahrung von dem unerklärlichen Appetit bleichsüchtiger Mädchen und Frauen nach Kalk, Mergel, Kreide, Schiefer und andere noch mehr ekelerregende Gegenstände wie Holzasche, Papier und Haare Wunderliches zu erzählen, Druck und Schmerz in der Magengegend, Erbrechen, Diarrhoe oder Verstopfung begleiten dieses Symptom. Weitere Erscheinungen der Krankheit sind allgemeine körperliche Schwäche und Verstimmung des Gemüths, Schwindel und Schmerz im Kopfe und in den Gliedern. Gleichzeitig macht sich die bei den farbigen Rassen nur um so auffälligere hellere Färbung der Haut und der Schleimhäute bemerklich. Erstere verliert ihren Glanz, fühlt sich rauh und kalt an. Die Konjunktiva des Auges, die Schleimhaut der Lippen, der Zunge und des Zahnfleisches werden bleich. Herz- und Pulsschlag der Kranken werden bei geringen Anstrengungen schwach und unregelmäßig, ihr Athem keuchend.

Mit der Fortdauer der Krankheit nimmt die geistige und körperliche Schwäche der Kranken zu. Dabei zeigt die Haut der Neger eine gelblichbraune, die der Mulatten eine aschgraue, die der Aethiopier eine weißgelbe, fahle, später weiße Färbung. Gleichzeitig erscheint oedematoese Schwellung des Gesichts und der Extremitäten und zuletzt des ganzen Körpers, zuweilen auch eine dem Scorbut ähnliche Affektion des Mundes. Der Tod erfolgt unter den Zeichen der äußersten Erschöpfung oder er wird durch hinzugetretene Ruhr oder seroese Ergüsse in die Pleurahöhle, die Lungen und die Arachnoidea herbeigeführt. Die Dauer der Krankheit ist sehr verschieden. Sie verläuft in einzelnen Fällen schon innerhalb mehrerer Wochen, gewöhnlich aber währt sie Monate, selbst Jahre lang. Bei den Leichenuntersuchungen fand man Blutleere und blasse Färbung aller Organe, seroese Ergüsse, in den Ventrikeln des Gehirns, in der Pleura-, in der Unterleibshöhle, die Lungen oedematoes. Die Magen- und Darmwände' erscheinen gewöhnlich verdünnt, ihre Schleimhäute erweicht und nicht selten mit Blutaustritten (Ecchymosen) bedeckt, Leber und Nieren blaß und blutleer.

Als das Vorkommen der Krankheit bedingende oder doch befördernde Ursachen hat man warmes Klima, Sumpfboden, soziale Mißstände und damit verbunden schlechte Ernährung angenommen. Mit letzterer scheint das Erdeessen in Zusammenhang zu stehen. Eine größere Zahl von Beobachtern steht dafür ein, daß dasselbe unter den westindischen Negern nur da als häufiges Symptom vorkam, wo es denselben an sonstiger Nahrung mangelte. Fortwährend auf den Genuß von schlechtem Trinkwasser und eine grobe, eintönige Kost angewiesen, zu Zeiten sogar von absolutem Mangel aller Nahrung betroffen, wenn sie nicht für den Anbau der ihnen angewiesenen Ackerantheile sorgten, verfielen sie auf das Erdeessen, als ein Mittel, den hungernden Magen auszustopfen. Es gibt indessen auch Geophagen, welche wie jene in Oberitalien (Treviso) nicht durch Nahrungsmangel dazu getrieben, sondern aus einer Art Feinschmeckerei dem Erdgenusse fröhnen. Sie schreiben dem fetten an, Infusorienerde reichen Thon ihrer Heimat nährende Eigenschaften oder einen kühlend säuerlichen Wohlgeschmack zu.

Die nächste Ursache der tropischen Anaemie hat ein Deutscher, Professor Griesinger, während seines Aufenthaltes in Egypten entdeckt. Er hatte Gelegenheit in Cairo mehrere Fälle von Geophagie zu beobachten. Einmal und zwar in der letzten Zeit vor seiner Abreise aus dem Lande der Pharaonen im Jahre 1852 ist es ihm gelungen, einen derartigen Fall zur Sektion zu bekommen. Er fand in der Leiche eines an der Krankheit nach langen Leiden verstorbenen zwanzigjährigen Soldaten den Zwölffingerdarm, das Jejunum und die obere Hälfte des Ileum mit frischem, rothem, nur theilweise geronnenem Blute angefüllt, die Schleimhaut aber mit zahllosen, den Blutegelstichen ähnlichen kleinen Ecchymosen bedeckt. An derselben hingen Tausende der zuerst 1838 von Dubini in Mailand später von Prunner und Bilharz beschriebenen Nematodenart: des Dochmius s. Anchylostomum duodenale.

Dieser Darmparasit, auch Strongylus duodenalis genannt, hat einen cylindrischen Körper, der beim Männchen bis 10 Mm. lang, $1/2$ Mm. dick, beim Weibchen bis 18 Mm. lang, 1 Mm. dick wird. Sein Kopf mit weitem Mund und horniger Mundkapsel ist nach der Rückenfläche umgebogen und trägt am obern Rande je 2 klauenförmige, kräftige Haken. Er findet sich im Duodenum und Anfang des Jejunum bald einzeln, bald in großer Anzahl zu Tausenden. Jeder Wurm beißt sich dort in der Schleimhaut fest, dringt auch in das submucoese Bindegewebe und ernährt sich vom Blute des Wirthes. Nach seinem Abfallen bleibt eine linsengroße Ecchymose, deren Mittelpunkt einen stecknadelkopfgroßen weißen Fleck mit einem feinen Loch zeigt, zurück. Aus diesen Bißwunden sickert Blut in die Darmhöhle, das, wenn dieselbe eine große Zahl von solchen Schmarotzern beherbergt, zu großen Quantitäten anwachsen kann und bei Sectionen theils noch flüssig, theils geronnen in derselben aufgefunden wird. Sitzt der Wurm im submucoesen Bindegewebe, so zeigt die Innenfläche des Darms linsengroße, flache, bräunliche Erhebungen. Die erkrankte Schleimhaut erscheint dann verdickt, uneben, höckerig, erweicht und von den untern Schichten der Darmwand losgelöst. Der bedeutende Blutverlust, der in Folge des Aussaugens der Darmgefäße durch die in großer Zahl in dem Dünndarm hausenden Fadenwürmer entsteht, führt zu den Erscheinungen der Anaemie und der Wassersucht, unter welchen die mit denselben Behafteten zu Grunde gehen. Die Parasiten verleben ihre Jugendzeit unter einer niederen Form (Rhabditis) in feuchter Erde oder schlammigem Wasser. Sie gelangen wahrscheinlich mit der Nahrung oder dem Wasser in den Darm ihrer Wirthe und nehmen dort in wenigen Wochen ihre definitive Gestalt an. (R. Leuckart, die menschlichen Parasiten und die von ihnen herrührenden Krankheiten. Leipzig und Heidelberg 1876. II. Bd. S. 443.)

Griesinger, der Entdecker des Parasiten im Menschen, erkannte schon die kausale Bedeutung desselben und sprach die Ansicht aus, daß die egyptische Chlorose als eine Entozoen-, in specie eine Anchylostomen-Krankheit anzusehen sei. Es verging aber noch einige Zeit, bis diese Ansicht in ärztlichen Kreisen Zustimmung fand. Dr. August Hirsch erkannte in seinem im Jahre 1860 erschienenen Handbuch der historisch-geographischen Pathologie die Beobachtung Griesingers zwar als ein beachtenswerthes Faktum an, meinte aber, daß gegen die Annahme der ihm von jenem zugeschriebenen kausalen Bedeutung viele der von zahlreichen andern Beobachtern konstatirten theils der Symptomatologie theils dem Leichenbefunde angehörigen Thatsachen sprächen. Seit dem Jahre 1866 aber traten, gestützt auf zahlreiche Untersuchungen, amerikanische Aerzte, an ihrer Spitze Wucherer in Bahia und de Moura in Rio-de-Janeiro für die Anschauung auf, daß die tropische Chlorose eine Darmparasitenkrankheit ist. Auch italienische Aerzte berichteten in jüngster Zeit über das Vorkommen des Anchylostomum duodenale, so Sonsino im Imparciale 1878 über einen Fall in Florenz, in welchem er hunderte solcher Würmer im Darm fand, die ganz den von ihm in Egypten gesehenen glichen.

Zuletzt erschien eine größere Anzahl von Arbeiten über die in Rede stehende parasitaere Krankheit, welche sich in besorgnißerregender epidemischer Ausbreitung bei dem am Baue des Gotthardtunnels beschäftigten Arbeiterpersonal, hohem wie niederem gezeigt und eine Reihe von Todesfällen im Gefolge gehabt hat. Die oben als der tropischen Chlorose zukommend geschilderten Erscheinungen wurden bei zahlreichen Kranken beobachtet und dieselben Veränderungen im Darm und seroese Ergüsse im Herzbeutel, der Brust- und Bauchhöhle bei den vorgenommenen Leichenuntersuchungen aufgefunden. Bozzolo hat in mehreren Fällen das Verhalten des Blutes bezüglich der Quantität seiner einzelnen Bestandtheile zu bestimmen gesucht und dabei eine sehr bedeutende Herabsetzung des Haemoglobingehaltes in demselben konstatirt. Derselbe schwankte — die normale Haemoglobinmenge zu 100 angenommen — zwischen 40 und 60, dabei ist das Verhältniß der rothen zu den weißen Blutkörperchen normal. Bei den Leichenuntersuchungen fand man das Anchylostomum in großer Zahl im Darme bald in die Munsa eingebettet und fest in derselben haftend, bald lose auf der Schleimhaut liegend. Bei sorgfältiger Untersuchung der Ausleerungen der Kranken sah man die Würmer in denselben. Bei mikroskopischer Untersuchung derselben hat man auch die menschlichen runden Blutkörperchen in ihnen entdeckt, so daß kein Zweifel darüber bestehen kann, daß die Anaemie eine direkte, durch fortdauernd wiederholte Blutverluste erzeugte ist. Manche Autoren waren dagegen durch die Thatsache, daß in einigen Fällen bei der Sektion umfängliche Haemorrhagien in der Schleimhaut oder freie Blutergüsse im Darm fehlen und doch alle Erscheinungen hochgradiger Blutarmuth vorhanden sind, zu der Meinung veranlasst worden, daß allein schon der durch die Anwesenheit der Parasiten bedingte dauernde Reizzustand und chronische Katarrh des Darms die Chlorose hervorzubringen vermöge, das Wesentliche der Störung also in der Behinderung der Verdauung und der Assimilation und nicht in dem durch den Parasit hervorgerufenen Blutverlust zu suchen sei.

Ueber die Bedeutung der Parasiten für die verbreitete Erkrankung waren die Ansichten der Aerzte getheilt. So hat Dr. Sonderegger, als die italienische Regierung eine ärztliche Enquete über die erkrankten Arbeiter des Gotthardtunnels im März 1880 anregte, und die Frage vorlag, ob es sich bei ihnen um die Mineur-Anaemie oder das Anchylostomum handle, die Meinung ausgesprochen, daß er keine zwingenden Gründe habe, die Eingeweidewürmer für mehr als eine Komplikation oder für mehr als eine ausnahmsweise Todesursache zu halten, und daß in der Mehrzahl der Fälle die gewöhliche durch Bergmannsarbeit bedingte Anaemie vorliege, welche durch die äußerst schlechten sozialen und sanitären Lebensbedingungen der Arbeiter gesteigert werde. Bezüglich der Herkunft der Parasiten bei den letztern hatte Bozzolo darauf aufmerksam gemacht, daß es sich vielfach um Arbeiter an Ziegelöfen handle, welche in Italien ihren Wohnsitz in unmittelbarer Nähe der Arbeitsstätte mit ihrer ganzen Familie aufzuschlagen pflegen. Hier trinken sie aus den in das lockere Erdreich gegrabenen, in nächster Nachbarschaft der durch den Betrieb entstandenen schlammigen Pfützen befindlichen Brunnen, verzehren

häufig noch während des Herauswühlens des Lehmes und des Knetens der Ziegeln ihre Mahlzeit und sind somit nur allzuleicht der Gefahr ausgesetzt, mit der Nahrung Würmer in sich aufzunehmen, welche wie wir oben von den Fadenwürmern, welche die Jugendform des Anchylostomum bilden, schon angegeben haben, mit Vorliebe im Schlamme hausen.

Schwieriger ist die Erklärung des Vorkommens der Parasiten und der durch sie bedingten Anaemie bei den im Tunnel beschäftigten Ingenieuren, auf welche die zur Deutung der Entstehung der Krankheit herbeigezogenen obenerwähnten sanitären Schädlichkeiten, denen sich die Arbeiter aussetzten, nicht einwirken konnten. Bei den zahlreichen aus Italien zugeströmten Arbeitern war es selbst denkbar, daß sie die Schmarotzer schon dort in ihrem Innern beherbergten und nach dem Gotthard gebracht hatten. Dr. Sonderegger theilte die Krankengeschichte eines Ingenieurs mit, bei dem dagegen die Aufnahme der Parasiten, an denen er litt, dunkel war. Derselbe, 29 Jahre alt, in Ungarn geboren, der Sohn gesunder Eltern und vorher nie krank, war 3 Jahre, von 1875 bis 1878 im Dienste der Gotthardtunnelunternehmung gestanden. Obgleich seine Arbeitszeit im Tunnel meistens 7—8 Stunden betrug, blieb sein Befinden 2 Jahre hindurch gleich gut, von Störungen des Schlafs, des Appetits und der Verdauung hatte er nie zu leiden. Im dritten Jahre aber war er rasch bleich geworden und hatte um 7 Kilogramm an Gewicht abgenommen. Dabei fühlte er sich schwach und im Tunnel schwindlich, weßhalb er seine Stellung in demselben verließ und in eine andere auf offener Linie trat. Doch auch bei dem zweijährigen Fernbleiben aus dem Tunnelinnern wurde er immer blasser, schwächer und kurzathmig, sodaß er nicht mehr bergan steigen konnte, und wenn er es versuchte, heftiges Herzklopfen bekam. Da diese Erscheinungen stete Fortschritte machten, obgleich der Kranke gut aß, verdaute und schlief, suchte er ärztliche Hilfe, welche ihm durch Verordnung wurmabtreibender Mittel: des Wurmfarren mit Santonin und Jalappa wurde. Mit der durch dieselben hervorgerufenen mäßigen Diarrhoe gingen zahlreiche Anchylostomen ab. Die Aufnahme derselben mit dem Trinkwasser ist nicht wohl denkbar. Der Tunnel war mit reinem, vortrefflichem Quellwasser aus dem Gebirge versorgt worden. Dasselbe wurde in eisernen Fässern reichlich in denselben eingeführt. Von dem schlammigen Wasser der Tunnelsohle haben weder Menschen noch Thiere je einen Tropfen getrunken. Sonderegger vermuthet, daß die rhabditisartigen Jungen des Anchylostomum in das schlammige Schmutzwasser der Tunnelsohle mit den Dejektionen von Arbeitern gelangt sind, die aus Gegenden in Oberitalien stammen, in welchen dieser Parasit einheimisch ist. Vielfach wurden Geräthe und Kleider, auch die Hände von Arbeitern und Ingenieuren mit dem Tunnelschlamm zufällig bespritzt und verunreinigt, so daß mit demselben wohl eine Uebertragung der Eier der Parasiten auf Menschen und weiterhin auf Speisen und mit diesen eine Infektion des Darmes erfolgen konnte.

Die reifen Eier des Anchylostomum duodenale sind ovale Gebilde, die nach Leuckart 0,05 m. lang und 0,027 m. breit sind. Sie haben eine einzige glas-

helle und dünne aber ziemlich feste Schale und einen wenig durchsichtigen grobkörnigen Dotter. Nach den Erfahrungen von Peroncito (Jahresbericht über die Leistungen und Fortschritte in der gesammten Medicin. Jahrg. 1880 1. B. S. 344.) fanden sich bei der Tunnelkrankheit der Arbeiter am Gotthard, die er für ein wesentlich parasitaeres Leiden hält, neben dem Dochmius duodenalis noch 2 Species einer Nematodengattung: die Anguillula sterceralis und intestinalis. Der Embryo von Dochmius duodenalis ist dadurch von denen letzterer Art ausgezeichnet, daß er ohne weitere Wandlung zur erwachsenen Larve wird, nun aber sich einkapselt d. h. sich mit einer durchsichtigen Chitinschicht umhüllt, die das Thier mehr oder weniger eng einschließt. Späterhin kann dieselbe durch Aufnahme von Kalksalzen starr und undurchsichtig werden. In diesem Zustande vermögen die Larven noch mindestens 24 Stunden im Trocknen zu leben, also durch den Wind da und dorthin verweht, weitere Infektion zu bewirken. Ungleich länger aber leben sie im Wasser, wenn sie eingekapselt sind, während sie vor der Einkapselung nicht in Flüssigkeiten leben können. Die Anguillulalarven dagegen sterben außerhalb des Wassers sehr rasch, wobei das Porenchym ihres Körpers eine körnig fettige Entartung zeigt. Die Larven aller 3 Parasitenarten gehen bei einer Temperatur von 50° C. zu Grunde.

Peroncito und Concato haben darum zur Behandlung der parasitären Krankheit der Arbeiter am Gotthardtunnel die Anwendung heißer Clysmen bis zur Temperatur von 50° C. vorgeschlagen. Unzweifelhaft ist die Tödtung des Darmparasiten, die Aufgabe der Therapie der tropischen Chlorose. Es wurden deßhalb auch die bekannten Wurmmittel: Santonin und Wurmfarren (Filix mas) und außerdem Calomel, Chinin, Zinkoxyd und das Arapobapulver (Poudre de Goa) gegen dieselbe empfohlen. Nachdem durch die pathologische Anatomie in einem Darmparasiten die wesentliche Ursache der tropischen Bleichsucht aufgefunden worden ist, wird ihre Heilung möglich und wird es auch bei geeigneter Prophylaxis gelingen, ihre Verbreitung zu beschränken.

Römische Hofdichter.

Von

Professor Dr. J. Mähly in Basel.

Hofdichter hat es zu verschiedenen Zeiten und unter verschiedenen Völkern gegeben, sie sind auch jetzt noch nicht ganz ausgestorben, doch würden sich nach Zeit und Ort bedeutende Unterschiede ergeben, wenn es uns hier darauf ankäme, den Kreis unserer Untersuchung möglichst weit zu ziehen. Aber wir beschränken uns auf das Alterthum und selbst hier noch auf eine ganz bestimmte, geschichtlich

und literargeschichtlich auch sonst genau abgegrenzte Periode des römischen Alterthums — die Zeit des Augustus. Nicht als ob man sich bei den Griechen nach dem Begriff oder der Verwirklichung des Hofdichterthums vergeblich umsehen würde. Griechenland hat diese Spezies auch aufzuweisen — oder wie soll man es nennen, wenn hier Sänger sich am Hofe in Syrakus, oder in der Nähe der Inselfürsten, oder der thessalischen Machthaber sehen und hören ließen? Die Sonne des Hofes galt eben von jeher als erwärmend, belebend und befruchtend für diese Art geistiger Erzeugnisse; mit dem Preise der Fürsten und ihrer Fürstentugend war nicht bloß diesen, es war auch den Sängern selbst gedient, denn hier, bei Hofe, gelangte die Poesie auch zu dem, was ihr im bürgerlichen Leben versagt war — zu materieller Anerkennung und klingendem Lohne. Gerade diese Frage bildet sonst auf der Unterscheidungsskala der antiken und der modernen Dichtung ein bedeutsames Moment. Die Dichtung als Erwerbszweig zu betrachten, lag für gewöhnlich den alten Sängern ferne, die modernen betrachten es als selbstverständlich, daß jede Arbeit, auch die geistige, ihren Lohn finde, und sie würden sammt und sonders protestiren, wenn man ihnen zumuthen wollte, sich mit geistigem Lohne, mit der Anerkennung seitens ihrer Zeitgenossen, mit ihrer eigenen Popularität zufrieden zu geben. Man braucht nicht zwischen den Zeilen zu lesen, man kann es in aller nur wünschbaren Deutlichkeit auch auf den Zeilen finden, welchem Ziele sie zusteuern, und es ist dies um so natürlicher als Anerkennung und Honorirung heut zu Tage in allen Kreisen des Lebens und Wirkens, auch in der Wissenschaft, wahlverwandte Begriffe geworden sind, die sich kaum mehr trennen lassen.

Wenn also Klagen laut werden über mangelnde Anerkennung, über Bevorzugung des oder der Fremden, so weiß man, wie dies zu verstehen ist; es ist kein Verschweigen und kein Versteckspielen mit der Wahrheit, es ist die pure, bare Wirklichkeit, denn dem Leser ergibt sich, muß sich ja der Schlußsatz von selber ergeben, daß also auch der verdiente Lohn ausbleibe.

Im Ganzen wurde bei den Alten uneigennütziger gesungen und geschrieben als bei uns, das ist unbestreitbar; Wesen und Beruf der Poesie stand ihnen auch höher, als heut zu Tage uns Epigonen: der Dichter war nicht bloß Sänger, er war Prediger und Prophet, er stand auf einer höhern Warte, als auf den Zinnen der Duldung, oder wenn es hoch kommt, des Unterhaltungsbedürfnisses, der Nimbus religiöser und priesterlicher Weihe umstrahlte sein Haupt. Selbst in den Zeiten des römischen Cäsarenthums war dieser Begriff noch nicht ganz verblasst, und wenn wir alle bedeutenden Dichter der augusteischen Periode um die Hofsonne kreisen sehen, so ist dies keineswegs ein schlimmes Zeichen für ihren Geist oder für ihren Charakter, (wie etwa heut zu Tage der Name Hofpoet ein nicht ganz ungerechtfertigtes Achselzucken erregt,) sondern diese ihre Stellung war durchaus die Folge ihres dichterischen Könnens; nicht sie haben, etwa weil ihnen die bürgerliche Anerkennung nicht zu Theil geworden wäre, sich ins Hofgewand drapirt, nicht sie haben in Hofschranzensinn die Hofgunst und die Hofluft auf-

gesucht, sondern weil sie hervorragten durch dichterische Talente, suchte der Hof sie zu gewinnen und zu fesseln. Und hierbei war das Honorar eine Sache des Zufalls und gehörte durchaus nicht zur Garderobe des Poeten; es war Gebot der Freundschaft, nicht der Pflicht, nicht ein Tribut, den das Höhere dem Niedern schuldig war, sondern ein Mittel, seiner Freude und seinem Wohlgefallen den prägnantesten Ausdruck zu geben. Launen und Anwandlungen der Großmuth im günstigen Augenblick spielen keine unbedeutende Rolle; für manchen fiel nichts ab und er war nicht weniger wohl bei Hofe gelitten; Augustus war im Stande, eine glänzende dichterische That eben so glänzend, besonders wenn sie daneben auch eine patriotische war, zu honoriren. Der Dichter Varius hat für einziges Drama eine Million Sesterzen (das heißt etwa 72,000 Thaler) von ihm ausbezahlt erhalten. Virgil hat mehrere Millionen (auch sie ein schwerwiegendes Zeugniß augusteischer Großmuth) hinterlassen, er war eben ein Dichter nach dem Herzen des Augustus; andere ihm ebenbürtige Naturen haben sich mit weniger begnügt, obschon ihnen ein mehreres förmlich aufgedrungen wurde. Horaz war zufrieden mit seinem sabinischen Landgute, das sein Gönner, aber auch Busenfreund Mäcenas ihm als Angebinde der Freundschaft verehrte; mit seinen paar Hufen Nutzlandes gewährte es ihm die Mittel zu einer behaglichen, unabhängigen Existenz. Weiteres verbat er sich mit ebenso viel Takt als Freimuth. Ehe ihm die Modernen einen Fürstenknecht und Gunstbuhler aufbrennen, mögen sie zuerst für ihre eigene Person in ähnlicher Lage eine ähnliche Probe so siegreich bestehen. Von Tibull vollends, einem der Gottbegnadeten, und von Ovid wissen wir ziemlich sicher, daß der Goldklang des Gönnerthums ihre Ohren nie gekitzelt hat. Welcher andere Hofdichter — etwa Goethe ausgenommen, wenn überhaupt der Name auf eine so übermächtige Natur anwendbar ist — welcher Dichter darf sich rühmen mit den Großen und Größten der Welt nicht blos auf Du und Du zu stehen — das war in der glücklichen lateinischen Sprache von selbst gegeben — sondern wirklich im Verhältniß intimster Freundschaft und Geistesgemeinschaft? Dieses Verhältniß war es, was dem Augustus die milde, die großmüthige Hand öffnete, allerdings (aber erst in zweiter Linie) kam das noblesse oblige hinzu. Es war sonst gar nicht römische Volksanschauung, den Dichtern eine hohe, bevorzugte Stellung anzuweisen und in ihnen den Auserwählten des Menschengeschlechtes zu erblicken. Wohl aber hatten schon längst die Gebildeten, die Spitzen der römischen Gesellschaft, die vornehmen Patrizier (nicht der Geldprotzen-Adel si dis placet, der leider auch in Rom vertreten war), dieser Anschauung, nach griechischem Vorbild und dorther stammender Tradition, gehuldigt, und es ist ein Verdienst der augustischen Alleinherrschaft, ihr mehr und mehr auch in den besseren Volkskreisen Anerkennung verschafft zu haben. Völlig selbstlos war freilich dieses Protektorat auch nicht, und Augustus trieb die Schwärmerei für die Sache nicht so weit, daß er auch über Dichter der Opposition und Frondeurs das Füllhorn seiner Gunst ausgeschüttet hätte, aber er wusste mit der ihm eigenen weltmännischen und politischen Klugheit das Wappen seiner Hausdynastie so geschickt mit ächt römischen Farben zu bemalen, daß auch der Patriotismus daran seine

Freude fand. In diesem lebte und flammte das Hochgefühl der Römervolkes und er glänzte im Brillantfeuer der Gloire; die Gloire verlieh Unsterblichkeit, das Volk dürstete nach solcher, und wer ihm diesen Nektar zu reichen verstand, war sein Liebling. Daher die Popularität eines Virgil, von der ihm in des Wortes eigentlichster Bedeutung wahrhaft erdrückende Proben geliefert wurden. Und folgerecht wiegten sich auch die Dichter im Bewusstsein unsterblichen Nachruhms. Das, und nicht die Hoffnung auf Geldgewinn, nicht die Lockung des Mammons, war es, was ihnen den Griffel in die Hand drückte. Es liegt gegenüber der falschen, faulichten und brenzlichten Bescheidenheit unserer Zeiten etwas Erfrischendes und Erquickendes, aber Imponirendes zugleich in der urwüchsigen Naivetät, womit Horaz sein Selbstgefühl, sein felsenfestes Vertrauen auf unsterblichen Nachruhm — etwa nicht zart andeutet, sondern kräftig ausspricht: „Nicht mein ganzes Ich wird sterben, ein großer Theil wird der Gruft fern bleiben, und fort und fort wird mein Nachruhm sich steigern, so lange der Oberpriester mit der schweigenden Vestalin auf das Capitol steigen wird.“ Auch Ovid weiß von sich, daß sein Name die Runde machen wird, „vom Aufgang bis zum Niedergang;“ solche Töne sind auf der Leyer der alten Dichter durchaus nicht ungewöhnlich. — Aber ist dieses Gefühl, diese Sicherheit auch objektiv berechtigt und begründet? Sind diese augusteischen Dichter wirklich Vollblutdichter? nicht bloß geistreiche Dilettanten, für welche die gebildete Sprache, um mit Goethe zu reden, selber dichtet und denkt? Es kann nun gar keine Frage sein, daß das augusteische Zeitalter auch die Pflanze des Dilettantismus groß gezogen hat. Horaz weiß von diesen lesewüthigen und beifallshungrigen Poetastern ein Wörtlein zu erzählen; es ist die Kehrseite der glänzenden Medaille, aber nicht bloß, ja nicht einmal vorzugsweise der Hof war Schuld daran, durch seine Werthschätzung der poetischen Literatur, welche wie ein Mahnruf an die Dichterlinge klingen konnte, ihren liedersüßen Mund zu öffnen, sondern die hochentwickelte Sprache trägt auch ihr Theil an der Verantwortung. Wir Epigonen sind ja in einer ganz ähnlichen Lage. Wer anders als unsere hochgebildete Sprache ist Schuld daran, daß jetzt tausende von Liederlerchen steigen und trillern? Die Sprache, das von unseren Dichterfürsten geschaffene Fachwerk, der ganze Flor einer bunten, glänzenden, üppigen Phraseologie, einer ausgebildeten Technik kommt jetzt dem Gebildeten auf halbem, ja auf dreiviertel Wege entgegen, er braucht nur zuzugreifen; die Muse ist eine gutmüthige, gefällige Tante geworden, die jeden, der nicht gar zu ruppig und waldursprünglich ist, mit ihren Bonbons versorgt. Wer aber darüber nachdenkt, woher denn unsre großen Dichter ihre Methode, ihr Fachwerk, das spiegelblanke Rüstzeug entnommen haben, das sie durch ihren leuchtenden Vorgang bei uns eingebürgert, der weiß, daß die Fundgruben in der Antike liegen. „Todte Sprachen nur nennt ihr die Sprache des Pindar und Flaccus? Und aus ihnen nur stammt, was in der unsrigen lebt“, hat einer unserer Heroen gesungen, der es wissen konnte. Eine solche Sprache geschaffen, in Fluß gebracht, gußfertig für jede schöne Form hergestellt zu haben, ist auch einer der Ruhmestitel, auf welche das Unsterblichkeitsgefühl jener augusteischen Dichter sich gründete und gründen durfte.

Von den „Großen“ Roms hat keiner durch edle, interesselose Protektion der Dichter und Würdigung literarischer Verdienste seinen Namen so unsterblich gemacht als der Mann, der ja seit jener Zeit typisch und vorbildlich geworden ist für jedes großartige literarische und künstlerische Gönnerthum — Mäcenas, die rechte Hand des Augustus in allen politischen Fragen, sein intimer Freund und Berather in häuslichen Angelegenheiten, ein vornehmer Herr in des Wortes weitestem Umfang — auch da, wo es die Schwächen und Launen — Bequemlichkeit, Nonchalance, einen großen Grad von Ueppigkeit, auch von Hinwegsetzen über Sitte und öffentliche Meinung — wo es also die weniger idealen, aber sehr menschlichen Erscheinungen im Gefolge des vornehm genossenen Reichthums bezeichnet; daneben nicht frei von den Störungen der Hypochondrie, zeitweise auch wirklicher Kränklichkeiten, aber liebenswürdig, weitherzig für alles Schöne, empfänglich für das echte Ritterthum des Geistes und für die Freundschaft ebenbürtiger Geister, anspruchsvoll gegen seine Freunde nur dann, wenn ihn Schlaflosigkeit verdrießlich machte, aber doch auch wieder feinfühlig und taktvoll genug, um der Empfindlichkeit keinen Raum zu lassen, wenn seiner Behaglichkeit der Freimuth eines Freundes ablehnend entgegentrat. Sein Verhältniß zu Augustus lockerte sich mit den Jahren insofern, als von wirklicher Intimität mehr nur der Schein, als der Einfluß vorhanden war (wie Tacitus sagt), das Freundschaftsbündniß mit Horaz dagegen, das wohl einzig dasteht in der Geschichte der Literatur, hat vorgehalten bis zu seinem Tode. Wen Mäcenas einmal in seine Nähe gezogen hatte, den ließ er so leicht nicht wieder los, aber der Zutritt war nicht leicht; der Hausherr war wählerisch, und wer das Sanctuarium dieses Hauses als Freund betreten wollte, musste durch Proben seines Werthes oder durch die Bürgschaft und Fürsprache bewährter Genossen gut empfohlen sein. Auch für Horaz öffneten sich die Pforten erst nach einer längerer Anwesenheit in Rom. Der Dilettantismus klopfte hier vergebens an; nur wirklich entschiedene Talente fanden Aufnahme, und Mäcen hatte den richtigen Kennerblick, er wusste aus der Schaar der Thyrsusschwinger die wahren Jünger des Bacchus herauszufinden und, was das Größte an ihm ist, ihn bestach keine Rücksicht auf Geburt und Rang. Der Adel des Geistes gab diesem Kreis sein Gepräge. Eifersüchteleien oder gar Intriguen fanden hier keine Sttäte, der Dämon des Neides und der Verkleinerung trat nicht über die reine Schwelle. Austausch der Meinungen, Verkehr und Umgang waren so frei und zwanglos, wie die Manieren der Hausherrn selbst. Davon legen vollgültiges Zeugniß ab die Gedichte des Horaz, und unmöglich wäre es nicht, daß dieser sich sogar erlaubt hätte, die vornehmen Gebrechen seines hohen Gönners durchsichtig genug, wenn auch einem anderen Namen angehängt, zu zeichnen. Horaz schickte seine Oden in die Welt hinaus mit einer Widmung an Mäcenas; kein Schutz- und Trutzbrief soll dies sein gegen Neider und Nebenbuhler, sondern das sichtbare Zeichen verdienter Verehrung, der Huldigung, einer dankbaren Gesinnung — aber wie weit ist diese entfernt von jeder Spur entwürdigender Devotion! Horaz will einmal den Geburtstag des Mäcen an dessen Seite feiern, er lädt ihn ein zu einem Glas Sabiner; gut ist dieser nicht eben, vielmehr eine Art von antiker

Grüneberger Schattenseite, aber ein Schelm gibt mehr als er hat, bei sich zu Hause kann sich ja der reiche Freund wieder mit besseren Marken, einem Falerner oder Cäcuber, entschädigen. Dem Dichter ist einmal im Hause des Mäcen noch ärger mitgespielt worden; die Speisen waren zu sehr mit Knoblauch gewürzt und Horaz verdarb sich daran den Magen! Darüber klagt er nun, natürlich in scherzhaft-humoristischem Tone — aber öffentlich; die Gedichte waren für die Lektüre des gebildeten Publikums bestimmt, und dieses las also auch die Stelle, wo Horaz auf die etwas hochgespannten Ansprüche seines Gönners hin, die er nicht berücksichtigt, sich bereit erklärt, alles Empfangene wieder zurückzuerstatten, sofern man ihm nicht volle Freiheit des Handelns lassen wolle: „nicht um Arabiens Schätze sei ihm die Freiheit feil.“ So spricht kein gewöhnlicher Hofdichter, und kein gewöhnlicher Gönner hört so etwas ruhig an. Auch zum Vertrauten seiner poetischen Leiden macht Horaz seinen Freund, klagt, daß Augustus ihm zusetze und besungen sein wolle, und daß er, der Dichter, in seines Nichts durchbohrendem Gefühle mit „nein“ antworten müsse, aber auch die wärmsten und zartesten Brusttöne der Empfindung, wahrhafte Seelentöne klingen aus diesen Liedern hervor. „Sei nicht besorgt,“ ruft der Dichter dem kranken Freunde zu, „du wirst, du darfst nicht sterben ohne mich. Was sollte ich auf Erden ohne dich, ohne die zweite Hälfte meines Ich? Die Gestirne unserer Geburt stimmen wunderbar zusammen, wir werden einst mit einander sterben.“ Die Ahnung hat ihn nicht betrogen, das gleiche Jahr sah beide todt, die gleiche Grabstätte hat ihre sterblichen Reste aufgenommen.

Aber hat vielleicht unser Dichter sich in seinem Verhältnisse zu Augustus etwas vergeben und die Schranken überschritten, welche dem Gefühle der Manneswürde gesetzt sind? Dichter zu sein war damals kein Kleines, wenn man der objektiven Wahrheit und der subjektiven Würde ein Genüge thun wollte. Die großen Redner und Geschichtsschreiber wenigstens verstummten, weil sie diese Aufgabe nicht bewältigen konnten. Natürlich: diese verlangt Freiheit, volle unantastbare Freiheit des Wortes. Labienus, der Geschichtsschreiber, hatte es erfahren, was es heißt, einen Machthaber auf republikanischer Wage abschätzen zu wollen — er gab sich aus Gram über das Schicksal seiner Schriften selber den Tod; der Redner Cassius Severus starb im Elend der Verbannung; es dauerte nicht mehr lange, so ward es sogar gefährlich, andere sprechen zu lassen, d. h. dramatischer Dichter zu sein. Tiberius witterte in diesen Reden längst gewesener Größen die Luft der Gegenwart; sogar der alte Atreus des Scaurus wurde seinem Verfasser zur Klippe, geschweige denn daß dem Curiatius Maternus sein „Cato“ unbeanstandet durchgehen konnte. Augustus allerdings hat die Dichter noch gewähren lassen — mit Ovid hat es eine andere Bewandtniß — ja er hielt es sogar für eine Aufgabe seiner Politik, sie zu begünstigen, ihr Amt ihnen leicht zu machen, ihr Ansehen zu fördern. Panem et Circenses verlangte und bekam die Masse; aber was blieb denn für die Gebildeten? welcher Genuß, welche Erholung und welche geistige Speise, wenn für Rede und Geschichte kein Raum mehr war? Mußte die Friedensaera, als deren Schöpfer sich August, nicht mit Unrecht, fühlte, nicht auch geistiger Güter theilhaftig werden? Der Balsam auf die noch offenen Wun-

den durfte nicht bloß aus dem Füllhorn des Ueberflusses träufeln, wenn er heilen sollte, sondern aus der Frucht des Geistes. Es war so unendlich viel zu vergessen und zu verwinden. Dieses zu fördern gab es kein wirksameres Mittel als geistige Anregung und Beschäftigung, als Wetteifer und friedlichen Kampf. Wenn Horaz mit Ueberzeugung eine neue und bessere Aera in der Poesie angebrochen sah und mit den blanken Waffen des Geistes diesen Standpunkt vertrat, so war dies zugleich nach dem Sinn des Alleinherrschers. Knüpfte sich doch an diese Wahrheit so leicht der Gedanke, daß der Vergleich auch auf anderen Gebieten zum Vortheil der augusteischen Zeit ausfalle. Der Alleinherrscher konnte in der That seine Herrschaft in Rom — und Rom war die Welt — geistig nicht besser inauguriren, als wie er es that, und wenn er den Horaz zum Herold dieses Programms erwählte, so traf die Wahl einen vollständig Ueberzeugten, der sich auch keinen Augenblick erst in diese Rolle hineinzufinden brauchte. Daß der Weise von Venusia nicht vorzugsweise politische Lieder — wie man ihm wohl auch zugemuthet hat — anstimmte, lag in der Natur der Sache, in der Luft, dürfen wir wohl sagen, und es wäre bodenlos unweise von ihm, es wäre Taktlosigkeit ohne gleichen gewesen, gegen Augustus sowohl als gegen die gesammte Bevölkerung, wenn er es gethan hätte. Die furchtbaren Kriegsfurien waren noch kaum, unter Rauch und Blutdampf, vom Schauplatz verschwunden; sollten und durften die Musen, die statt ihrer einkehrten, die Reminiscenzen an die geschehenen Greuel wieder auffrischen? Sie hatten wahrlich Dringlicheres und auch Besseres zu thun, und für jene Aufgabe würde ihnen kein Mensch in Rom Dank gewusst haben. — Daß Horaz, nach dem verunglückten Unternehmen der „letzten Republikaner“, in welchem ihm selber eine kleine Rolle beschieden gewesen war, sich der Politik des Augustus rückhaltlos anschloß, wird ihm kein Vernünftiger übel deuten, im Gegentheil, es war das einzig Vernünftige, was damals möglich war. Wer es wohl mit seinem Vaterlande meinte, musste sich mit Augustus aussöhnen; mochte auch am Privatleben und am Charakter des neuen Gewalthabers mancher Flecken, mochte Blut an seinen Händen kleben — er hat als Herrscher wieder quitt zu machen gesucht, was er als Streber gesündigt und gefrevelt hatte. Sollte sich also Horaz lieber in verbissenen, unfruchtbaren Republikanismus einhüllen als die gebotene Hand annehmen, die Frieden und Friedensgüter zu spenden bestrebt war? Sollte er sich schämen, der Freund des Machthabers zu heißen? Halb im Scherz halb im Ernst stellt ihm Augustus diese Frage, als Horaz die ihm angebotene Stelle eines Sekretärs ausgeschlagen hatte. Auch daß er in seinen Satiren, wo doch Anlaß genug vorhanden war, dem Augustus auch nicht ein einziges Mal die Ehre einer beiläufigen Erwähnung that, leitet der Machthaber aus demselben Grunde her, natürlich im Scherze und fern von jeder Empfindlichkeit, er kannte ja die unabhängige Natur seines Horaz, des „allerliebsten Kerlchens mit dem dicken Bäuchlein“, wie er ihn nannte. Auch hier zeugt nicht bloß der Geist, — es ist ein Brief an den Dichter — sondern so zu sagen jedes Wort für die Intimität eines Verhältnisses, das auch den leisesten Gedanken an Servilität auf Seiten des Dichters ausschließt. Daß dieser, dem hohen Freund zu gefallen,

seinen drei Büchern „Lieder“ noch ein viertes beigefügt, und auf ganz spezielles Bitten des Kaisers ein akademisches Loblied auf dessen beide Stiefsöhne, Drusus und Tiberius, verfasst, auch eine seiner berühmten Episteln an ihn adressirt haben soll, nun ja, dergleichen ist menschlich und möglich, aber nicht höfisch, sondern höchstens höflich; einen Makel darin erblicken kann nur, wer im persönlichen Umgang von Rücksicht, Zartgefühl und Anstand nichts wissen will. Was über diese Forderung hinausging, z. B. die Zumuthung des Kaisers, ihn und sein Werk in einem größeren Gedicht zu verherrlichen, hat Horaz bescheiden, aber entschieden abgelehnt. Und doch war diese Zumuthung für Horaz als Dichter sehr ehrenvoll. Augustus wollte nicht von jedem beliebigen Versmacher angesungen werden. Er war wählerisch und gebot dem Prätor dafür zu sorgen, daß sein Name im Wettstreit der Dichter nicht entehrt werde. Schriften von Poetastern, in majorem imperatoris gloriam verfasst, waren ihm herzlich zuwider. Das wusste Horaz und darum konnte er sich so gut ausreden, (ein bischen Ausrede war ja allerdings dabei), daß er den von ihm besungenen Augustus nicht wolle als Makulatur, als papiernen Umschlag für irgend einen trivialen Gegenstand benutzt, respektive mißbraucht wissen; für ein kleines Lied, wie Horaz es vermöge, sei ihm der Kaiser zu groß, für ein großes Lied wie es der Kaiser verdiene, sei der Dichter zu klein. Man sieht, der Schmeichelbalsam troff nicht halb so üppig, als viele sich vorstellen. Im Uebrigen muß man, um ein richtiges Urtheil zu fällen, billigerweise sich auch darnach umsehen, was die Alten in diesem Punkte für erlaubt hielten. Es war nicht damals erst aufgekommen, daß man Menschen göttliche Ehre erwies, die Sitte war (im Occident) schon eingerissen zur Zeit des peloponnesischen Krieges, wo z. B. der Lakedämonier Lysander von einzelnen griechischen Städten schlechtweg als ein Gott verehrt wurde, und zu welchen Höhen später (allerdings nicht ohne Beiziehung orientalischer Dampfkraft) Alexander der Große emporgegipfelt wurde, ist bekannt. Aber die Keime, und recht fruchtbare und greifbare Keime lagen schon im alten Heroenkultus, und vom Heros zum Gott ist der Sprung nicht weit. In Rom kam noch hinzu, daß nach altem Glaubenssatze jeder Römer unter dem Schutze eines Genius stand, den er als Ausfluß des Göttlichen anbetete, und so lag es nahe, den Genius des regierenden Kaisers als Schutzgott der Stadt zu verehren. Auch die unserem Gefühl so sehr widerstrebende Apotheose verliert ihren akuten Charakter, wenn wir bedenken, daß die Manen (die Geister der Verstorbenen) überhaupt als göttliche Wesen gelten, (dis manibus ist stereotyp auf Grabinschriften). Mag man übrigens davon halten, was man will, so viel ist sicher, daß der offizielle Gottes- oder Götzendienst hinter den Ausflüssen persönlicher Huldigung, die man den Dichtern so sehr verargt, keineswegs zurückblieb. Noch zu Lebzeiten des Augustus wurden seinem Genius Altäre an öffentlichen Straßen errichtet, und dort Spenden dargebracht; in den Provinzen grassirte die Verehrung noch stärker als in der Stadt (und das will viel sagen, man vergleiche die einschlägigen Kapitel im Leben Augustus bei Sueton, 52 ff.). Augustus sah sich selber genöthigt, den Ueberschwang etwas zurückzustauen, er wollte sich wenigstens nur in Verbindung mit

der Göttin Roma Tempel und Altäre errichten lassen. „Aber“, kann man ja mit einem Schein von Recht fragen, „wenn denn die Dichter auch die Lehrer und Prediger des Volkes sind, kam es nicht gerade ihnen zu, durch Wort und Schrift das richtige Maß zu empfehlen, dem Unmaß zu steuern?“ Wohl, aber sie waren eben vor allem Römer, und mit der Vergötterung ist es wirklich nicht so ernst zu nehmen als heut zu Tage, oder besser gesagt, als des Wortes wirklicher Sinn es eigentlich verlangte. Denn auch wir Modernen brauchen wenigstens das Wort „göttlich“ ziemlich ungenirt, in Fällen, wo nichts weniger als von Gott oder Göttern die Rede ist, und unser Gott steht doch noch unendlich, unsagbar erhaben über den Gottheiten der Alten. Bei diesen liegt in der Bezeichnung „Gott“, auf einen Menschen angewandt, mehr ein Herabsetzen und ein Herunterziehen des Göttlichen, als ein Emporheben und Heraufschrauben des Menschlichen, ihre Götter sind im Grunde nicht viel mehr als nach allen Seiten hin potenzirte Menschennaturen, nicht sowohl dynamisch und specifisch, als mechanisch und quantitativ vom gewöhnlichen Menschen verschieden. Diese Anschauung gibt sich in der Heldensage, im intimen Umgang der Menschen mit den Göttern, augenfällig zu erkennen. Was man sich heut zu Tage im Punkte der Verhimmlung noch erlaubt, ist allerdings keine handgreifliche Apotheose mehr; die Devotion tritt feiner und versteckter auf — aber was die Gesinnung betrifft, den Wunsch, das Weihrauchfaß mit Dampfkraft zu schwingen, beides wäre im Uebermaß vorhanden, und doch muß es beim frommen, will sagen unfrommen Wunsche bleiben, weil der Gedanke, daß eine moderne Apotheose eine Blasphemie gegen die Religion und gegen die Philosophie zugleich wäre, ihn zurückscheucht. Wir wollen hier nicht rechten und rechnen, wer mehr im Artikel des Majestätenkultus geleistet habe, die Alten oder die Neuern: so viel aber ist sicher, wenn wir sehen und lesen, was die Mode zu gewissen Zeiten und an gewissen Höfen — wir wollen beispielsweise den weimarischen Musenhof unter Herzog August annehmen, wo es doch im allgemeinen nicht allzusteif herging — was da alles dem Dichter zugemuthet und von diesem unbeanstandet geleistet wurde, so oft eine russische Prinzessin oder Großfürstin so und so den Hof ihrer huldreichen Anwesenheit würdigte, item, wenn wir sehen, welche Extasen stammelnder Bewunderung das gnädige Augenblinzeln oder gar das huldvolle Wort eines modernen deutschen Fürsten unter seinen Reisebegleitern hervorruft, so brauchen wir für unsere Alten nicht mehr roth zu werden. Das Stärkste bei Horaz dürften folgende Stellen sein:*) Die, wo sein Cäsar (Augustus) „inmitten der Götter aus purpurnem Munde Nektar schlürft“, jene Strophe ferner, wo Augustus in der Gestalt des Merkur auf Erden weilt und waltet, und gebeten wird, nicht zu bald wieder in den Himmel zurückzukehren, oder jene Ode, wo die glühende Sehnsucht nach der Rückkehr des Herrschers aus dem germanischen (gallischen) Krieg geschildert wird: „Wenn dein Antlitz wieder dem Volke lächelt gleich dem Frühling,

*) Wobei wir aber von vornherein bemerken wollen, daß gerade das Stärkste durch officielle Inschriften als officielle Sprech- und Tonart von damals erwiesen wird.

so fließt der Tag schöner hin und die Sonne strahlt in besserem Glanz", ferner der Anfang einer andern: „Im Himmel thront der Donnerer Jupiter, vor unsern Augen waltet ein anderer Gott!" Kräftig klingt auch: „Nichts ähnliches (dem Augustus) ist jemals erstanden, nichts ähnliches wird jemals erstehen." Das ist verständlich gesprochen, wenn auch stark, für die Nerven von damals aber, nach dem panegyrischen Kanon von damals aber nicht zu stark, ja, für die damalige Lage der Dinge, wenn wir die rhetorische „Blume" abstreifen, sogar wahr. Es war nichts als billig, die immensen Verdienste des Kaisers um den aus der blutgedüngten Scholle emporgeblühten Frieden kräftig zu betonen, den Frieden, der jedem wieder erlaubte, seiner Arbeit ruhig nachzugehen; nach der Arbeit

Kehrt er fröhlichen Muthes heim zu dem Mahl und lädt
Dich, den Gott (d. h. Augustus) zu des Mahles Schluß,
Ehrt mit heißem Gebet dich und mit Weihegus
Aus der Schale von Wein; unter die Laren stellt
Er dein Bild und gedenkt deiner, wie Griechenland
Kastors denkt und des Herkules."

Virgil hat den Hofton viel kräftiger angeschlagen. „Ein Gott", ruft er aus, wird Octavius jedenfalls, bloß ist noch nicht ausgemacht, welcher Bezirk des Himmels ihm zufallen wird." Der Ankunft des Verheißenen (d. h. eben des Octavius), der natürlich der Welt das goldene Zeitalter wiederbringt und „vom Atlas bis nach Judien alles seinem Scepter unterwirft" harren alle Lande mit dem Schauern heiliger Erwartung entgegen — ja noch mehr, er ist sogar der mächtige Schöpfer und Spender des Fruchtsegens und der Jahreszeiten, und die Götterburg im Himmel sehnt sich nach ihm und mißgönnt ihn der Erde! Einen Tempel will ihm der Dichter in Mantua bauen; war es doch schon dem Julus, dem Sohn des Aeneas und Ahnherrn der Julier, verheißen, daß seine Nachkommen Götter sein würden; das „julische Gestirn" zieht sich wie ein rother Faden durch die Poesie der augusteischen Zeit; begreiflich, daß auch die Nachkommen des kaiserlichen Hauses, die Adoptivsöhne Drusus und Tiberius, als lichte Sterne glänzen, und vollends in allen Regenbogenfarben strahlt des Augustus Neffe und Adoptivsohn Marcellus. Es wird als erster in's Heldenbuch eingetragen, nicht, weil er etwas geleistet hat — er starb eines frühen Todes, kaum Jüngling geworden — sondern weil er bei längerem Leben alle ritterlichen, vom Dichter angeführten Großthaten geleistet haben würde!

Virgil hatte alle Ursache, dem Augustus dankbar zu sein. Bei der berüchtigten Landanweisung an die entlassenen Veteranen, die um jeden Preis, auch den des Rechtes mussten zufrieden gestellt werden, sollte auch des Dichters Landhof dieser politischen Maßregel zum Opfer fallen; hochgestellte Gönner legten beim Gewalthaber ein gutes Wort ein, und Octavian, der dichterische Begabung zu schätzen wusste, besonders wenn er einen Gegendienst erwarten durfte, sorgte dafür, daß der Dichter im Genuß seines Eigenthums verblieb. Die Gegenleistung blieb denn auch, wie wir bereits gesehen, nicht aus. Schon in seinen Hirtengedichten hat Virgil, theils durch das Mittel durchsichtiger Allegorie, theils ohne solche,

seinen Dank so überschwänglich dargebracht, daß Octavian, sowie auch die Mittelpersonen, zufrieden sein konnten. „O Meliboens“ sagt er in der Maske eines Hirten zu einem andern, „ein Gott hat uns diese Ruhe verschafft, seinen Altar soll manches Böcklein aus unserem Stall mit seinem Blut benetzen.“ — Zu den speciellen Gönnern des Virgil gehörte der bekannte Asinius Pollio; über ihn wird das ganze Füllhorn dichterischer Psalmodie ausgegossen. Das Jahr, wo dieser als Konsul waltet, ist der Anfang des zurückkehrenden goldenen Zeitalters, und nicht nur das: In einem, freilich durch allegorische und mythische Zuthat etwas räthselhaften Huldigungskarmen erscheint das in diesem Jahre geborene Kind des Asinius (wenn es nicht eher der oben genannte Marcellus, der Schwestersohn Octavian's ist), als der prädestinirte wirkliche und wahrhaftige Weltheiland, mit dessen Heranwachsen die Natur und die Menschheit dem Segen der goldenen Tage entgegenreifen. Wenn der Dichter am Leben bleibt, sollen dereinst die Heldenthaten des Mann Gewordenen, der jetzt in der Wiege liegt, von ihm, wie er selber versichert, in einem Stil besungen werden, vor dessen Schwung selbst Orpheus zurückstehen wird, und auch der Ruhm des Vaters wird vom verzückten Dichter zu den Höhen der Unsterblichkeit erhoben werden und das A und O seiner poetischen Thaten sein. — Wie der genannte Asinius den Virgil indirekt zu dessen Hirtengedichten veranlasste, so ist es, und zwar direkt, Mäcenas, dem man das gediegenste Lehrgedicht des Alterthums, die Georgica (d. h. über den Landbau) des Virgil verdankt. Auf seine Anregung nämlich hat der Dichter den Plan dazu gefasst und ausgeführt. Es war keine leichte Aufgabe, denn das Gedicht sollte etwas ganz anderes als bloß die harmlosen Reize des Landlebens schildern — es sollte der Panegyricus des der Welt durch Augustus wiedergeschenkten Friedens sein. Der Landbau lag, zumeist in Folge des Krieges, schmählich darnieder; mit dem wiedergewonnenen Frieden sollte auch die Lust zu dem gesundesten und nothwendigsten aller Friedenswerke einkehren; diese Lust sollte Virgil wecken helfen. Man sieht, Mäcenas wusste seine Leute zu wählen für die Texte, über die er gepredigt haben wollte. — Das dritte Gedicht, dem Range nach das erste — wenn die landläufige Ansicht, was wir sehr bezweifeln, die richtige ist — das „Lied von Aeneas —“, ist im Grunde nichts mehr und nichts weniger als ein Hymnus auf das julische Geschlecht, dessen erlauchtester Sproß, Augustus, damals Herrscher der Welt war. Es steht dies zwar nirgends mit trockenen Worten in dem umfangreichen Gedichte geschrieben, aber wer zu lesen versteht, wird es ohne Mühe herausfinden; der patriotische Stoff ist mit viel Geschick zu besagtem Jubelgesang zubereitet und alles hineingewirkt und hineingewoben, was nur irgend dienen konnte zu diesem panegyrischen Zweck. Da werden zahlreiche Lichter auf- und Glanzpunkte eingesetzt, die sehr wenig zur Beleuchtung des guten Vaters Aeneas, umsomehr aber zur Illumination des „Vaters des Vaterlandes“, des Augustus, dienen, so z. B. die Schlacht bei Actium, und die ihr zu Ehren angeordneten Spiele, so die Zurückerstattung der römischen Waffen und Fahnen durch die Parther — eine Errungenschaft, welche der römische Ruhmesdurst mit Wonnebehagen schlürfte, und die Poeten, nicht

bloß Virgil, in allen Tonarten als das nec plus ultra des Wünsch- und Erreichbaren besangen. — Es kann kein Zweifel sein, Virgil hat es in der Kunst des Hofdichters, wie er ist und sein soll, weiter gebracht als sein Freund Horaz, bei welchem der alte republikanische Unabhängigkeitssinn jeweilen kräftig durchbricht und wenn er etwa auch einmal einer politischen Wetterfahne (wie Dellius) oder gar einem hochgestellten Raubgesellen und Geldprotzen (wie Lollius) dessen Enkelin später die Millionen des Blutgeldes ausgesogener Provinzen als Schmuck an ihrem Leibe trug — wenn er auch solchen Patronen ein Lächeln seiner Muse gönnte, so ist wohl zu bedenken, daß dies zu einer Zeit geschehen, wo jene Größen sich noch nicht als solche entpuppt hatten, wohl aber erlaubt sich Horaz nicht mißzuverstehende Winke an hochstehende politische Persönlichkeiten, wie z. B. an den oben genannten Gönner Virgils, den streng rechtlichen, wenn auch in seinem Urtheil oft schroffen und rücksichtslosen Asinius Pollio, auf dessen Stirn nicht blos der Kriegslorbeer prangte, sondern auch der Oelzweig der Friedenskünste. Kaum weniger vielseitig als er, ausgezeichnet als Feldherr und Redner, wie als Schirmherr dichterischer Talente, in Weihestunden auch ein Jünger der Musen, präsentirt sich uns Messalla Corvinus, der Sprößling eines erlauchten Geschlechtes. An ihm hat der anmuthige Elegiker Tibull seinen Gönner gefunden, ihm bringt er in ansprechenden, maßvollen Weisen den Tribut dankbarer Verehrung dar. Freilich, in dem „Panegyricus“, der Tibull's Namen trägt, bläht die Schmeichelei ihre Backen auf zu einem eben so pomphaften als frostigen und unerquicklichen Lobeshymnus. Der Dichterling bauscht hier seinen Helden zu einer maßlosen Größe auf und behängt ihn mit dem geschmacklosesten rhetorischen Flitter. Nicht genug, daß er sich für diesen seinen römischen „Odysseus“ in den Aetna zu springen anerbietet, wenn einige Brocken der Huld von dem Reichthum des Gönners für ihn abfallen, er versteigt sich sogar zu dem Versprechen, nach vollbrachter Seelenwanderung mit dessen Lobe wieder von vorn anzufangen. Zum Glück für die Nachwelt hat besagte Wanderung ihre Stadien noch nicht durchlaufen, wenn nicht etwa die Seele dieses Dichters in irgend einem anderen Poetenleibe ihr Domizil aufgeschlagen hat. Aber wir dürfen uns wenigstens über Tibull beruhigen: das Machwerk trägt blos seinen Namen, nicht sein Gepräge. Merkwürdig ist übrigens, daß Tibull den Namen des Augustus und den des Mäcenas nie und nirgends erwähnt. Nicht mit Unrecht erblickt man darin ein Zeichen, daß der Kreis, der sich um den Messalla als Mittelpunkt gruppirt, auf seiner Fahne ein etwas anderes Zeichen trägt, als der vom kaiserlichen Hofe, speziell von Mäcenas protectionirte. Es kann kaum ein Zweifel sein, daß dort mehr die romanistische, d. h. in römischem Wesen und römischer Anschauung wurzelnde Dichtung, hier dagegen die mehr hellenisirende gepflegt wurde, jedenfalls aber in friedlicher Zwietracht; denn wenn es auch streitig ist, ob eines der vorhandenen sogenannten Jugendgedichte des Virgilius (Ciris) wirklich dem genannten Dichter zuzuschreiben, und eben so streitig, ob seine Widmung an unseren Messalla gerichtet sei, so erfreut sich doch auch Ovid, ein ausgesprochener Hellenist, der Gönnerschaft des Messalla und auch Horaz nennt ihn unter seinen hohen

Freunden, ganz abgesehen davon, daß zwischen Horaz und Tibull ein mehr als konventionelles Freundschaftsverhältniß bestand. Durch diese doppelte Richtung der Poesie wird es auch erklärlich, warum Properz, sonst der ebenbürtige und eigentliche Zunft- und Kunstgenosse des Tibull, aber durch und durch von griechischem Geist erfüllt und getränkt, sich mit Leib und Seele dem augusteischen Banne hingibt. Er findet für sein Gefühl, beziehungsweise seine Devotion Töne, die wir kaum mehr mit dem Zeitgeschmack rechtfertigen können. Actium, Cleopatra, die Parther und was darum und daran hängt, mögen ihm, mit anderen Arabesken, noch hingehen, auch die in verschiedenen Tonarten variirten Huldigungen an Mäcenas, die „vielbeneidete Hoffnung seiner Jugend und den gerechten Stolz seines Lebens und seines Todes“ mögen ihm nachgesehen werden, und es ist ja recht brav von ihm, daß er, gleich Horaz, im Gefühl seiner Unzulänglichkeit die Zumuthung einer größeren dichterischen Leistung, die Mäcenas auch an ihn gestellt hatte, manierlich abweist — aber daß er seinerseits dem guten Jupiter zumuthet, er solle, während Augustus besungen werde, von der Arbeit feiern, ja daß er sich zu der Blasphemie hinreißen läßt, „so lange Cäsar (Augustus) am Leben, braucht Rom sich vor Jupiter nicht zu fürchten“, ist auch als poetische Hyperbel unerträglich. Wenn dergleichen bei Ovid begegnet, so kann auch das Mitleiden mit seinem entsetzlichen Loos darüber hinweghelfen. Wir wissen ja, daß an dem dünnen Faden von Augustus' Laune seine ganze Existenz hing; wie ihn dessen Machtspruch nach den Eisfeldern von Tomi verwiesen hatte, so konnte ihn eine Anwandlung von guter Laune wieder in das verlorene Paradies zurückversetzen; kein Wunder, wenn da von Seiten des Dichters nichts gespart wird, um jenen dünnen Faden zu erhaschen und zu vergolden. Zwar schon zu einer Zeit, wo noch kein Schatten den Sonnenglanz der Hofgunst umflorte, duftete der Weihrauch überkräftig, der „Gott“ erscheint bereits nach Namen und Inhalt ausgeprägt; nachdem der Schlag aber, wie aus heiterm Himmel, das Haupt des Dichters getroffen, da qualmt und dampft das Brandopfer beinahe erstickend. Jetzt ist der Gott mit seinen Tempeln und Altären, mit seiner Allmacht und seiner Gerechtigkeit fix und fertig, es fehlt ihm blos noch die Unsterblichkeit. „An den einen Jupiter glaubt man, den andern sieht man, von dem auf Erden thronenden Jupiter hat man Leben und Odem, des Augustus Haus ist so heilig, als der Tempel Jupiters auf dem Capitol; Augustus steht an Gerechtigkeit noch über den olympischen Göttern, welche ja oft den Unschuldigen treffen.“ Die Galanterie gegen die Kaiserin Livia, „das Musterbild von Keuschheit, Schönheit und Tugend, die herrlichste Erscheinung vom Aufgang bis zum Niedergang, die Vesta aller keuschen Seelen“, kommen daneben kaum in Betracht. Das Loblied aber, das der Unglückliche in getischer Sprache auf den Verstorbenen niederschrieb — es sollte den Adoptivsohn und Nachfolger Tiberius zum endlichen Gnadenakt bewegen — könnte die höchste Potenz dessen zu sein scheinen, was in diesem Punkt menschlicher Schwäche und Erniedrigung — warum sollten wir uns scheuen, das Wort auszusprechen? — geleistet werden kann, jedenfalls ein würdiger Vorläufer der knechtschaffenen Litteratur, welche der geistige Byzantimismus bis auf

Ludwig XIV. hinab, und vielleicht auch später, zu Stande gebracht hat. Und doch, es scheint leider nur so! Die Menschennatur hat es in der Kunst der Kriecherei noch weiter gebracht. Zeuge (leider unter vielen!) der Dichter Calpurnius, Zeugen die beiden Gedichte, die vor einigen Jahren aus der Klosterbibliothek von Maria-Einsiedeln an das Licht gezogen worden sind. Sie übergipfeln sich alle in der Verherrlichung desjenigen Kaisers, dessen ruchloser Stirn die Nachwelt das Brandmal ihres Fluches aufgedrückt hat — des Nero, vielleicht allerdings des jungen Nero. Aber diese Zeit liegt jenseits der Schranken, die wir unserer Aufgabe gesetzt haben. Wer sich auf dem bequemen Ruhebett des Optimismus ausstreckt, wird sich über diese Art von Literatur trösten, mit der weisen Regel, daß man sich an das Bessere und Schönere halten müsse; mit dieser wohlfeilen Weisheit kommt er auch über die Blutfelder und Leichenhügel der Geschichte hinweg. Merkwürdig aber ist es, daß Geschichte und Literatur, als Kulturzeugen, Hand in Hand gehen, eines das andere bestätigt und erklärt. Und wenn nun anerkanntermaßen in der Literatur die höchste und vollendetste Gattung die Tragödie ist und war und sein wird — sollte hier auf einmal die Geschichte sich von ihrer Begleiterin trennen, und als ihren höchsten Inhalt das Wohlsein der Kreatur proklamiren? Muß man nicht eher und folgerichtiger auf den Gedanken kommen, daß auch die Geschichte das Trauerspiel der Menschheit sei? . . . . Wir wollen nicht fragen, ob nicht vielleicht in der Physiognomie unserer Literatur, d. h. des gegenwärtigen Schriftthums, sich ähnliche Zeichen und Züge, wie die oben geschilderten, entdecken lassen.

Aus dem Zeitalter der französischen Revolution.

Ungedruckte Briefe des Philosophen und Arztes Joh. Benjamin Erhard.

Mitgetheilt von

H. M. Richter in Wien.

Zu den interessantesten Erscheinungen im Kreise der Kantianer, welche die große französische Revolution mit lebhaftestem Antheil verfolgten und ihr mit den Waffen kritischer Philosophie in Deutschland, daselbst eine gründliche Revolution im Reiche der Geister vollführend, wacker sekundirten, gehörte der einst vielgenannte und nunmehr fast vergessene Joh. Benjamin Erhard. — Varnhagen v. Ense hat ihm ein schönes biographisches Denkmal gesetzt und uns in diesen zwei Bänden, welche er Hegel zugeeignet, die Denkwürdigkeiten des Philosophen und Arztes Erhard, seinen Briefwechsel mit gleichgesinnten Freunden und eine Reihe von nachgelassenen Abhandlungen desselben vorgeführt.*) Wo man von Kant und seinen Schülern spricht, da ist auch von Erhard die Rede und da er

*) Biographische Denkmale v. K. A. Varnhagen von Ense. Dritte vermehrte Auflage. Leipzig. F. A. Brockhaus 1874.

auch zu den Freunden Schiller's gehörte, so taucht auch sein Name in den zahlreichen Publikationen über Schiller öfter einmal auf. Die „Allgemeine deutsche Biographie", deren Aufgabe es ist, keinen Namen untergehen zu lassen, der an einen, wenn auch nur vorübergehend wichtig gewesenen Mitarbeiter an der Entwickelung des deutschen Geisteslebens erinnert, hat seine Leistungen erst kürzlich wiederum gewürdigt und registrirt und so darf auch eine nicht unwichtige Ergänzung, wie ich sie im Nachfolgenden biete, auf Beachtung Anspruch erheben. Zuvor ist es jedoch nöthig, den geneigten Lesern, dem Erhard bisher fremd geblieben, in wenigen biographischen Daten mit dem merkwürdigen Manne bekannt zu machen.

Erhard war 1766 zu Nürnberg als Sohn eines Drahtziehers geboren. Der Knabe, der in den dürftigsten Verhältnissen aufwuchs, verrieth eine geniale Natur, las im 11. Jahre Wolffs mathematische und philosophische Schriften und lernte dabei das Töpfergewerbe, für welches ihn der Vater bestimmt hatte. Daneben übte er die Gravirkunst und pflegte ganz selbstständig sein Talent im Zeichnen und in der Musik. Ein unbezähmbarer Drang treibt ihn zu den Studien, die er unter größten Entbehrungen, neben seinem Handwerk, auf Kosten seiner Gesundheit, pflegt. Auf Betreiben des hervorragenden Arztes Siebold, der seine Kenntnisse in den Sprachen, Naturwissenschaften, wie in Mathematik und Philosophie höchlichst belobte, ja bewunderte, bezog er 21 Jahre alt die Universität Würzburg, um dort die medicinischen Studien zu treiben. Dort trat er aus den Wolff'schen Vorstellungen nach gründlicher Erkenntniß der Kant'schen Lehren zum Kantianismus über und blieb auch fortan einer der eifrigsten Kantianer, als welcher er von Rosenkranz in seiner „Gesch. d. Kant. Philosophie" besonders charakterisirt erscheint. Im Jahre 1790 erscheint er in Jena, wo sich um Reinhold, den eigentlichen Apostel des Königsberger Waisen, eine Schaar begeisterter Schüler sammelte, die nachher in der Wissenschaft überall bahnbrechend wirkten, darunter Niethhammer, Paulus, Hufeland, Fischenisch, Forberg, Fernow, Thiebaut u. A. In diesen Kreis trat auch Erhard und gewann in demselben Ansehen und Einfluß. Von dem Jena dieser Tage schreibt Schiller: „Hier hört man auf allen Straßen Form und Stoff erschallen, man kann fast nichts Neues mehr auf dem Katheder sagen, als wenn man sich vornimmt, nicht kantisch zu sein." Erhard schrieb damals eine „Prüfung der Reinhold'schen Theorie des Vorstellens" und begründete damit seine Autorität in der Jenaer Kant-Gemeinde. Dem Schiller'schen Hause wurde er engbefreundet und wurde fortan ein fleißiger Mitarbeiter an Schillers Zeitschriften. Er wandte sich über Göttingen nach Kopenhagen, wo er zu Baggesen in ein näheres Verhältniß trat, ging dann nach Königsberg zu Kant, von welcher Begegnung der Briefwechsel mit Kant datirt, (in „Kants Werk. ed. Hartenstein B. VIII.) und zog noch in der weihevollsten Stimmung zu einem in Jena gewonnenen und durch das Leben ihm treu gebliebenen älteren Freunde, dem Freiherrn Franz Paul v. Herbert nach Klagenfurt, der Hauptstadt Kärntens. Beide Freunde reisten zusammen, auf Kosten Herberts, nach Oberitalien. Heimgekehrt, promovirte Erhard in Altdorf zum Doktor der Medicin und ließ sich

in Nürnberg als praktischer Arzt nieder. Doch mehr als diese Thätigkeit nahm ihn die literarische in Anspruch und in dieser trat er besonders durch politisch-philosophische Abhandlungen hervor, in Schillers Thalia und Horen. Geradezu sensationell wirkte sein Büchlein „Ueber das Recht des Volks zu einer Revolution" (Jena und Leipzig 1795). 1797 erhielt Erhard durch Hardenberg, damals preußischer Minister in den fränkischen Landen, eine Anstellung, siedelte 1799 nach Berlin über, wo er eine sehr ausgedehnte und erfolgreiche Praxis als Arzt gewann, Ober-Medicinalrath wurde und über hygienische Gesetzgebung einige geschätzte Abhandlungen veröffentlichte. Er starb in Berlin 1827.

Soviel über Erhards äußere Lebensumstände.*) Aber diese konnten sich, wie Erhard in seiner Autobiographie selbst erzählt, nur deshalb günstig gestalten, weil er in dem Baron Herbert einen aufopfernden Freund fand, der ihn materiell unterstützte und sich glücklich schätzte, dafür mit ihm „philosophiren" zu können. Erhard schreibt: „Ich fand in Jena Reinhold so liebenswürdig, als ich mir ihn vorgestellt hatte, und sein Haus war mein liebster Aufenthalt; ich kam in vertraulichen Umgang mit Schiller und erlangte die Freundschaft Wielands. Dies war genug Lohn für die kleine Reise; aber es war mir noch mehr beschieden: ich fand dort einen Baron Herbert aus Klagenfurt, den die Liebe zum Wissen allein bis dorthin geführt hatte und der daher meine ganze Aufmerksamkeit auf sich zog. Sowie das Interesse am Vergänglichen die Menschen theilt und Zwietracht unter sie bringt, so einigt sie das Interesse am Unvergänglichen, das heißt an Wahrheit, Kunst und Recht und verbindet sie zur Freundschaft. Wir wurden daher bald die innigsten Freunde und die seligen Stunden, die wir in Gesellschaft verlebten, ersetzten mir meinen Jugendfreund Osterhausen." Doch würde man fehlgehen, wenn man den stolzen, rauhen, eckigen Erhard verdächtigen würde, Herberts Freundschaft blos aus egoistischen Gründen gesucht und gepflegt zu haben. Baron Herbert war der Mann, um seiner Individualität wegen Erhards Interesse zu wecken.

Er besaß zwei große Bleiweißfabriken und einen bedeutenden Grundbesitz in Kärnten und hatte vierzig Jahre schon überschritten, als er im Winter von 1790 seine Heimat verließ und den zweihundert Meilen langen Weg nach Jena einschlug, um daselbst Kant'sche Philosophie zu studiren. Schiller schreibt über ihn an Körner, nennt ihn einen „guten, gesunden Kopf, mit ebenso gesundem, moralischem Charakter". Reinhold nennt ihn „einen der edelsten und liebenswürdigsten Menschen" und rühmt sein „grenzenloses Interesse an Wahrheit und seinen eisernen Fleiß". Später ließ Herbert noch öfters Niethammer und Erhard zu sich kommen, um mit ihnen Wochen lang philosophischen Verkehr zu pflegen, gegen das Ende seines Lebens trat er Fichte und Pestalozzi nahe — und vor Allem zeigen seine in Erhards Biographie enthaltenen Briefe, daß Herbert, dem einst Reinhold sein Werk „das Fundament des historischen Wissens" dedicirt hatte,

---

*) Vergl. Richter in Allgem. deutsch. Biogr. 6. Bd.

ein Mann von reifen, philosophischen Ansichten und einer ganz seltenen Gemüthsart gewesen. Ein solcher Mann musste für Erhard anziehend sein.*)

Gewiß nicht minder Erhard für Baron Herbert. Schiller findet, Erhard sei der reichste, vielumfassendste Kopf, den er noch je habe kennen lernen; Goethe nannte ihn „einen vortrefflichen Kopf"; Kant sagte es ihm ins Angesicht: „Unter allen Personen, die ich persönlich kennen lernte, wünschte ich mir Keinen mehr zum täglichen Umgang, als Sie". Und wie er Kant so sehr einzunehmen wusste, ganz ebenso die Schiller'sche Familie in Rudolstadt und die Prinzessinnen, denen der Philosoph so trefflich zum Tanze aufzuspielen verstand. Zwei Jahre später besuchte ihn Caroline und schreibt an ihre Schwester Lotte, Schillers Frau, wie sehr sie Erhard zu seinem Vortheil verändert gefunden: „Er hat etwas Angenehmes und Weiches im Umgang und hat sich so zur Feinheit entwickelt, wie ichs nie gedacht hätte". Noch im selben Jahre 1793 kehrte Schiller mit seiner Gattin, auf der Reise in die Heimat, in Nürnberg bei Erhard ein und knüpfte die Freundschaft mit ihm wieder an. — Kein Wunder, daß Herbert an diesem Manne Gefallen fand und mit ihm einen Freundschaftsbund schloß, der bis zu Herberts Tode (1811) dauerte. „Unsere Freundschaft ward für die Ewigkeit geschlossen" — schreibt Erhard. „Kein Schwanken wurde in ihr angetroffen und Herbert danke ich meine bisherige Unabhängigkeit von Allem, was nicht den Beifall meines bessern Selbst hat. Wenn ich es erleben sollte, daß ich meinen Lebenslauf weiter als bis zu dieser Epoche mit der Genauigkeit in der Entwickelung der Einflüsse auf mein Schicksal und meine Bildung fortführen kann, ohne unbefugter Weise in die Lebensverhältnisse noch lebender Personen einzugreifen, dann kann ich erst sagen, was ich meinem Herbert verdanke. Mit der erworbenen Freundschaft meines Herbert schließe ich die Geschichte meines inneren Lebens". Wer die Briefe Erhards an Herbert und an dessen Umgebung (Elise) bei Varnhagen liest, noch mehr die gehaltvollen Briefe Herberts an Erhard, der wird den Eindruck empfangen, daß die Freundschaft der Beiden ihre Probe bestanden.

Im Nachfolgenden biete ich dem Leser eine Reihe von Briefen Erhards an Herbert, die bisher unbekannt geblieben und als eine willkommene Ergänzung zu Varnhagens Veröffentlichungen gelten dürften. Sie werden dem Leser um so willkommener sein, als bei Varnhagen, der Erhards Papiere benützte, der Natur der Sache nach, meist Briefe Herberts, des Fabriksdirectors Söllner und Anderer aus Herberts Kreise, sich finden, die nachstehenden aber Briefe Erhards an Herbert sind, die jedenfalls wichtiger und anziehender sind, als die an ihn gerichteten. Sie sind mir von dem Enkel Herberts, dem nach ihm benannten Franz Paul Freiherr von Herbert freundlichst zur Veröffentlichung überlassen worden.

Der jetzige Baron Herbert pflegt mit außerordentlicher Pietät das Andenken seines Großvaters; er ist als hervorragender Industrieller in seinem kärntnerischen Lande ebenso gekannt, wie als Freund und Bearbeiter der Landesgeschichte, die ihm manche Bereicherung verdankt. Denn seine Mußestunden in Klagenfurt

*) Vergl. Geistesströmungen von H. M. Richter. 2. Aufl. Berlin 1876. Kantianer in Oesterreich S. 307 und ff.

oder auf seinem Landsitz Kirchbicht nächst Wolfsberg im Lavantthale, widmet er gern der Pflege historischer Studien. So wäre er, der nebenbei gesagt unter den Großgrundbesitzern des Landes die liberale Richtung vertritt, wohl in erster Reihe selbst berufen, Beiträge solcher Art, wie sie in den nachfolgenden Blättern niedergelegt sind, aus dem philosophirenden und revolutionirenden Jahrhundert, selber zu bearbeiten und herauszugeben, zumal er die Freundschaft seines Großvaters mit den Familien Schiller und Niethammer noch fortsetzt, würde er nicht Anstand nehmen in seiner eigenen Familiengeschichte das Amt des Erzählers und objektiven Richters zu übernehmen.

Die Briefe selbst stammen aus der bewegtesten Zeit der modernen Geschichte, aus der Zeit der französischen Revolution. Sie spiegeln getreulich den Eindruck wieder, welchen die großartigen und zum Theil erschütternden Ereignisse von Paris auf einen deutschen Denker gemacht, der wie Klopstock, Goethe und Schiller dem Aufschwung der Geister und dem Pathos der Politiker im ersten Theile der Revolution mit Antheil und Begeisterung folgte, um dann bei den folgenden Ausschreitungen der Gewaltthaten und der Schreckensherrschaft seine Sympathien für die Bewegungen in Frankreich immer mehr erkalten und zuletzt schwinden zu sehen. Freisinn und Humanität wenden sich im letzten Stadium noch den Girondisten zu, an deren Schicksal die deutschen Dichter und Denker mit banger Erwartung hängen. Der Bericht über die Besuche bei Schiller und die kleine Reise mit Schiller wird Jedermann interessiren, da Alles, was den verehrten Nationaldichter angeht, auf Interesse rechnen kann. Die philosophischen Urtheile aber lassen uns ein wenig in den Gedankengang Erhards blicken.

Jena, den 21. April 1791.

Freund! Dein Brief erfreute mich in meinem Herzen. So sehr ich Dich liebe, so sehr mir die Gegenwart eines Mannes werth war, der mich verstand, dem ich so manches sagen konnte das den Schriftgelehrten ein Aergerniß ist, so sehr tröstet mich der Gedanke, überall wo Du bist einen Freund zu haben, über den Verlust Deiner Gegenwart. Liebe, ächte Freundschaft vergrößert den geringen Wirkungskreis, der uns durch unseren Körper angewiesen ist, zum Umfang der Erde. Welch süßer Gedanke! was ich zu wirken wünsche, das geschieht mehrere hundert Meilen von mir — wahre Freunde, denen das Wohl der Menschheit am Herzen liegt, müssen manchmal beisammen sein, um ihre Kräfte zu stärken, um sich zu einem Herzen zu machen, aber dann müssen sie auch von diesem Cirkel ausgehen, wie die Ströme Blutes aus dem Herzen, und müssen Wärme und Leben in die entfernten Glieder bringen. Wir werden uns wiedersehen und dann soll es uns eine Freude sein, einander zu erzählen, was wir Gutes gestiftet haben. Deinem Brief zufolge hat es Dir in Nbg. (Nürnberg) nicht mißfallen. Dein Urtheil über mein Mädchen halte ich für richtig. Vielleicht hattest Du auch noch Gelegenheit ihren Verstand zu prüfen.

Ich lebte in Rudolstadt in sehr angenehmer Gesellschaft, aber außer Schiller war sie auch nichts mehr. Schillern fand ich durchaus gleich und ich

verehre ihn innig, unser Abschied war recht traulich. Schillerin und Beulwitzin sind auch treffliche Weiber, man lebt zwischen ihnen wie zwischen Eintracht und Friede, sie waren bei meinem Abschiede fast bis zu Thränen gerührt. Die Prinzen sind gute Menschen und weiter nichts. Die ältere Prinzessin gewann ich lieb und wäre ich länger geblieben, so würden wir uns verstanden, sie hat Geist und Güte, und würde gewiß unter die ersten Frauenzimmer gehören, wenn sie nicht das Unglück hätte eine Prinzessin zu sein. Ich war aber auch nicht müßig. Ich verfertigte zwei Zeichnungen und schrieb einen Aufsatz für die „Thalia“ der schon unter der Presse ist. Es ist ein Gespräch über den unglückseligen Zustand unseres Zeitalters, dem ein zweiter folgen wird, worin der Knoten noch mehr verwickelt, aber auch zugleich der Hoffnung einer gegründeten Aussicht aufs bessere gegeben wird. Es gehen einige Charakter-Schilderungen voran, wo Du in der einen mich so ziemlich finden wirst, und die zweite ist von meinem Jugendfreund Osterhausen genommen aber idealisirt. Es wird über 2 Bogen geben, und er machte es möglich, daß diese Messe noch das 12. Heft der Thalia erscheinen kann.

Ich lernte dort auch den Buchhändler Göschen aus Leipzig kennen, der wirklich ein braver Mann ist, ich besuche ihn in Leipzig und gehe dann nach Göttingen, wo mich zum 8. Mai noch ein Brief unter der Adresse abzugeben bei Herrn Hofrath Richter treffen kann, und sicher aber erreicht mich ein Brief in Hamburg unter der Adresse an Kaufmann Koch.

Ich esse nun bei Reinhold. Mereau ist nicht mehr hier. Göschen habe ich meine medizinische Abhandlung versprochen. Mein zweites Gespräch habe ich Schillern in Dresden versprochen, wo wir zusammen kommen werden.

Dein Freund E.

Kjöbenhaven, den 20. Juli 1791.

Ich erhielt zu meiner großen Freude bei Baggesen einen Brief von Dir. Lange hatte ich mich nach Nachricht von Dir gesehnt, und ich konnte es mir kaum erklären, warum ich in Hamburg keinen Brief von Dir fand, ob dieser nicht hätte dort sein können, weiß ich nicht, er ist nicht datirt, doch sei wie ihm wolle, ich habe ihn nun.

Der Eingang Deines Briefes hat für mich immer die Miene eines Vorwurfs, ohngeachtet Du gewiß nicht daran dachtest, mir einen zu machen und ich eigentlich einen verdiene. Dich zu trösten, rief ich in meinem Brief die kalte Vernunft auf. Was sie mir sagte, schrieb ich Dir, aber ich vergaß Dir zu schreiben was mein Herz mir sagte. Herbert Du gehörst nicht in den Wirkungskreis meiner Liebe — Du bist neben mir, Du wohnst in meinem Herzen, Du warst mein Gefährte und wirst es mein Leben hindurch sein. Ich komme zu Dir. Mein ganzer Plan ist darnach eingerichtet und dann wollen wir glücklich sein! Mit Betrübniß las ich in Deinem Brief, daß man über Dich klagte und Dir den Vorwurf der Kälte machte. Wenn ich mich als eine Veranlassung dazu denken muß, so kränkt es mich, ich bin unschuldig und nicht ich, sondern ein Ideal, das Dir zufälliger Weise durch mich lebhaft wurde, könnte den Grund erhalten. Ja ich fürchte, daß ich Dir also mehr blendend als rein erscheine.

Auf meiner Reise lernte ich mich erst kennen, wie wenig ich noch von dem leiste, was man von mir fordern kann, wie sehr mich die Neigung zu schimmern noch beherrscht, und wie sehr ich unter manchem Menschen bin, der eher bewundert zu werden verdient, ruhig und stät leuchtet, wo ich nur blitze. Ich sehne mich in Deine Arme zu kommen und mein Herz an dem Deinigen zu erleichtern. Mich freut es sehr, daß Du unter Deinen Landsleuten doch guten Willen fandst, ich fand auf meiner Reise dagegen größtentheils unverzeihliche Gleichgiltigkeit. Ist nur einmal der Geist im Menschen etwas erwacht und steht die Wahrheit wie im Morgentraum vor ihm, dann kann er nicht mehr ruhen, er muß sich völlig wach machen, um sie mit hellen Augen zu sehen. Das Beste ist von der moralischen Seite des Kantischen Systems anzufangen, sieht der Jünger einmal ein, daß der Antrieb zum Guten, nicht außer ihm, sondern in ihm liegt, so fällt die Furcht weg, mit dem Aberglauben die Tugend zu verlieren. Der erste Schritt zur Aufklärung ist gethan, wenn die Furcht vor dem allmächtigen Gott, in die Verehrung des allweisen übergeht, dann folgt die Einsicht, Gott könne nur Glauben an das mit einem allweisen Willen Uebereinstimmende von uns fordern, und wir schaudern nicht mehr das für heilig Gehaltene der Prüfung unserer Vernunft zu unterwerfen. Bei dieser Untersuchung verschwinden schon die grausenden Phantome der Vorurtheile und nur die angenehmeren Gestalten, die den Menschen nicht mehr schrecken, sondern nur trösten und schmeicheln, bleiben zurück. Befindet sich der Mensch nun in Ruhe, so kann man ihn aufmerksam darauf machen, daß das, was er für den Willen Gottes hielt, nur Aussprüche seiner eigenen Vernunft waren. Ist er in dieser Untersuchung auf das letzte Resultat gekommen: Was ich für den Willen Gottes hielt, waren nur Forderungen meiner freien Vernunft, so kann man nun mit Zweifeln gegen ihn anfangen, die Richtigkeit der spekulativen Erkenntniß Gottes, der Unsterblichkeit u. s. w. ihm zeigen, die Unruhe die er nun empfindet, wird ihn, da sie ihm im Anfange Sünde geschienen hätte, nun antreiben das kritische Geschäft anzufangen, und nun kehrt er sicher nicht mehr zurück. — Ich hoffe, daß ich von Dir einen Brief in Königsberg finden werde. In der Mitte September will ich in Dresden sein, und erwarte bei Appellationsr. Körner einige Adressen nach Prag, wo ich die nach Wien zu finden hoffe.

Anfangs November bin ich bei Dir, und wir wollen dann uns freuen, daß wir uns fanden.

Ich lebe hier mit Baggesen wie mit einem Bruder. An der Aufschrift Deines Brief's erkannte er gleich, daß er auch einen von Dir hat und freute sich recht herzlich darüber. Er ist die interessanteste Bekanntschaft, die ich, seitdem ich Jena verließ, machte. Eine außerordentliche Güte des Herzens, die einen eben so hellen Verstand zum Gefährten hat und Genie zur Dichtkunst sind die Hauptzüge seines Charakters. Mehr von ihm mündlich. Seine Frau ist das edelste Weib, das ich kennen lernte, ich glaubte wirklich nicht daran, daß es solche Weiber noch gibt.

Reinholds Ruf ist noch ungewiß und ich kann ihm noch nicht rathen, sich sehr darum zu bewerben. Wenn er nicht 2000 Thl. Salarium erhält, so

steht er schlechter als in Jena. Auch ist es wirklich hier noch sehr bigott. Wenn es freilich auf Baggesen und Graf Schimmelmann ankommt, so muß er her, aber auf diesen beiden beruht es nicht allein. Graf Schimmelmann ist der vortrefflichste Minister, den man finden kann, seine überhäuften Geschäfte ersticken nicht das Interesse für die Philosophie, und die Macht und das Ansehen das er hier hat, versuchen ihn nicht, sie zu etwas Anderem als zum Wohlthun zu gebrauchen. Der Prinz von Augustenburg ist im Bade.

In Hamburg gefiel es mir so wohl, daß ich fast 3 Wochen blieb. In der Familie des Dr. Reimarus war ich so ganz in meinem Elemente. Ich möchte Dich gern so ganz mit ihr bekannt machen und deswegen verspare ich es auf die mündliche Unterhaltung.

In Göttingen machte ich mir Girtanner zum Freund, übrigens wurde mein Urtheil über Göttingen nicht gemildert, denn dieses gehört nicht einmal zur Universität.

An Voß fand ich auch einen sehr wackeren Mann. Ich und Baggesen haben jetzt etwas unter der Feder, das Dich belustigen soll, aber manchen anderen sehr unangenehm sein wird.

An Göschen in Lzg. (Leipzig) lernte ich einen sehr würdigen Mann kennen. Ich besuchte ihn in Leipzig und lernte auch Plattnern kennen, dem ich aber so wenig als Arzt, wie als Philosoph viel Lob geben kann.

Wenn ich nicht die Hoffnung hätte in 1/4 Jahr bei Dir zu sein, so würdest Du ausführliche Nachricht von meiner Reise erhalten. Nun lebe wohl

Dein Freund E.

Herbert hatte dem Freunde den Antrag gemacht, nach Klagenfurt zu ziehen, in seine Familie einzutreten, die Erziehung des Barons Albin zu leiten und die Jenenser philosophische Freundschaft in dem österreichischen Alpenlande fortzusetzen. Darauf ertheilte nun Erhard folgende Antwort:

Nürnberg, den 13. October 1792.

Theurer Freund!

Du wirst mit mir einig sein, daß der Schritt, den ich auf Dein Anerbieten thun soll, einer der wichtigsten meines Lebens ist; und daß er auch von Deiner Seite viele Behutsamkeit erfordert. Die größte Schwierigkeit, die ich in der Sache finde, ist diese: Du erreichst durch mich Deinen gehofften Zweck, Erziehung und Sicherheit Deiner Nachkommenschaft, nicht; ich werde Dir daher die Gründe meines Zweifels vorlegen.

1) Ich bin nicht der Landesreligion. Ich muß mich nothwendig über meine Religion erklären, sobald ich bürgerlich bei Dir existiren soll, und dies müsste ich sobald ich Kontrakte oder was es immer sein mag unter Deinem oder meinem Namen schließen wollte. Die Sache ließe sich zwar einerseits abthun, daß ich mich zur Landesreligion bekennte, aber das Vorurtheil wider die, die ihre Religion verändern, ließe sich nicht abthun, und ich hätte mich dadurch aus allen meinen jetzigen Verbindungen gerissen, — wäre ganz Deinem Schutze anvertraut, und dieser Schutz würde Dir gewiß durch Mißtrauen der meisten Deiner Mitbürger gegen einen Neubekehrten, sehr erschwert. Verändere ich meine Religion nicht, so wirst Du alle Kräfte nöthig haben, Dich selbst gegen den Verdacht zu schützen, dem Du schon ausgesetzt bist.

2) Dein Vater und Dein Schwiegervater können Dich überleben, und nun ist sicher jede Kabale gegen mich gewaffnet. Man würde alles anwenden mir den Einfluß auf die

Erziehung Deiner Kinder zu rauben, man würde meine Thätigkeit für Deine Gewerbe so beschränken, daß ich nichts thun könnte, und selbst das Testament das mich sichern sollte, würde vielleicht umgestoßen und Deine ganze Absicht verfehlt werden.

3) Noch etwas, das zwar nicht so wichtig, aber für mich doch nicht unerheblich ist: Der ganze Cirkel, den Du um Dich versammelt hast, würde sich nach Deinem Tode verlieren. Deine Frau könnte ihn, ohne sich der Verleumdung auszusetzen, nicht mehr unterhalten, ich könnte es von meinem Gelde auch nicht, und sollte Dein Haus aus der Gemeinkasse Deiner Frau und Kinder auf jetzigem Fuße fortgeführt werden, so würden die künftigen Vormünder nicht aufhören über die Verschwendung des Eigenthums Deiner Kinder zu schreien. Ich wäre daher nach Deinem Tode wie auf einer wüsten Insel.

4) Söllner, dessen Freundschaft ich für bewährt erkenne, würde sich durch seine Freundschaft gegen mich, gewiß auch allen Verfolgungen über mich aussetzen, und unsere Freundschaft würde durch den Namen eines Complotts, das Vermögen Deiner Kinder an uns zu ziehen, gebrandmarkt werden.

5) Diese Schwierigkeiten beziehen sich zwar alle auf den Fall Deines Todes, aber da ich aus Deinem Briefe merke, daß Du vorzüglich in diesem Falle von mir Nutzen für Deine Kinder erwartest, so sind sie wichtig, und da mir alle Rückkehr so gut als unmöglich wäre, so ist es für mich nothwendig darauf zu achten.

6) Du kannst Dich nicht darauf verlassen, durch Testamente und Kontrakte allen diesen Dingen vorzubeugen, einen Menschen, den man verderben will, kann all dieses nicht retten.

7) Wenn Du alle diese Schwierigkeiten überdacht hast, wenn Du alle Gegenmittel berechnet hast, wenn Du gegründete Hoffnung hast, lange zu leben, dann stelle Dir noch vor, ob Du meinen Umgang, durch diese Veranstaltungen, durch den Verdacht, in den Du Dich setzen wirst, durch die Gefahr, der Du mich aussetzst, nicht zu theuer erkaufst? Meine Freundschaft hängt nicht von unserem Umgang ab, und selbst das Glück, das uns unsere Freundschaft gewährt, wird nicht soviel durch den Umgang größer werden, als Du Dir versprichst, denn Geschäftssachen werden dann die Grazien der Philosophie gar zu oft von unseren Unterredungen ausschließen. Vorzüglich bedenke aber auch, ob es Dich nicht kränken wird, mir überall bloß den Rang eines parvenu der alles durch Dich ist, gegeben zu sehen; denn die Resourcen die mir eigen wären, würde man auch nur als mir von Deiner Großmuth geliehen ansehen.

Ich hielt es für nothwendig Dich an alles dieses noch zu erinnern, ehe ich mich mit Ja oder Nein auf Deinen Antrag erkläre, und erwarte daher Deine Antwort. Denn alle diese Schwierigkeiten sind nicht dem Freund vorgesagt, der mich bedürfte, sondern dem Freund der mich so gern glücklich machen wollte.

Nun noch von etwas anderem.

Frankreichs Waffen sind glücklich, ihre Heerzüge gleichen einem Strom, der wo er aufgehalten wird, so hoch anschwillt, daß er dennoch den Damm übersteigt. Luxemburg allein ist noch in den Händen des Kaisers. Die kleine Festung Königstein hat sich noch gegen die preußische und hessische Macht gehalten, es muß daher wahrscheinlich Friede werden, oder es ändert sich die ganze face von Europa, sollte ich keinen Antheil an allen diesen Veränderungen nehmen, und nicht darauf rechnen, vielleicht Frankreichs Bewohner zu lehren, im Frieden gerecht und zufrieden zu sein, da sie nun lernen im Kriege großmüthig und tapfer zu sein? Doch ich will auf Gelegenheit warten und zu nichts mich drängen, vielleicht soll ich mich noch länger im Verborgenen üben, denn das Glück in voller Jugend zu sterben hoffe ich nicht. Mit Dir mein Freund meine Tage zu beschließen wäre freilich mein tröstlichster Wunsch, aber er ist unwahrscheinlich, und scheint nicht einmal der Deinige; Du willst vielleicht ich soll Dich überleben. Lebe wohl und antworte mir bald.

Dein Freund J. B. Erhard.

Nürnberg, den 21. Oktober 1792.

„Ich habe nun zwei Briefe zu beantworten und will von dem erstern anfangen.

Meine Vertheidigung Fayettens hast Du nun erhalten, sowie meine ganze Verantwortung auf Deine Schmähungen. Ich glaube auch hier meiner Sache gewiß zu sein, um so mehr da durch die näheren Untersuchungen, die Unschuld vieler hingerichteten Personen entdeckt worden ist, und noch keine erwiesene Beschuldigung auf Fayette kam. So nothwendig der 10. August war, so schändlich ist die Geschichte vom 1.—2. September. Pethion that recht, und er hat die Republik gerettet, aber Marat, Chabot, Robespierre sind entweder Narren oder entschieden Bösewichter. Merlin ist mir auch zweideutig. Vergniaud und Pethion sind nun meine Lieblinge in dem National-Konvente. Auf das Uebrige antworte ich bei dem anderen Brief. Den Verf. der Kritik d. Offenbarung, Fichte, kenne ich sehr wohl, er ist ein trefflicher moralischer Mensch, aber meine Erwartungen hat er doch übertroffen.

Nun zum anderen Brief.

Ich danke Dir herzlich für Deinen Antheil den Du an mir nimmst.

Komme ich in Ordnung nun dann kann ich freilich hier leben, bis ich mich bekannt gemacht habe. Mein Vorschlag nach Lzg. zu gehen ist nun aufgegeben, aber dafür wenn wir nicht zusammen leben ein anderer in Anschlag, nämlich das künftige Jahr nach Straßburg zu gehen und dorten eine Professur zu suchen. Dein Antrag zeigt mir Deine innige Freundschaft. Meine Frau geht überall mit mir hin, und ich würde zu Dir gleich ja sagen, wenn mich jetzt nicht das schöne Perspektiv von Frankreich zurückhielte. Solltest Du mich aber nothwendig brauchen so ändert dies den Fall völlig.

An meinen Unternehmungen bin ich sehr gehindert worden, doch habe ich das Avertissement meiner Literaturbriefe fertig und einige Recensionen für die Würzburger gel. Zeitung geliefert, die aber erst mit nächstem Jahr erscheinen. Der Fürst hat diese Zeitung von der Censur befreit. — Schmid in Gießen will ich auch einige Aufsätze in sein Journal geben. Diese Messe ist nichts hauptsächliches für Dein Fach erschienen. Die Reinholdschen Schriften erhältst Du ohnedies.

Lebe wohl Dein Freund J. B. Erhard.

N.S. Soeben höre ich, daß die Franzosen vor Mainz sind, verbürgen kann ich aber die Nachricht nicht. Die hier durchreisenden Soldaten aus Speier konnten des Rühmens der Franzosen nicht satt werden. Die Aushebung geschah in den Anspachisch-Baireuthischen Landen, mit unerhörter Grausamkeit. Der General Gräveniß in Baireuth ist ein Unmensch, Hardenberg aber einer der edelsten Männer am Hofe.

den 23.

Nun sollen die Franken Mainz haben. Preußen hat der Nachricht nach einen Separatfrieden geschlossen, weil von der Armee nur noch 30,000 Mann meistens Kranke übrig sind. Der Herzog aber von dem König mit entblößtem Degen und vorgeworfenem Handschuh Abschied genommen. Im Moniteur steht, daß der Vorschlag durchgehen könnte, mit Oesterreich unter keiner Bedingung Friede zu machen.

Nürnberg, den 31. Mai 1793.

Ueber die großen Männer Frankreichs ist nun freilich schwer zu urtheilen, doch ziehen nun diese am meisten meine Aufmerksamkeit auf sich, welche der Anarchie am stärksten entgegen arbeiten. Ich lese nun den Moniteur ordentlich und bekomme ihn sobald er ankommt, nun habe ich den 22. Mai. Der Lärm, der auf den Tribünen und im Nationalkonvent selbst herrscht, ist außerordentlich und kann in keiner Zeitung übertrieben werden. Diejenigen, die am meisten unterbrochen werden, wenn sie sprechen wollen, und die aber den Sturm nicht scheuen sind vorzüglich Guadet, der neulich die Jacobiner Meuchelmörder hieß, Vergniaud der die Assemblée aufgelöst begehrt, weil die Stimmen nicht mehr frei wären. Bois, Fonfrède, Isnard, le Hardy, du Clos, der sagte, unsere 700 sind die Tölpel von den übrigen Schurken die uns durch bestochene Tribunen unterbrechen lassen, wenn wir wider ihre blut- und raubsüchtigen Pläne sprechen. Louvet, der Danton als den Anstifter des 2. September anklagte, Bar|baroux, der eine treffliche Rede wider die Korntaxe hielt. Buzot, Duprat, Vergier, Rabaut de St. Etienne, Gensonné, Charlier. Wenn diese durchdringen, so wird es wahrscheinlich gut gehen. Die Rebellenarmee ist nun an 2 Orten nämlich bei Niort und bei Fontanelle gänzlich geschlagen worden, im ersten haben sie 8 und im letzten Treffen 16 Kanonen verloren. Es ist eigentlich ein Lumpengesindel, das Banditen und Pfaffen zu Anführern hat.

Im Merkur 3. und 4. Stück triffst Du den Anfang meiner Abhandlung über die Alleinherrschaft und in dem 7. Heft der Thalia die Fortsetzung von „Mimer". Wagnern in Wien habe ich 2 Abhandlungen geschickt, eine über die Eintheilung der Gemüthskräfte, und eine über die Narrheit. Die Fortsetzung von der Abhandlung über die Alleinherrschaft ist schon fertig, die Vollendung kann ich aber erst im Julius liefern.

Kants Schrift über die Religion innerhalb der Grenzen der Vernunft, habe ich nur erst durchgesehen, und da habe ich gefunden, daß mir Kant fast alle meine Ideen, die ich auch einzeln Dir mittheilte, weggenommen hat, und daß ich also meinen Plan sie dem Publikum mitzutheilen, aufgeben muß. Wenn Kant noch länger lebt, so können ihn künftige Philosophen bloß kommentiren, neues läßt er nichts mehr übrig. Außer diesem Werk ist nichts wichtiges für die Philosophen erschienen.

Lebe wohl. Dein Erhard.

Nürnberg, den 17. Mai 1794.

Bester Freund!

Ich reiste, nachdem ich einen Compagnon zur Extrapost fand, am Montage von Schaffhausen ab. Bis Stuttgart ist mir nichts Interessantes aufgestoßen. Ich wollte gleich bei meiner Ankunft den „schwäbischen Merkur" bestellen, das Postamt nahm aber die Bestellung nicht an, sondern sagte, die Bestellung müsse bei dem kaiserlichen Postamt gemacht werden, sonst könne es nicht für die Richtigkeit der Uebersendung stehen. Abends lernte ich an der Tafel einen

Baron Riebel, der mit einem jungen Grafen Hohenbach da war, kennen. Wir wurden sehr bald Freunde, und ich hoffe, daß mir seine Adresse und er selbst in Wien gute Dienste leisten werden, indem er mit einem ganz anderen Zirkel bekannt ist, als mit dem ich durch Dich bekannt werde. Gleichheit der Gesinnungen stiftete unsere Bekanntschaft. Von diesem erfuhr ich, daß Schiller noch in Stuttgart sei, und ging gleich zu ihm. Die Freude, die Schiller und seine Frau hatten, mich zu sehen, war außerordentlich, beide sprangen zugleich auf mich zu und umarmten und küßten mich. Ein Katarrhfieber hatte ihn an der Abreise gehindert. Ich entschloß mich bis auf seine Wiederherstellung zu warten, und wir reisten zusammen nach Würzburg. In Stuttgart hatte ich einen vergnügten Aufenthalt. Unser Tisch war eine philosophische Gesellschaft und ich, wie Du glauben wirst, sprach meinen Theil richtig dabei. Die Sprechenden waren gewöhnlich Hofr. Arend von Petersburg, Herr v. Krobow, auch der Herr Prof. Petersen und Fichte, und ein paarmal Major Vega.*) Von Krobow und Vega ward aber vorzüglich meine Mathematik in Requisition gesetzt. Am Tage meiner Abreise ward ich noch vom Leibmedicus Hopfengärtner eingeladen. Endlich reiste ich den 5. Mai von Stuttgart ab. Unsere Reise ging ganz gut bis Aßmanstedt; ich war gegangen und kam eine Viertelstunde nach dem Wagen an. Ich traf die Pferde ausgespannt, aber Schillern nicht in der Stube. Er saß noch in dem Wagen, in der Hoffnung weiter gefahren zu werden, weil ihm das Wirthshaus gar nicht gefiel. Der Kutscher erklärte, er könnte nicht mehr bei Nacht weiter fahren. Schiller wurde böse, und ich wartete in Geduld bis es zu Schlägen kommen würde, um Schillern beizustehen. Der Kutscher ging endlich ab, wie Schiller glaubte, um die Pferde abzufüttern und einzuspannen, wie es sich aber zeigte um sich schlafen zu legen, dahin wo ihn Niemand finden konnte. „Wir wollen in ein anderes Wirthshaus“ sagte Schiller. „Ganz gut“ sagte ich, „ich kenne sie alle, wir wollen versuchen.“ Ich machte mit dem entferntesten den Anfang, trotz des Beistandes den mir alle Hunde im Dorfe leisteten, war hier Niemand zu erwecken. Ich ging zum andern, der Wirth erklärte, wir wären ja in einem andern schon angefahren und seine Betten seien besetzt. Also ging ich wieder in das alte zurück, denn mehr gab es nicht. Hier hatte der Gott des Schlafes sich gleichfalls Aller von Hausfrau bis zur Viehmagd bemächtigt und keine Hoffnung schien zu sein, sie mehr seinen Umarmungen zu entreißen. Da dachte ich an dich stattliches Pisa und Dich mein Freund und die herrliche Wohnung, die Du mir dort verschafftest, und an die Luckeser, die meinen Hut stahlen und an alle Wohlthaten, die ich durch Freundes Vorsorge genossen hatte! Durch diese Betrachtungen gestärkt, ergriff ich einen Stein und pochte mit solcher Gewalt, daß, wie ich unten vernahm, die nicht ungegründete Besorgniß, daß ich das Thor einsprengte, die zärtlichen Gedanken herbeiführte uns aufzumachen. Schiller und seine Frau gingen nun in die zwei Betten und ich blieb im Wagen. Des andern Tags kamen wir in

*) Es ist der Mathematiker, Artillerie-Offizier in der kaiserl. Armee, geborener Krainer, der berühmte Verfasser der Logarithmen-Tafeln. (Anmerkg. d. Herausg.)

Würzburg an. Schiller reiste des andern Tags wieder ab, und ich blieb noch, um auf Gelegenheit zu warten. Meine Freunde in Würzburg waren mir getreu geblieben und hatten sich viele Mühe um mich gegeben. Mein Siebold empfing mich väterlich. Oberthür war von meiner Geschichte unterrichtet. Vikar Bauer und Prof. Köl waren voll Freude, und wir lebten recht vergnügt. Wir besuchten auch einen braven Landsmann, den Schultheis Müller in Wipfel, (das nebenbei zu bemerken der Geburtsort des Eulogius Schneider ist). In Würzburg freute ich mich auch nun über die Menge wißbegieriger Jünglinge, die ich fand. Von Würzburg musste ich mit dem Postwagen weg und nun bin ich in Nürnberg. Meinen Jungen fand ich recht stark und gesund, und meine Frau befindet sich auch wohl und wird nächstens niederkommen. Uebrigens ward ich sehr gut aufgenommen. Meinen Schwiegervater beschäftigen nun gänzlich die Affairen in Polen und wie er sein Geld herausbringen soll. Er will, daß ich ihn begleiten soll und das kann ich ihm nicht abschlagen. Bei der Retour bleibe ich dann gleich in Wien.

Mit Schiller hatte ich wichtige Unterhandlungen. Er ist ganz in den Geist des Kantischen Systems eingedrungen, und zeigt seine Wahrheit in jedem Resultat, das die reflektirende Vernunft findet. Sein nächster Aufsatz wird über das Aesthetische des Umgangs sein.

Ich werde nebst einigen Recensionen hier Fragmente meiner Reise liefern, wo sich sonderlich eine Unterredung über Freiheit und Gleichheit besonders auszeichnen wird. Diese Begriffe, die so viel Aufsehens nun in der Welt machen, sind, man sollte es kaum glauben, noch nicht mit unparteiischem Ernst untersucht worden. Vielleicht wird es auch manchen Personen, sowohl die diese Worte zu ihrer Losung machten, als die sie verabscheuten, so leicht es auch zu entdecken war, doch auffallen, daß diese Begriffe, wenn sie verbunden werden, einen Widerspruch enthalten, und einander schlechterdings aufheben. Nur die Verbindung zwischen Freiheit und Gesetzmäßigkeit ist möglich und auch wirklich im Verhältniß der Ausbildung der Menschen.

Ich habe diese Zeit über viel gedacht, manches richtige Resultat gefunden, und mir daher auch vorgenommen sie mitzutheilen, wie es die Gelegenheit geben wird, und zwar rein und lauter wie sie in mir sind. Die Zeit ist da, wo man denken muß, um zu wissen wie man handeln soll, und es seinen Vorgängern nicht mehr blos ablernen kann.

Ich freue mich schon auf den Tag wo ich Dich im Kreise Deiner Familie finde, wir verstehen uns doch am besten unter allen und lieben uns wie Menschen es sollen.

Dein Erhard.

Nürnberg, den 27. Juni 1794.

Du thust nicht wohl, daß Du mein System sogleich mit einem Argumentum ab invidia angreifst. Es ist commod sagst Du — allein das ist es gewiß nicht — denn es fordert fürs Erste eine für einen Menschen von Gefühl und Kraft schwere Resignation und fürs Zweite hat die Erfahrung, in vielen

Fällen, wo ich nur Sokrates und Christum anführen will, gelehrt, daß es nicht weniger als aus dem argumento ex tuto fließe. Nichtsthun aus Bequemlichkeit und Nichtsthun aus Resignation so lange man noch nicht weiß, was man thun soll, und sich aber mit Macht bestreben, dies zu wissen, ist etwas sehr Verschiedenes. Nun zu Deinem System: Alles geschah durch Leidenschaft — zugegeben, um zu sehen was folgt, aber nicht angenommen. Es wird also noch ferner so sein — nicht richtig geschlossen, aber als wahrscheinlich auch zugestanden. Also sind wir noch nicht aus dem wilden Naturzustand herausgetreten — hier fehlt der Beweis gänzlich, es kann nur heißen: also sind wir nicht besser daran als im wilden Naturzustande — auch dies mit Vorbehalt zugegeben und was folgt nun? — Also wird es mit uns nie besser — auch zugegeben. Was lerne ich aber daraus, um mein Verhalten zu bestimmen — daß ich auch nicht besser werden kann, wenn mir mein Gewissen sagt, daß ich es soll und kann? Dies ist ein offenbarer Widerspruch und also das ganze System als praktisch falsch. Oder willst Du schließen — daß ich es nicht ändern könne und mir es gefallen lassen müsse? So bleibt wieder die Frage, was soll ich aber thun? Nichts — das ist unmöglich, Nichts als was für mich Pflicht ist — richtig, aber dann ist das ganze System ohne praktischen Einfluß. Also ist das System entweder falsch, oder ohne Einfluß auf mein Betragen.

Nun mein System im Skelett: Der erste Satz ist ein Lehrsatz aus der Methaphysik. Alles was geschehen ist, muß aus Naturursachen erklärt, und alles, was geschehen soll, durch Freiheitsgesetze gerechtfertigt werden, und in so fern, daß das Geschehene auf ein freies Subjekt bezogen wird, dies Subjekt gerechtfertigt oder verdammt werden, nachdem das durch dasselbe Geschehene sich nur durch Naturursachen oder auch durch Freiheitsgesetze erklären läßt. Was sich nur durch Naturursachen erklären läßt ist moralisch, was durch gar nichts, schlechthin unmöglich. Insofern die Freiheitsgesetze in ihren Wirkungen, selbst zur Natur im Ganzen gehören, gehören sie auch selbst unter die Naturursachen des Ganzen der Erscheinungen. Aus diesem Grund schließe ich also weiter.

Leidenschaften sind der bloß natürliche Erklärungsgrund der Handlungen der Menschen. In so weit ist Dein System wahr. Die Freiheitsgesetze sind aber nie ohne alle Wirkung und also müssen sie selbst zu natürlichen Erklärungsgründen mit angenommen werden. In dieser Rücksicht ist Dein System mangelhaft. Die Freiheitsgesetze allein sollen uns in unseren Handlungen bestimmen, also hat die ganze Natur auf uns keinen Einfluß, in dem was wir sollen. Wir können aber das Sollen nur in dem Gegebenen realisiren und deswegen müssen wir das Gegebene können und daher müssen wir die Natur befragen, nicht über das was wir thun sollen, sondern über das was wir thun können. Das was uns schlechthin geboten wird, muß geschehen können, weil es nur durch uns geschehen kann. In diesen Fällen brauchen wir also keine Naturkenntniß.

Das was uns erlaubt ist, thun wir um des guten Erfolges willen und

den können wir nur durch Naturkenntnisse. Beides muß daher genau unterschieden werden. Fehle ich nur für meine Rechnung, so handle ich unklug, fehle ich aber für andere Rechnung, so handle ich vermessen. Ist also eine Revolution nothwendig, um mein absolutes Gebotensein zu realisiren, so habe ich keine andere Rücksicht zu nehmen und soll es auch nicht, scheint sie mir es aber nur, um das erlaubte Gute zu realisiren, so muß ich des Guten gewiß sein, sonst handle ich vermessen, und Dein System hat volle Gültigkeit gegen mein Verfahren. Der Schluß aus allem ist dieser: handle gerecht, sage die Wahrheit, thue was Dir gut scheint, wenn nur Du dabei wagst, thue was Dir gut scheint, wenn andere mit wagen wollen, und die, die nicht wollen auch nichts wagen, sage was Du für wahr hältst, wenn die mögliche Falschheit nie für andere verführend werden kann.

Ich hoffe, daß wir einig werden.

An dem genauen Zusammenhang der polnischen Insurrektion mit den Jakobinern zweifle ich, daß sie in ihren Kram taugt ist wohl richtig, aber daß sie sie hinein kaufen glaube ich nicht, sie müßte dann sehr wohlfeil gewesen sein. Gegen Oesterreich haben sich die Russen um nichts nachbarlicher betragen, als die Insurgenten, und es wäre sehr billig, daß Oesterreich die 40,000 Mann auf die Art, als wie die Russen die ihrigen gegen Frankreich agiren ließe. Nur insofern Oesterreich am polnischen Krieg theilnimmt, haben die Franzosen Vortheil von ihm.

Lebe wohl.

Nürnberg, den 7. August 1794.

Es freut mich, daß wir uns verstehen. Ich gebe Forberg einen Aufsatz über das Recht, eine Revolution anzufangen. Und werde ihm auch meinen Arkesilas geben. Du weißt zwar von Letzterem noch gar nichts, und ich spare auch die nähere Erklärung auf ein andermal, will Dir aber doch so viel sagen, daß ich Deinen Schriftgelehrten und Weisen zeigen werde, daß es ihnen Gott verborgen hat. Vorzüglich hat mich Fichte und Maimon gereizt.

Den Verfasser von Dya no sore*) kenne ich, aber sein Buch las ich noch nicht. Er hielt sich 1787 als Sekretär in Wien auf und ich lernte ihn bei einer Negociation in Nürnberg kennen. Er hat ein außerordentlich Talent und Kenntniß, wir stritten uns aber so lange wir um einander waren, vermuthlich weil wir einander noch nicht verstanden, er war mir zu schwärmend und — ich ihm zu ruhig und religiös.

Hier trägt man sich mit allerlei Sagen von Wien, die aber das Gepräge einer Lüge an sich tragen, was in guten Zeitungen steht, ist bloß, daß einige Personen, worunter ich keine einzige kenne, oder nur ihren Namen gehört habe, arretirt wurden. Noch erwarte ich Antwort auf zwei meiner Fragen, für die reale Beantwortung der 3. danke ich Dir.

Von Baggesen erhalte ich keine Antwort.

*) Wilh. Friedr. von Meyern, Oesterr. Militär. und Diplom. Agent. Der Roman machte großes Aufsehen.

Die unerwartete Neuigkeit, daß Robespierre, St. Just, Nicolas und Henriot arretirt sind, wirst Du zu Ankunft dieses Briefes wohl schon in den Zeitungen gelesen haben, sowie auch Lüttichs trauriges Schicksal. Billaud-Varennes und Dubois stürzten Robespierre, und Collot d'herbois dankte als Präsident ihnen dafür! Welch ein sonderbarer Wechsel der Dinge! Ich bin begierig auf seinen Prozeß und rufe auch hier wieder mit Petrarca: „Niemand ist beständig, es gäbe es ihm denn Gott."

Lebe wohl. Dein Freund.

Nürnberg, den 20. September 1794.

Lieber Freund!

Meine beiden Abhandlungen sind nun fertig und ich hoffe, daß sie noch zur Messe kommen. Ich habe aufrichtig ohne alle Rücksicht darinnen gesprochen. Die erste ist eine Deduktion der Menschenrechte und die zweite handelt vom Recht, eine Revolution anzufangen. Wie sie aufgenommen werden, weiß ich nicht, daß ich unparteiisch war, das weiß ich, und daß ich die Wahrheit nie verleugnen werde, weiß ich auch, ob man sie hören will, das weiß ich nicht, aber das soll man auch nicht fragen.

Schiller gibt ein Journal heraus, wozu er schon wackere Mitarbeiter geworben hat. In seinem letzten Brief warnte er mich sehr, mich in keine Beschränkung meiner Denkfreiheit zu begeben, sie möge von Geschäften oder von etwas anderem kommen. Daß ich sie nicht ertragen kann, ist wahr, ob ich es lerne weiß ich nicht — Mein Geist strebt unaufhaltsam seinem Ziele der Theorie der Gesetzgebung zu, ob ich es erreiche, hängt von Gott ab, aber in meiner Gewalt ist es nicht, nicht darnach zu streben.

Diesen Winter wende ich auf meinen Arkesilas und auf die Kritik von Platos Republik für das Schiller'sche Journal. In meinem Arkesilas kommen auch Briefe über die Arzneiwissenschaft vor. Ich gehe also diesen Winter nicht nach Wien? Nein! ich will diesen Winter über meiner Bestimmung gemäß nützen und mit meinen hiesigen Freunden und anderen freimüthig über die Gegenstände meiner Untersuchungen sprechen.

Gerne setzte ich Deinen Namen meinen Abhandlungen vor, denn Du bist wahrlich die Säugamme von Allem, was ich nützliches leisten werde, ohn Dich wäre ich vielleicht doch der Allgewalt des Schlendrians unterlegen, aber Du wirst es nicht wollen und ich kann Dir's nicht übel nehmen.

Von der Allgem. deutsch. Literaturzeitung erhalte ich nun auch Bücher zur Recension. Liesest noch manchmal etwas über die französischen Händel? Ich bin noch immer mit diesem Experimente beschäftigt, das für den Philosophen so lehrreich und für den gefühlvollen Zuschauer so traurig ist. Nun ist der Kampf zwischen den Jacobinern und ihrem Gegner am heftigsten, nach meiner Einsicht werden die Jacobiner fallen, und ihre Gegner verschwinden, denn der Kampf kann keine neuen Kräfte mehr entwickeln, und eine neue Partei wird sich zeigen. Man stritt für und wider Freiheit und Gleichheit, aber man vergaß

die Selbstständigkeit — diese muß sich nun zeigen, und dann wird sich das Schauspiel entwickeln. Wie? das werde ich Dir ein andermal sagen.

Die Allirten haben nun die Stellung an der Maas verlassen müssen, was dies nach sich ziehen wird, läßt sich schwer bestimmen! Ob sich die Deutschen endlich bei ihren Rechten selbst schützen werden? Du kennst mich, daß ich gewiß kein Aristokrat bin, aber das könnte ich nicht zugeben, daß sich die französische Vernunft zum Vormund meiner deutschen aufwerfen wollte. — Ich schließe mit den Worten, die ich in meinem vorigen Briefe erklärt habe: Der Friede des Herrn sei mit uns allen!

Dein Freund.

Nürnberg, den 28. Oktober 1794.

Bester Freund!

Ich glaube, Du wirst nun die Abhandlung, die ich mit dem Postwagen absandte erhalten haben, denn ich sandte sie nur 2 Tage vor dem Brief ab, Du wirst also auch den beiliegenden Brief lesen. Meine Bitte um die Bücher wiederhole ich mit diesem.

Daß wir getrennt leben müssen, ist mir freilich auch sehr unangenehm, aber wenn es die Bedingung höheren Berufes ist, so unterwerf ich mich ihm. Unsere Pflicht ist Wahrheit zu sagen und Recht zu thun und das übrige Gott zu überlassen. Kommt es auf die Frage an, was ist schlecht und gut, in Rücksicht auf die daraus entspringende Glückseligkeit? so hast Du völlig Recht, daß Du sagst, Du könntest es Niemand verzeihen auch die schlechteste Regierung umzustoßen, wenn der Erfolg einer besseren nicht mathematisch gewiß wäre. Ist aber die Frage, was ist gerecht und offenbar unrecht, dann stehen die Sachen anders — ich soll das Böse von mir thun, im moralischen Sinne ohne nachzufragen ob etwas Gutes kommt. Bisher waren alle Regierungen positiv und darum war die monarchische die beste, weil sie die konsequenteste war, und sie war um so besser je weniger unter ihr Aristokratie herrschte. Dieß ist aber nun der Fehler der monarchischen Staaten, daß sie eigentlich aristokratisch sind. Dieß mag Kaiser Joseph eingesehen haben — die wahre Regierung ist weder monarchisch, noch aristokratisch, demokratisch nach dem bisherigen Sinne, sondern eine Repräsentation des Willens, nicht des Volks, sondern der Menschheit. In diesem liegt die Möglichkeit des Ueberganges einer positiven zu einer repräsentativen ohne Revolution. Ist ein Monarch z. B. überzeugt, daß er nicht leben soll um seinen Willen, sondern um den Willen, nicht des Volkes (denn er könnte wirklich schlimmer als seiner sein) sondern der moralischen Natur der Menschen zu realisiren, dann entsteht unter ihm eine vollkommene Regierungsform und ist sie einmal da, so wird sie bleiben.

Jeder Plan der auf Glückseligkeit abzielt, muß scheitern, nur Gerechtigkeit kann das erreichbare Ziel sein. Es bleibt das Schicksal der Menschen nach Genuß zu streben, und nur Belehrung zu erlangen. Wir glauben immer durch dies und jenes glücklicher zu werden, und werden zu unserem Verdruß nur gescheidter. — Ein Glück, das erst einer künftigen Generation bereitet

werden soll, ist eine Chimäre, denn es gehört zum Charakter des Menschen, und zwar in dem Grade, als er Mensch ist, daß ihn nur selbst erworbene Glückseligkeit glücklich macht. Wer ein Vermögen erwirbt, findet sich durch dieses Vermögen glücklich, und macht, wenn er nicht der Pflicht sondern der Neigung folgt, keinen weiteren Gebrauch davon; wer dies Vermögen erbt, ist nur durch den Gebrauch davon glücklich und wenn er nur der Neigung folgt, so verschwendet er es. Die ganze Weisheit der Menschen nützt ihm daher zum glücklich sein nichts, denn sie besteht in dieser Rücksicht nur darin, das zu thun, was ihm nicht gefällt. Für das was ihm gefällt und also auf der Stelle glückselig macht, bedarf er keiner Weisheit. Nur die Gerechtigkeit für die gegenwärtige Nation ist ein erreichbares Gut und kann und soll realisirt werden. Hier ist die Grenzscheidung für den Weisen und den Enthusiasten. Der Enthusiast opfert sich auf, weil er glaubt, andere glücklich zu machen, der Weise thut was er schuldig ist. Der Enthusiast stirbt für sein Vaterland, der Weise stirbt für die Gerechtigkeit.

Meine Abhandlungen schicke ich Dir. Sie enthalten, wenn auch noch nicht gänzliche Wahrheit doch Wahrhaftigkeit. Fichtes Schrift wirst Du wohl schwerlich lesen mögen, so viel ich las, war es mir als wenn ich in Rauch und Nebel wäre, und schlechterdings nicht sehe, als mich selbst zur Noth.

Lebe wohl!

Nürnberg, 10. November 1794.

Sogleich will ich Deinen eben erhaltenen nur etwas wieder zugesiegelten Brief beantworten.

Zu meinen Abhandlungen kommt nun noch die dritte, die eine Erläuterung des Begriffes Volk enthält. In dieser Abhandlung kommen wichtige Erörterungen vor. Nachdem ich den Unterschied zwischen dem Ausdruck „ein Volk" und „das Volk" gezeigt, und ein Volk dadurch erklärt habe, daß es eine Menschenmenge sei, deren subjektive Begriffe von Tugend übereinstimmen und zur Erklärung ihres Betragens und der Beurtheilung des Werthes eines Menschen, der unter und mit ihm lebt, geworden sind und die sich deswegen besonders zusammenhalten; so beweise ich, daß das was man in einem Volke, das einen Staat ausmacht das Volk nennt, nur als der, gegen den anderen Theil, den ich die Vornehmen nennen will, unmündig gedachte Theil im Volke, moralischer Weise angesehen werden kann. Diese Unmündigkeit muß sich aber das Volk selbst zugezogen haben, denn ursprünglich waren die Menschen gleich, und es ist daher seine eigene Schuld. Auf dieß Verschulden gründet sich das rechtliche Verhältniß der Vornehmen zu dem Volke (das Jus. publicum servitutum feudale) insoferne es moralisch ist.

Die Sache des Volkes gegen die Vornehmen, ist aber, weil es sich auf einen zufälligen Umstand, dessen Aenderung in seiner Gewalt steht, auf die versäumte Ausbildung gründet, nicht als verspielt (causa judicata) sondern als versäumt (causa deserta) anzusehen. Das Volk kann daher sein Recht, weil es sich auf seine Unmündigkeit berufen kann, wieder erlangen, aber es kann

sich nicht über Unrecht beschweren (volenti non fit injuria) und hat keine Genugthuung zu fordern, weil es für gleichmündig ursprünglich mit dem anderen Theil anzusehen war. Der Rechtstitel, den die Vornehmen vor dem Richterstuhl der Moral aufzuweisen haben, die Unmündigkeit des Volkes, erhält daher seine Giltigkeit durch das Verschulden des Volkes und kann von diesem ungiltig gemacht werden, indem es sich als mündig zeigt. Die Vornehmen verwirken dadurch ihr Recht an sich nicht, aber die Bedingung unter der es galt, fällt weg und sie verlieren es, ohne daß sie eines Unrechts in der Anmaßung desselben überwiesen werden können.

Nun lässt sich ein richtiger Begriff geben von 1) Aristokratisirung: es ist eine Gemüthsstimmung alle Mittel für erlaubt zu halten, die das rechtliche Verhältniß zwischen Vornehmen und Volk auf immer geltend erhalten sollen, und die daraus entspringende Bemühung das Volk immer unmündig zu erhalten, oder an seiner Aufklärung zu hindern. Aristokratismus ist aktiv insofern er sich alles erlaubt, was dieß Verhältniß vergrößert, passiv insofern er alles duldet, was dahin strebt; 2) von Demokratismus, er ist eine Gemüthsstimmung die bisherigen Vorrechte der Vornehmen ihnen zu entreißen, sich deswegen zu rächen und sie dem Volk zu unterwerfen, und die daraus entspringende Uebereilung das Volk, ehe es mündig ist für seine eigenen Herrn (sui juris) zu erklären; 3) der Moderantismus, der bloß dahin strebt den Druck der Vornehmen zu hindern, ohne auf die Abschaffung des rechtlichen Verhältnisses zu dringen. Aristokratismus und Demokratismus sind gleich unmoralisch, weil sie wider Recht handeln. Moderantismus ist unmoralisch, weil er nicht um Recht handelt. Der rechtschaffene Mann ist also keins von allen dreien. Aber er abstrahirt auch nicht gänzlich von allen bisherigen, und will einen ganzen neuen Zustand, der nach der bloßen Vernunft (ex aequo) eingerichtet wäre, weil es nicht nach der Moral bestehen kann, bei dem bloß Rechtlichen zu bleiben, welches Verfahren man, wie ich glaube, schicklich den Jacobinismus nennen könnte: sondern er sucht die Gründe zur Entscheidung des Rechtsstreites und leitet die Rechte aus der Moral ab. Das rechtliche Verhältniß muß aufhören, aber einzig durch Aufklärung. Die Vornehmen müssen nicht zum Volk werden, sondern das Volk zu Vornehmen. Das Staatsrecht verwandelt in Staatspflicht, aber Alles muß durch Aufklärung geschehen, und kann nicht anders geschehen; denn dadurch, daß das Volk seine physische Kraft gegen die Vornehmen kehrt, erhält es seine Mündigkeit nicht — und weil der Aristokratismus doch Rechtsform hat, der Demokratismus aber nur von Rache geleitet wird, so ist er despotischer als jener. Das ist das wichtigste aus meiner letzten Abhandlung. Im Schluß beweise ich, daß jede Revolution als durch die Vornehmen verschuldet, anzusehen ist, und werde mich an die Fürsten wenden, nicht um ihnen etwas zu lehren, oder von ihnen etwas zu erbitten, sondern nur zu zeigen, was ihnen die reine Moral vorschreibt und die Vernunft anräth.

Was Pestalozzi von Robespierre sagte, kann ich mich nicht mehr erinnern, das weiß ich aber, daß Tallien und Merlin, die jetzigen Mäßigungsprediger die Hauptanstifter des 1. und 2. September 1792 waren.

Ob die Russen oder Polen siegen, kann meinem Schwiegervater nicht helfen, denn er leidet in jedem Fall durch den russischen Druck, sie mögen in oder neben Polen sein. Wie die Russen despotisiren, ist unglaublich, in Butisirow traf er griechische Kaufleute, die an die 18 Tage wegen des Vidirens ihres Passes aufgehalten wurden. Gott gebe nur, daß dieser Krieg keine Gelegenheit gibt, daß russische Horden nach Deutschland kommen! Wie Friede werden soll, weiß ich noch nicht, habe ich entdeckt wie er sein muß, um dauerhaft zu sein, so schreibe ich Dirs.

Das Schiller'sche Journal wirst Du wohl von Wien aus haben können.

Lebe wohl!

NS. Schiller verstund unter der Einschränkung nicht die Beschäftigung sondern die äußeren Hindernisse.

Nürnberg, den 31. December 1794.

Bester Freund!

Die Zufriedenheit ist diejenige Eigenschaft der Menschen, welche zu erwerben, die grösste Anstrengung und zu erhalten die grösste Aufmerksamkeit fordert. Es gibt zwar eine Zufriedenheit, die aus Leichtsinn und Geistlosigkeit entsteht und den Menschen keine Mühe macht, allein diese halte ich eher für ein Unglück, als für eine Tugend. So schwer es ist mit dem Menschen so viel von uns abhängt Frieden zu halten, denn es erfordert völlige Gerechtigkeit, so schwer ist es auch zufrieden zu sein, denn es erfordert genaue Prüfung der Rechtmäßigkeit unserer Ansprüche und Vertrauen auf Gott.

Was meine Untersuchungen betrifft, so sehe ich auf keine Partei, sondern auf die Wahrheit. In der Vorrede habe ich es aber so viel als möglich zu verbergen gesucht, daß ich gründlich untersuche und habe sie nur witzig geschrieben. Mit den abstrakten Philosophen aber habe ich es sicher ganz verdorben, und werde es immer mehr verderben, denn mein Gewissen verbindet mich zu sagen, daß alles was die Philosophen bisher glauben entdeckt zu haben, von den Wahrheiten, die die christliche Religion enthält, weit übertroffen werde.

Von meiner letzten Abhandlung habe ich dir Rechenschaft gegeben. Meine „Kritik der Republik des Plato" wirst du in den „Horen" lesen.

Du erhältst hiermit die Ankündigung der „Horen" und das Journal von Niethammer nebst einem Brief von ihm. An Reinhold will ich schreiben. Es ist mir lieb, daß er es mir nun doch nicht mehr übel nehmen wird, in der Familie Reimarus vergnügt gewesen zu sein.

Meine Gedanken über den Frieden habe ich Dir geschrieben. Ich wünsche ihn sehnlich, denn ich sehe ihn als das einzige Mittel an, daß Heuchler und Betrüger ihren Werth in Deutschland und in Frankreich ihre Herrschaft verlieren. Das große Unglück, das dieser Krieg meiner Meinung nach über die Menschen brachte, besteht darin, daß der Name Patriot herabgewürdigt wurde. Doch er wird seinen Rang wieder erhalten.

Ven Davids Schrift, über das Vergnügen, empfehle ich Dir zwar weder als

vollendetes klassisches noch als viele neue Wahrheiten enthaltendes Werk, sondern als ein Buch dessen Verfasser gedacht hat, und das also wieder Stoff zum Denken gibt.

Lebe wohl!, Dein Freund Erhard.

Nürnberg, den 15. Januar 1795.

Bester Freund!

Ich arbeite nun für Niethammer an einer Recension von Ben Davids Versuch über das Vergnügen und dann über Fichte's Beiträge. Fichte's Wissenschaftslehre habe ich nun bald ganz gelesen, aber ich müsste lügen, wenn ich sagen wollte, daß ich das Geringste davon verstund, er hat also bisher an mir keinen Gegner zu erwarten. Von meiner „Kritik der Republik des Plato“ habe ich den ersten Brief über die Gerechtigkeit fertig. Du wirst ihn bald in den „Horen“ lesen. Ich fürchte mich fast auf die Herren Philosophen, wenn ich ihnen auch hier gestehen muß, daß ich durch mein Nachdenken überzeugt wurde, daß wahres Menschenglück von keiner Gesetzgebung, sondern allein von Religion zu erwarten ist, und daß diese Religion schon durch Christum gelehrt wurde.

Frankreich ist mir nun verächtlicher als jemals, die Herren Repräsentanten des heiligen und allmächtigen Souverains des Volkes, sagen einander die größten Grobheiten, und drohen einander zu ermorden. Armer Souverain wie wirst du repräsentirt! wenn man von deinen Repräsentanten auf dich selbst schließen darf — wie musst du selbst sein! —

Lebe wohl, der Friede des Herrn sei mit uns.

Dein Freund Erhard.

So schließt der Briefwechsel. Die Briefe zeigen uns einen vollständigen Wechsel der Gesinnungen der denkenden Kreise. Aus den himmelstürmenden Denkern sind gläubige Männer, aus den Enthusiasten für die französische Revolution, Verächter Frankreichs und resignirte „Unterthanen“ geworden. — Verflogen war der Spiritus, das Phlegma war geblieben.

Das altgriechische Volkslied.

Von

Prof. Dr. Flach

in Tübingen.

Man kann die griechische Lyrik eintheilen in eine sakrale und in eine profane. Die letztere ist jünger, unabhängig von der ersten entstanden, steht aber mit ihr in Zusammenhang durch die Kunstform, welche jener entlehnt ist. Auch die Volkslieder können in derselben Weise eingetheilt werden, indem zu den sakralen vorwiegend

die threnetischen gehören, die einem Linos, Adonis, Jalemos gelten, daneben aber auch die auf Wetter, Jahreszeiten und Ernte bezüglichen, zu den profanen besonders die erotischen. In der Mitte zwischen beiden stehen die auf gewisse menschliche Beschäftigungen sich beziehenden Spinnerlieder, Müllerlieder, Ruder- und Schnitterlieder. Das älteste Volkslied der Griechen, welches entstanden war in der Zeit der Bewegungen, Wanderungen und hartnäckigen Kämpfe, ist das Heldenlied gewesen, welches, vermuthlich bei den ritterlichen Achäern entstanden, zur Zeit der homerischen Gedichte seine letzte Blüthe feiert, die durch die trojanischen Kämpfe bewirkt ist. Daß wir dies Heldenlied weder vom Volk noch zum Volk gesungen finden, sondern von gelernten Sängern und zu vornehmer Gesellschaft, thut dem Charakter des Liedes keinen Eintrag, sondern beweist nur, daß die Kenntniß desselben, sowie der Geschmack für dasselbe sich bereits zurückgezogen und auf wenige beschränkt hatte; nur der singt ein Volkslied, welcher es singen kann. Auch heute singen in den Gegenden, welche noch Volkslieder besitzen, nicht alle, sondern ein bevorzugter Theil. Aber auch in den Erzählungen des noch nicht erkannten Odysseus, wie er von Kreta fliehen musste, weil er den Sohn des Idomeneus erschlug, oder wie er und Idomeneus zu Führern gegen Ilion gewählt wurden, oder wie er der jüngere Bruder des Idomeneus sei, erkennt man, wie der Erzähler, obwohl er neues erzählen will, von dem Sagenkreis des trojanischen Krieges und des Idomeneus sich nicht frei machen kann. Selbst die Sirenen, welche durch ihre Lieder die Vorbeifahrenden locken und vernichten wollen, wissen nur vom trojanischen Kriege zu singen.

Auch die homerischen Sänger, welche die Gäste unterhalten wollen, haben nichts besseres als Lieder von Troja: das Lied vom Zank des Odysseus und Achilles, von der Eroberung Ilion's durch das hölzerne Pferd und von der unheilvollen Rückkehr der Achäer.

Erst in den Zeiten eines ruhigeren und friedlicheren Daseins, einer größeren Seßhaftigkeit, in einer sich täglich steigernden Berührung mit dem Orient, seinem Reichthum und seiner Ueppigkeit bildet sich bei den Griechen das Lied des Friedens aus. Aber diese Periode hat bereits mit dem Zeitalter des Dichters jener Heldengesänge ihren Anfang genommen, jedenfalls mit der Entstehungszeit der Odyssee, denn das Lied vom Ehebruch der Aphrodite (Od. VIII. 266 ff.), welches einen drastisch-erotischen Charakter hat, verräth jenen jüngeren Geschmack.

Man kann nicht daran zweifeln, daß die Entstehung des Volkslieds einen gewissen Zustand der Behaglichkeit zur Voraussetzung hat, der kaum Platz greifen kann in einer Zeit, welche durch Kriege mit den Nachbarn, durch angespannte Wachsamkeit und Beobachtung die Gemüther in dauernde Unruhe versetzt. Erst die friedliche und ungestörte Thätigkeit des Hirten, des Feldarbeiters, des Fischers, der in seinem Kahne treibt, des Winzers, der die Trauben erntet, des Boten, der sich auf der Wanderung befindet, die Sicherung ethischer Verhältnisse und Einrichtungen, bei welcher die Mädchen ihre scheidende Gefährtin in das Ehegemach begleiten, oder die unglückliche Liebe einer Freundin besingen, ermöglichen ein Volkslied, das entweder zur Begleitung einer Arbeit entstanden ist, deren Monotonie

durch den Gesang unterbrochen und deren Lästigkeit verringert wird, oder als jauchzender oder klagender Zuruf, um einer momentanen Stimmung Ausdruck zu geben. Je naiver das Volk in seinem Urzustand ist, desto schneller wird es zum Ausdruck der Empfindungen diese Form wählen, je höher es in seiner Kultur steht, desto mehr wird dieser Ausdruck sich von dem bloßen Zuruf entfernen und einen liedartigen Charakter erhalten. Aber auch die Prädisposition für das Aufkommen eines Volksliedes wird naturgemäß in den verschiedenen Gegenden verschieden sein. Je reicher eine Gegend ist, je leichter der Erwerb, je fröhlicher das Temperament der Menschen, desto eher wird das Lied aufkommen; je ärmer die Gegend, je angestrengter die Tagesarbeit, je ernster die Menschen, desto schwerer. Im allgemeinen werden die Gegenden des Weinbaues und der Thäler reich an Liedern sein, die Meeresküsten und die Hochgebirge arm. Der fröhliche Winzer steht im scharfen Gegensatz zu dem wetterdurchfurchten Schiffer. Dabei wird die Form nicht immer die gleiche sein. Ein Lied zeigt sich von Anfang an als Chorlied, ein anderes, in dem der einsame Hirte sein Liebesleid sich vorklagt, wird für den Einzelgesang bestimmt, ein drittes, wie ein Spinnerlied in der Spinnstube, kann in einem dauernden Wechsel zwischen Einzel- und Chorgesang sich bewegt haben, indem der letztere nur in der Wiederholung des Refrains besteht.

Bei dem Mangel an Material ist für uns der Einfluß des griechischen Volksliedes auf die kunstgemäße Lyrik schwer nachzuweisen, aber wir werden es für keinen Zufall erklären dürfen, daß die gewöhnlichsten Arten des Volksliedes, die in gewissem Sinne die beiden Pole desselben bezeichnen, das Klagelied und das erotische Lied, zwei der angesehensten Gattungen der Kunstlyrik ausmachen. Andererseits muß hervorgehoben werden, daß die älteste, vornehmste und bei den Griechen stets am höchsten gestellte Gattung der hymnodischen Lyrik mit ihren zahlreichen Unterarten, der Päane, Prosodien u. s. w. nicht aus dem Volkslied hervorgegangen sein kann, da diese Poesie in der Zeit der Inder in den Händen einer geschlossenen Gesellschaft war, welche gleichzeitig aus Priestern und Sängern bestand, später besonders auf dem Boden des ionischen Griechenlands, welches den schroffen Kastengeist zuerst aufgehoben hatte, wenigstens im Besitz weniger und bevorzugter Dichter, welche für sich oder die Priester jene Götterhymnen dichteten und die Kunst des Gesanges zu ihrem Broderwerb gewählt hatten.

Die homerische Zeit, oder genauer gesagt, die Zeit, in welcher einzelne Theile der homerischen Dichtung entstanden sind, berichtet uns, wenn wir von den erwähnten Heldenliedern absehen, über zwei Arten von Volksliedern, das Weinerntelied (Linos) und das Hochzeitslied (Hymenaeos), von denen dieses von der ganzen Begleitung ausgeführt, jenes nur von einem einzigen vorgetragen wurde, während der Chor vermuthlich den Refrain dazu sang.

Eine genaue Schilderung ist uns von keinem der Gesänge erhalten, wir wissen daher auch nicht, welches der Inhalt derselben gewesen ist. Da jedoch alle Nachrichten darin übereinstimmen, daß der Linos ein Trauergesang gewesen ist, so ist der Schluß naheliegend, daß bei dieser Weinlese, welche sehr richtig mit der Feier der ländlichen Dionysien oder Oschophorien verglichen worden ist, der Abschied

vom schönen Sommer gefeiert worden ist, womit nicht ausgeschlossen bleibt, daß er auch bei andern Gelegenheiten angestimmt wurde, um den immer wiederkehrenden Tod alles blühenden Lebens zu beweinen, oder auf die Personifikation eines Jünglings übertragen, um den unschuldigen Tod in der Jugendblüthe zu beklagen.

Schon bei der Dichterin Sappho tritt der Charakter des Klageliedes deutlich hervor, wie aus einer Zusammenstellung mit dem Adonislied zu ersehen ist. Daß es aber ein ländliches Lied gewesen ist, geht aus der Identifizirung mit dem ägyptischen Maneros, dem Erfinder des Ackerbaus, mit Sicherheit hervor. Noch ein drittes gehört zu dieser Gruppe, das bei den Mariandynern im Gebrauch war und dem frühzeitigen Tod des zur Sommerzeit auf der Jagd getödteten Bormos (oder Borimos) galt, des Bruders von Jollas und Mariandynos, welches schon Aeschylos kennt. Weniger sicher ist, ob der uns erhaltene Text des Liedes mit dem alten Linoslied übereingestimmt hat, was kaum denkbar ist, da hier eine jüngere Modifikation des ursprünglichen Naturliedes vorliegt. Was den Ursprung des Liedes anbetrifft, so ist klar, daß es, wie das Adonislied, aus dem Orient zu den Griechen gekommen ist, da Herodot dasselbe in Phönikien und Kypros wiedererkannt hat, und eine Form desselben, wie erwähnt, in Bithynien heimisch war. Wahrscheinlich aber ist, daß es nicht durch die Vermittlung der Asien benachbarten Inseln, sondern auf dem Wege der phrygisch-thrakischen Elemente zu den Griechen gekommen ist. Dafür spricht besonders die spätere Lokalisirung im boeotischen Theben und die Beziehungen zu Makedonien und dem aeolischen Lesbos, wohin boeotische Achäer ihren Kult gebracht hatten. Die Griechen haben aber nach ihrer Gewohnheit diesen orientalischen Naturgesang sehr bald übertragen auf verschiedene Lokalheroen, die mit jenem orientalischen Liede die gemeinsame Grundlage des unschuldigen Todes und der Klage darüber hatten. Zunächst wurde damit identifizirt Linos, der Sohn der Muse Urania und des Amphimaros, der von Apollo getödtet wurde, weil er sich mit ihm in einem Wettstreit gemessen hatte. Sein Grab wurde in Theben und Argos gezeigt, den alten Centralstellen der Musik des Mutterlandes. Diese Sage scheint zu den thrakisch-boeotischen Elementen zu gehören, wie sie auch zuerst von einem boeotischen Dichter mitgetheilt ist. Bezeichnend ist hier die alte Version, daß der thrakische Pieros Vater des Linos gewesen ist. Die Bedeutung dieser Lokalsage ist nicht schwer zu erkennen. Bei den Argivern wird Linos geradezu ein Dichter genannt, im Volkslied dagegen heißt es, daß er von den Göttern zuerst die Gabe erhalten habe, ein Lied den Menschen zu singen. Noch andere machten ihn zum Erfinder des heroischen Versmaßes oder stellten ihn an die Spitze der griechischen Lyrik oder erzählten, daß er von Apollo die dreisaitige Lyra empfangen habe. Demnach steht Linos am Ausgangspunkt einer bestimmten Kunstrichtung und hat deshalb den Kampf aufzunehmen gegen den Gott, dem die Pflege der Kunst vorzugsweise am Herzen liegt, und er unterliegt in diesem Kampf, wie Marsyas und Thamyris.

Ganz eigenthümlich aber war die zweite argivische Lokalsage, in welche der poetisch-musikalische Charakter des Linos nicht hineingedrungen ist. Darnach ist Linos Sohn des Apollo und der Königstochter Psamathe, wird bei der Geburt

von der Mutter ausgesetzt, von einem Hirten erzogen und von Hunden zerrissen, Psamathe von dem erzürnten Vater getödtet. Apollo schickt deshalb eine Kinderpest und läſst sich erst erweichen, bis die argivischen Frauen und Mädchen den Tod jener in Klageliedern beweinen, für die ein ganz besonderes Fest bestimmt wurde, an welchem Lämmer geopfert und alle in der Stadt vorgefundenen Hunde getödtet wurden. Man erkennt hierin, wie ein altes Klagelied der Argiver, welches in Folge raschen Hinsterbens der Kinder in der Sommerhitze entstanden ist, mit jenem orientalischen allgemeineren Klagelied verschmolzen ist. Da die Argiver auch die Sage vom getödteten Dichter Linos besaßen, war es nothwendig, daß sie zwei besondere Gräber für den einen und den andern zeigten, ebenso wie die Thebaner einen älteren und einen jüngeren Linos unterschieden. Dieses argivische Klagelied muß einen ganz außerordentlichen Ruhm erlangt haben, da man später das ganze Linoslied von diesem argivischen hergeleitet hat.

Ferner ist von Interesse die Variante des Linosgesanges, welche im arkadischen Tegea zu Hause war. Als Apollo und Artemis dort ihren Einzug hielten, wurde der junge Skephros, der Sohn des Tegeates, von seinem Bruder Leimon umgebracht, aber obwohl Artemis den Mörder sofort selbst tödtete, entstand im Lande Dürre und Unfruchtbarkeit, bis das delphische Orakel befahl, Klagelieder auf Skephros zu singen. Seitdem wurde in Tegea alljährlich ein Fest gefeiert, bei welchem außer jenen Klagegesängen für Skephros auch eine Priesterin, welche die Artemis vertrat, einen Menschen, welcher den Leimon darstellte, verfolgen muſste. Man erkennt die Gemeinsamkeit mit der argivischen Vorstellung. Sommerhitze, Trockenheit und Dürre mit ihrem Gefolge von Uebeln und Krankheiten kommen in diesen Klageliedern zum Ausdruck, welche den Zorn des Sonnengottes versöhnen sollen. Ganz verkehrt wird von einigen dieser Klagegesang auf das Versiegen eines Flusses während der Sommerhitze bezogen, welches unter dem Bilde eines frühzeitig dahinsterbenden Jünglings dargestellt wurde.

Noch eine andere Form dieses orientalischen Gesanges ist das Hyakinthoslied, welches im lakonischen Amyklae seine Heimat hat und mit dem Kult des Apollo in Zusammenhang gebracht war. Sicherlich aber war es eine gemeinsame Form bei allen dorischen Griechen, welche aus dem Orient von Süden her über Kythere nach dem Peloponnes gelangt ist. Die Sage erzählte, daß der Jüngling Hyakinthos, ein Sohn des Amyklas, von Apollo beim Spiele durch einen Diskos getödtet wurde. Wenn auch hier die ursprüngliche Bedeutung eine rein physische ist, da mit dem getödteten Jüngling das Absterben und Wiederaufleben der Natur ausgedrückt sein soll, so ist auch hier später, wie bei Linos, eine musikalische Beziehung hinzugetreten, indem man Hyakinthos zum Sohn des thrakischen Pieros und der Muse Kleio, zum Geliebten der Thamyris und des Apollo machte, so daß bei Apollo wie in der Linossage die Wandlung vom Lichtgott (wobei der Diskos zweifellos die Sonne bedeutet) in den Beschützer der Musik vollzogen ist. Derselbe Pieros galt auch als Vater des Linos. Das eigentlich spartanische Fest, welches im heißesten Monat drei Tage dauerte und von der ganzen spartanischen Bevölkerung in Amyklae gefeiert wurde, begann mit einem Trauerakt ohne Sang und

Klang, dessen Mittelpunkt bildete ein stilles Mahl und das Grabesopfer für Hyakinthos. Erst der zweite Tag brachte den eigentlichen Paean auf den Jüngling, der von Knabenchören in hellem Tone und in anapästischen Rhythmen angestimmt und mit Cithern und Flöten begleitet wurde, denen sich Chöre von Jünglingen anschlossen, welche landesübliche Lieder sangen, Tänzer, welche zur Musik dieses Gesanges und unter Flötenbegleitung einen alterthümlichen Tanz aufführten und endlich Mädchen auf Korbwagen fahrend und Reiterschaaren. Man erkennt am Rhythmus, Chorgesang und an der Begleitung die Umformung des alten Volksliedes nach der zweiten spartanischen Katastasis. Ebenso ist einleuchtend, daß in diesem Lied der Charakter der Klage, welcher für den ersten Tag der geeignete gewesen wäre, verschwunden ist und der Freude über das Wiederaufleben der Natur Platz gemacht hat.

Weniger wissen wir vom homerischen Hochzeitsgesang, der uns schon bei Sappho und Pindar in der Personifikation des Hochzeitsgottes Hymenaeos, des Sohnes der Urania oder der Terpsichore, entgegentritt, wie sie vermuthlich schon in den hesiodischen Gedichten vollzogen war. Erst eine jüngere Version der Sage führte das Wort auf einen Argiver (oder Attiker) Hymenaeos zurück, welcher einige von Seeräubern geraubte athenische Jungfrauen befreit haben soll. Während die Braut mit Fackelbeleuchtung aus dem jungfräulichen Gemach geführt wird, erhebt sich in den Straßen der laute Hymenaeos, worunter wir uns wenig mehr als einen Zuruf vorzustellen haben. Derselbe wird begleitet von Flöten und Cithern, indem Jünglinge um die Braut und ihre Begleitung im Tanz sich schwingen. Weit entwickelter erscheint diese Ceremonie bei Hesiod. Während hier ein Theil der Jugend die Braut auf schönem Wagen dem Manne entgegenfährt unter der Anführung von Fackeln, welche von Knaben oder Dienerinnen getragen werden, im lauten Zuruf des Hymenaeos und gefolgt von zwei Chören, deren einer aus Jünglingen bestehend unter Syrinxmusik marschirt, der andere aus Mädchen unter Citherbegleitung, kommt ein Chor von Jünglingen aus dem Hause des Mannes dem Hochzeitszug entgegen, welche tanzen, scherzen und singen, begleitet von Flötenspielern. Dieser spezielle Theil der Hochzeitsceremonie, der aus Gesang und Tanz besteht, wird Komos genannt. Derselbe Komos erscheint später häufiger als Schluß des fröhlichen Gelages, welches durch Gesänge aller Art gewürzt wird, und entweder in der Behausung des Gastgebers selbst stattfand oder sich in einen fröhlichen Zug durch die Straßen der Stadt verwandelte.

Indem wir nun zu den ländlichen Volksliedern übergehen, ist es zunächst von Interesse, daß mehrere Lieder in Hymnenform der Demeter gewidmet waren, von denen eins beim Binden der Garben üblich war. Auch für das Säen gab es ein bestimmtes Volkslied, das von den Mädchen angestimmt wurde bei dem Festopfer der Proerosien im Anfang des Herbstes, wenn der Acker für die neue Saat umgepflügt ward.

Auch die gemietheten Lohnarbeiter, welche zur Arbeit auf das Feld hinauszogen, sangen ein Lied dazu, von dem wir leider keine Vorstellung haben. Auf ländlichen Ursprung scheint auch zurückzugehen jenes Knabenlied an Apollo, dessen

schon Telesilla Erwähnung thut. Es wurde gesungen, wenn die Sonne von Wolken verdeckt wurde und dadurch dem Erdboden Wärme entzog. Auf denselben Gegenstand bezieht sich gewiß auch ein anderes Lied, in welchem Apollo als Sonnengott angerufen wurde, und das mit Unrecht zu den theurgischen Hymnen gerechnet worden ist.

Umgekehrt scheint man in Athen bei großer Trockenheit Zeus um Regen gebeten zu haben.

Ein Schnitterlied, welches aus Phrygien gekommen war, hieß Lityerses, das in eigenthümlicher Weise mit dem Lityersas, dem Bastard des Königs Midas von Phrýgien, in Verbindung gebracht ist.

Die Lieder beim Keltern des Weines sind vermuthlich ebenso an Dionysos gerichtet gewesen, wie die rein ländlichen Gesänge an Demeter oder Proserpina.

Besonders berühmt scheint ein Weinernteلied der Weiber von Elis gewesen zu sein, in welchem sie das Erscheinen des Weingottes erflehten, der, wie sie glaubten, ihnen die leeren Fässer mit Wein füllen werde. Ein ähnliches Lied war auch bei den Bewohnern von Andros in Brauch. Auch von den athenischen Lenäen, dem eigentlichen Kelterfest, erwähnt man ein Volkslied, in welchem der Reichthum spendende Dionysos vom Chor herbeigerufen wurde, nachdem der Daduch mit der Fackel in der Rechten denselben zu dem Anruf aufgefordert hatte. Die Form war demnach verwandt mit dem Linoslied.

Daß die Hirten ihre besonderen Hirtengesänge gehabt haben, müsste auch ohne ausdrückliche Nachricht angenommen werden. Sie wurden, wie es scheint, im allgemeinen zurückgeführt auf den sicilischen Hirten Diomos. Nur ein berühmtes, sehr bekannt gewordenes Lied, welches erotischen Inhalts war und ein Vorläufer jener jüngeren Schäferlieder und Liebesschmerzen, gab man einer mythischen Dichterin Eriphanis, welche darin ihre Liebe zum Menalkas aushauchte.

Aber auch die wirthschaftlichen Beschäftigungen im Hause pflegten durch Gesang begleitet und unterstützt zu werden. So scheint namentlich berühmt gewesen zu sein ein Gesang der Müllerknechte, der beim Mahlen angestimmt wurde. Es scheint, daß dieses Müllerlied in Lesbos eine besondere Variation erfahren hat durch Anspielungen auf Pittakos von Mitylene, der ein großer Verehrer des Müllerhandwerks gewesen sein soll. „Mahle, Mühle, mahle, denn auch Pittakos mahlte, der Beherrscher des großen Mitylene.“ Aber gewiß rührt diese Modifikation nicht vom Volk her, denn wie sollte das in jener Zeit noch Lieder schaffen? Dagegen spricht schon das feine, kunstvolle Metrum. Ein Lied desselben Namens war aber auch beim Brunnenschöpfen üblich, wenn uns richtig überliefert ist.

Auch Lieder beim Backen des Brotes gab es, wie beim Spinnen und Wollespinnen und Weben.

Von größerer Bedeutung scheinen die Todtenklagen gewesen zu sein. Schon Homer kennt die Todtenklage, (Il. XXIV. 720 f.) welche ein Sänger an der Leiche des Verstorbenen erhebt, während die Frauen einen Klageruf daran schließen. Und dieses Todtenlied hat von den Lyrikern eine besondere Pflege erfahren, vor-

zugsweise von Pindar, welcher tröstliche Gedanken über das Jenseits mit seinen Reizen und seiner Schmerzlosigkeit zuerst mitzutheilen verstand.

Wer würde sich endlich darüber wundern, daß auch die griechischen Mütter und Ammen ihre Wiegenlieder hatten, mit welchen sie die Säuglinge einzuwiegen verstanden? Ihre Entstehung scheinen sie Sparta zu verdanken, welches zuerst von den griechischen Staaten Sorgfalt auf die Erziehung der Kinder verwandt hat. Oder darüber, daß Kinder, Knaben wie Mädchen, ihre Spiele mit kleinen Gesängen zu begleiten pflegten?

Auch Ruderlieder, Badelieder und Bettellieder hat es gegeben.

Werfen wir nun zum Schluß einen Blick auf den Charakter der uns zur Kenntniß gekommenen Volkslieder der Griechen, so zeigt sich, daß weitaus die meisten und wichtigsten einen klagenden Inhalt gehabt haben. Hierzu gehören zunächst die Erntelieder, in denen der Untergang der blühenden Natur betrauert wurde, die orientalischen Klagegesänge, welche gleichfalls das Absterben der Natur zum Inhalt hatten, und die Klagelieder bei den Todten. Mit einem Wort, der größte und jedenfalls am weitesten verbreitete Theil dieser Lieder hatte einen melancholischen Charakter, womit zu vergleichen ist, daß auch die älteste und zwar eigentlich nationale Tonart des griechischen Mutterlandes, die dorische, ein tragisches A-moll gewesen ist. Man kann vielleicht noch einen Schritt weiter gehen, und geradezu behaupten, daß der nationale Gesang der Griechen ein klagender gewesen ist, möglicher Weise, weil dies ursprünglich der Charakter jedes Volksgesanges ist, oder weil speziell die Griechen eine so melancholische Art hatten, welche, wie bekannt, ihrer Musik und ihren Tänzen noch heute anhaftet.

Ueber den Humor.

Von

Adolf Glaser.

Es ist oft und viel über das Wesen des Humors geschrieben und geredet worden, aber eine völlig erschöpfende Definition des Begriffes läßt sich schwer in Worten geben, denn der Humor ist so rein geistiger Art, etwas so sehr nur in der Stimmung oder Empfindung Vorhandenes, daß schon das Gewand des erklärenden Wortes einen Theil seiner eigentlichen Natur verhüllt oder wohl gar entstellt. Was wird nicht alles für Humor ausgegeben, ohne daß es mehr als entfernte Verwandtschaft damit hat! Witz, Ironie, Satire, alle die Gattungen heiterer oder spottender Weltanschauung werden häufig als Humor bezeichnet und doch haben sie höchstens den Anspruch, demselben dienstbar zu sein und seine Zwecke zu befördern. Wenn man zuweilen gesagt hat, der Humor lächle unter Thränen, so ist dies dem Sinne nach zutreffend, aber vielleicht würde man richtiger sagen, der Humor rufe ein bitteres Lächeln hervor, denn jedenfalls zeigt

sich die Wirkung des Humors häufiger in den Linien des Mundes, der sich gegen das Lächeln sträubt, als im thränenfeuchten Auge.

Die nächste Verwandtschaft hat die humoristische Wirkung mit der tragischen, was dahin erklärt und ergänzt werden muß, daß der Humor der direkte Gegensatz der Tragödie, aber ihr völlig ebenbürtig ist und sich mit ihr in die höchsten Ehrenstellen der Poesie theilt. In der Tragödie behält das Einzelwesen den moralischen Sieg über vergängliche Einrichtungen des öffentlichen oder allgemeinen Lebens; der Humor zeigt, wie absonderliche Eigenheiten, persönliche Meinungen im großen oder kleinen Styl, Schrullen oder fixe Ideen, so lange sie nicht wirklich zum Wahnsinn ausarten, an den ewigen Gesetzen der sittlichen Weltordnung, also an dem Widerstande, der ihnen in den Rechten und Bestrebungen anderer Menschen entgegengesetzt wird, scheitern oder — und das ist der Vorzug der humoristischen Dichtung — korrigirt werden können.

Alles dies schließt nicht aus, daß in einem größeren Werke, sei es epischer oder dramatischer Art, neben der Haupthandlung und den Figuren, welche die humoristische oder tragische Grundidee zur Anschauung bringen, noch andere Vorgänge geschildert werden, und Gestalten nebenher gehen, die mit dem eigentlichen Kernpunkte der Dichtung nur indirekt in Beziehung treten.

Weil der Humor in seiner Wirkung dicht neben dem erschütternden Eindruck steht, den das tragische Schicksal großartiger Charaktere hervorruft, wendete ihn Shakespeare in seinen dramatischen Werken mit so gewaltigem Erfolge an und gerade die imposanteste seiner Tragödien, sein „König Lear“ kann als Beispiel dienen, wenn es sich darum handelt, die hohe Bedeutung und den Werth des Humors für die Poesie zu erforschen. Wir sehen in der Person des Lear einen ideal angelegten Charakter, der von sich selbst auf andere Menschen schließt und in der Voraussetzung, daß die menschliche Natur edler sei, als sie wirklich ist, durch seine nächsten Verwandten, seine beiden ältesten Töchter, furchtbar getäuscht wird. Und nachdem sich das tragische Schicksal an ihm vollendet und er eingesehen hat, daß seine gute Meinung eine irrige war, nachdem er alle Schrecknisse der Mißhandlung bis zur geistigen Zerrüttung durchgekostet hat, wird er noch gewahr, daß er sich nach der anderen Richtung hin ebenfalls täuschte, denn seine jüngste Tochter Cordelia, eine einfache und wahrhafte Natur, die nicht heucheln und mit ihrer Neigung für den Vater prahlen konnte und die er deshalb verstieß, ist gerade die einzige, die ihm wirklich in treuer Kindesliebe zugethan ist und zuletzt ihr Leben in der Vertheidigung seiner Rechte verliert. Es ist nicht auszusprechen, welch ein erschütterndes großartiges Gemälde menschlicher Einseitigkeit und Unvollkommenheit dieses Trauerspiel vorführt. Gleichsam parallel mit dem Schicksale des Helden zieht sich das seines treuen Vasallen Kent durch das ganze Stück. Man kann den Totaleindruck füglich mit demjenigen vergleichen, den eine der großen Symphonien aus Bethovens späterer Zeit hervorbringt, so erschütternd und die menschliche Empfindung in ihren innersten Tiefen machtvoll aufwühlend, wirkt dieses dramatische Meisterwerk.

Und hier nun begegnen wir dem Humor in seiner vollsten Bedeutung.

Gerade in derjenigen Scene, worin der Held von Wahnsinn umnachtet, in der Wildniß, vom Gewittersturm umtobt, als Opfer menschlichen Undanks und eigener Kurzsichtigkeit umherirrt, hören wir an seiner Seite den schneidenden Hohn des Narren, der ihm in die Verbannung gefolgt ist und nun gleichsam den nüchternen, ironischen Menschenverstand repräsentirt. Noch ein anderer Narr tritt in derselben Scene auf. Es ist Edgar, der Sohn des alten Kent, der sich gleichfalls in die Wildniß geflüchtet hat und sich wahnsinnig stellt, um den Gefahren, die ihm drohen, zu entgehen. Hören wir dieses vom Dichter in wunderbarer Weise zusammengestellte Terzett der Narrheit, diese schmerzlichen und wieder grell scherzhaften Worte, so begreifen wir die wahre Wirkung des Humors, denn was wir da vernehmen, klingt toll und lustig, aber dahinter steckt das unsäglichste Leid, das uns das Herz zerreißen muß. Wir hören die verwirrten Reden des Königs ohne Macht und Reich, die verstellte Narrheit Edmunds und daneben den Narren von Beruf, der seine Glossen macht und durch nichts auf der Welt den Uebermuth seiner philosophischen Laune verliert, aber doch ganz genau die Wirklichkeit durchschaut. Hier ein Vater, den der Undank seiner Töchter und die eigene Leichtgläubigkeit von der glanzvollsten Höhe in das Elend der Wildniß und zur Verzweiflung getrieben, dort ein Sohn, den die schändlichen Intriguen seines illegitimen Bruders aus dem Herzen des Vaters und aus allen seinen Rechten gestoßen, und zwischen beiden der privilegirte Spaßmacher, der mit der gewöhnlichen Weltklugheit die Dinge beurtheilt, über alles seinen Witz ausgießt und dabei von seinem Standpunkte aus nüchtern und eben darum trivial richtig philosophirt. Und wenn der greise König dann in seinem Wahnsinn Gericht über seine Töchter hält, wobei Kent und Edgar ihre Rührung kaum bemeistern können, während der Narr nach wie vor Gassenhauerreime citirt und Scherze treibt, tritt das Gefühl der menschlichen Unvollkommenheit so packend an uns heran, daß alle Saiten unseres Gemüthes in Wehmuth erzittern und uns schließlich nichts übrig bleibt, als Worte der Klage, wie sie der tapfere Albanier am Schlusse der Tragödie ausspricht, Worte, die trotz ihrer Kürze an die Klage erinnern, welche unserem größten nationalen Epos, dem „Nibelungenliede“ angefügt ist.

Es ist selbstverständlich, daß der Humor nicht immer in so majestätischer Weise auftritt, wie in dieser Shakespeare'schen Tragödie. Im Kern der Sache aber wird er stets denselben Charakter tragen und uns in mehr oder minder ergreifender Form die Endlichkeit und Beschränktheit des einzelnen Menschen zeigen, der in Subjektivität befangen und von gewissen Ideen beherrscht, das Rechte zu thun glaubt, während er sich thöricht selbst ins Verderben stürzt und dem nüchternen Verstande noch obendrein lächerlich erscheint. Es ist daher irrig, daß ein einzelnes Wortspiel oder eine vereinzelte komische oder witzige Figur eine wahrhaft humoristische Wirkung machen könne; nur wo die Gegensätze sich aneinder reiben oder aufeinander platzen, nur wo eine im Idealismus befangene oder von bestimmten einseitigen Ideen beherrschte Subjektivität im Kampfe mit andern Persönlichkeiten, deren Zwecke wieder mit jenen Bestrebungen kollidiren, die Endlichkeit der menschlichen Einzelnatur zur Anschauung bringt, kann von einer humoristischen

Wirkung die Rede sein und es ist durchaus nicht immer nöthig, daß der Eindruck ein ganz besonders heiterer sei; er wird dies allerdings meistens durch die Kunst des Dichters, der seine Gestalten so gruppirt oder auch von vorn herein einen derartigen Helden wählt, daß die subjektive Einseitigkeit drollig erscheint, was allerdings beim „König Lear" in keiner Weise der Fall ist und nur durch die Einfügung der Gestalt des Narren einigermaßen erreicht wird.

Uebrigens tritt der Humor in Shakespeares Lustspielen oft viel selbstständiger hervor, als wenn er ihn gewissermaßen nur als Folie in seinen Trauerspielen anwendet. So z. B. in dem ausgelassenen Scherzspiele: „Was ihr wollt," wo der Haushofmeister der Olivia eine vollkommen humoristische Gestalt ist, erfüllt von einer fixen Idee, die ihn selbst glücklich macht, aber ihn zugleich dem Gespötte seiner Umgebung preisgibt. Auch hier wieder tritt uns das eigentliche Wesen des Humors unverfälscht entgegen, da der Dichter uns durchaus keine Karrikatur ondern ein Bild des wirklichen Lebens zeigt, in welchem häufig durch genährte Selbstüberschätzung ähnliche fixe Ideen entstehen. Wie bereits erwähnt, ist es durchaus nicht nöthig, daß die einzelnen Gestalten, welche der Dichter zu einer humoristischen Wirkung vereinigt, an sich komisch erscheinen. Das Beispiel der englischen humoristischen Romane zeigt deutlich genug, daß der humoristische Eindruck durch das gegenseitige Spiel der Individualitäten hervorgebracht wird. Aehnlich geschieht es bei Jean Paul, der jedoch mehr ein Humorist der Form als des Inhaltes ist und zuweilen mehr barock als humoristisch erscheint.

Hier sind wir nun bereits zu der Stelle gelangt, von wo aus der Sprung mitten in einen konkreten Fall der Gegenwart gewagt werden kann. Vor uns liegen mehrere Bände von Wilhelm Raabe's Erzählungen; der eine Band enthält die ächt humoristische Erzählung „Wunnigel," fünf andere Bände bringen eine Anzahl von größeren und kleineren Novellen, die nur zum Theil der humoristischen Gattung angehören. Im „Wunnigel" sind alle Elemente enthalten, welche den Begriff der humoristischen Dichtung erläutern und im Beispiele anschaulich machen können.

In dieser Erzählung lernen wir nämlich einen wunderlichen alten Herrn kennen, der voller Schrullen und Absonderlichkeiten ist und der vielverzweigten Sorte der Sammler angehört, die bekanntlich meist ganz eigenartige Menschen sind und in ihren Ansichten nicht selten eine gewisse Konfusion an den Tag legen. So z. B. nimmt es der richtige Sammler, mag er auch sonst der ehrlichste Mensch von der Welt sein, meistens nicht sehr genau mit dem Mein und Dein, wenn es sich um Gegenstände handelt, die er für seine Sammlung zu haben wünscht. Dies geht so weit, daß die Sammler meist unter sich gegenseitig das größte Mißtrauen hegen, weil jeder dem anderen dieselbe Unfähigkeit zum moralischen Widerstande zuschreibt, die er selbst im gegebenen Falle an den Tag legen würde. Ueberhaupt hört für den Sammler unter allen Umständen jede sittliche Schranke auf, wenn es sich um den Besitz einer großen Seltenheit handelt, es ist alsdann kein Mittel unerlaubt und wenn es anginge, würde der Sammler Weib und Kind und die ewige Seligkeit opfern, um seinen Zweck zu erreichen.

Ein solches Kuriosum also ist der Regierungsrath a. D. Wunnigel, dessen Bekanntschaft uns der Dichter zu einer Zeit machen läßt, als er gerade in einer Stadt durch die Erkrankung seiner Tochter festgehalten wird. Die eigentliche Erfindung, das Thatsächliche in der Erzählung, ist nicht besonders hervorragend. Zwischen Anselma, der Tochter des wunderlichen Kauzes und dem jungen Arzte, der sie behandelt, entspinnt sich ein Liebesverhältniß, das schließlich zu einer glücklichen Verbindung führt und durch diesen Umstand wird eben die Geschichte vollkommen humoristisch. Es kommen die wunderlichsten Begebenheiten aus dem Leben des alten Sonderlings zu Tage, mehrmals gewinnt es den Anschein, als solle das Glück seiner Tochter an seinen fremdartigen Begriffen scheitern, aber so wenig gewissenhaft der alte Herr auch in Bezug auf Wahrheit und Dichtung, sowie auf die Eigenthumsrechte anderer Menschen ist, muß man ihm doch zum Lobe nachsagen, daß er sehr zur richtigen Zeit zu sterben weiß und dem glücklichen jungen Ehepaare das Feld räumt.

Um bei unserem früheren Beispiel zu bleiben, tritt eben hier der Unterschied zwischen tragischer und humoristischer Weltanschauung klar hervor und so wenig auch der alte Wunnigel mit der erhabenen Gestalt des Königs Lear im Ganzen gemein hat, kann man sie doch in gewisser Beziehung vergleichen. Ohne die Gestalt der Cordelia wäre König Lear keine wirkliche Tragödie, denn der alte König handelt in kindischer Verblendung und begeht eine Thorheit über die andere, was der Narr ihm wiederholt vorhält. Cordelia, das reine, schuldlose Opfer der väterlichen Uebereilung ist die eigentliche Heldin und ihre Gestalt, so klein die Rolle im Stücke auch ist, überragt die anderen alle an tragischer Bedeutung. Im „Wunnigel" ist das Verhältniß umgekehrt und der Dichter läßt die Tochter zuletzt vollkommen glücklich werden, wodurch eben die ganze Dichtung ihre humoristische Bedeutung erhält.

Wilhelm Raabe steht als Dichter ziemlich isolirt zwischen den Vertretern der modernen Romanliteratur. Es ist etwas ganz eigenartiges in ihm und man hat ihn von Anfang an, als er vor einigen zwanzig Jahren mit dem Buche „Chronik der Sperlingsgasse" unter dem Pseudonym Jakob Corvinus auftrat, mit demjenigen deutschen Schriftsteller verglichen, welcher vor allem anderen als der Humorist unserer klassischen Periode gilt und gelten wird. Es ist Jean Paul, der seinen Zeitgenossen als der deutsche Vertreter des Humors, welcher damals in der englischen Literatur so glänzende Blüthen getrieben hatte, erschien. Selten ist ein Schriftsteller so rasch von der Nation vergessen worden, wie es Jean Paul geschah. Lebte sein Name nicht in den Literaturgeschichten als Stern erster Größe und würde er aus diesem Grunde nicht zuweilen noch hervorgesucht, so wären seine einst vergötterten Romane für das Publikum heute kaum mehr vorhanden. Schon der barocke Styl beweist, daß seine Originalität eine gesuchte war und damit hängt zusammen, daß auch seine Gestalten kein rechtes individuelles Leben haben und mehr den Charakter von Tendenzfiguren tragen. Ohne Zweifel ist Jean Paul ein großer Dichter gewesen, denn er zeigte seinen Zeitgenossen die Hohlheit und Abgeschmacktheit der damaligen Ideale. Eben darum aber war er

auch nur für seine Zeit von großer eingreifender Wirkung, während wir jetzt wohl noch immer die Tiefe und Reinheit seines Gemütes bewundern können, aber wenige seiner Gestalten mehr objektiv vor uns zu sehen vermögen. Gerade dieses Letztere ist dagegen noch immer bei den englischen Humoristen seiner Zeit im höchsten Grade der Fall.

Indem man Wilhelm Raabe mit Jean Paul verglich, stellte man ihm gleichsam das Zeugniß hervorragender Bedeutung aus, denn im Grunde ist seine Manier von derjenigen Jean Pauls total verschieden. Bei Raabe ist Alles Gestalt und Charakter, seine Ideen über Menschenschicksal und was damit zusammenhängt, werden sofort Fleisch und Blut, und die große Mannigfaltigkeit seiner Lebensanschauungen dokumentirt sich durch die verschiedenartigsten Verkörperungen, so daß man in seinen Romanen eine ganze Welt von Erscheinungen hat. Nirgends blickt die Subjektivität des Dichters hinter seinen Gestalten hervor und man kann nur insofern auf ihn selbst zurückschließen, als er gewisse Kategorien von Charakteren bevorzugt und andere vermeidet, was allerdings gerade in seinen neuesten Novellen „Deutscher Adel" und „Alte Nester" auffällt. Er ist Norddeutscher und Protestant und damit ist die Sphäre seiner Gestalten ungefähr bezeichnet. Das Romantische, oder deutlicher gesagt das Sinnliche ist ihm fremd. Er fühlt sich in der wilden Zeit des dreißigjährigen Krieges oder in der Gegenwart und dann in möglichst naiven Verhältnissen heimisch. Es weht ein gesunder Hauch, der Athem keuscher Kraft durch seine Romane, die vielleicht zuweilen etwas einfach in der Erfindung, aber niemals nüchtern oder gewöhnlich sind. Der echt germanische Geist, der seine großen und kleinen Werke durchzieht, tritt ganz besonders auch in einer der kleineren Geschichten aus den letzten drei Bänden kleinerer Novellen, die den Titel „Krähenfelder Geschichten" tragen, hervor. „Vom alten Proteus" heißt diese Novelle, in welcher allerlei spiritistisch-romantischer Spuk aus der Gegenwart höchst ergötzlich gegeißelt wird. Die Geschichte erinnert in mancher Hinsicht an Shakespeare's Sommernachtstraum, nur daß natürlich dem modernen Zauberspuk die wundersame poetische Kindlichkeit mangelt.

Nach Raabe's erstem Werke der „Chronik der Sperlingsgasse" erschien sein zweiter Roman: „Ein Frühling," dann „Die Kinder von Finkenrode" und darauf in langer Reihenfolge, bald ernst bald heiter, eine Serie von Werken, die zwar in Form und Inhalt sehr verschieden sind, aber sämmtlich das Gepräge ernsten Denkens und reinen Fühlens an sich tragen.

Unter seinen größeren humoristischen Romanen hat der „Hungerpastor" das lebhafteste Interesse erregt und große Verbreitung gefunden. Hier ist aber auch in der That ein Meisterwerk geboten, wie es in unserer modernen Literatur kaum seines Gleichen haben dürfte. Die beiden Hauptfiguren, der naive und der reflektirende Mensch, sind mit solcher psychologischen Feinheit gezeichnet, daß jeder einzelne Zug den Charakter vervollständigt. Dazu kommt die große Anzahl eigenartiger Erscheinungen, welche sich um die Hauptfiguren gruppiren und die reiche Gestaltungskraft des Dichters im schönsten Lichte zeigen. Es sind großenteils Gestalten aus ärmlichen, ja sogar elenden Verhältnissen, von beschränktem Gesichts-

kreise und kleinlichen Interessen, aber sie sind meisterhaft konsequent gehalten, alle höchst eigenthümlich in ihrer Art und jede einzelne der Typus einer bestimmten Gattung, wie sie sich in der betreffenden Sphäre findet. Diese einfachen Menschen sind weit davon entfernt, niedriger Art zu sein; man erlebt mit ihnen allerdings nur das Gewöhnliche, aber der Dichter zeigt den poetischen Kern und den Punkt, von dem das rein menschliche Empfinden ausgeht, so daß er uns erhebt und kräftigt, trotzdem er nur das einfache Loos beschränkter Naturen schildert. Man müßte jede einzelne der Figuren, die im „Hungerpastor" vorkommen, herausschreiben, wollte man einen Begriff von ihrem Wesen geben, denn jedes Wort, das sie sprechen und jeder Zug, der von ihnen erzählt wird, gehört untrennbar dazu. Da sind die beiden Hauptfiguren, um welche sich alles dreht: der durch und durch selbstlose, offene und ehrliche und darum wenig vom Schicksal begünstigte Hans Unwirsch und der schlaue, vor keinem Mittel zurückschreckende, roh egoistische Moses. Dann der Oheim Grünebaum und die visionäre Base Schlotterbeck, Lieutenant Götz und wie sie alle heißen, die an dem Schicksale des biederen Hans Antheil nehmen und uns dabei so nahe treten, als hätten wir Jahre lang mit ihnen zusammengelebt.

Dem „Hungerpastor" sehr nahe verwandt ist der Roman „Horacker," in welchem in ergreifender und doch drolliger und ganz anderer Weise als im „Hungerpastor" dargethan und durchgeführt ist, wie selbst in den elendesten Verhältnissen und bei der größten äußerlichen Verkommenheit die menschliche Natur ihre Treue und die Reinheit des Empfindens bewahren kann. Auch hier tritt der Sinn für das scheinbar Unbedeutende und doch wahrhaft Bedeutende in herzgewinnender Weise hervor.

Auch in den historischen Romanen von Wilhelm Raabe, zu denen er vorzugsweise Stoffe aus der wüsten Zeit des dreißigjährigen Krieges gewählt hat, tritt zuweilen der humoristische Zug seiner Natur hervor. Man begegnet darin einzelnen Gestalten von derber Konstruktion, die im wilden Kriegsleben äußerlich abgehärtet und rauh wurden, die aber eine ergreifende Zartheit des Gemüthes bewahren und denen der Dichter immer irgend einen sympathischen Zug zu verleihen und damit den Beweis zu liefern weiß, daß seine künstlerische Kraft stets sittlichen Zwecken dienstbar ist.

Berichte aus allen Wissenschaften.

Theologie.

Das Christusbild.

In den letzten Jahren sind eine Reihe von Arbeiten erschienen, welche sich direkt oder indirekt mit der Frage nach dem Ursprunge des bekannten Typus be-

schäftigen, in welchem die Christenheit schon seit so vielen Jahrhunderten das Bild ihres Herrn und Meisters erblickt und verehrt. Woher stammt dieser Typus? Die alte Kirche variirt als Antwort auf diese Frage in verschiedenen Formen den Satz, er stamme direkt vom Himmel, sei wunderbaren Ursprungs. Selbstverständlich ist er auf der Erde gewachsen. Aber auf welcher Erde und aus welchen Wurzeln? Darauf lauten die Antworten der heutigen Kunstverständigen, sowohl der Theologen, wie der Archäologen, noch gar verschieden.

Während selbst Katholiken, wie Franz Xaver Kraus (Roma sotterranea, 2. Aufl., 1879, S. 297) „die Meinung aller ernsten Gelehrten" dahin gehen lassen, „daß das christliche Alterthum keine authentische Abbildung besessen habe", hat neuerdings grade ein protestantischer Theologe, der Leipziger Privatdozent Viktor Schultze (Die Katakomben, 1882, S. 143 f.) die Ansicht aufgestellt, es habe sich ein, in seinen allgemeinen Zügen dem geschichtlichen Urbilde entsprechender Typus in jenem jugendlichen Christus erhalten, wie er nach Ansicht des genannten Forschers bis in die Mitte des vierten Jahrhunderts allein vorkommt und erst seit dieser Zeit von dem späteren, bärtigen Typus allmälig verdrängt worden ist. Aber woher weiß man, daß die, bloß für das zweite Jahrhundert bezeugten gnostischen Christusbilder, ja selbst die berühmte Statue von Paneas, die Eusebios um 324 beschreibt, den jugendlichen Christus dargestellt haben? Es ist doch etwas gewagt wenn uns überdies zugemuthet wird, in der letzterwähnten Statue, die bisher alle Sachkenner aus guten Gründen entweder für einen römischen Kaiser oder für einen Aeskulap erklärt haben, dem Bericht eines notorisch leichtgläubigen Kirchenvaters zufolge ein Standbild zu erkennen, welches eine von Christus geheilte Frau (Matth. 9,20—22) ihm aus Dankbarkeit errichtet haben sollte. Und daß es lediglich an der allmälig verfallenden Kunst gelegen sein soll, wenn man mit der Zeit sich zu einer solchen Leistung nicht mehr aufzuschwingen vermochte und sich mit den realistischen Darstellungen eines bärtigen Christus begnügte — das ist vollends schwer vorstellbar zu machen angesichts der Thatsache, daß der bärtige Typus vielmehr selbst eine Entwickelung durchmacht, welche das allmälige Erlahmen der Fertigkeit, das Erlöschen der antiken Reminiscenzen dokumentirt, indeß gerade bis in das fünfte und sechste Jahrhundert hinein noch da und dort einmal, wie in Ravenna und Mailand, ein „guter Hirte" gelingen kann.

Während der oben genannte Forscher den späteren, bärtigen Typus direkt aus dem früheren, jugendlichen hervorgegangen sein läßt, statuirt ein anderer protestantischer Theologe im direkten Gegensatze dazu einen völligen Bruch zwischen beiden Formen. Es ist dies der Erlanger Professor Albert Hauck in seinem Vortrag über die Entstehung des Christustypus in der abendländischen Kunst (Sammlung von Vorträgen, herausgegeben von W. Frommel und F. Pfaff, III, 2, 1880). Hier wird der in Rede stehende Umschwung auf zwei Ursachen zurückgeführt, die in den gleichzeitigen Verhältnissen der Kirche begründet sind, sofern nämlich die letztere mit dem vierten Jahrhundert aus dem Dunkel der Katakomben und aus der Enge der Privathäuser in die Oeffentlichkeit heraustrat und größerer Darstellungen für ihre Basiliken bedurfte, wozu als zweites Moment

die aus dem arianischen Streit hervorgehende Lehre von der wesentlichen Gottgleichheit Christi tritt. Denn es ist der Eindruck des Allmächtigen, Erhabenen, Uebermenschlichen, welchen der neue Typus hervorrufen will und trotz der Mangelhaftigkeit der Form oft auch wirklich hervorruft. Sind nun aber auch beide hervorgehobenen Momente in ihrer relativen Berechtigung anzuerkennen, so bleibt immer noch die Hauptfrage unerledigt, woher die Kirche den neuen Typus bezogen hat. Frei ad hoc erfunden hat sie ihn schwerlich; wahrscheinlich hat sie nur einer bis jetzt zurückgestellt gewesenen Darstellung aus den angegebenen Gründen allmälig den Vorzug zuerkannt.

Dem Ursprung dieser Darstellung ist neuerdings ein norwegischer Forscher, L. Dietrichson, Professor der Kunstgeschichte in Christiania, nachgegangen in dem 1880 zu Kopenhagen norwegisch erschienenen Buche Christusbilleded, mit dessen wesentlichem Inhalte ich, da sich für eine deutsche Uebersetzung bisher kein Verleger gefunden, unser kunstverständiges Publikum in Janitschek's „Repertorium" bekannt gemacht habe. Mit mir selbst, der ich in den „Jahrbüchern für protestantische Theologie" (1877, S. 189 f.) eine Abhandlung über den Gegenstand veröffentlicht hatte, ist der Verfasser dieser größten demselben gewidmeten Monographie der Ansicht, daß die eigentlichen Produzenten des später herrschend gewordenen Typus in den gnostischen Kreisen des zweiten Jahrhunderts zu suchen sind, welchen ja Besitz und Verehrung von Christusbildern ausdrücklich bezeugt ist. Hier aber kann man den Vorwurf für plastische und malerische Darstellungen des „Sohnes Gottes" kaum anderswoher bezogen haben, als aus der antiken Kunst. Mit andern Worten: es sind antike Göttertypen, wie des Apollo, des Dionysos, ganz besonders aber des Zeus, auf welche man schließlich sich hingewiesen sieht. Der norwegische Forscher hat zur Durchführung dieses Gedankens ein reiches Maß von Gelehrsamkeit aufgeboten, und ich sollte fast glauben, daß daraufhin nur das Eine noch fraglich bleiben könnte, ob es direkt der Zeustypus war, den man mit wenigen selbstverständlichen Modifikationen angestrebt, oder ob nicht vielleicht ein in den heilenden Arzt Aeskulap abgewandelter Zeuskopf das näher liegende Muster für Ausprägung eines christlichen Heilandsbildes geliefert hat.

Straßburg i. E. H. Holtzmann.

Geschichte.

Der Chef der Wiener Stadtvertheidigung 1683 gegen die Türken.

Um die Vertheidigung der deutschen Hauptstadt an der Donau während der Türken-Belagerung von 1683 haben sich viele verdient gemacht. Denn gewiß haben alle die Soldaten, Bürger, Studenten, welche muthig ausgeharrt und den Kampf mit dem „Erbfeind" bestanden, diesen von den Mauern Wiens abgewehrt haben, zu jenem Erfolge beigetragen, der in erster Linie, wie billig, den Führern zuzuschreiben ist. Nun hat die Leitung der militärischen Aktion Graf Rüdiger von Starhemberg als Stadt-Kommandant auf sich gehabt, aber doch nicht so allein

und ausschließlich, wie er und seine Freunde es nachderhand geltend zu machen versuchten und wie es seither in alle geschichtlichen Darstellungen überging. Dann aber muß erwogen werden, daß während der mehrwöchentlichen Bedrängniß eines großen Gemeinwesens durch den äußern Feind die militärische Aktion bloß ein Theil, und nur für die Momente thatsächlichen Angriffes der wichtigste jener Gesammtleistung zu nennen ist, welcher die Erhaltung und Rettung jenes Gemeinwesens bis zu dem ersehnten Augenblicke des Entsatzes zu danken kommt. Wenn man daher nicht von Vertheidigern in der vielfachen, sondern von dem Vertheidiger in der einfachen Zahl sprechen will, so ließe sich als solcher nur derjenige bezeichnen, der an der Spitze jener Gesammtleistung gestanden hat, vorausgesetzt natürlich, daß er dieser Aufgabe gewachsen war und daß er derselben zur Erreichung des angestrebten Zieles gerecht geworden ist.

In den Erzählungen über die zweite Türken-Belagerung Wiens wird öfter eine Persönlichkeit genannt, in der sich spätere Geschichtschreiber nicht recht auskannten, über die sie keinen Bescheid wussten. Und doch muß es ein Mann von hohem militärischen Range, von höherem als Graf Starhemberg, ein Mann von entscheidender Bedeutung gewesen sein. Nach seiner fluchtähnlichen Abreise aus Wien setzt Kaiser Leopold I. ein Geheimes Deputirten-Kollegium ein, welchem auch Graf Starhemberg angehört; aber jener Mann steht an der Spitze. Alle Befehle desselben sollen, gleich denen Starhemberg's, allsogleich dem Rathe der Stadt Wien, alle von auswärts einlangenden Nachrichten jenen Beiden überbracht werden. Er sendet wichtige Briefschaften, vertraute Mittheilungen unmittelbar an den Höchst-Kommandirenden der kaiserlichen Armee, den Herzog Karl von Lothringen, und umgekehrt empfängt solche von diesem. Am 4. September unternehmen die Türken einen Hauptsturm auf die Bastei nächst der Burg; Graf Starhemberg leitet die Vertheidigung, unser Mann wohnt an der Spitze der Generale der Aktion bei und muntert die bewaffneten Schaaren zu muthvoller Ausdauer auf u. dgl. m.

Wie hieß dieser Mann? Die Zeitgenossen schreiben ihn Graf von Caplier oder Caplirs oder Capliers. Wer war das? Woher kam er? Welches war seine Vorgeschichte? Darüber findet sich bei den Neuern nirgends eine Auskunft. Selbst der fleißige, über Viennensia sonst so wohlunterrichtete Albert Camesina weiß uns nichts über ihn zu sagen. Hormayr, der gedächtnißstarke und genealogienkundige, nennt den Grafen Caplier einmal und nicht wieder, offenbar weil er nicht weiß, was er mit dieser mythischen Persönlichkeit anfangen soll. Die Schreibart scheint auf französischen Ursprung hinzuweisen. War es ein Wallone, wie ja deren seit dem dreißigjährigen Kriege so viele in kaiserlichen Diensten standen? Gibt oder gab es dort eine gräfliche Familie solchen Namens?

Da war es Heinrich Otakar Miltner, der bei Beschreibung einer auf den Ritter Kaspar Kaplir von Sulevic (spr. Sulewitz) geprägten Münze aufmerksam machte, es sei dies ein Vorfahr jenes Kaspar Zdenko Kaplir von Sulevic gewesen, der unter den Kaisern Ferdinand III. und Leopold I. von Stufe zu Stufe gestiegen und sich nebst dem Grafen von Starhemberg die größten Verdienste um die Vertheidigung Wiens gegen die Türken erworben habe. Jan Bohuslav Miltner, Professor

am k. k. Gymnasium zu Königgrätz, ging den von seinem Bruder gegebenen Winken nach und war so glücklich, ein lebensgroßes Bildniß des ersten und letzten Grafen Kaplir im Schlosse von Mileschau bei Teplitz, einem alten Besitze derer von Sulevic, und dann, was noch werthvoller, das Original jenes an den Grafen Kaplir selbst gerichteten kaiserlichen Handschreibens zu finden, laut dessen er an die Spitze des Geheimen Deputirten-Kollegiums berufen wurde.

Graf Kaplir hatte sich beim Heranrücken der Türken zurückziehen wollen, indem er sich auf seine hohen Jahre, geb. 1611, und langjährigen Dienste berief, während deren er genug Proben seiner Treue und Opferwilligkeit abgelegt, um die schwere Last, die jetzt zu tragen sein werde, auf jüngere Schultern zu überwälzen. Allein der Kaiser nahm diese Entschuldigung nicht an und erklärte in dem erwähnten Handschreiben dem Grafen in den huldvollsten Ausdrücken: gerade ihn habe Er für diese Angelegenheit auserſehen; indem Er „pro inevitabili“ halte, „daß Wienn nicht in confusione und ohne Euch in omni scibili experimentite Directore bleibe“; auch möge der Graf versichert sein, es geschehe diese Berufung „nicht ex instinctu aemulorum, sondern aus Mir selber, weg guethes Vertrauen das Ich zu ewrer Capicitaet habe“. So gegeben „Crembs den 9. Julii 1683“.

Auf die Einzelnheiten der Stadtvertheidigung, welche die Zeit vom 19. Juli bis 12. September in Anspruch nahm, kann hier nicht eingegangen, sondern nur hervorgehoben werden, daß die dankbare Mitwelt das Hauptverdienst des glücklichen Erfolges zuschrieb: erstens dem Grafen Kaplir, zweitens dem Grafen Starhemberg, drittens, viertens ꝛc. Die Stadt Wien votierte ihren Vertheidigern Donationen in Baarem, und zwar dem Grafen Kaplir 1500 fl. in Gold, dem Grafen Starhemberg 1000 Dukaten, dem Grafen Daun 100 Thaler ꝛc. Auf den großen Denkmünzen, die in Gold und Silber ausgeprägt und zur Vertheilung an hohe Personen bestimmt wurden, erscheinen zuerst die Souveraine, dann der Herzog von Lothringen als kaiserl. Generalissimus, Graf Capliers „deputatis praesidente“, Graf Starhemberg als Stadtkommandant u. s. w. Kaplir selbst hat dem Ereignisse, an dessen glücklichem Ausgang er einen so großen Antheil gehabt, ein bleibendes Denkmal auf seiner Herrschaft Mileschau gesetzt, indem er eine heilige Messe stiftete, die alljährlich am 12. September gelesen werden sollte und für deren jedesmalige Persolvirung er so viel Gulden aussetzte als die Belagerung an Tagen gedauert hatte.

Der zeitgenössische Biograph „Leopold des Großen“, dessen mehrbändiges Werk 1708 zu Leipzig und fünf Jahre später in stark vermehrter Auflage zu Köln erschien, spricht es geradezu aus, daß die erste Stelle und das Hauptverdienst an der Erhaltung Wiens dem Grafen Caplirs gebühre. Starhemberg, schreibt er I S. 253 f. (ich citire die Kölner Ausgabe), werde „für brave gehalten; aber von allen qualitaeten, die man im Kriege vonnöthen hat, legt man ihm keine als die hertzhafftigkeit bey. Und eben diese tugend ist mehr schädlich als nützlich, wenn sie ein General besitzt.“ Starhemberg sei „sehr hefftig und übereilend“; er habe die Besatzung „unaufhörlich zu unnützen ausfällen“ angewendet und dadurch „auch seinen credit einigermassen an dem wienerischen Hofe verloren, daß man ihm, un-

geachtet aller meriten, niemahls ein commando in Ungarn anvertrauen wolte, aus beysorge, es möchte zu hitzig hergehen". Den Grafen Caplirs dagegen lobt Rinck I S. 245 unbedingt: er „ist General von der artillerie, und versteht sein handwerck über alle massen", und nennt II S. 827 den „Grafen Caplirs, General über die ordonantz, dessen klugen consiliis, wie Stahrenbergs tapfferkeit, man hernach die Erhaltung der vestung zugeschrieben". Aehnlich, nur nicht mit solcher Geringschätzung Starhembergs, sprechen sich Joh. Georg Wilhelm Rueß „Wahrhaffte und Gründliche Relation" 1783, J. B. de Rocoles „Vienne deux fois assiégée par les Turcs" 1784, der Wiener Stadtschreiber Dr. Nicolaus Hocke „Kurtze Beschreibung" ꝛc. 1685, über Kaplir, dessen Stellung und Verdienste aus. Auf der Rückseite des lebensgroßen Bildnisses des Grafen im Schlosse Mileschau ist nach dessen Tode, 6. Oktober 1686, eine lateinische Inschrift angebracht worden, wo er neben den andern Titulaturen genannt wird „summus castrorum Praefectus et Vice Commandant Viennae quam cum Comite Staremberg a Turcis conservavit". Das etwas eigenthümliche „Vice Commandant" ist entweder auf seine Vice-Präsidentschaft im Hofkriegsrath oder darauf zu beziehen, daß er für Wien gleichsam an Stelle des Höchst-Kommandirenden der kaiserlichen Armee war. In letzterem Sinne heißt es in der markgräflich-badischen Relation über den Entsatz von Wien: der Herzog von Lothringen, nachdem er die Absicht des Feindes, die Stadt einzuschließen und zu belagern, wahrgenommen, „prit soing d'establir avec l'assistance du conte de Caplier, Vice-Praesident des guerres, et des autres conseilles, envoyé par l'Empereur pour la regence et gouvernement des affaires civiles et militaires de la ville pendant le siège, tout ce qui pourroit estre salutaire pour la defence et conservation d'icelle". Im weiteren Verlauf des Berichtes, der es eigentlich nur mit der militärischen Aktion außerhalb der Stadt zu thun hat, wird noch einmal der Graf Starhemberg Kommandant der Stadt Wien „avec le conte de Caplier vice-praesident des guerres et chef de la regence d'icelle pendant ce temps" erwähnt. *)

Aber wie konnte es geschehen, so muß sich jeder fragen, daß die Persönlichkeit und der Name eines Mannes, dessen hervorragende Stellung und Verdienste die Zeitgenossen nach Gebühr zu würdigen wussten, fast in völlige Vergessenheit geriethen? Antwort: Der Lebende hat Recht! Graf Kaplir hat sich, wie es scheint, gleich nach Vollführung der Aufgabe, der er seine letzten Kräfte gewidmet, von dem öffentlichen Leben zurückgezogen, wie er denn thatsächlich unmittelbar nach dem Entsatze von Wien erkrankte, sich von den Gastereien und Festlichkeiten, die in der befreiten Stadt mit frohem und lautem Gepränge begangen wurden, abseits hielt, so daß schon damals Graf Starhemberg alle sich daran knüpfenden Huldigungen allein einheimste. Drei Jahre später ist der fünfundsiebenzigjährige Greis heim-

*) Bei Roeder, des Markgrafen Ludwig Wilhelm von Baden Feldzüge wider die Türken (Karlsruhe 1839, I Urkunden V. S. 13—19) findet sich nur ein kleiner Theil aus der zweiten Hälfte des Berichtes abgedruckt; die beiden im Text angeführten Stellen gehören der ersten Hälfte desselben an. Original im Großherzogl. Badischen Archiv zu Karlsruhe, beglaubigte Abschrif davon im Wiener Kriegs-Archiv.

gegangen zu seinen Vätern, und mit ihm erlosch das alte Geschlecht derer von Sulevic, welchem seine Verdienste den Herrenstand und die Grafenkrone verschafft hatten. Wer dachte mehr an sie und ihn? Wer sprach mehr von ihnen? Dazu die Schreibweise seines ausgestorbenen Namens, die spätere Historiker in französischen, belgischen, vielleicht englischen Genealogien nachforschen ließ, wo sie nichts fanden, so daß ihnen der Graf Caplier oder Caplirs wie ein deus ex machina vorkam, der mit der Türkenbelagerung plötzlich auf dem Schauplatze erscheint um von diesem darnach wieder zu verschwinden. Woher? Wohin?

Die Starhemberg dagegen sind ein bis heute blühendes Geschlecht, ihr Name ist fortwährend in lebendiger Erinnerung geblieben und seit zwei Jahrhunderten war der Ruhm dieses Namens an den Grafen Rüdiger, den Vertheidiger von Wien 1683, geknüpft. Dieser letztere selbst muß das, was man heute Reklame nennt, „aus dem Fundament" verstanden haben; er hat von allem Anfang sich als denjenigen geltend zu machen verstanden, dem allein das Verdienst der Rettung Wiens zu danken wäre; in den von seinem Anhang und unter seinem Einflusse veröffentlichten Relationen über die Belagerung der Stadt wurde der Name Kaplir entweder gar nicht oder nur nebenher und ganz trocken genannt. Ein Vorfall ist ganz besonders charakteristisch. Bald nach dem Entsatze der Stadt wurde Starhemberg wegen seiner Verdienste um die Vertheidigung Wiens zum Feldmarschall, der höchsten militärischen Würde, erhoben. Als drei der anderen Generale über diese ausschließliche Berücksichtigung Starhembergs Beschwerde erhoben, erfolgte im Dezember darauf auch für sie die Bekleidung mit dem Feldmarschallrange — aber auch für den Grafen Kaplir, der sich, alt und müde, diese neue Gunst gar nicht verlangt hatte. Es waren nämlich: Der Herzog von Sachsen-Lauenburg und die Grafen Kaplir, Leslin und Aeneas Caprara, über welche der venetianische Orator Contarini an seine Republik berichtete: „Der zweite," also Kaplir, „wurde ernannt wegen seines Verdienstes in der Leitung der Vertheidigung von Wien; die drei andern sind die wegen der Beförderung von Starhemberg Verstimmten!" Ob mit Absicht, ob ohne, bemerkt hierzu der neueste und gründlichste Geschichtsschreiber der zweiten Türkenbelagerung, es liegt in diesen Worten eine Anerkennung besondrer Art für den Grafen Kaplir.*)

Wien. Baron v. Helfert.

Geographie.

Madagaskar und seine Bedeutung als Europäischer Kolonialbesitz.

Wir haben wiederholt in diesen Blättern auf die großartigen Pläne der Franzosen, sich in Afrika ein ungeheures Kolonialreich zu schaffen hingewiesen und gerade in diesem Augenblicke (Oktober 1882) sind ja die Zeitungen voll von Berichten über das Vorgehen derselben im Senegal- und Niger-, wie Congogebiet,

*) Onno Klopp, Das Jahr 1683 (Grätz Styria 1882) S. 364 f.

auf das wir schon früher nachdrücklich hinwiesen. Indessen genügen diese Europa an Größe übertreffenden tropischen Länder der in Europa in Schranken gehaltenen dritten Republik noch nicht, auch an der Südostseite des Afrikanischen Continents haben sich Krumirs gefunden, die Vorwand zu einer Besitzergreifung von Madagaskar liefern sollen. Auch dort, wie in Aegypten und wie wahrscheinlich über kurz oder lang in Ober-Guinea, treten aber die Engländer als energische Wettbewerber auf und es wird jenes ausgedehnte Inselland wohl noch öfter von sich reden machen. Es dürfte daher wünschenswerth sein, in kurzen Zügen zusammenzufassen, was gerade in den letzten Jahren namentlich englische Missionare, Deans Cowan, Mullens, Sibree u. a. neben unserm Hildebrand und dem Franzosen Grandidier, von dem ein vielbändiges Werk über die Insel im Erscheinen begriffen ist, über Land und Völker von Madagaskar geforscht haben.

Madagaskar ist eine geschlossene, auch sonst mannigfach Afrikanische Natur erkennen lassende Landmasse, die an Größe das Deutsche Reich noch etwas übertrifft. Seine Küsten sind allenthalben flach und hafenlos, an der Ostseite auf mehrere hundert Kilometer von Dünen begleitet, welche die eine heftige Brandung hervorrufenden Passatwinde aufwerfen und hinter denen sich die Flüsse zu einer langen Reihe von Lagunen aufstauen, welche man in Zukunft nur durch kurze, leicht auszuführende Kanäle zu verbinden braucht, um eine sichere innere Wasserstraße herzustellen. Freilich ist gerade dieser Küstenstrich, an welchem das vielgenannte, Schiffen nur geringen Schutz bietende Tamatave liegt, außerordentlich ungesund. Nur der nördlichste und nordwestlichste Theil der Insel hat Steilküste und ist reich an tief eingeschnittenen Buchten, von denen die größeren Flüsse der Insel, einzelne für Boote bis ans innere Hochland, auf welchem sie ihren Ursprung nehmen, fahrbar, Straßen in's Innere bieten. Zahlreiche kleine Inseln machen diesen Theil zum aufgeschlossensten der Insel, von dem überdies die Comoro-Inseln zum Festlande hinüberleiten. Hier knüpften daher die Araber zuerst Beziehungen an, hier reicht die Herrschaft der Hova bis an die Westküste, hier liegt die bedeutendste Handelsstadt, Mojanga mit 8—10,000 Einwohnern. Ihrer Oberflächengestaltung und dem zu Folge auch ihrem Klima und ihrer Anbaufähigkeit nach, zerfällt die Insel in zwei durchaus verschiedene Theile, das nördliche und nordöstliche Hoch- und Gebirgsland und das südliche und südwestliche Flachland. Ersteres ist ein gewaltiges Granitmassiv von 1000—1200 Meter Höhe mit mehreren aufgesetzten Ketten- und Berggruppen. In der Mitte breitet sich ein Flachland mit gehobenen Rändern aus, dessen Boden zwar auch auf weite Strecken aus sehr fruchtbarem Schwemmland, ausgefüllten Seebecken, sonst aber aus weniger fruchtbarem rothem Thon besteht, einem Verwitterungserzeugnisse des Granits. Die gehobenen Ränder fangen die Wasserdampfmengen auf und so ist dies Hochland wasserarm und baumlos; Bodenkultur ist meist an künstliche Bewässerung gebunden, lohnt dann aber reichlich. Das Klima ist sehr gesund. Der centralste, beherrschende Theil ist das Hochland von Imerina, der Sitz des herrschenden Volkes der Hova. Auch der Mineralreichthum, namentlich an Eisen, aber auch an Kupfer, Silber und Gold, ist hier bedeutend. Mächtige Berge und Berggruppen sind diesem Hochlande aufgesetzt,

die Ankaratra-Gruppe erreicht im Tsiafazavona (d. h. der, den die Nebel nicht erklimmen können) eine Höhe von 2728 m. angeblich beinahe ebenso bedeutende, jedenfalls relativ noch bedeutendere Höhe erreicht der Amber, ein gewaltiger bis zum Gipfel mit Wald bedeckter Kegel, wahrscheinlich, wie auch der Tsiafazavona vulkanischen Ursprungs. Zahlreiche, jetzt erloschene Vulkane erheben sich nämlich an dem steilen Ostabfalle des Hochlandes und bilden eines der größten vulkanischen Gebiete der Erde. Das Hochland tritt nahe an die Ostküste heran und seine Hänge fangen die Wasserdämpfe des Indischen Oceans auf, sind daher regenreich, fruchtbar und mit üppiger tropischer Vegetation bedeckt. Größere Flüsse können sich hier jedoch nicht entwickeln, wohl aber sind sie in ihren Oberläufen reich an großartigen Wasserfällen.

Im lebhaftesten Gegensatze zu dem nördlichen Hochlande steht der Süden und Südwesten, wohl reichlich die Hälfte der Insel. Dieser ist aus sedimentären Gesteinen, sekundären, zum Theil auch tertiären Alters, aufgebaut und bildet ungeheure, 100—150 m. gehobene, dürre, sandige, schattenlose Ebenen, die höchstens Savannencharakter tragen und in denen sich nur an den Küsten und den wenigen vom Hochlande kommenden Flüssen seßhafte Bewohner finden. Diese den Hova noch nicht unterworfenen Gebiete sind noch sehr wenig erforscht und werden kaum jemals Bedeutung erlangen. Ein ungeheurer, wohl 3700 km. langer, 20—30 km. breiter, im Westen und Süden schmälerer Urwaldgürtel umgibt in gewissem Abstande von der Küste auf den ersten Höhen des Landes fest geschlossen beinahe die ganze Insel.

Wenn auch die Pflanzenwelt Madagaskars noch nicht genügend erforscht ist, so tritt doch schon ihr Reichthum an endemischen Gewächsen bezeichnend hervor, wenn sie auch weit weniger reich und üppig ist, als man früher annahm. Nur im Nordosten finden wir eine Mischung Afrikanischer und Asiatischer Formen und den höchsten wohl keinem Tropenlande nachstehenden Pflanzenreichthum, die größte Üppigkeit, die größte Fülle von Lianen, Epiphyten, Farnen, Orchideen u. dgl. Hier gibt es namentlich auch feste, buntgemaserte, hochstämmige Nutzhölzer in Fülle, hier wächst auch der sog. Baum der Reisenden, eine im Kampfe um Luft und Licht sich zu 30 m. Höhe emordrängende Musacee, die in den Kanälen ihrer langen Blattstiele so große Wasservorräthe ansammelt, daß viele Dörfer davon allein ihren Bedarf entnehmen. Man hat neuerdings auf der Halbinsel Malakka einen Baum entdeckt, der entweder mit dem Ravenala identisch oder ihm doch sehr nahe verwandt ist. Die Savannengräser des Hochlands spielen im Gewerbfleiß eine große Rolle, nicht nur Matten und Hüte, auch Kleider werden aus ihnen gefertigt. Das wichtigste Kulturgewächs ist der Reis, der überall in Menge, selbst für die Ausfuhr gewonnen wird; an ihm hat sich ein erstaunlich kunstvolles Bewässerungs- und Terrassenkultur-System entwickelt. Er ersetzt durchaus das Brot und „Reis essen" ist in Madagaskar gleichbedeutend mit essen. Auch Maniok und Yams werden in Fülle gebaut, Kaffee- und Zuckerrohr-Pflanzungen immer zahl- und erfolgreicher angelegt.

Soviel Anziehendes die Thierwelt Madagaskars auch bietet, so ist sie bei

weitem nicht so reich, als man erwarten sollte und dem Reisenden fällt zuerst die Stille der Wälder, namentlich die geringe Zahl der Vögel auf. Vergebens sucht man die afrikanischen Löwen, Leoparden, Hyänen, Elephanten, Giraffen, Quaggas, Antilopen u. s. w., soviel Raum und Nahrung für sie auch vorhanden ist, selbst das afrikanische Buckelrind scheint erst spät eingeführt worden zu sein. Dennoch ist die Fauna von Madagaskar reich an Eigenthümlichkeiten und namentlich die zahlreich und in großer Mannigfaltigkeit der Formen auftretenden Halbaffen, sowie kleine Fleisch- und Insektenfresser charakterisiren sie. Aus der Vogelwelt hat bekanntlich der als vor kurzem ausgestorben anzusehende Riesenvogel Aepyornis maximus, der größte aller Vögel, besondere Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Man hat im südlichen Theile der Insel noch Eier und Theile des Knochengerüstes gefunden. Die namentlich auf die eigenthümliche Thierwelt Madagaskars begründete Vermuthung, daß diese Insel mit andern Inseln des Indischen Oceans der Rest eines untergegangenen Festlandes (Lemuria) sei, ist jetzt als beseitigt anzusehen. Es hat die Annahme vielmehr für sich, daß die Insel in einer Zeit (frühestens der Eocänzeit) von Afrika losgetrennt wurde, wo dieses Festland noch der heute für dasselbe bezeichnenden Thierformen entbehrte, dagegen die heute noch in Madagaskar vorhandenen auch dort lebten und sich, nach Loslösung der Insel, dort erhalten und weiter entwickeln konnten, während sie auf dem Festlande der später auftretenden höher entwickelten Thierwelt bis auf wenige Reste erlagen.

Die Bevölkerung besteht aus zwei wesentlich verschiedenen Rassen, den Hova, einem die ganze Insel beanspruchenden, aber nur $^1/_{10}$ wirklich beherrschenden Stamme Malayischer Herkunft, und mehreren Stämmen, die als Afrikaner anzusehen sind. Die entschieden hoher Kultur fähigen Hova bilden jedoch nur etwa $^1/_5$ der auf $2^1/_2$ Millionen geschätzten Bevölkerung und haben sich erst seit kaum 100 Jahren unter tüchtigen Herrschern und kriegerischen Einrichtungen zum herrschenden Volke gemacht. Seit 1818 wirken unter ihnen englische Missionare, 1869 ist die Königin selbst zum Christenthum übergetreten und das Volk hat große Kulturfortschritte gemacht. In der auf dem Hochlande von Imerina gelegenen Hauptstadt Antananarivo, deren Bevölkerung auf 75,000 geschätzt wird, gibt es schon zahlreiche stattliche europäische Bauten, eine höhere Schule zur Ausbildung von Staatsbeamten; auch erscheinen gedruckte Zeitschriften. Die Kriege sind schon viel menschlicher geworden, zahlreiche Festungen, freilich wohl meist nur feste Verhaue mit Hova-Besatzungen, halten die unterworfenen Stämme im Zaume. Das Heer zählt etwa 20,000 Mann, die durch englische Offiziere einigermaßen europäisch disciplinirt sind. Ueberhaupt sind die civilisatorischen Verdienste, welche sich Europäer um Madagaskar erworben haben, namentlich englische, die Franzosen suchen nur in ähnlicher Weise zu ernten, wo andere gesäet haben, wie dies die Engländer zu thun pflegen. Allerdings läßt sich nicht verkennen, daß sich die Hova so rasch und entschieden dem Christenthum zugewendet haben, nur um dadurch Ueberlegenheit über die andern Stämme zu erlangen. Gegen europäische Beeinflussung sind sie aber im höchsten Grade mißtrauisch, sie bauen absichtlich keine Straßen, um den Europäern das Eindringen zu erschweren und bei einem Streite

zwischen einem Hova-Minister und dem Konsul einer europäischen Macht (Frankreich?), wo dieser mit einem Heere drohte, antwortete jener recht bezeichnend: „Es gibt keine Straße für Euch, und wir haben zwei große Feldherrn: Wald und Fieber, so lange wir die haben, lachen wir über euer Heer.“ In der That haben die Hovas auch kaum etwas von den Franzosen zu fürchten, selbst wenn die französische Regierung unklug genug sein sollte, dem Drängen nach Gewaltmaßregeln seitens der Pariser Zeitungsschreiber nachzugeben. Freilich mögen diese von Madagaskar ungefähr ebensoviel wissen, wie etwa von den Bewohnern des Mars. Nur der Handel würde gestört werden und das würde weniger die Hova als in erster Linie die Engländer schädigen. So ist denn hier in verschiedener Hinsicht dafür gesorgt, daß die französischen Bäume nicht in den Himmel wachsen und noch für lange Zeit, wie seit nunmehr zwei Jahrhunderten, wo sie zuerst den Versuch machten, sich dieser ihrer France orientale zu bemächtigen, werden sich die Franzosen damit begnügen müssen, von den kleinen Küsteninselchen St. Marie und Nossi-bé aus, die sie ohne irgend welchen Vortheil besetzt halten, begehrliche Blicke auf das schöne Inselland zu werfen, das sie so lange Zeit beansprucht, 1868 aber durch einen förmlichen Vertrag aufgegeben haben. Aber selbst wenn ihnen ein nochmaliger Versuch gelänge, das Hovaland zu unterwerfen, so würde das bei ihrer Unfähigkeit zu kolonisiren ihnen gerade soviel nützen wie Algerien, das Frankreich so nahe liegt, nämlich nichts!

Für Nationen wie die Englische oder Deutsche freilich würde der Besitz des nördlichen Madagaskar von ungeheuerstem Werthe sein, denn auf dem fruchtbaren, durchaus gesunden Hochlande, das sich eines gemäßigten Klimas erfreut, wenn auch von einem tropisch feuchten, ungesunden Küstenlande umgeben, würde für Millionen deutscher Ansiedler Raum sein, die dort ähnlich wie in Süd-Brasilien mit größtem Erfolge Zuckerrohr, Kaffee, Reis, Vanille und selbst Thee bauen könnten. Namentlich gilt dies auch von der südlichen den Hova nicht wirklich unterworfenen Landschaft Tanala. Schon jetzt kommen große Mengen Reis, Kaffee, Wachs, Kautschuk und Ochsenfelle von Madagaskar in den Handel. Viehzucht, für welche sich die weiten Grasflächen, ähnlich wie in Afrika trefflich eignen, ist jetzt neben Ackerbau Hauptbeschäftigung der Bewohner.

Kiel, Oktober 1882. Theobald Fischer.

Medicin.

Experimentelle Beiträge*) zur Pathologie des Stoffwechsels mit besonderer Berücksichtigung des Einflusses von Respirationsstörungen. Von F. Penzoldt und R. Fleischer.

Da der Sauerstoff in der Menge, wie er durch den normal arbeitenden, in seiner Leistungsfähigkeit innerhalb weiter Grenzen unbeschränkten Respi-

*) Virchow's Archiv, 87. Bd. 2. Heft 1882.

rationsapparat, dem Blute und den Geweben zugeführt wird, ebenso wie ein bestimmtes Quantum einer zusammengesetzten Nahrung unerläßlich ist zum Zustandekommen des normalen Stoffwechsels, so liegt die Vermuthung nahe, daß eine Herabsetzung der Sauerstoffzufuhr unter ein gewisses Maß, wie sie in vielen Krankheiten vorkommt, auch an und für sich, abgesehen von dem etwaigen Einfluß der Grundkrankheit, ihre Einwirkung auf den Gang des Stoffwechsels haben und auch äußern wird. Es ist daher nicht zu verwundern, daß der Gedanke, es sei bei verschiedenen Krankheiten und Vergiftungen der Sauerstoffmangel die eigentliche Ursache der mannichfaltigen qualitativen und quantitativen Abweichungen in der Ausscheidung der Stoffwechselprodukte, schon früher wiederholt ausgesprochen worden ist. Wir erwähnen nur die vielfach citirten Anschauungen von Bartels bezüglich der bei Leukämie, bei fieberhaften Zuständen und bei Krankheiten des Respirationsapparates beobachteten Steigerung der Harnsäureausfuhr. So werthvoll aber auch solche von der klinischen Forschung festgestellte Thatsachen als Fingerzeige für die richtige Auffassung oder als Bestätigung auf anderm Wege gefundener Gesetze sein mögen, für die eigentliche Entscheidung der Frage nach dem Einflusse der verringerten Sauerstoffzufuhr auf den Stoffwechsel erscheint die Beobachtung am Krankenbette in der weitaus größten Mehrzahl der Fälle nicht zureichend. Denn sowohl das Auftreten von normaler Weise in den Exkretionen nicht vorhandenen Stoffen, als die Mehr- oder Minderausscheidung der regulären Exkretionsprodukte kann bei einer mit Luftmangel einhergehenden Organ- oder Allgemeinerkrankung immer mindestens in 2 Momenten ihre Ursache haben, entweder eben in dem Luftmangel, oder in dem eigentlichen, seinem innern Wesen nach meist so wenig gekannten Krankheitsprozeß. Wird z. B. bei einer Kohlenoxydgasvergiftung Zucker gefunden, so weiß man nicht, ob das Auftreten desselben von der Anhäufung und Einwirkung des schädlichen Gases oder von dem Fehlen des nützlichen Sauerstoffs herrührt. Finden wir bei Leukämischen eine konstante Vermehrung der Harnsäure, so kann derselben sowohl die Verminderung der Sauerstoffträger des Blutes, als auch der (unbekannte) Prozeß, welcher diese Verminderung ebenso, wie die Leukocytenzunahme („Leukocyten" weiße Blutkörperchen) die Milz und Drüsenschwellung, die Knochenmarkserkrankung u. A. bedingt, zu Grunde liegen. Noch schwieriger wird die Deutung der quantitativen Veränderungen der gesammten Stickstoffausscheidung in solchen Krankheitsfällen. Sehen wir Vermehrung, so wissen wir nicht, ob beide der genannten Faktoren daran betheiligt sind; sehen wir normales Verhalten, so ist die Möglichkeit gegeben, daß beide sich in ihrer Einwirkung die Waage halten und bei etwaiger Verminderung stellen sich dieselben Schwierigkeiten in den Weg. Daher scheint zur Erledigung der aufgeworfenen Frage die Untersuchung in pathologischen Zuständen wegen der bekannten Komplicirtheit und Vieldeutigkeit nicht geeignet. Man müßte denn z. B. das Glück haben, einen Menschen mit Verengerung der Luftwege durch einen Fremdkörper vor und nach der ohne tieferen Eingriff vorgenommenen Entfernung des mechanischen Hindernisses einer sorgfältigen Stoffwechseluntersuchung unterwerfen zu können. Aus diesen Gründen hat man sich wohl schon frühzeitig dem Thierexperimente zugewendet und

bei künstlich erzeugter Dyspnoe (Athemnoth) nach qualitativer und quantitativer Veränderung der Exkretionen gesucht. In diesen Experimenten waren die Methoden, den Sauerstoffmangel herzustellen, ebenso wie die Ausführung der einzelnen Versuche und die Ziele der chemischen Untersuchung sehr mannigfaltig.

In neuerer Zeit ist die Frage nach dem Einfluß verminderter Sauerstoffzufuhr auf den Stoffwechsel durch die Arbeit von A. Fränkel wieder auf die Tagesordnung gesetzt worden. Fränkel geht in seiner Betrachtung von den Gegensätzen in dem Verhalten der Ausscheidungen im gesunden und kranken Organismus aus, welche kaum vereinbar erscheinen. Während beim normalen Thiere für die Größe des Eiweißumsatzes fast allein die Menge des mit der Nahrung zugeführten stickstoffhaltigen Materials maßgebend sei, und zwar so, daß bei Entziehung derselben die Harnstoffausscheidung auf ein Minimum sinke, so sei in pathologischen Zuständen das lebende Gewebe die Quelle der Harnstoffbildung, da ein kranker Körper zuweilen gar keine Nahrung zu sich nehme und doch größere Harnstoffmengen produzire, als ein gesunder bei sehr reichlicher Nahrung. Diese Gegensätze sind durchaus nicht unvereinbar. Denn man kann sich die Vorgänge der Ernährung der thierischen Gewebe und ihre Erhaltung auf dem Status quo, bei vollkommener Anerkennung des maßgebenden Einflusses des zugeführten Nährmaterials auf die Ausscheidungen, doch nicht gut anders vorstellen, als daß unter ganz normalen Verhältnissen immer annähernd so viel stickstoffhaltiges Gewebe zerfällt und ausgeschieden, als neues angebildet und somit zurückbehalten wird. Die Mehrausscheidung von Stickstoff in Krankheiten passt dann in den Rahmen dieser Anschauungen als ein Ueberwiegen des Zerfalles über die Anbildung ohne Weiteres hinein. Auf die Erforschung der Ursache dieser pathologischen Vermehrung in der Excretion stickstoffhaltiger Produkte war nun die Experimentalarbeit Fränkel's gerichtet und die bei der Phosphorintoxikation gefundenen Thatsachen hatten dem Autor den Gedanken, es möchte der Sauerstoffmangel Schuld sein, nahe gelegt. Seine Methoden, den Sauerstoff zu beschränken, waren theils chemische, theils mechanische.

Aus den bisherigen Betrachtungen der vorliegenden Literatur musste man sich wohl die Anschauung bilden, welcher auch Voit neuerdings Ausdruck gibt, daß bei Respirationsstörungen mehr Eiweiß zerfällt und mehr Harnstoff ausgeschieden wird. Wenn die Verfasser dennoch diesen Gegenstand noch einmal in Angriff genommen haben, so haben sie dabei folgende Gesichtspunkte geleitet: Einmal hatten sie die Absicht, einfach die Zahl der Versuche, auf welche sich Fränkel's Resultate stützen, zu vermehren, und dabei durch Modifikation der Methode der Athembehinderung auf's Neue auf ihre Zuverlässigkeit zu prüfen. Die Sauerstoffentziehung sollte überdies längere Zeit auf das Versuchsthier wirken, um womöglich größere Ausschläge zu erhalten. Auch sollte sie eine gleichmäßigere sein, als sie bei Fränkel war, wo offenbar Asphyxie und vollkommen freie Athmung oft wechselten. Auf solche Weise glaubten Verfasser alsdann auch den Verhältnissen chronischer Dyspnoe (Athemnoth) beim Menschen näher zu kommen. Ferner sollten auch bezüglich der Stoffwechseluntersuchung selbst einige kleine Verbesserungen, sowie nicht unwesentliche Erweiterungen eintreten, d. h. es sollten noch einige andere wichtige Exkretionsstoffe außer

dem Harnstoff, wie Phosphorsäure, Schwefelsäure, Kochsalz ꝛc. bestimmt werden. Dann wurde Gewicht auf die gesonderte Bestimmung des gerade in der Zeit des Sauerstoffmangels abgeschiedenen Urins gelegt, verglichen mit dem unter normalen Verhältnissen, sowie dem nach dem Versuche secernirten Harn. Auch schien eine Ausdehnung der Untersuchungen auf die Klasse der Vögel eine erwünschte Erweiterung. Endlich stellte sich im Verlaufe dieser Studien die Nothwendigkeit heraus, noch weitere Faktoren, welche bei den früheren Beobachtungen nicht berücksichtigt wurden, zu würdigen. Diesen Andeutungen lassen Verfasser die Schilderung ihrer Versuchsanordnungen im Allgemeinen sowie der Versuche im Einzelnen folgen und fassen im Schlußabschnitte noch einmal die Schlußfolgerungen, welche sich mit Wahrscheinlichkeit aus diesen Experimentaluntersuchungen für die Pathologie des Stoffwechsels ergeben, zusammen.

1) Sauerstoffmangel im Vereine mit der dadurch bedingten dyspnoeschen Muskelarbeit, d. i. der dyspnoesche Zustand bewirkt: A. am gleichmäßig ernährten Säugethier, a. während seiner Einwirkung: Zunahme des Harnwassers, mäßige Steigerung des Harnstoffes, erhebliche der Phosphorsäure; b. nachher: Erhöhung der Harnstoff-, Erniedrigung der Phosphorsäure-Ausfuhr: c. im Ganzen: Keine oder geringe absolute Vermehrung des Harnstoffs und der Phosphorsäure, d. keine Eiweiß- und Zuckerausscheidung. B. am hungernden Säugethier: a. während der Einwirkung: Mäßige Zunahme des Wassers, beträchtlichere (als beim gleichmäßig ernährten) Steigerung des Harnstoffes und der Phosphorsäure, b. nachher: Fortbestehen der Harnstoffvermehrung, Absinken der Phosphorsäure, c. im Ganzen: Mäßige absolute Zunahme des Harnstoffes, keine der Phosphorsäure, d. Eiweißausscheidung, keine Zucker- und keine Allantoinausscheidung. 2) Sauerstoffmangel allein ohne dyspnoesche Muskelarbeit bewirkt A. am gleichmäßig ernährten Hund a. während seiner Einwirkung: Vermehrung des Harnwassers und der Phosphorsäure, dagegen Verminderung des Harnstoffes, b. nachher: Vermehrung des Wassers, des Harnstoffes, der Phosphor- und Schwefelsäure. Die Phosphorsäure geht am frühesten wieder zurück. c. im Ganzen: Absolute Zunahme der vier genannteen Stoffe. d. Spuren von Eiweiß. B. am hungernden Hund dieselben Verhältnisse, nur mit alleiniger Ausnahme, daß a. während der Einwirkung: Phosphorsäure und Harnwasser vermindert zu sein scheinen und b. das Kochsalz sich wie der Harnstoff verhält. 3) Während der Einwirkung des Sauerstoffmangels auf den Organismus zerfällt mehr stickstoffhaltiges Gewebe, es scheint aber, solange der Sauerstoffmangel dauert, nur zum vermehrten Freiwerden von Phosphorsäure zu kommen. Zur reichlichern Bildung von Harnstoff und Schwefelsäure scheint entweder längere Zeit oder die Anwesenheit normaler Sauerstoffmengen nothwendig. 4) Der Sauerstoffmangel (incl. dyspnoesche Arbeit) scheint bei Vögeln seinen Einfluß auf die Harnsäureausscheidung in sehr inkonstanter Weise zu äußern. 5) Apnoe bedingt beim gleichmäßig ernährten Hunde, a. während derselben: Mäßige Steigerung des Harnstoffes, Sinken der Phosphorsäure, b. nachher: Starke Vermehrung beider Stoffe. 6) Vermehrte Wasserabscheidung (bei gleichmäßiger Wasserzufuhr) kann mit Erniedrigung der Harnstoffausfuhr sehr wohl Hand in Hand gehen. 7) Ge-

steigerte Muskelarbeit kann bewirken: a. mäßige Zunahme der Harnstofferkretion, b. sofortige enorme Abnahme, später Zunahme, geringe absolute Vermehrung der Phosphorsäure. 8) Mehrstündige Fesselung verursacht beim Hunde Harnstoffzunahme ohne Phosphorsäuresteigerung. 9) Abkühlung der Körpertemperatur selbst mäßigen Grades hat eine Vermehrung der Harnstofferkretion zur Folge. 10) Bei mehrstündiger Curaresirung im Verein mit Apnoe und Abkühlung kann Hämoglobinurie und Hämaturie entstehen. 11) Eine länger dauernde Curarevergiftung erzeugt Glycosurie (Zucker im Harn). Bei gleichmäßiger Fleischfütterung und vollständiger Apnoe des Thieres kann diese Folge auch ausbleiben.

Rokitansky.

National-Oekonomie.

Freiwillige Socialreform.

Die große That, welcher vor zwei Jahren der deutsche Arbeiterstand von der Spitze der Reichsgewalt herab für bedürftig erklärt wurde, läßt noch auf sich warten. Dagegen ist mittlerweile einigermaßen in Zug gekommen, was sich zusammenfassend wohl als freiwillige Socialreform bezeichnen läßt. Es sind Maßregeln zur Hebung der bedrängten und nothleidenden Klassen, welche weder diesen einen gesetzlichen Zwang noch der Gesammtheit eine Steuer auferlegen, freie Gaben an freie Empfänger, wobei wir für diesmal auch absehen wollen von der Umgestaltung der inneren Lage der Fabrikindustrie durch guten Willen der Unternehmer oder erhöhte Macht der Arbeiter. Nur den vorzugsweise sogenannten Arbeitern kommen jene Maßregeln freilich nicht zu gute; aber daß sie deshalb wenige wahre Socialreform in sich enthielten, weniger gemeinnützig oder wichtig wären, könnte doch kaum ein Socialdemokrat behaupten wollen.

Eben sind, beispielsweise, nach einem niedrigen Anschlag zehntausend Kinder aus fünfzig oder mehr Städten, bis zu solchen wie Kiel, Landsberg an der Warthe und Zeitz herab, ihrer Gesundheit halber auf Sommerfrischen entsendet worden, welche ihre Eltern nicht für sie hätten bestreiten können. Es handelt sich dabei um Knaben und Mädchen im schulpflichtigen Alter, die durch angeborne oder später aufgetretene Ernährungsschwäche unter dem Mittelmaß der Kraft und Frische zurückbleiben und denen deswegen ohne rechtzeitiges Zuthun ein trauriges sieches Leben in Aussicht stände. Im Jahre 1876 haben gleichzeitig Hamburg und Zürich zuerst angefangen, so beschaffene Schulkinder aus mittellosen Familien während der Sommerferien auf mindestens drei Wochen ins Freie zu führen, entweder in geschlossenen Trupps unter der Leitung eines Lehrers oder einer Lehrerin zu gutgelegenen ländlichen Miethshäusern oder paarweise in Familien auf dem Lande. Die wohlthätige Neuerung drang rasch von der einen Stadt zur anderen. Ein Komitee gemeinsinniger Männer sammelt das nöthige Geld — man kann rund etwa annehmen: 20 Mark durchschnittlich auf den Kopf bei Familienpflege, 40 Mark für eigentliche Kolonien —; die Schulvorsteher der Volks-

schulen bezeichnen die ihnen solcher Erholung bedürftig erscheinenden Kinder, mitwirkende Frauen untersuchen deren häusliche Verhältnisse und Ärzte ihren Gesundheitszustand, worauf dann die Wahl und Aussendung erfolgt. Die Fürsorge aber ist mit der Heimkehr noch nicht beendet: sie erstreckt sich auch auf das fernere Wohlergehen der Kinder durch fortgesetzte periodische Besuche, die leicht ihren übrigen Angehörigen ebenfalls zu gesundheitlicher und wirthschaftlicher Hebung ausschlagen können.

Eine andere Reihe naheverwandter Bestrebungen dient den kränksten dieser armen Kleinen, denen mit bloßer Sommerfrische noch nicht viel genützt wäre. Für sie sind seit mehreren Jahren Soolbäder eigens zugänglich gemacht, und neuestens befördert ein eigener großer nationaler Verein sie nach englischem, französischem und italienischem Vorbilde in Kinderheilstätten an der See.

Aber auch erwachsene Kranke, die selber mittellos sind, brauchen nicht überall mehr mit dem beschämenden Armenschein in das öffentliche Spital, um so gut gepflegt zu werden wie der reichste und vornehmste Leidensbruder. Kirchgemeinden stellen für ihre ärmeren Angehörigen Gemeindeschwestern an: die orthodoxen Gemeinden Diakonissen, die liberalen Gemeinden sogenannte Schwestern vom Rothen Kreuz; während der katholische Priester in der Lage ist zu gleichem Zweck die Barmherzige Schwester herbeizurufen.

Bis die von der Reichsregierung jetzt geplante allgemeine Kranken-Versicherung durchgeführt ist, die doch noch keine wirklich gute Pflege und Behandlung sichert, sondern nur einen nothdürftigen Ersatz des durch die Krankheit unterbrochenen Erwerbes, ist diese von der Kirchengemeinschaft gebotene Hilfe gewiß sehr annehmbar, und vielleicht auch später noch. Sie erniedrigt nicht so wie kommunale Armenunterstützung; allerdings setzt sie die Aufrechterhaltung der Kirchen-Angehörigkeit vor, aber brechen will mit dieser, noch Ausweis der Tauf- und Traunngs-Register der Standesämter, doch auch im Arbeiterstande nur eine verschwindende Minderheit.

Parallel mit der Entwicklung der Krankenpflege, die sich seit dem letzten Kriege ganz außerordentlich gehoben hat, geht der der öffentlichen Gesundheitspflege gegebene kräftige Schwung. Was in dieser Beziehung geschieht, hat seinen Hauptwerth für die knapp lebenden Familien; die reichlich versorgten helfen sich allenfalls auch ohne gute öffentliche Gesundheitspflege. Regelung der Unraths-Abfuhr, Zufuhr reichlichen und wohlfeilen Wassers, Aufsicht über die Nahrungsmittel, Schlachthäuser, Milch-Versorgung, öffentliche Parks und Alleen u. s. f. —, das alles geht nicht nur sofort in den Gemeinbesitz über, während früher nur eine kleine bevorzugte Minderheit darin schwelgen konnte, es hebt verhältnißmäßig auch die Lage der unteren Klassen ungleich mehr als die der oberen. In diesem Betracht ist heute der arme Mann besser dran, als noch vor einigen Jahrzehnte die Spitzen der Gesellschaft. Die hier einschlagenden Maßregeln kosten allerdings zum Theil Steuergeld und schließen gesetzlichen Zwang ein; aber doch nur zum Theil und dann gewöhnlich nur innerhalb der Kommune, nicht des Staats, sodaß wir sie von dem Umkreise der freiwilligen Socialreform nicht schlechthin ausschließen können. Es

sind neuerdings rein aus freiwilligen Gaben bei deutschen Städten Park- und Wald-Anlagen für Jedermann entstanden, die bis zu zehn Mark auf den Kopf der Bevölkerung gekostet haben. Auch in den Zoologischen Gärten, welche Eintrittsgeld nehmen müssen, trägt doch der Wohlhabende durch die Abstufung desselben nach den verschiedenen Wochentagen durch Abonnements oder Aktien zur Kasse mehr bei als der Unbemittelte, gibt also gleichsam die progressive Einkommensteuer.

Keinerlei offizielle Gewalt hat sich in Deutschland bisher der Popularisirung der Sparkassen-Einrichtungen angenommen, die gleichwohl auch bei uns nachgerade schon einen ziemlichen Umfang erlangt hat. Vor einem halben Jahrhundert, als diese Anstalten zuerst sich verbreiteten, waren sie volksthümlich genug eingerichtet, und erzogen zum Sparen bisher noch nicht hinlänglich sparende breite Schichten der Bevölkerung. Aber sie blieben stehen, während die Bevölkerung fortschritt und immer tiefere Schichten zur Fähigkeit und zum Bedürfniß des Sparens heranwuchsen. Was man gewöhnlich zusammenfassend Arbeiterstand nennt, konnten die Sparkassen kaum als für sich vorhanden ansehen, wenn sie nur von einer Mark an aufwärts, nur während weniger jenem schlecht passender Stunden in der Woche, und nur an einem einzigen Punkte auch in weitausgedehnten Ortschaften Ersparnisse annahmen. Endlich aber kommt man nun auch ihm entgegen. Die Groschenmarke, in zahlreichen Läden zu haben, erlaubt ihm mit ganz kleinen Zurücklegungen anzufangen und fortzufahren, bis aus Sandkörnern ein Hügel geworden ist. Vermehrte Geschäftsstunden machen ihm auch den Umtausch der markenbeklebten Sparkarten gegen ein Sparkassenbuch bequemer, und mit Nebenkomptoren nähert die Sparkasse des Ortes oder Kreises sich vornehmlich den Arbeiterquartieren, wozu noch immer häufiger Spargelegenheiten in den Fabriken treten und die ausdrückliche Gewöhnung der Schuljugend an das Sparen tritt Für die Gesammtheit aber hat Sparen vor Versichern den Vorzug, daß es sich der Mannigfaltigkeit der Lebenslagen geschmeidiger anschmiegt. Es ist außerdem zu ausgiebiger Selbstversicherung die beste Vorschule.

Indessen um sparen zu können, muß der Mittellose freilich arbeiten, durch Arbeit erwerben; und Erziehung zum Fleiße ist daher mindestens ebenso wichtig. Zu dieser sind die Lehrwerkstätten ein Anfang, welche aus der Agitation für Handfertigkeits-Unterricht der Knaben und für männlichen Hausfleiß hervorgehen. Der deutsche Knabe, zumal auf den niederen Bildungsstufen, empfängt durchschnittlich zuviel mechanisch-ideelle Anregung in der Schule und zu wenig praktisch-reale. Durch Schulwerkstätten und Schulgärten sucht die pädagogische Reformpartei diese Einseitigkeit allmälig auszugleichen. Wem kann das diensamer sein als dem Sohne des unbemittelten Arbeiters, der nichts erben wird als was ihn seine Eltern haben lernen lassen können? Nicht allein Anschauung und Handgeschicklichkeit erwirbt er sich in einer so ergänzten Schule, auch Lust zu der Arbeit, von welcher er weiterhin leben muß. Keine noch so vollständige Versicherung kann ihm halb so gut ein glückliches Leben verbürgen wie dieser kostbare Trieb, der

sich nur in der Jugend pflanzen läßt, in dieser aber auch beinah ohne Ausnahme erfolgreich.

Hoffentlich dehnt die freiwillige Socialreform auch in unserem Vaterlande ihre Aktion bald aus auf die Einschränkung der Branntwein-Völlerei. Die gesetzlich-steuermäßige wird ihr dabei helfen müssen, aber wahrscheinlich doch nur thatsächlich helfen in dem Maße wie die freiwillige durch wirksame Organisation überlegene moralische Macht erlangt; und dann bleibt nach den Erfahrungen der übrigen civilisirten und viel Schnaps trinkenden Nationen immer noch zweifelhaft, was tiefer einschneidet, das Schwert der Obrigkeit oder freie Thaten der Menschenfreundlichkeit und volksthümliche Selbsthülfe. Dem Arbeiterstande aber würde nichts sicherer emporhelfen als Gewöhnung an Vernunft und Mäßigkeit in diesem verhängnißvollen Punkte. Man sollte daher annehmen, seine Vertreter würden einem solchen Unternehmen ihren eifrigsten Beistand zuwenden.

A. Lammers.

Literarisches.

Sammelwerke.

Das Wissen der Gegenwart. Deutsche Universal-Bibliothek für Gebildete. Einzeldarstellungen aus dem Gesammtgebiete der Wissenschaft in gemeinverständlicher Form von hervorragenden Fachgelehrten Deutschlands, Oesterreich-Ungarns und der Schweiz. Mit Karten, Vollbildern und Abbildungen. Leipzig. 1882. G. Freitag. Preis pro Band 1 Mark.

Bisher sind erschienen:

1., 3. und 5. Band: Geschichte des dreißigjährigen Krieges in 3 Abtheilungen von Anton Gindely.

Seitdem Schiller im Jahre 1792 seine „Geschichte des dreißigjährigen Krieges" publicirte, bildet dieser kirchlich-politische Bruderzwist der deutschen Stämme ein bevorzugtes und vielfach bearbeitetes Thema für die historische Quellenforschung und populäre Geschichtserzählung. Der geheimnißvolle Glanz, welcher den Helden der Schillerschen Dichtung umschwebt, hat den Historikern einen immer wieder sich erneuernden Impuls gegeben, das Dunkel des Wallenstein-Räthsels aufzuhellen und die Schuldfrage des Verraths an Kaiser und Reich zu lösen.

Während die im vorjährigen Novemberheft dieser Zeitschrift besprochene „Lösung der Wallensteinfrage" von Dr. Schebeck in Prag die Schuld entschieden negirt, tritt der gleichfalls dort wohnhafte Professor A. Gindely in der oben aufgeführten Darstellung des dreißigjährigen Krieges ebenso entschieden für deren Bejahung ein.

Anton Gindely ist im Jahre 1862 als Professor der österreichischen Landesgeschichte an die Universität Prag berufen und später mit dem Amte eines böhmischen Landes-Archivars betraut worden. Dieser zwiefachen Stellung entsprechend hat er seine Spezialforschungen der österreichisch-böhmischen Geschichte und namentlich der Periode des dreißigjährigen Krieges zugewandt.

Aus denselben ist bereits seit 1869 eine aus archivalischen Quellen bearbeitete Darstellung des böhmischen Aufstandes von 1618 bis 20 und der Strafdekrete Ferdinands II. mit dem Pfälzischen Kriege 1621—23 in 4 Bänden hervorgegangen.

Der Autor hat die diesfallsigen Studien ununterbrochen fortgesetzt und im Februar d. J. im vatikanischen Archiv zu Rom auch in der Waldsteinfrage ergänzende Materialien gefunden.

Von welcher Art dieselben sind, ergibt sich aus S. 8 Bd. 3 der vorliegenden Schrift. Der Autor bemerkt an der angeführten Stelle, daß er die einzelnen Fäden, aus welchen der W. Verrath gesponnen, in einem später erscheinenden Werk nachweisen und seine Ansicht mit zahlreichen, zum größten Theil noch unbekannten Dokumenten belegen werde.

Gewiß ist der k. k. Professor und böhmische Landes-Archivar ebenso verpflichtet als berechtigt, das archivalische Anklage-Material gegen W. zu sammeln und seiner historischen Ueberzeugung entsprechend zu bearbeiten.

Wenn derselbe jedoch, seine archivalisch-

historische Amtsstellung verlassend, in der Rolle eines populären Erzählers des dreißigjährigen Krieges vor dem Publikum auftritt, so scheint er nicht berechtigt, die Schilderung Wallensteins auf die vatikanischen und sonstigen Zukunftsdokumente zu gründen; vielmehr verlangte es die historische Gerechtigkeit, daß der Schuldprozeß des kais. Generalissimus nach der jetzigen Lage der veröffentlichten Prozeßakten dargestellt und neben den Anklägern auch die Vertheidiger vorgeführt würden.

Schließlich können wir nicht umhin darauf hinzuweisen, daß bei der großen Anzahl von Popularisirungen des traurigsten aller deutschen Kriege das Bedürfniß einer neuen Erzählung desselben in keiner Weise vorliegt und bis zum Austrage der Wallensteinfrage verschoben werden kann.

Von diesem Gesichtspunkt aus können wir es auch nicht für eine glückliche Wahl erachten, welche die Redaktion bei Eröffnung „des Wissens der Gegenwart" mit der Gindely'schen Arbeit getroffen hat. Nicht die Perioden der Trennung und des Verfalls, sondern die Epochen der nationalen Einigung zur Anschauung und zum Bewußtsein zu bringen, würde eine des „Wissens" der heutigen Geschlechter würdige Aufgabe sein.

2. Band: Allgemeine Witterungskunde nach dem gegenwärtigen Standpunkt der meteorologischen Wissenschaft für das Verständniß weiterer Kreise. Bearbeitet von Dr. Hermann J. Klein.

Keine andere Wissenschaft greift so unmittelbar und allgemein in alle Verhältnisse des menschlichen Lebens ein, wie die Meteorologie. Täglich schauen Millionen von Menschen nach dem Himmel und dem Barometer, um sich für einen Spaziergang oder Ausflug über die kommende Witterung zu orientiren. Seefahrer, und Landwirthe sind besonders und in hervorragender Weise genöthigt, über die Witterungsverhältnisse genauen Aufschluß zu erhalten. — Wer den Wind greifen will, sagt Jesus Sirach, der hascht nach Schatten. Seitdem ist in allen Ländern der Erde eine unzählbare Anzahl von Thürmen, Warten und Stationen errichtet, um nicht allein den Wind zu greifen, von woher er kommt und wohin er fährt, sondern auch die Hitze und Kälte, den Regen und den Blitz mit den Donnerkeilen des Zeus. Neben der Volksmeteorologie der Kalender-Propheten ist in den letzten Lustren die neue Disciplin der Wetterprognose entstanden, welche die Witterung auf 1 bis 2 Tage voraus berechnet und ihre täglichen Prophezeihungen durch alle Zeitungen publicirt.

Der Verfasser der vorliegenden Schrift hat es nun unternommen, von dem gegenwärtig gewonnenen wissenschaftlichen Standpunkt aus die Grundzüge der Witterungskunde darzulegen und dabei die von den verschiedenen Centralstellen ausgehenden Wettervoraussagen zu berücksichtigen. Gegenüber den weitgehenden Hoffnungen, welche das Publikum auf diese wissenschaftliche Zukunftsmagie setzt, gibt er „sich über die gegenwärtige Leistungsfähigkeit der praktischen Meteorologie keiner Täuschung hin."

Diese Disziplin — sagt er S. 239 — steht erst am Beginn ihrer Entwicklung und es fehlen noch viele Erfahrungen. Auch hier sind die Erwartungen des großen Publikums sehr viel bedeutender als die Leistungen. Abgesehen von Nordamerika ist die Vorausbestimmung des Wetters an der Hand unserer heutigen Kenntnisse nur für Mittel- und Nordwest-Europa möglich. Unsere meteorologischen Regeln sind diesem Theil von Europa auf den Leib geschnitten; aber auch sie allein befähigen nicht, ein Urtheil über die kommende Witterung abzugeben; sie sind vielmehr nur an der Hand der Erfahrung praktisch zu verwerthen. Auch auf den theoretischen Rechnungsmeteorologen findet das bekannte Wort des Dichters Anwendung: „Sein Schäfer ist klüger wie er!"

In diesem besonnenen und von jeder Uebertreibung und Phantasmagorie entfernten Sinne hat der ebenso wissenschaftlich als praktisch ausgebildete Wetterbeobachter und Gelehrte die vorliegende Anweisung zur Wetterkunde verfaßt. Dieselbe wird daher Allen, welche das Bedürfniß empfinden, sich über den Werth der Wetterprognose der Zentralstellen ein selbstständiges Urtheil zu bilden, ein zuverlässiger Rathgeber und Wegweiser sein, und zwar umsomehr als zugleich die Atmosphäre und ihre physikalischen Verhältnisse in einer eingehenden sachlichen Darstellung uns vorgeführt werden.

4. Band: Die Insekten nach ihrem Schaden und Nutzen v. Prof. Dr. E. Taschenberg.

Aus dem unendlichen Reichthume der Insektenwelt sind uns die wichtigsten von denen vorgeführt, mit welchen die Bewohner Mitteleuropas am meisten in Berührung kommen.

Nach dieser „Umschau in der Insektenwelt" führt uns der Verfasser durch Wald, Feld, Küchengärten, Blumengärten, Weinberg, und weist auf die überall vorkommenden Beschädigungen seitens dieser kleinen Feinde hin, letztere näher besprechend und viele durch naturgetreue Abbildungen vergegenwärtigend. Auf dem Heimwege wird noch des wassergeborenen Ungeziefers gedacht und mit den lästigen und gewinnbringenden Hausinsekten die Betrachtung geschlossen.

Neben dem wissenschaftlich klassifizirenden Zug läuft ein künstlerisch charakterisirender, der uns mit Interesse für die mannigfachen Thierexistenzen erfüllt, so namentlich die Schilderung des Bienenstaates. Der Landwirth, der Feld- und Weinbauer, der Forstmann und endlich ein jeder, der auf die Reinlichkeit und Unver-

jehrtheit seiner Umgebung hält, wird Freude und Nutzen aus den Mittheilungen Taschenbergs gewinnen.

6. Band: Der Welttheil Australien von Dr. Karl Emil Jung, ehem. Inspektor der Schulen Australiens. 1. Abth. Der Australkontinent und seine Bewohner.

Langjährige persönliche Erfahrungen und wissenschaftliche Bildung befähigen den Autor, der als Inspektor der Schulen Süd-Australiens gewirkt hat, ein Bild des fünften Welttheils zu geben, der in der Geschichte seiner jungen Entwickelung der Betrachtung die interessantesten Seiten darbietet und sich zu immer stärkerer Bedeutung für das Verkehrsleben der „alten Welt" emporhebt. Der Autor macht uns zunächst mit den verschiedenen Verkehrswegen nach Australien bekannt, gibt eine kurz gefaßte Geschichte der Entdeckungen und geht hierauf zur naturwissenschaftlichen Beschreibung des Erdtheils über. Als die der Natur am nächsten stehenden Bewohner werden sodann die Eingebornen vorgeführt. Das betreffende Kapitel gewährt Bekanntschaft mit den natürlichen Anlagen, der Lebensweise, den Sitten und den moralischen Eigenschaften der australischen „Wilden" und eine ausführliche Geschichte der „Missionen," ergänzt diesen völkerpsychologischen Theil des Buches. Die folgenden ausführlichen Kapitel behandeln die „Kolonisten" (Geschichte der Verbrecherkolonien), „die Deutschen," die, gering an Zahl, durch ihre kulturelle Bedeutung neben den Engländern hervorragen, die „Gelben und Braunen" (die Chinesen und Polynesier), deren Einwanderung schwerwiegende Arbeiterfragen hervorrief, die Farmer, Squatter (Viehzüchter) und Digger (Goldgräber), die sämmtlich — insbesondere in ökonomischer Beziehung — eingehend charakterisirt werden. Den Beschluß des inhaltreichen, instruktiven Buches bildet ein übersichtliches Kapitel über die kommerzielle Wichtigkeit des Erdtheils, das an statistischen Daten und Schlußfolgerungen reich ist. Dem Texte sind zahlreiche Illustrationen beigegeben, unter denen namentlich die Abbildungen der Urbewohner und die landschaftlichen Skizzen lebhaftes Interesse erwecken.

Walther von der Vogelweide und sein neuester Editor Prof. Willmanns in Bonn.

In Tirol, am linken Ufer der Eisack, da wo der Gredner Bach einmündet, einige Meilen von Bozen, liegt am Bergesabhang ein altes Kirchlein der h. Katharina mit zwei Gehöften „zur Vogelweide". Dort, meint man, sei die Heimat Walthers von der Vogelweide.

Im Herbst 1874 fand sich hier eine ansehnliche Versammlung ein, um dem Dichter eine Gedenktafel zu weihen. Daran schloß sich ein Aufruf an das deutsche Volk, um dem Dichter, der Deutschlands Größe verherrlicht und sein Zerfallen in erschütternden Klängen betrauert, ein Erzdenkmal in Bozen zu errichten.

Aber, wenn auch sein Zeitgenosse Gottfried v. Straßburg ihn als den ersten Minnesänger preist, der die Schaar der Nachtigallen führen sollte und ein Lehrdichter der nächsten Zeit, der Bamberger H. v. Trimberg ihm nachsang:

„Wer das vergäße, der tät mir leide,"

so ist doch der Ruhm Walthers nicht als ein von Geschlecht zu Geschlecht überlieferter theurer Nationalschatz auf unsere Zeit gekommen.

Den ritterlichen Minnesänger verdrängten die bürgerlichen Meistersängerschulen. Die gewaltige Verwüstung, welche mit dem dreißigjährigen Kriegsgewühl über das gesammte geistige Leben Deutschlands hereinbrach, begrub unter ihren Trümmern auch die traditionelle Erinnerung an die erste Glanzzeit nationaler Poesie. Als aber im 18. Jahrhundert die Fortschritte der Philosophie und schönen Literatur zu einer genaueren Erforschung der Entwicklung des menschlichen Seelenlebens führten, wurde auch das Interesse an dem literarischen Studium der Vergangenheit vielseitiger und tiefer. Der Schweizer Professor Bodmer in Zürich, ein Vorkämpfer dieser neuen Richtung, hat das Verdienst, von 1739—59 für die Wiedererweckung der Poesie unter den schwäbischen Kaisern gewirkt zu haben.

Die Aufnahme, welche seine „Sammlung von Minnesängern" fand, entsprach jedoch nicht der Begeisterung ihres Herausgebers.

Auch die späteren literarischen Bestrebungen Bürger's, Hölty's, selbst Herder's (1777) und endlich Tieck's (1803) führten nicht dazu, Walther von der Vogelweide wieder in die nationalen Ehren einzusetzen, welche seine Zeitgenossen ihm zuerkannt hatten. Erst L. Uhland gelang es 1822 durch seine Schrift „Walther, ein altdeutscher Dichter" dem lange verkannten Dichter die ihm gebührende Stelle und nationale Würdigung wieder zu erobern. An Uhland und die von ihm eingeschlagene Methode der Forschung schließt der Bonner Universitäts-Professor W. Willmanns in seinem neuesten Werk sich an. Dasselbe führt den Titel „Leben und Dichten Walther's von der Vogelweide." Bonn. F. Weber's Verlag (F. Flittner). 1882.

In der Einleitung wird das literarische Leben, in welches Walther wirkend eingreift, nach Art und Umfang geschildert; daran folgt die biographische Erzählung seiner äußern Lebensschicksale, seiner persönlichen Stellung in der ritterlichen Gesellschaft der Fürstenhöfe vom thüringschen Landgrafen bis zu Kaiser Friedrich II. sowie seine Beziehungen zu einzelnen Personen und Zeitereignissen. Der dritte Theil gibt das Complement zu dem äußern Lebensgange, nämlich eine systematisch-geordnete Uebersicht der Gedanken und Anschauungen, die in den Gedichten zerstreut ausgesprochen sind; der letzte Theil stellt die fortschreitende Entwicklung des Dichters dar. —

Unter den Titeln: „Lichtstrahlen" und „Perlen" ist es in neuerer Zeit Mode geworden, den sogenannten „Geist" aus den Werken her-

vorragender Autoren ad usum delphini für Albumblätter zu populärisiren. Bei dieser analytischen Operation haben die Laboranten zumeist die einzelnen Theile zerstückt in der Hand behalten; das zusammenhaltende geistige Band ist ihnen jedoch entflattert.

Wohl im Hinblick auf diese kaleidoskopischen Kompositionen hat der Herausgeber es für nöthig erachtet, die von ihm abgefasste „Uebersicht der Gedanken und Anschauungen Walthers“ mit einer empfehlenden Rechtfertigung zu begleiten.

„Manchem — so sagt derselbe — wird eine so detaillirte Uebersicht des Inhalts überflüssig erscheinen; ja wir sind auf den Vorwurf gefasst, daß eine solche Zerfaserung des lebendigen Kunstwerks geschmacklos sei.“

„Es war nicht leicht — lautet die Zurückweisung dieser Vorwürfe — die einzelnen Gedanken aus ihrem Zusammenhange zu lösen und ohne sie zu verwischen, sie in übersichtliche Kategorien zu sammeln, die nicht wie im Lexikon und der Grammatik von vornherein feststehen und allgemein geläufig sind. Wir haben uns der Arbeit unterzogen, weil die Literaturgeschichte, wenn sie sich nicht einseitig und willkürlich auf die Betrachtung der Form beschränken will, ihrer bedarf. Ja, wir sind sogar der Ansicht, daß, obgleich es die Form ist, welche das Kunstwerk macht, doch für eine allgemeine (kultur)-historische Betrachtung der Inhalt wichtiger ist. Denn immer ist es der Inhalt, welcher die Theilnahme des großen Publikums gewinnt und der Künstler zeigt sich nicht nur in der Fähigkeit, einem Gegenstand die angemessenste Form zu geben, sondern auch darin, neue Gegenstände für die künstlerische Behandlung zu gewinnen.“ —

Es wird schwerlich ein gerechter Richter dieser schlagenden und durchgreifenden Motivirung seine Zustimmung verweigern! ja, man kann ohne Besorgniß vor dem Urtheil zweiter Instanz einen Schritt über diese einfache Zustimmung hinausgehen. Gerade von einem höheren, umfassenderen Standpunkt wird man in der organisch gegliederten Reproduktion der Gesammtanschauung des Dichters den Hauptvorzug und die essentielle Bedeutung der Willmanns'schen Arbeit anzuerkennen haben.

Die mechanische Arbeit der Verfertiger von Gedanken-Perlen-Schnüren ist von dem Interpreten Walthers in die Met ode kunstgemäßer Reproduktion erhoben worden; es handelt sich nicht mehr um die banausische Aneinanderreihung der einzelnen Sprüche, Bilder und Anschauungen, sondern um die innerliche Verbindung zu einer einheitlichen — wie soll ich sagen — Gedankendichtung.

Die von dem Herausgeber hervorgehobene Betonung des Inhalts der Dichterwerke hat bereits in andern zeitgenössischen Schriften ihren Ausdruck gefunden. So hat Dr. Walker die Aussprüche der Klassiker über Politik, Nationalökonomie und Heerwesen (Berlin 1875) zusammengestellt und erläutert; ferner hat Dr. Witte die Bearbeitung der Philosophie unserer Dichterheroen zu seiner Aufgabe gemacht und in dem ersten Bande (Bonn 1880) bereits die philosophischen Anschauungen Lessings und Herders entwickelt und charakterisirt.

Endlich sind auf dem Gebiet der Metaphern in neuerer Zeit eine Reihe von Spezialforschungen erschienen, welche dieses Haupt element der dichterischen Sprache in die ihm gebührende charakteristische Stellung einsetzen. Namentlich ist es der Verein für neuere Sprachen, dessen Mitglieder in dieser Richtung eine hervorragende Thätigkeit entfaltet haben.

Hierher gehören in erster Linie: Das Werk von Dr. Fr. Brickmann zu Altona über die Metaphern der modernen Sprachen (Bonn 1878). Daran schließen sich: „Vergleichende Metapher-Allegorie in dem Nibelungenliede und der Gudrun“ von Dr. H. Grot (Charlottenburg 1872), ferner Schiller's Gleichnisse von Dr. F. Kusel (Herwig's Archiv 1879) und die Shakespear'schen Gleichnisse von Dr. Marheinecke (ebenda 1873), endlich: Bilder und Gleichnisse in der Philosophie von Prof. R. Oucken zu Jena (Leipzig 1880), Gleichnisse aus der Buddha-Lehre in der Schrift: das Evangelium Jesu von R. Seydel (Leipzig 1882).

Alle diese Interpreten sind von derselben Tendenz wie Willmanns geleitet, den Gedankeninhalt ihrer Autoren aufzufinden, oder mit anderen Worten, das ideale Element in ihren Konzeptionen von dem realen auszuscheiden und zur Darstellung zu bringen. Freilich auf verschiedenem Wege und unter verschiedenen Formen. Wie Labruyère die Sitten seines Zeitalters in den „Caractères“ aus der Masse der einzelnen von ihm beobachteten Züge zusammenstellend abspiegelt, so malt Willmanns das geistige Porträt Walthers aus den in seinen Gedichten niedergelegten Farbenstrichen und Lichtern. Demgemäß sind des Dichters Anschauungen und Bilder über die Religion, die Ethik, die Natur, die Politik, die Minne, nach ihrer Bedeutung und dem Entwicklungsgang ihrer verschiedenen Momente wie Eigenschaften der Liebenden, Liebesbekenntniß, Liebesleid und -Lust, Liebe und Gegenliebe zu einer Gallerie von Charakter-Medaillons zusammengefügt.

Ueber die Methode, welche er dabei verfolgt, mag das folgende Exzerpt aus dem Kapitel „Natur“ Auskunft geben.

„Der Sänger flieht die Gesellschaft, um seinen Gedanken nachzuhängen. Wir finden ihn auf einsamem Felsen oder am Ufer eines Baches. Die Wellen rauschen, die Fische schwimmen, das Auge ruht auf Feld und Wald, Rohr und Gras; die Gedanken richten sich auf die Thierwelt, was kriecht und fliegt und geht: Streit und Kampf überall, aber überall auch feststehendes Maß, nur nicht in der Menschenwelt.

Die Natur steht dem Sänger wie ein lebendiges, mitempfindendes Wesen gegenüber. Er

ruft den Sommer: süezer sumer, wâ biss dû, er bittet ihn um Trost und Freude, er lobt ihn wegen seiner Arbeit und schließt sich seinem Gesinde an.

. Er sagt zum Mai: Her Mai und rühmt seine Gewalt, die alle Welt wie ein Zauberer verjüngt und allen Streit zufrieden schlichtet. Blumen und Klee erheben einen Wettkampf; die Blumen lachen der Sonne entgegen. Die Böglein begrüßt er als Sangesgenossen: wol iü kleiner vogeltimmen! iuwer wünicllcher sanc der verschallet zar denminen." — —

Indem auf diesem, gleichsam photographischen Wege die Empfindungs- und Anschauungswelt des Dichters in seinen eigenen Worten unmittelbar, authentisch und nach den Stoffen gruppenweis geordnet vor uns hintritt, erhalten wir eine objektive und nicht durch das kritische Medium subjektiver literar-historischer Standpunkte gefärbte Darstellung des Denkens und Dichtens des jedesmaligen Autors. Für die gegenwärtig im Vordergrunde des allgemeinen Interesses stehende Kulturgeschichte sind derartige lebenstreue Charakteristiken hervorragender Zeitgenossen um so mehr werthvolle Beiträge, als dieselben in die geistige Signatur der entsprechenden Periode einen unmittelbaren Einblick gewähren. — Man kann daher nur wünschen, daß die verdienstvolle und bahnbrechende Arbeit des Editors in den germanistischen Literatur-Kreisen allgemeine Verbreitung und Nachfolge finden möge.

Gustav Schwab, Kleine prosaische Schriften. Ausgewählt und herausgegeben von K. Klüpfel, Freiburg i. B. und Tübingen. Akademische Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). Pr. 3 M. 50 Pf.

Deutsche Lyriker seit 1850. Mit einer literar-historischen Einleitung und biographisch-kritischen Notizen. Herausgegeben von Dr. Emil Kuetschke. Mit E. Geibels Porträt. Fünfte, vollständig neu bearbeitete Aufl. Leipzig, R. Linke, 1882. Lief. 1—3. Pr. pro Lief. 50 Pf.

Die vorstehend angeführten beiden Sammelschriften behandeln dasselbe Thema: die deutsche Lyrik. Während die kritischen Charakteristiken von Schwab die ältere Generation derselben in Uhland, Hölderlin, J. Kerner, König Ludwig von Bayern, Nik. Lenau, Rückert, Mörike und Matzerath schildern, treten die Epigonen der neuesten Epoche von 1850 ab mit einer Auswahl ihrer Gedichte in eigener Person vor unsere Augen und Seele. Auf den mehrfachen Wunsch der Freunde und Schüler G. Schwabs (1792—1850) ist die Sammlung seiner kleinen prosaischen Schriften veranstaltet, um den Nachgeborenen seine Stellung zur und seinen Einfluß auf die ästhetische Bildung seiner Zeitgenossen und damit zugleich eine authentische aus unmittelbarster Anschauung und Mitempfindung fließende Darstellung ihrer hervorragenden Dichter zu geben. Sämmtliche kritische Monographieen stammen aus G. Schwabs kräftigstem Mannesalter und regster Schaffensthätigkeit, aus den Jahren 1826—39.

So bilden dieselben nicht nur eine Gabe pietätsvoller Erinnerung an den volksthümlichen Balladen- und Liederdichter, sondern zugleich einen für die Litteraturgeschichte werthvollen, gleichsam urkundlichen Beitrag zu der Entwickelung der Schwäbischen Dichterschule und ihrer Zeitgenossen. — Daran schließt sich die Gallerie der Lyriker seit 1850, in welche uns die Anthologie des Dr. Knetschke einführt. Dieselbe ist 1864 zum ersten Male erschienen und begeht, jetzt nach 28 Jahren, den Geburtstag ihrer fünften Auflage. Die Theilnahme des Publikums hat also nach Ablauf von je 3—4 Jahren eine neue Republikation erforderlich gemacht. Der beste Beweis, daß trotz aller unserer politischen, sozialen und religiösen Wirren in den deutschen Landen auch in diesen Zeiten noch

„Singet, wem Gesang gegeben
in dem deutschen Dichterwald;
das ist Freude, das ist Leben —
wenns von allen Zweigen schallt." —

Solche Sänger führen uns die drei ersten Lieferungen von Adolphi bis Gottschall in der respektablen Anzahl von 57 vor. Die Gesammtzahl der Lieferungen ist auf 10 angegeben; es wurde hiernach ein Chor von ungefähr 200 deutschen Lyrikern zur Vorstellung kommen. Da dieses Parlament von Vertretern der lyrischen deutschen Gegenwart allein aus der Wahlurne des Herausgebers hervorgegangen, so hat er sich für die Schlußlieferung eine eingehende litetargeschichtliche Einleitung vorbehalten, welche Zweck und Inhalt der Anthologie darlegen soll.

Wenn auf diesem Wege das vorliegende alphabetisch aneinander gereihte Sammelwerk einen bleibenden litterargeschichtlichen Werth erhalten würde, so gestatten wir uns für dieses Gesammttableau der deutschen Empfindungs- und Gefühlswelt der Gegenwart dem Herausgeber folgende Bemerkungen zur Erwägung anheimzugeben.

Die jedem einzelnen Dichter bereits vorgesetzten kurzen biographisch-bibliographischen Notizen bilden das äußere Material, auf welchem sich demnächst die auf Form und Inhalt der Gedichte eingehende Charakteristik aufzubauen hat. Hiernach wäre erforderlich

1. eine statistisch-übersichtliche Gruppirung der aufgenommenen Lyriker nach Geburtsland, Lebensalter, Stand, wie nach den verschiedenen Gattungen der Lyrik und der Publikationszeit ihrer Hauptwerke;

2. eine gleichartige Gruppirung sämmtlicher Gedichte nach den verschiedenen Gattungen der Lyrik.

Hier kommt der verschiedene Gedanken- und Gefühls-Inhalt sowie die Behandlung

der Metrik mit der poetischen Technik zur Darstellung.

Der Herausgeber hat die kirchliche Poesie von vornherein ausgeschlossen und sich auf das „weltliche Lied“ mit Ausschluß der Ballade und Romanze beschränkt.

Als Thema seiner Sammlung bezeichnet er in seiner Vorrede:

Gott, Natur und Menschenherz (Liebe) sowie die didaktische und Spruchpoesie. Dazu die „Gelegenheitspoesie der Kriegslyrik v. 1870—71.“ Den feststehenden Anforderungen, welche die Aesthetik an die Darstellung, Eintheilung und Gliederung lyrischer Poesieen stellt, entspricht eine derartige Formulirung der Aufgabe nicht.

Ein Urtheil über die getroffene Auswahl wollen wir jedoch bis zum Abschluß der Sammlung und dem in Aussicht gestellten Erläuterungs-Exposé zurückhalten. Wir beschränken uns vielmehr darauf, den Herrn Herausgeber auf das mustergültige Vorbild aufmerksam zu machen, in welchem Prof. Willmanns in Bonn den poetischen Inhalt der Gedichte Walthers v. d. Vogelweide in der oben besprochenen Biographie des Minnesängers reproduzirt hat. Soll die vorliegende Anthologie die beabsichtigte „Schilderung und Kennzeichnung“ der lyrischen Strömungen unseres Volkes von 1850 bis zur Gegenwart nicht nur in der Vorrede versprechen, so wird die Durcharbeitung des gesammten Stoffes nach dem Willmanns'schen Vorgange geboten sein. —

Sammlung deutsch-schweizer. Mundart-Literatur. Gesammelt und herausgegeben von Professor Sutermeister. Verl. v. Orell, Füßli u. Comp. in Zürich 1882. Pr. pro Lief. 50 Pf.

Die bisher erschienenen 10 Lieferungen enthalten mundartliche Mittheilungen aus den Kantonen Basel, Bern, Aargau, St. Gallen und Appenzell, Zürich, Uri, Schwyz, Unterwalden und Schaffhausen.

Der bei der Bearbeitung des Stoffes maßgebende Gedanke war ein Denkmal schweizerdeutscher Literatur von bleibendem Werthe zu schaffen, ein Lese- und Handbuch für alle gebildeten Kreise, ein Repertorium, das nach Inhalt und Form das Mustergültige vom Dem bieten sollte, was sowohl aus der vorhandenen Literatur als auch aus noch ungedruckten Quellen zu erheben war.

Die Sammlung umfaßt Poesie und Prosa und geht nicht hinter das 18. Jahrhundert zurück. Alle Kantone, in welchen deutsch gesprochen wird, werden darin vertreten in dem Maße, welches der Bedeutung ihrer Mundart und Literatur entspricht. Das Material ist nach den Kantonen gruppirt; nach dem bis jetzt gesammelten Stoffe erscheinen successive circa 20 Bändchen.

Der Verfasser, Herr Prof. Sutermeister in Bern, eine Autorität dieser mundartlichen Literatur, hat mit größter Sachkenntniß den Stoff gesammelt und gesichtet. Nur solche Stücke sind von ihm aufgenommen worden, welche nicht allein in reiner, unverfälschter Mundart geschrieben, sondern auch mundartlich, d. h. volksthümlich gedacht sind und so die wirklich provinzielle Psyche des betreffenden Landesgebietes charakterisiren; weggeblieben ist, was seines spezifisch lokalen und temporären Charakters wegen ohne historischen oder allgemein sachlichen Kommentar nicht verständlich wäre und dem Interesse eines größeren Leserkreises fern läge. Durch die zuvorkommendste Unterstützung, die er in allen Kantonen gefunden, ist es gelungen, die Mundart-Literatur aus der Verborgenheit ans Licht zu ziehen.

Reallexikon der deutschen Alterthümer. Ein Hand- und Nachschlagebuch für Studirende und Laien bearbeitet von E. Götzinger. Leipzig, Urban. 1882. Preis pro Heft 1 M.

Das vorliegende 12. und 13. Heft enthält in dem Rahmen der Worte Musik — Pfapfort eine Reihenfolge von Artikeln, welche ganz besonders geeignet sind, das Interesse an dieser Propaganda für die Kenntniß unserer Vorfahren zu beleben und zu erweitern. Hierher gehören: Geschichte, Inhalt und Bedeutung des Nibelungenliedes, der deutschen Orts-, Personen- und Familien-Namen, der Musik und ihrer Instrumente, sowie der Oper, des Narrenthums u. s. w.

Ariost's „Rasender Roland“. Nach der Uebersetzung von J. D. Gries. Leipzig, Bibliographisches Institut. 1882. Zwei Bände.

Die ausländischen Klassiker-Ausgaben des Bibliographischen Instituts haben eine allgemeine Anerkennung gefunden; die Ausgabe des obigen Werkes wird sich auch die Theilnahme des Publikums erwerben, da in derselben nur die schönsten Episoden des Gedichts und so geordnet enthalten sind, daß der Gang der Handlung in dieser Ausgabe übersichtlicher als im Original ist.

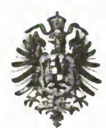
In der Einleitung werden Ariost und seine Zeit, seine Abstammung, seine Jugend, seine Thätigkeit als Gesandter geschildert und eine ausführliche Inhaltsangabe von Bojardos „Verliebtem Roland“ und Ariosts „Rasendem Roland“ beigefügt. Der Zusammenhang beider Dichtungen tritt dadurch klarer vor Augen und trägt zum Verständniß des Ariost'schen Werkes bei.

Verlag von **Otto Janke** in Berlin. Druck von C. H. Schulze in Gräfenhainichen.
Verantwortlicher Redacteur: **Dr. O. Janke** in Berlin.



Druck von C. H. Schulze in Gräfenhainichen.

Monatlich 1 Heft. — Preis vierteljährlich 6 Mark.





Deutsche Revue

über das

gesammte nationale Leben der Gegenwart.

Herausgegeben

von

Richard Fleischer.

Siebenter Jahrgang.

Heft 12. Dezember 1882.

Berlin.
Verlag von Otto Janke.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Inhalts-Verzeichniß.

VII. Jahrgang. Heft 12. Dezember 1882.

Deutsche Wohlthätigkeit im Auslande.

Von

A. von Randow.

II.

Die statutenmäßig geregelten Vereine allgemein nützlicher Natur befassen sich mit Ertheilung von Rath und Auskunft, Arbeitsnachweis, Rechtsschutz (auch Schutz des Eigenthums), Ertheilung von Aufenthaltsscheinen und Reisebillets, Briefbeförderung und Korrespondenzen im Interesse der Hilfesuchenden, Milderung der Noth durch Gewährung von baarer Geldunterstützung, Kleidern, Holz und Naturalien, Kranken- und Alterspflege, Gewährung von Darlehnen, Verschaffung billiger Wohnungen und endlich dem Erziehungs-, Bildungs- und Unterrichtswesen. Natürlich erschöpfen nicht alle Vereine diese volle Aufgabe: die einen bevorzugen diese, die anderen jene Branche, die einen sehen bald von dieser, die anderen bald von jener Thätigkeit ganz ab. Namentlich geben nur wenige Vereine baare Darlehne und dann nur gegen Bürgschaft. Dahin gehören einige Schweizer Vereine, namentlich Zürich, Genf, Bern, Basel, Lausanne, Neuenburg, ferner Kairo, Milwaukee und Nizza.

Besonders charakteristisch ist der Unterschied zwischen den nordamerikanischen, von der Einwanderung beeinflußten Vereinen und den Vereinen Europas und Afrikas. Die ersteren bedürfen, in Folge des großen Andranges Derjenigen, welche Arbeit, Rath und Auskunft, und eine richtige Direktive beanspruchen und denen es also mehr um Orientirung, als um Unterstützung zu thun ist, eines großen Apparates der Hilfsthätigkeit, weshalb sie auch meistens besoldete Agenten für diese Zwecke unterhalten. New-York gibt allein für drei solcher Beamten gegen 14,000 Mark oder 61 % aller Unkosten jährlich aus, ein Betrag, den diejenigen nicht zu hoch finden werden, welche die aufreibende Thätigkeit dieser Beamten kennen. Freilich entsprechen auch die Leistungen dieser Leute dem für ihre Besoldung gemachten Aufwande. Allerdings ist nicht Alles für Alle gut und was bei den großen nordamerikanischen Vereinen eine Wohlthat ist, wird bei den unbedeutenden eine Verschwendung: Boston, Milwaukee, St. Louis und New-Orleans halten ebenfalls Agenten, aber ohne Noth und sich nur auf das Beispiel der großen Schwestervereinen stützend. Zu welchen großen Mißverhältnissen dieser Luxus führt, geht aus folgender Betrachtung hervor. Rechnet man nämlich den Kopfteilbetrag, den ein Unterstützter durchschnittlich jährlich erhält, mit dem Kopfteilbetrag, den diese Unterstützung an Geschäftskosten verursacht, zusammen und nimmt die Summe zu 100 an, so fallen durchschnittlich, da der Unterstützungsbetrag sich auf 3,41 M. und der Kostenbetrag auf 2,54 M. stellt und dies ein Verhältniß, wie 57 : 43 ergibt, auf den Kopf an Unterstützungen

57 %. Nun vergleiche man die Kosten bei den amerikanischen Gesellschaften miteinander. Wir finden dann, daß sich folgende Kostenbeträge ergeben:

	Unterstützung.		Unkosten.
Cincinnati	74	:	26
Baltimore	71	:	29
Philadelphia	66	:	34
New-York	61	:	39
Auch Chicago mit	47	:	53

passirt noch. Aber nun folgen nachstehende auffallende Verhältnißziffern:

Boston	20	:	80
Milwaukee	10	:	90
St. Louis	3	:	97
New-Orleans	3	:	97

Man sieht: hier essen die Kosten mit aus der Schüssel und verzehren bei St. Louis und New-Orleans, so zu sagen, den ganzen Profit des Vereins und die Agenturen, welche an Gehältern allein bei St. Louis über 47 %, bei Milwaukee über 57 % und bei New-Orleans sogar über 75 % der gesammten Vereinsunkosten absorbirten, sind nichts als faule Sinekuren. (Von Boston fehlen nähere Nachweise über die Gehaltsverhältnisse und Cincinnati behilft sich ohne Agenten.)

Ebensowenig kann das Agenturwesen auf europäische Verhältnisse Anwendung finden. In Amerika gehören Hände, in Europa ein Herz zur Verwaltung des Hülfswesens. Wer nicht mit ganzer Seele und aus innerem Beruf die Stellung eines verwaltenden Präsidenten übernimmt, mag die Hände davon lassen und beileibe nicht aus bloßer Eitelkeit, von seinen Mitbürgern mit Vertrauen beehrt zu sein, sich zur Uebernahme einer solchen Stellung verleiten lassen. Dies führt dann zur schablonen- und bureaumäßigen, herzlosen Behandlung der Hilfesuchenden, zumal wenn Unterbeamte zur Uebernahme der Geschäfte vorgeschoben werden. Der Verwalter des Hilfswesens muß ein Mensch und Menschenkenner sein und zu individualisiren verstehen. Der St. Petersburger Wohlthätigkeitsverein hat zu dem Ende, als Hilfe für die Verwaltung des Vereins, von Anbeginn seines Bestehens an Armenpfleger aus der Mitte seiner Mitglieder bestellt, deren Zahl sich im Jahre 1880 auf 25 (Herren und Damen) belief und von denen sich die höchstgestellten Personen nicht ausschlossen. Wohin die schablonenmäßige Behandlung des Hilfswesens führt, wobei der diensthuende Präsident sozusagen eine unnahbare Person bleibt, zeigt ein Hilfsverein in Österreich, der Kapital auf Kapital häuft, während die armen Bittsteller in den drei Jahren seines Bestehens noch nicht zur Hälfte befriedigt wurden und viele, viele thränenden Auges dem Vereine, dem sie hilfsbedürftig genaht, ohne Hilfe den Rücken kehren mussten. Man steift sich dort auf den nach dem juristischen Zollstab geführten Beweis der deutschen Staatsangehörigkeit, wenn auch der Bittsteller mit ausgesprochenem Accent als Westphale oder Sachse sich präsentirt und im Uebrigen mit zuverlässigen Papieren versehen ist. Wer keinen Paß oder Heimatsschein vorweisen kann, mag ver-

hungern. Jener deutsche Hilfsverein hilft ihm nicht. Glücklicherweise steht diese Praxis des Vereins unter allen 70 bis 80 Hilfsvereinen der Welt einzig da. Der gedachte Hilfsverein sollte sich ein Beispiel an dem deutschen Wohlthätigkeitsverein in St. Petersburg nehmen, der im Jahre 1880 lieber ein Deficit von 9000 M. gemacht und in dieser Höhe auf die Reserven zurückgegriffen hat, nur um keine Thräne ungetrocknet zu lassen, während jener Vereines im selben Jahre vorzog, die Hälfte der Bittsteller unbefriedigt heimzuschicken und mehr als 9000 M. in Kapital anzulegen. Hilfsvereine sind, das sollte man nie vergessen, keine Banquiergeschäfte, sondern Wohlthätigkeitsanstalten.

Unter allen Hilfsvereinen erfordern neben den nordamerikanischen die Hospitäler, Asyle und Erziehungsanstalten die bedeutendsten Geldopfer und zwar aus leicht begreiflichen Gründen, da die Unterstützten bei ihnen chronische Pfleglinge sind und zu ihrer Pflege ein großer Beamtenkontingent nöthig ist. Was jenen zu Gute kommt, sind genau genommen Alles Unkosten, denn sie haben, wenigstens was die Kranken anlangt, keinen unmittelbaren pekuniären Gewinn, sondern sie werden nur vor einer Ausgabe sicher gestellt, die sie zur Herstellung ihrer Gesundheit machen müssten. Wenn man Beneficien und Unkosten zusammenrechnet, so kommen bei den Hospitälern und Asylen enorme Beträge von Unkosten auf den Kopftheil der Unterstützten:

in Odessa, Pfründhaus	M. 80,53	pro Jahr, davon	M. 28,87	oder	36 %	Unkosten
„ Konstantinopel	„ 73,04	„ „ „	„ 54,40	„	75 %	„
„ San Francisco	„ 52,72	„ „ „	„ 39,34	„	75 %	„
„ Philadelphia, Hosp.	„ 34,31	„ „ „	„ 29,15	„	85 %	„
Das Hospital Dalston steht günstiger da. Es hat folgende Beträge	„ 8,32	„ „ „	„ 1,93	„	23 %	„

Von allen Vereinen kann man überhaupt in Bezug auf die Höhe der Einnahmen und Ausgaben, namentlich der gespendeten, in Geld wägbaren Unterstützungen und der Kosten vier große Klassen annehmen: 1. die Hospitäler und Asyle; 2. die großen sechs europäischen Hilfsvereine: St. Petersburg, Paris, London, Brüssel, Wien und Odessa; 3. die nordamerikanischen Hilfsgesellschaften (Philadelphia, New-York, Baltimore, St. Louis, New-Orleans, Chicago, Cincinnati, Boston, Charlestown, Harrisburg, Pittsburg und Milwaukee, und 4. alle übrigen. Dieselben stehen so zu einander, daß, wenn die letzteren 1 Mark einnehmen, ausgeben oder besitzen, die übrigen folgende Mark repräsentiren:

	Gesammteinnahmen ℳ	Eigene Einnahmen ℳ	Ausgaben ℳ	Geschäftsunkosten ℳ	Gespendete, in Geld schätzbare Wohlthaten ℳ	Grund- und Kapital-Vermögen ℳ
Die 6 groß. europ. Vereine	3	2	3.1	3.40	2.76	13.49
die nordamerik. Vereine	3.81	4.73	3.35	16.—	1.69	23.47
die Hosp. u. Pflegehäuser	7.88	9.39	8.10	121.32	4.17	29.12

Daraus ergibt sich, daß Einnahmen und Ausgaben sich bei den großen europäischen und den nordamerikanischen Vereinen, mit einem kleinen Aufschlag für die letzteren, ziemlich die Waage halten und noch nicht halb so groß sind, wie die der Hospitäler ꝛc., daß aber die eigenen Einnahmen der amerikanischen Vereine die der großen europäischen um mehr als das Doppelte übersteigen, so daß die Skala statt 1 : 3 : $3^1/_2$: 8 sich stellt, wie 1 : 2 : 5 : $9^1/_2$. Daraus folgt, daß die 6 großen europäischen Vereine zum Theil für Deckung ihres Bedarfes für Wohlthätigkeitszwecke auf fremde Hilfe, außerordentliche Einnahmen, Subventionen und Rückgriffe zu ihren Reserven rekurriren müssen. Bei den Geldunterstützungen stellt sich die Ziffer der großen europäischen Vereine sehr hoch, die der amerikanischen aber sehr gering und auch die Ziffer der Hospitäler bleibt hinter der allgemeinen Ausgabeziffer zurück. Es kommt dies daher, daß bei den nordamerikanischen Vereinen die in Geld nicht wägbaren Hilfsleistungen, die an sich von großer Bedeutung sind, überwiegen, und daß bei ihnen und bei den Hospitälern ein großer Theil der Einnahmen durch die stark vermehrten Ausgaben für den großen und kostspieligen Verwaltungsapparat absorbirt wird. Dieser erklärt auch die unverhältnißmäßige Skala der Verwaltungskosten, welche sich bei den 3 Klassen der 6 großen europäischen Vereine, der amerikanischen Vereine und der Hospitäler wie 1 : 5 : 36 stellt. Das Kapital- und Grundvermögen der 6 großen europäischen Vereine erhebt sich zwar um das $13^1/_2$ fache über das Niveau des durchschnittlichen Gros der Vereine, steht aber gegen das der nordamerikanischen Vereine und der Hospitäler immer noch erheblich zurück, so daß diese 3 Klassen in dieser Beziehung rangiren wie 2 : 3 : 4.

Die Unkosten bei jenen vier Gruppen machen folgende Procentsätze aus:

bei	von allen eigenen Einnahmen	von allen Ausgaben
1. den Hospitälern u. Asylen	43,2 %	42,8 %
2. den großen europäischen Hilfsvereinen	13,1 „	7,3 „
3. den nordamerikan. Hilfsgesellschaften	26,9 „	32,4 „
4. allen übrigen Hilfsvereinen	7,8 „	6,6 „

Der Kostenpunkt ist also bei allen europäischen Vereinen durchschnittlich verhältnißmäßig ein sehr geringer. Doch macht eine Reihe Schweizervereine (Zürich, Bern, Basel, Genf, Lausanne, Neuenburg) eine keineswegs vortheilhafte Ausnahme, indem hier das Verhältniß der Unkosten zu den eigenen Einnahmen ein sehr ungünstiges ist und erstere sich auf 12,7 % der eignen Einnahmen stellen. Das Verhältniß wird noch ungünstiger, wenn man — diese Vereine geben alle Beneficialdarlehne — die zurückgezahlten Darlehne, die doch eigentlich nur auf Zeit abgegebene Theile des Vermögenbestandes sind, abzieht. In diesem Falle kommt der Procentsatz auf 14,8 %. Bern und Zürich leisten darin noch besonders Ungünstiges. Denn die Unkosten betragen hier

	von allen eigenen Einnahmen	von allen eigenen Einnahmen ohne die zurückgezahlten Darlehne
bei Bern	14,8 %	23,7 %
bei Zürich	20,1 „	27,1 „

Das ist des Guten zu viel, denn Bern nähert sich dadurch den Ausgaben der nordamerikanischen Vereine und Zürich überschreitet diese. Bern wird dadurch in die Lage gebracht, um seinen Bedarf für Wohlthätigkeitszwecke zu decken, um 25,4 % und Zürich sogar um 114 % der eigenen Einnahmen auf fremde Hilfe zu rekurriren.

Wir lassen nachstehend die hauptsächlichsten Hilfsvereine, soweit sie sich über den mittleren Durchschnitt erheben, folgen. Die Vereine rangiren in folgender Ordnung:

1) Nach der Zahl der Mitglieder

	Mitgl.
1. San Francisco	2808
2. Dalston	1482
3. New-York	908
4. St. Petersburg	873
5. Philadelphia	802
6. Philadelphia-Hospital	431
7. Chicago	412

	Mitgl.
8. Basel	373
9. Zürich	345
10. London	332
11. Paris	302
Mittlerer Durchschnitt	300
Niedrigste Zahl:	
Livorno	2

2) Nach dem Grund- und Capitalvermögen

	Mark
1. Dalston	1,435,380
2. Baltimore	1,000,000
3. Paris	560,268
4. San Francisco	559,858
5. St. Petersburg	488,659
6. Philadelphia	471,800
7. Philadelphia-Hospital	441,618
8. New-York	327,200
Durchschnitt	135,533
9. Londoner Waisenhaus	100,000

	Mark
10. Chicago	63,127
11. Pfründhaus Odessa	62,000
12. Cincinnati	56,000
13. New-Orleans	54,900
14. London	42,600
15. Wien	39,176
16. Brüssel	26,800
17. St. Louis	25,000

Livorno, Milwaukee, Genua, Florenz, Aarau besitzen kein nachweisbares Grundvermögen.

3) Nach den regelmäßigen ordentlichen eigenen Einnahmen

jährlich	Mark
1. San Francisco	129,427
2. Dalston	85,723
3. New-York	64,752
4. Baltimore	53,586
5. Constantinopel	36,064
6. Philadelphia-Hospital	33,157
7. St. Petersburg	29,012
8. Philadelphia	21,812
Durchschnitt	12,636
9. Paris	12,276
10. Chicago	11,960
11. Pfründhaus Odessa	11,922

jährlich	Mark
12. Cincinnati	6920
13. St. Louis	6578
14. London	6564
15. New-Orleans	5459
16. Milwaukee	5424
17. Brüssel	3704
18. Stockholm	3213
19. Boston	3196
20. Wien	2503
21. Buenos Ayres	2341
Niedrigste Beträge:	
Aarau	191
Livorno	176

4) Nach den Total-Einnahmen

jährlich	Mark
1. Dalston	183,919
2. San Francisco	171,039
3. Philadelphia-Hospital	119,062
4. St. Petersburg	93,293
5. New-York	83,586
6. Baltimore	43,586
7. Paris	37,958
8. Constantinopel	36,064
9. London	25,911
10. Odessa	24,692
11. Philadelphia	21,584
Durchschnitt	21,930
Niedrigster Betrag:	
Aarau	267

5) Nach dem Aufwande für Wohlthätigkeitszwecke

jährlich	Mark
1. Dalston	134,047
2. St. Petersburg	57,718
3. New-York	35,732
4. San Francisco	34,908
5. Paris	31,766
6. Baltimore	14,850
7. London	13,807
8. Pfründhaus Odessa	12,812
9. Brüssel	12,175
10. Philadelphia	12,021
Durchschnitt	10,351
11. Chicago	9021
12. Odessa	8504
13. Philadelphia-Hospital	7142
14. Wien	7074
15. Buenos Ayres	6870
16. Zürich	5106
17. Basel	4438
18. Nizza	4101
19. Genf	3168
20. Bern	3092
21. Mailand	2258
22. Cairo	2019
23. Stockholm	1940
24. Malaga	1897
25. Barcelona	1835
26. Boston	1730
27. Madrid	1481
28. Lausanne	1263
29. Neuenburg	1158
Niedrigster Betrag:	
New-Orleans	169

6) Nach der Zahl der Unterstützten

jährlich	Personen
1. New-York	48,149
2. Dalston	20,989
3. Chicago	5524
4. Cincinnati	5469
5. St. Petersburg	3767
6. Philadelphia	2667
Durchschnitt	2657
7. San Francisco	2624
8. New-Orleans	1928
9. Baltimore	1913
10. London	1508
11. Zürich	1469
12. Philadelphia-Hospital	1383
13. Bern	1277
14. Wien	1256
15. Paris	1255
16. St. Gallen	1171
17. Basel	1138
18. Winterthur	1114
Niedrigster Betrag:	
Aarau	72

Auf den Kopf des Unterstützten kam					
ein Unterstützungsbetrag von jährlich	Mark	ein Unkostenbetrag von	Mk.	ein Aufwand überhaupt von	Mk.
1. Pfründhaus Odessa	54.40	1. Constantinopel . .	54.40	1. Pfründhaus Odessa	80.53
2. Malaga	25.63	2. San Francisco .	39.34	2. Constantinopel . .	73.04
3. Hülfsverein Odessa	23.13	3. Philadelphia-Hosp.	29.15	3. San Francisco .	52.72
4. Constantinopel .	18.56	4. Pfründhaus Odessa	28.87	4. Philadelphia-Hosp.	34.31
5. San Francisco .	13.38	5. St. Louis . . .	9.60	5. Hülfsverein Odessa	23.78
6. Stockholm . . .	12.20	6. Boston	7.77	6. Stockholm . . .	13.94
7. Barcelona . . .	11.54	7. Milwaukee . . .	6.48	7. New-Orleans . .	12.65
8. London	9.15	8. Baltimore . . .	3.11	8. Barcelona . . .	11.73
9. St. Petersburg .	9.—	9. New-Orleans . .	2.65	9. London	11.80
10. Neuenburg . . .	8.15	Durchschnitt	2.60	10. Baltimore . . .	10.86
11. Baltimore . . .	7.75	Paris	—.98	11. St. Petersburg .	10.10
12. Paris	7.46	Nizza	—.94	12. St. Louis . . .	9.88
13. Madrid	7.40	Wien	—.92	13. Boston	9.77
14. Dalston	6.39	Odessa	—.65	14. Paris	8.44
15. Aarau	6.10	Bern	—.46	15. Neuenburg . . .	8.40
16. Wien	5.63	Chaurdefonds . .	—.46	16. Dalston	8.32
17. Philadelphia-Hosp.	5.16	New-York . . .	—.46	17. Madrid	7.50
18. Chaurdefonds . .	4.82	Zürich	—.42	18. Philadelphia . .	6.82
19. Philadelphia . .	4.50	Genf	—.42	19. Wien	6.55
20. Nizza	4.12	Cincinnati . . .	—.36	20. Aarau	6.17
21. Basel	3.90	St. Gallen . . .	—.31	Durchschnitt	5.95
22. Florenz	3.79	Basel	—.29	Niedrigster Betrag:	
Durchschnitt	3.62	Chur	—.26	Winterthur . . .	—.91
Niedrigste Beträge:		Neuenburg . . .	—.25		
Cincinnati . . .	1.02	Lausanne . . .	—.21		
Winterthur . . .	—.86	Barcelona . . .	—.19		
St. Gallen . . .	—.73	Mailand	—.14		
Milwaukee . . .	—.68	Madrid	—.10		
St. Louis . . .	—.28	Aarau	—.07		
New-Orleans . .	—.10	Triest	—.07		
		Cannes	—.07		
		Winterthur . . .	—.05		
		Bei Brüssel, Buenos Ayres, Livorno, Malaga, Havre, Florenz, Genua, Alexandria, Waisenhaus London, Rechtsschutz-Verein New-York und Deutsches Hospital New-York nicht zu ermitteln.			

Aus dieser Zusammenstellung geht hervor, daß die Hilfsvereine New-York, Philadelphia, San Francisco, S. Petersburg und Dalston nahezu in allen Punkten sich weit über den mittleren Durchschnitt erheben und an der Spitze aller Vereine marschiren und zugleich bis auf S. Francisco die rühmliche Eigenschaft haben, unter dem mittleren Durchschnitt der Unkosten zurück zu bleiben; nur New-York erreicht in Bezug auf die Höhe der Kopftheilbeträge für Unterstützungen nicht den mittleren Durchschnitt, dafür überblickt aber der Verein ein ganzes Heer der von ihm alljährlich Unterstützten und rangirt auch in Bezug auf den Geldbetrag der Unterstützungen als Dritter aller Vereine. Diesen Vereinen reihen sich Paris und Baltimore eben-

bürtig an, denn auch bei Paris stehen die eigenen Einnahmen nur um ein Weniges unter den mittleren Durchschnitt, und daß Baltimore mit seiner Mitgliederzahl hinter dem mittleren Durchschnitt zurückbleibt, ist, bei seinen Leistungen ersten Ranges, nur ein Lob. Dann folgt London wenigstens an Mitgliederzahl, Höhe der Einnahmen und der Ausgaben für Wohlthätigkeitszwecke. Hiermit schließt aber auch die Liste der Vereine ersten Ranges. Denn Konstantinopel und Philadelphia=Hospital bleiben in Bezug auf die Höhe der für Unterstützungen aufgewendeten Summen und die Zahl der Unterstützten, Konstantinopel auch bezüglich des Grund= und Kapitalvermögens und der Zahl der Vereinsmitglieder hinter den Vereinen ersten Ranges zurück; Odessa=Pfründhaus endlich zählt nur in Bezug auf die Höhe des Wohlthätigkeitsaufwandes zu den überdurchschnittlichen Vereinen und Chicago und Cincinnati nur betreffs der Zahl der Unterstützten. Daß Odessa und Wien besonders hohe eigne Einnahmen haben, ist an und für sich kein Verdienst, da die Leistungen nicht in demselben Maße den Einnahmen entsprechen. In Bezug auf die unverhältnißmäßige Höhe der Unkosten beanspruchen, neben den Hospitälern, nur die vier nordamerikanischen Gesellschaften St. Louis, Boston, Milwaukee und New=Orleans das zweifelhafte Verdienst, Vereine ersten Ranges zu sein.

Hiermit schließen wir unsere Betrachtungen über diese schönen, großartigen und segensreichen Schöpfungen des deutschen Patriotismus. Wir möchten aber beim Schlusse einige Bemerkungen und Wünsche nicht gern unterdrücken, welche wir an die Weiterentwicklung des Hilfsvereinswesens zu knüpfen Anlaß haben und anderseits einiger Vereine, die sich außer den schon besonders erwähnten ausgezeichnet, und einiger Männer in denselben, welche sich besonders verdient gemacht haben, anerkennend gedenken.

Ueber die Verwaltung der Vereine ist schon oben Einiges gesagt, namentlich über die unverhältnißmäßige Höhe des Kostenpunktes. Soll nicht der Werth solcher Vereine verloren gehen, so ist es bei Leibe nicht zu gestatten, mit den Ausgaben Luxus zu treiben. Dies gilt namentlich für die Vereine diesseits des Oceans und deshalb ist es auch ganz verwerflich, bei diesen Vereinen Beamte, namentlich Unterbeamte fungiren zu lassen, ganz abgesehen davon, daß diese oft die gespendeten Wohlthaten mit moralischen Fußtritten begleiten. Noch weniger zulässig erscheint es, Ueberschüsse in Kapital anzulegen, wenn die Ueberschüsse durch Verkürzung der Geldhilfe gewonnen werden. Wenn für diese Verkürzung in einem österreichischen Vereine juristische Spitzfindigkeiten bei Prüfung des Legitimationspunktes der Bittsteller zum Vorwand genommen werden, so mag diese strenge Prüfung wohl hie und da durch die Thatsache entschuldigt werden, daß Oesterreich auch Millionen deutscher Einwohner zählt; aber der Dialekt der Bittsteller überhebt in der Regel jeden Zweifel und unser Tadel richtet sich eben hauptsächlich dagegen, daß man dort nicht individualisirt, sondern Unterbeamte nach einer bequemen Schablone arbeiten läßt. Alle amerikanischen Hilfsvereine, ferner diejenigen von Petersburg, Paris, Odessa, Spanien, England, Italien, der Schweiz und Stockholm unterstützen jeden der in deutscher Zunge spricht, auch wenn er Oesterreicher oder Schweizer ist;

ja die deutschen Vereine der Schweiz gehen sogar so weit, daß sie National-Ungarn subventioniren. Unseres Erachtens ist es weit besser, jener deutsche Hilfsverein unterstützt ein paar Oesterreicher, die keine Berechtigung haben, als daß er einen einzigen Reichsdeutschen ungehört abweist und in hilflose Lage versetzt, zumal nicht wenig Oesterreicher Mitglieder jenes deutschen Hilfsvereins sind.

Eine große Zahl von Jahresberichten der Hilfsvereine klagt über das Ueberhandnehmen jener Klasse von Bittsuchenden, welche sich „arme Reisende" nennen und in Wahrheit dem internationalen Bummlerthum angehören. So die Vereinsberichte von Paris, Odessa, Malaga, Kairo und vor Allen, und dies schon seit 10 Jahren, die Jahresberichte der Schweizervereine. Letztere sind besonders sorgsam organisirt und durch einen Centralverband concentrirt, dessen Vorort von Jahr zu Jahr wechselt. Dort werden die Subventionen vertheilt und allgemeine Gesichtspunkte und Verwaltungsgrundsätze normirt; auch hat der Centralverein, der keine eignen Einnahmen hat, sondern seine Ausgaben durch eine Steuer der 11 Schweizer Vereine in Höhe von 5 % ihrer Mitgliederbeiträge deckt, das Recht zu größeren Geldbewilligungen. Im Schoße dieser Centralvereine ist man nun schon seit 10 Jahren zur Aufstellung des Grundsatzes gekommen, die „armen Reisenden" von der gewöhnlichen Hilfe möglichst auszuschließen, dagegen sich besonders der Familiennoth und der ortsangehörigen Deutschen anzunehmen. Denselben Grundsatz hat der Verein von Odessa adoptirt. Und dieser Grundsatz ist ein richtiger. Ist dies aber der Fall, so darf man von den Unterstützungen die Nothdarlehne, selbstverständlich unter Pfand oder Bürgschaft, nicht ausschließen, von denen die meisten Vereine nichts wissen wollen, hauptsächlich weil die Rückzahlung oft Schwierigkeiten verursacht. Denn es gibt so viele Familien, denen mit einem kleinen Geldgeschenk, wie es die Hilfsvereine gewähren, gar nicht gedient ist. Sie bleiben also ohne Hilfe und hauptsächlich trifft dies Loos die verschämten Armen. Die verwaltenden Präsidien der Hilfsvereine sind aber keine Ruhesitze und Bequemlichkeitsrücksichten sollten niemals maßgebend sein, nützliche Maßnahmen zu unterlassen.

Auch von Seiten des Mutterlandes geschieht nicht immer genug, oder das, was geschieht, nicht recht im Sinne und zu Gunsten der Hilfsvereine. Viele Vereine, die es gar nicht bedürfen, werden subventionirt, oft genug reich subventionirt und die Bedürftigen erhalten keine Subsidien. Für den Augenblick scheint es z. B. leidlich gerecht, daß die Subventionen in nachstehender Ordnung folgen:

Deutsche Gesellschaft v. New-York	10,600	Mk.
Schweizer Vereine	8,584	„
Petersburg, Wohlth.-Verein . .	6,313	„
Paris, Hilfs-Verein	5,996	„
Dalston, Hospital	4,000	„
London, Hilfsverein	3,505	„
Brüssel, Schiller-Verein	1,760	„
Wien, Hilfsverein	1,509	„
Odessa, Hilfsverein	1,170	„

Stockholm, Hilfsverein	904	„
Mailand, Hilfsverein	550	„

Denn — von Dalston abgesehen, welches von Anbeginn einer Idee der Königin Elisabeth von Preußen seinen Ursprung verdankt und stets ein Schoßkind des preußischen Königshauses war — rangiren alle vorgenannten Vereine in Bezug auf die Subventionen in bester Ordnung: New-York trägt als Hauptlandungsplatz der deutschen Auswanderer den Löwenantheil davon. Die Schweiz wird überfluthet von arbeitsuchenden Deutschen und leider auch von dem deutschen Bummlerthum. Paris und Petersburg sind exponirte Orte, wo die zahlreich vertretenen Deutschen in die hilfloseste Lage kommen können, weil sie sich inmitten einer ihnen übelwollenden Bevölkerung fremder Nationalität befinden. London birgt Unmassen arbeitsuchender und im Fall der Noth den größten Gefahren ausgesetzter Deutscher, denen von dem englischen Mob auch kein Wohlwollen entgegengebracht wird, um so weniger, als in der großen Themsestadt selbst tausend geborne Engländer ohne Hilfe Hungers sterben. Auch Brüssel, der deutschen Grenze so nahe und Zufluchtsstätte Bedrängter und Arbeitsuchender, und Odessa, in ähnlicher Situation für dort lebende Deutsche, wie St. Petersburg, mögen noch Subventionen rechtfertigen. Aber warum subventionirt man Wien, Stockholm und Mailand, während hier überall den Deutschen keine Gefahren drohen und während Schweden nicht eine Krone für seine Massen von Auswanderern opfert und der Stockholmer deutsche Hilfsverein wegen der geringen Zahl der Hilfsbedürftigen und seiner eignen trefflichen Vermögenslage in Gemeinschaft mit dem Hilfsverein Odessa die höchsten Unterstützungen zahlen kann und zahlt, die überhaupt von europäischen Vereinen gezahlt werden? Warum den Wiener Verein, der reich dotirt ist und Kapital auf Kapital häuft, ohne etwas Hervorragendes zu leisten? Warum den Verein von Mailand, der so gut situirt ist, daß er aus seiner Mitte 14,000 Frcs. für die deutschen Verwundeten sammeln und dem deutschen Kaiser bei seiner Anwesenheit in Mailand einen silbernen Tafelaufsatz schenken konnte? Wir ehren und achten diese Opfer und Geschenke hoch und loben den Verein darum, aber — subventionsbedürftig erscheint er darum doch nicht. Und nun sehe man die Subventionen und deren Zusammensetzung ein wenig genauer an. Dalston wird ausschließlich vom König von Preußen als solchem unterstützt, fällt also im Grund weg. Aber die große Subvention von New-York von 10,600 M. fußt zum größten Theil (8400 M.) auf einer Subvention des Staates New-York. Außer dem geben nur der deutsche Kaiser, der König von Bayern und der Bremer Senat Beisteuern (1000 resp. 800 und 400 M.), während aus Württemberg, Baden und von Hamburg aus ganze Ströme von Auswanderern in New-York landen. Wie kommt der Hamburger Senat dazu, den Verein von Mailand zu subventioniren, wo er gar kein Interesse hat und seine Schuldigkeit gegen New-York aus den Augen zu setzen? Warum schließt sich Baden seit 1872 auch von der Subvention der deutschen Vereine in der Schweiz aus, während die Badenser die Schweiz überschwemmen, im Jahre 1880 40 % aller in Basel Unterstützter Badenser waren und die Badenser bezüglich ihrer Anspruchnahme der schweizerischen Hilfsvereine

nächst Preußen (25,3%) die zweite Stelle einnahmen (19,5%). Zur Freigebigkeit kann man keine Regierung zwingen. Hier ist aber wohl kaum mehr von Freigebigkeit die Rede, sondern von einer annähernden Ausgleichung einer erheblichen Leistung der in der Schweiz lebenden Deutschen an die badischen Landesangehörigen. Die badische Regierung hat sich auch noch anderweit wenig entgegenkommend gezeigt, indem die Bemühungen der kaiserl. öster. Regierung auf den badischen Verkehrsanstalten für die hilfsbedürftigen Landesangehörigen deutscher Zunge freie Beförderung zu erwirken, mit dem Bemerken abgefertigt worden sind, daß ja die Leute durch die Schweiz nach Hause reisen könnten, eine Bemerkung, die für die Vereine Basel und Aarau nur wenig zutrifft und jedenfalls zu sehr drückenden Verhältnissen führt. Daß der Kaiser von Oesterreich die Londoner und Petersburger Vereine und den Schweizerischen Centralverein (1000 resp. 750 und 1200 M.) subventionirt, mag ein Fingerzeig für diejenigen Vereine sein, welche ängstlich nach der Herkunft der deutschen Hilfesuchenden forschen. Das russische Kaiserhaus unterstützt den St. Petersburger Verein mit 1500 M., der König von Belgien den Schillerverein in Brüssel mit 240 M.

Aber auch die deutsche Bevölkerung und namentlich die deutsche Presse könnte mehr ihre Schuldigkeit thun. In San Francisco, London und Konstantinopel klagen die Verwaltungen, daß es ihren armen Kranken an deutscher Lektüre, die ihnen Kunde aus dem fernen Vaterlande bringt, fehlt. Die deutsche Sprache ist der Kitt, der unsere Landsleute im Auslande verbindet und das patriotische Zusammenhalten weckt und stützt. Möge die Presse dessen eingedenk sein und ein Mahnruf an dieselbe, den wir hier erheben, nicht ungehört verhallen.

Die deutschen Hilfsvereine haben, wie wir hier mit Freudigkeit konstatiren können, sämmtlich ohne Ausnahme, ihre Jahresberichte bisher in deutscher Sprache veröffentlicht, wie sichs gehört und schicklich ist. Nur der Hospital-Verein in Dalston macht eine unschöne Ausnahme, indem dessen Berichte in englischer Sprache erscheinen, obwohl der Verein von Deutschland selbst aus gegründet ist, seinen Hauptantheil an den laufenden Subventionen von dort bezieht, ausschließlich deutsche Aerzte und deutsche Officianten hat, von Darmstädtischen Diakonissinnen bedient wird und grundsätzlich nur Deutsche heilt und verpflegt und Engländern und Angehörigen anderer Nationalitäten nur ehrenhalber in Fällen dringendster Noth nicht seine Hilfe versagt, um namentlich den Engländern gegenüber nicht Anstoß zu erregen. Von den 20,989 Kranken, die im Jahre 1880 von Vereinswegen geheilt wurden, befanden sich, wie wir bereits wissen, 1476 im Spital selbst. Darunter waren 755 Deutsche und 615 Engländer, welche letztere in Folge plötzlicher Erkrankung oder schnell Hilfe bedürfender Unglücksfälle Aufnahme fanden.

Für die Verhältnisse der deutschen Gesellschaft in Nordamerika sind besonders zwei Punkte, deren Realisirung schon länger ersehnt und erstrebt, aber bis heute nicht erreicht ist, von Wichtigkeit: Der eine Punkt ist die Einigung der nordamerikanischen Hilfsgesellschaften zu einem Centralverband nach Art des schweizerischen Centralvereins doch mit anderen, den lokalen Bedürfnissen

entsprechenden Tendenzen und Organisationsgrundsätzen, der andere Punkt ist die Erwirkung eines Bundesgesetzes zum Schutze und zur Regelung des Einwanderungswesens. In erster Beziehung haben schon drei Versuche, eine Einigung zu schaffen, stattgefunden; im Jahre 1858 die Konvention in New-York, 1868 die Konv. in Baltimore und 1870 die Konv. in Indianopolis. An der ersten auf Einladung New-Yorks am 1. Oktober 1858 zusammen getretenen, welche 7 Tage dauerte, nahmen die Gesellschaften von 7 Staaten Theil. Man kam über allgemeine Diskussionen nicht hinaus und beschränkte sich auf Einsetzung eines Komitees behufs Stellung geeigneter Anträge an den Kongreß. An der zweiten, welche am 17., 18. und 19. Oktober in Baltimore tagte, nahmen 10 andere, meist westliche Staaten resp. deren Vereine Theil. Diese Konvention fasste schon bestimmte, auf die Einwanderungen und deren Regelung bezügliche Beschlüsse, unter denen auch Punkt 6 erheblich, welcher die Gründung eines Centralverbandes der Einwanderungsgesellschaften befürwortete. Die dritte von 7 Gouverneuren westlicher Staaten berufene Konvention fand im Spätherbst 1870 (23. November) statt und gelangte in der eigentlichen Frage wieder zu keinen greifbaren Beschlüssen. Man diskutirte viel über die Nützlichkeit der Einwanderung und betonte die Nothwendigkeit ihrer gesetzlichen Regelung. In der That ist der Gedanke an einen Bund der amerikanischen Gesellschaft oder wenigstens an die Vereinbarung gemeinschaftlicher Maßregeln durch dieselben ein sehr guter und naheliegender. Die Wanderung so großer Menschenmassen, wie der Einwanderer, in den westlichen Kontinent ist eine Sache von nationaler Bedeutung; ihr Transport, ihre Verpflegung unterwegs, ihr Unterhalt in der Hafenstadt nach ihrer Ankunft, ihre Weiterbeförderung, der Nachweis von Arbeit für sie, der Ankauf von Land zu neuen Heimstätten — alle diese Aufgaben lassen sich nicht wohl von einer einzelnen Gesellschaft förderlich übernehmen, sie können nur durch ein verbündetes Auftreten der verschiedenen Vereine in den Vereinigten Staaten fruchtbringend gelöst werden.

Der zweite Punkt, der Wunsch, den Schutz der Einwanderer durch ein umfassendes Bundesgesetz zu regeln, ist schon oft beim Kongreß angeregt worden, namentlich von New-York aus, man hat auch schon einige Entwürfe eingebracht, jedoch bisher ohne Erfolg. Die Unkosten der Ausführung eines solchen Gesetzes sind unbedeutend gegenüber dem Nutzen den das Land dadurch gewinnen würde. Die europäischen Dampfschiffe und Eisenbahnen bezahlen sich gegenseitig mehr Kommission für den Verkauf ihrer Tickets, als die Unterhaltungskosten der Institute in New-York unter der Leitung der Einwanderungskommission zu betragen haben und es hat die Abschaffung des Kopfgeldes für die Ankömmlinge in New-York durch das Bundesobergericht keine Erniedrigung der Fahrpreise zur Folge gehabt. Es scheint, daß die Förderung des angeregten Gesetzes an der Rivalität der anderen Seestädte scheitert, welche New-York um den Gewinn der großen Einwanderung beneiden. Darauf deutet auch der einzig greifbare Beschluß der Konvention von Indianopolis hin, worin beim Kongreß die Aufhebung des Kopfgeldes urgirt werden sollte. Man sollte doch erwägen, daß man durch solche Hemmnisse, welche man der Gesetzgebung bereitet, nur die schutzbedürftigen Einwanderer schädigt.

Gedenken wir schließlich noch einiger Vereine, die sich besonders verdient gemacht haben. Wir nennen hier außer den schon erwähnten Vereinen von St. Petersburg, New-York, Philadelphia, Mailand, auch den Züricher Verein, der die Mutteranstalt aller schweizerischen, musterhaft organisirten ist und der unter des trefflichen Dr. Nauwerk Leitung, welcher 17 Jahre dem Verein vorstand, im Jahre 1863 Gründer des schweizerischen Centralverbandes geworden ist, endlich der „Deutschen Unterstützungsgesellschaft von San Francisco, welche im Jahre 1871 aus der Zahl ihrer Mitglieder heraus die bedeutende Sammlung von 149,000 M. für die deutschen Verwundeten veranstalten und nach Berlin senden konnte, eine Leistung, die nur von dem Verein von Philadelphia, der 200,000 Mk. sammelte, übertroffen wird, und die Zeugniß gibt von der innern Kraft, auf welche diese Vereine sich stützen. Auch der St. Petersburger Wohlthätigkeitsverein hat niemals ermangelt, für deutsche Zwecke reiche Sammlungen zu veranstalten und bei den Festdiners zu Ehren des deutschen Kaisers ist für patriotische Zwecke dort niemals mit 10, 50 und 100 Rubelnoten gekargt worden. Auch der Londoner Hilfsverein (Gesellschaft der Wohlthätigkeit) zeichnet sich unter Leitung seines unermüdlich eifrigen Präsidenten C. Tuchmann, der alles aufbietet, diese Gesellschaft in Blüthe zu bringen, durch Gabenreichthum aus.

Unter den um die deutschen Hilfsvereine verdienten Männern möge zunächst, außer den schon früher erwähnten, der verdienten Gründer des St. Petersburger Wohlth.-Verein, Gesandten Baron von Seebach und Dr. Spieß, der Gründer des Züricher Vereins Prof. Dr. Bobrik aus Danzig und des jetzigen Stadtraths Runge in Berlin, ferner des Herrn Fr. von Stein, jetzt in Gotha, der den Grund zu der Reorganisation des herabgekommenen St. Petersburger Vereins legte, gedacht sein. Sein Verdienst wird nicht geringer dadurch, das andere ehrgeizige Männer ihm das Heft aus den Händen wanden und schließlich mit Beiseiteschiebung seiner Mitwirkung die Reorganisation zu Ende führten. Auch des Botschafters Prinzen Heinrich von Reuß, unter dessen Aegide diese Reorganisation stattfand und der dann gern seine Hand bot zur Gründung des Wiener Vereins, wollen wir nicht vergessen. Wir gedenken ferner des Herrn Heinrich Blind, Bruder Carl Blinds, der seit 1864 in aufopfernder und umsichtiger, von hochherzigen und weitschauenden Grundsätzen getragener Weise dem Genfer Vereine vorsteht, ferner des Herrn Hühn (ehemals in San Francisco), der selbst die erheblichsten persönlichen Opfer nicht scheut, um als Präsident des Züricher Vereins diesen auf der Höhe seiner Aufgabe zu erhalten. Besonders ehrenwerth sind auch die Leistungen des Herrn Pfarrer Gräber in Kairo, der nicht allein den dortigen Verein geschaffen, sondern auch mit unsäglicher Mühe unter der herbeigezogenen Hilfe der schweizerischen, englischen und nordamerikanischen Gesellschaften einen Fonds von 46,000 M. zur Erbauung eines Hospitals sammelte und von der viceköniglichen Regierung nicht bloß die Erlaubniß zu dem Bau, sondern auch die unentgeldliche Hergabe eines geeigneten Terrains erwirkte. Mit Nennung aller dieser Namen soll nicht entfernt den Verdiensten der opferwilligen Förderer des deutschen Hilfsvereins-

wesens Abbruch gethan werden, die sich sonst noch auf diesem Gebiete ausgezeichnet haben und deren recht viele sind.

So rufen wir zum Schluß, indem wir noch einmal eine Rückschau halten auf diese Stätten reinster Humanität und ächten Patriotismus mit Freudigkeit: vivant, floreant, crescant!

Aus dem Altenstein'schen Kultusministerium.

2. Zum Bischofs-Streit.

In dem fast 23 Jahre umfassenden Zeitraum des Altenstein'schen Kultusministeriums — vom 3. November 1817 bis 14. Mai 1840 — fanden auf kirchlichem Gebiet tiefgehende Bewegungen und heftige Kämpfe statt. In der evangelischen Kirche entwickelte sich in Bezug auf die Glaubenslehre ein krasser Rationalismus, welcher als Gegenpol einen ebenso krassen Pietismus erzeugte. Namentlich auf der Universität Halle entbrannte dieser Kampf heftig, in welchem sich der Rationalist Wegscheider und der Orthodoxe Tholuck als Vorkämpfer und Rufer im Streit entgegenstanden.

In Bezug auf kirchliche Gestaltung stieß die vom König persönlich ausgehende Unionsidee auf hartnäckigen, langdauernden Widerstand, der zum Theil in gewaltsamer Weise beseitigt wurde. Dieser Kampf führte zur Absonderung der Alt-Lutheraner. Daneben traten andere sich von der Landeskirche absondernde Kreise auf — wie die Conventikel in Pommern und als eine krankhafte, unsittliche Erscheinung die sogenannten „Mucker" in der Provinz Preußen. In der katholischen Kirche wurde eine das römische Autoritätsprinzip angreifende Bewegung durch den Professor Hermes in Bonn hervorgerufen, welche die Wahrheit der katholischen Religion durch Vernunftgründe zu erweisen suchte. Daneben entwickelte sich ein kirchenpolitischer Streit mit den Preußischen Bischöfen, namentlich den Erzbischöfen in Köln und Posen, welcher an Intensität dem sogenannten „Kulturkampf" unserer Tage nichts nachgab und für uns besonders dadurch interessant ist, daß sein Verlauf ein ganz ähnlicher war, wie der dieses sich noch vor unsern Augen abspielenden Konflikts. Die Veranlassung zu diesem Bischofs-Streit gaben die immer häufiger werdenden gemischten Ehen zwischen Katholiken und evangelischen Christen in den westlichen Provinzen des preußischen Staats, besonders in der Rheinprovinz. Auch jede andere geeignete Veranlassung würde wohl den Ausbruch des Kriegs zwischen Staat und Kirche, zwischen dem protestantischen Oberhaupt jenes und dem katholischen dieser zum Ausbruch gebracht haben. Die Einverleibung der früher geistlichen Territorien in den Preußischen Staat durch den Wiener Frieden übte damals eine ähnliche Wirkung, wie die Errichtung des protestantischen deutschen Kaiserthums jetzt aus. Die Hohenzollern mussten ihren Machtzuwachs, den sie auf den Schlachtfeldern erworben, noch einmal im Kampf auf kirchlichem Gebiet vertheidigen. Zu

einer für immer entscheidenden Niederlage der einen oder andern Seite kann ein solcher Kampf seiner inneren Natur nach nicht führen, weil keiner der Führer seinen Gegner da treffen kann, wo er tödtlich verwundbar ist. So wird auch der jetzige Kulturkampf nicht die letzte Phase dieses tausendjährigen Streits zwischen Staat und Kirche sein und jeder Friedensschluß wird immer nur die Natur eines Waffenstillstands haben. Erschöpfend diese Frage zu behandeln, kann hier nicht der Zweck sein und würden wir auch nicht wagen, an die Lösung einer solchen Aufgabe zu gehen. Da aber die im tiefsten Grund selbe Frage, wenn auch anders gefärbt, die Politiker unserer Zeit bewegt, so wird es nicht uninteressant sein, daran zu erinnern, wie dieselbe damals von den maßgebenden Personen beurtheilt wurde, soweit das hierfür geeignete Material und politische Rücksichtnahme dies gestattet.

Seit dem westphälischen Frieden waren gemischte Ehen in Deutschland vielfach unbeanstandet geschlossen worden und es war Gewohnheitsrecht geworden, daß die Kinder, entsprechend dem Geschlecht, der Religion der Eltern folgten, wenn bei der Eheschließung nichts anderes festgesetzt worden war.

Durch Kabinetsordre vom 21. November 1803 war für die alten Preußischen Provinzen bestimmt worden, daß sämmtliche Kinder aus gemischten Ehen in der Konfession des Vaters erzogen werden sollten. Während dies hier unbeanstandet geschah, suchte die katholische Geistlichkeit des Rheinlandes das Prinzip unbedingter katholischer Kindererziehung durch Einwirkung vor der Eheschließung auf den katholischen Theil zur Regel zu machen. Dieses Streben führte zum Erlaß folgender Kabinets-Ordre vom 17. Aug. 1825.

„In der Rheinprovinz und in Westphalen dauert, wie ich vernehme, der Mißbrauch fort, daß katholische Geistliche von Verlobten verschiedener Konfession das Versprechen verlangen, die aus der Ehe zu erwartenden Kinder ohne Unterschied des Geschlechts in der katholischen Religion zu erziehen und darohne die Trauung nicht voll verrichten wollen. Ein solches Versprechen zu fordern, kann so wenig der katholischen, als im umgekehrten Fall der evangelischen Geistlichkeit gestattet werden. In den östlichen Provinzen der Monarchie gilt das Gesetz, daß eheliche Kinder ohne Unterschied des Geschlechts in dem Glaubensbekenntniß des Vaters erzogen werden. — — In diesen Theilen des Staats sind und werden gemischte Ehen geschlossen und von katholischen Geistlichen eingesegnet, und es waltet kein Grund ob, dasselbe Gesetz nicht auch in den westlichen Provinzen geltend zu machen. — — — Friedrich Wilhelm."

Diese Kabinets-Ordre präjudizirte nicht dem freien Willen der Eltern über die konfessionelle Erziehung der Kinder, für den Fall, daß dieser Wille ein übereinstimmender war.

Es ist darüber gestritten worden und wird auch ferner darüber gestritten werden, ob der König rechtlich befugt war, die konfessionellen Verhältnisse so diktatorisch einseitig zu ordnen. Für die evangelischen Unterthanen war er es unzweifelhaft auf Grund seines anerkannten Rechts als Summus episcopus — nicht so für die katholischen, wenigstens nach deren Ansicht; sie verlangten die Zustim-

mung des Papstes. Die Rechtspraxis aber sprach jedenfalls für die Auffassung des Staatsoberhaupts, nachdem durch die Deklaration vom 21. November 1803 derselbe Zustand für die östlichen Provinzen legalisirt und von Rom praktisch anerkannt war, der jetzt für die westlichen eingeführt werden sollte.

In Bezug auf den hierdurch entstandenen kirchenpolitischen Kampf kann man wohl zutreffend behaupten, ebenso wie auch von dem jetzt noch dauernden „Kulturkampf“, daß die Veranlassung dazu von der römischen Kirche ausging, die Kriegserklärung aber vom Staat.

Es folgte ein Zeitraum von 5 Jahren, in welchem ein Kriegszustand vorhanden war, der Krieg aber nicht zum offenen Ausbruch kam.

Es wurde seitens des Klerus nur ein Minenkrieg gegen das Staatsgesetz im Beichtstuhl geführt. Im Uebrigen beschränkte man sich katholischerseits auf passiven Widerstand. Auf dieser Seite lag die Führerschaft in diesem Kampf zunächst in den Händen des Erzbischofs von Köln. Diese Stelle bekleidete damals Graf Spiegel, ein feingebildeter Mann, welcher einen offenen Konflikt zu vermeiden suchte. Ihm Gegenüber stand der Minister von Altenstein, der selbst Zweifel gehegt zu haben scheint, ob der durch die oben angeführte Kabinetsordre eingeschlagene Weg der richtige sei, jedenfalls in Betreff der weiteren Entwickelung dieses Streits Besorgnisse hegte, indem er die Tragweite desselben ebenso klar erkannte, wie die Schwierigkeit, denselben in einer Weise zu beendigen, welche keine Niederlage für die Staatsgewalt involvire.

Unter dem 21. September 1825 schreibt der Oberpräsident von Westphalen an den Kultusminister über die Situation:

„Münster.

— — Der Erzbischof von Cölln ist ganz zufrieden mit den Resultaten seiner klugen, wohl berechneten, durchaus sicher fortschreitenden Wirksamkeit und die Regierung hat alle Ursache, es mit ihm zu sein; ich kann nur wünschen, daß die beiden anderen Bischöfe in Paderborn und hier gleichmäßig verfahren werden, hoffe aber auch dieses bei tüchtiger General-Vicarius-Unterstützung von beiden. —

Vincke.“

Ob der sonst so klarsichtige Oberpräsident nicht richtig durchschaute, was unter der Oberfläche vorging, oder ob inzwischen eine Wandlung eintrat, mag dahingestellt bleiben. Jedenfalls nahm der Erzbischof von Köln zu Anfang des nächsten Jahres eine Stellung ein, welche wenig Aussicht auf einen friedlichen Verlauf der ganzen Frage bot. Er stellte sich mit Entschiedenheit dem einseitig staatlichen Standpunkt gegenüber auf den einseitig kirchlichen.

Unter dem 14. Janunr 1826 brachte der Geh. Ober-Reg.-Rath Schmedding, Direktor der katholischen Abtheilung im Ministerium, ein Schreiben des genannten Erzbischofs an ihn d. d. 9. Januar zur Kenntniß des Ministers, welchem wir Folgendes entnehmen:

„— — — Ich habe mich (nämlich dem Minister gegenüber) über den Inhalt der Cabinetsordre gar nicht geäußert. Dazu hatte ich noch nicht die Veranlassung, denn die Cabinetsordre verkündet nur den Willen des Regenten:

a) wegen der katholischer Seits bisher geforderten Stipulation über die künftigen Religionsverhältnisse der Kinder,

b) die Abänderung der Declaration von 1821.

Die Ausführung der Anordnung darüber ist dem Staatsminister aufgegeben. Diese beauftragte Behörde hat bisher geschwiegen; aber des Herrn von Altenstein Excellenz rückte seinerseits mit einer Vollstreckungsvorschrift drohend heraus, welche nach Rechtsprincipien nicht bestehen kann und vollends — sit venia verbo — Umwälzu gen und Zertrümmerung des katholischen Kirchthums über das Pfarrwesen verbreiten würde. Hierzu durfte ich ohne Gewissensverletzung nicht schweigen. Dann beziele ich auch für das Beste des Staats und zur Erhaltung des innern Friedens die Schwierigkeiten der Strafvollstreckung augenfällig zu machen und womöglich Stillstand der Angelegenheit zu bewirken. Der Staat gewinnt nicht durch Eingriffe in die Eheverhältnisse in religiöser Beziehung, da jeder Religionstheil, nämlich der ältere, katholische, seine ursprünglichen Principien, der evangelische seine neuen, aus der Reformation hervorgegangenen Abweichungen vom Alten hat und daran festhält. — — —

Es mag vielleicht gut sein, wenn Ew. Hochwohlgeboren des Herrn von Altenstein Excellenz privatim mit meiner Aeußerung bekannt machten; ich vertraue sehr viel auf dieses redlichen Mannes Rechtsgefühl. Würde sich das Staatsministerium über die gemischten Ehen amtlich äußern, so werde ich ihm ungescheut die Grenze bezeichnen zwischen dem circa sacra und dem wirklichen Sacrum. — — —"

Dieses Schreiben läßt deutlich den Standpunkt erkennen, welchen einzunehmen jedenfalls von Rom aus die preußischen Bischöfe angewiesen waren. Es läßt deutlich die Schwierigkeit erkennen, welche sich bei jedem ähnlichen Konflikt zwischen Staat und Kirche wiederholen wird, und welche darin besteht, daß jede Seite das Recht für sich in Anspruch nimmt, die Grenze zu bezeichnen, an welcher die andere Machtsphäre beginnt. In diesem Stadium blieb die Angelegenheit zunächst und scheint sich in einem circulus vitiotus bewegt zu haben.

Dies spricht auch der Ober-Präsident v. Vincke in einem Schreiben vom 3. Januar 1829 an Altenstein aus, in welchem er sagt:

„— — — Leider hat die Angelegenheit der gemischten Ehen, welche der Geh. Rath Schmedding mit Ihrem Brief mir zuführte, trotz der thätigen und wahrhaft meisterhaften Behandlung desselben bei den Bischöfen ihr Ende in Rom noch nicht gefunden. — — — v. Vincke."

Indessen ruhte die Behandlung dieser sehr wichtigen Frage nicht; aber der Papst vermied, wie stets, einen nicht sehr reiflich erwogenen Beschluß zu fassen, da der Pontifex maximus sich als unfehlbares Oberhaupt der Kirche mehr noch als ein weltlicher Regent davor zu hüten hat, einen Schritt zu thun, der vielleicht zurückgethan werden müsste. Aus einem Bericht des Geh. Leg.-R. Bunsen d. d. Rom, den 20. Januar 1830 ersehen wir, daß der Papst persönlich 500 Bogen

Akten über diese Materie durcharbeitete, ehe er einen bestimmten Beschluß fasste. Der Bericht selbst beginnt:

„Zwei Tage nach meinem letzten unterthänigsten Bericht über die mixten Ehen vom 18. d. M., also am Feste der Verlegung des Stuhls Petri nach Rom, hat der Papst in dieser wichtigen und folgereichen Angelegenheit einen Entschluß gefasst und förmlich ausgesprochen, der den nun anderthalbjährigen Unterhandlungen ein vollkommen genügendes Ende zu setzen und der Forderung Sr. Majestät des Königs, wie sie noch zuletzt in der Allerhöchsten Kabinetsordre vom 26. Oct. v. J. ausgesprochen ist, gänzlich zu genügen verspricht.

An diesem Tage ließ der Papst in St. Peter selbst durch den Kardinal-Staats-Secretär dem Cardinal Capellari diesen Entschluß eröffnen; dieser verfügte sich hierauf zu Sr. Heiligkeit und empfing nun zum ersten Male einen direkten Auftrag, mit mir über jene Angelegenheit zu conferiren.

Am 19. erhielt ich die in Abschrift beiligende Nachricht von der erfolgten Beauftragung des Cardinals Capellari und verfügte mich also heute zu demselben.

Der mir eröffnete Beschluß des Papstes lautet wörtlich folgendermaßen: Se. Heiligkeit, um Sr. Majestät dem Könige von Preußen einen Beweis zu geben, welchen Werth sie auf die Erhaltung der Freundschaft Sr. Majestät legt, hat sich nach langer und scrupulöser Ueberlegung entschieden, folgende zwei Punkte zu bewilligen:

1. die Erziehung der Kinder in der katholischen Religion soll aufhören, eine conditio sine qua non der mixten Ehen in der Monarchie zu sein;
2. im ganzen Umfange der Monarchie werden von nun an alle extra formam Concilii Tridentini geschlossenen mixten Ehen als gültig von der katholischen Kirche anerkannt.

Der Cardinal Capellari ist beauftragt, mit mir über die Form und den Modus zu conferiren. — — — Bunsen."

Erst am 25. März erließ der Papst ein Breve an die preußischen Bischöfe, welches die oben angegebenen zwei Punkte zwar zum Ausdruck brachte, aber ohne damit ein principielles Zugeständniß zu machen, welches von den bis dahin geltenden Grundsätzen der katholischen Kirche abwich. Der Papst erklärte darin:

1. die gemischten Ehen für überhaupt kirchlich unerlaubt, aber für gesetzlich gültig, wenn sie einmal geschlossen wären;
2. die kirchliche Einsegnung einer gemischten Ehe für nur zulässig unter der Bedingung, daß beide Ehegatten vor der Trauung gelobten, die zu erwartenden Kinder aus dieser Ehe sämmtlich katholisch erziehen lassen zu wollen. Thäten sie dies nicht, so könne die Eheschließung zwar in Gegenwart eines katholischen Geistlichen stattfinden — wodurch diese kirch-

liche und staatliche Gültigkeit erhält — aber eine kirchliche Feier dabei sei unstatthaft.

Hierdurch war das fernere Zustandekommen von kirchlich anerkannten gemischten Ehen ermöglicht, auch wenn das verlangte Erziehungs-Versprechen von den Verlobten nicht gegeben wurde. Die katholische Kirche wahrte ihren kanonischen Rechtsstandpunkt, erkannte das einseitige Gesetzgebungsrecht des Staats in Bezug auf Eheschließung nicht an, gab aber in der Praxis so weit nach, daß ein modus vivendi damit möglich wurde.

Durch Unterhandlungen mit den Bischöfen erlangte die preußische Regierung, indem sie den Prinzipienstreit ruhen ließ, praktisch, was sie wollte, denn stillschweigend wurde die kirchliche Trauung auch in solchen Fällen von katholischen Geistlichen vollzogen, in denen eine Erklärung bezüglich der katholischen Kindererziehung nicht abgegeben wurde. Da trat ein Ereigniß ein, welches der Sache im weiteren Verlauf eine andere Gestalt geben und einen offenen Konflikt herbeiführen sollte. Am 2. August 1835 starb der Erzbischof von Köln, Graf Spiegel. Als sein Nachfolger wurde der Weihbischof Clemens Droste zu Vischering gewählt und am 24. Mai 1836 inthronisirt. Derselbe hatte das königliche Placet nur unter der von ihm eingegangenen Bedingung erhalten, daß er in Ehesachen der Praxis seines Vorgängers folgen wolle. Daß man dem als ultramontan bekannten neuen Erzbischof in dieser Beziehung nicht volles Vertrauen schenkte, geht aus folgendem Königlichen Erlaß an den Minister von Altenstein hervor.

„Bei Zurücksendung der vollzogenen Bestätigungsurkunde für den Freiherrn Droste zu Vischering als Erzbischof von Cöln gebe ich Ihnen auf den Bericht vom 23. v. M. zu erkennen, daß ich den Erzbischöfen Grafen von Spiegel und von Dunin das Prädicat der Erzbischöflichen Gnaden aus besonderen persönlichen Rücksichten ausnahmsweise bewilligt habe und daß ich mir deshalb vorbehalte, auch dem Freiherrn Droste zu Vischering es beizulegen, wenn, wie Ich nicht zweifle, derselbe Mein durch die Bestätigung seiner Wahl in ihn gesetztes Vertrauen rechtfertigen wird. Für jetzt muß es indeß bei dem als Regel vorgeschriebenen Prädicat der Erzbischöflichen Hochwürden verbleiben. Dem Ober-Präsidenten von Bodelschwing haben Sie Meine Zufriedenheit mit seiner zweckmäßigen Leitung des Wahlgeschäfts zu bezeigen.

Berlin, den 10. Januar 1836. Friedrich Wilhelm."

Wir wollen dem Herrn Erzbischof nicht imputiren, daß diese vorläufige Verweigerung eines Ehren-Prädikats ihn veranlaßte, dem in ihn gesetzten Allerhöchsten Vertrauen nicht zu entsprechen, sondern annehmen, daß andere schwerwiegende Gründe ihn dazu bewogen, dies nicht zu thun.

Thatsache ist, daß der neue Erzbischof, sobald er die Zügel in Händen hatte, die ihm unterstellten Geistlichen dahin anwies, sich genau an die im päpstlichen Breve vom 25. März 1830 gegebene Bestimmung zu halten, also die aktive kirchliche Trauung von dem vor derselben abzugebenden Erziehungsversprechen abhängig zu machen. Gleichzeitig ging der Bischof scharf gegen die Hermesianer, namentlich an der Universität Bonn vor. Vergebens wurde derselbe von der Preußischen

Regierung auf das vor seiner Inthronisirung gegebene Versprechen hingewiesen; er beharrte in der einmal eingeschlagenen Bahn.

Die im Laufe des Jahres 1837 gepflogenen Verhandlungen zeigten, daß von verschiedenen Seiten her Einflüsse auf die preußischen Bischöfe wie auch auf den Papst und seine Rathgeber ausgeübt wurden, welche diese eben in ihrem Widerstande gegen die Staatsgewalt bestärkten. Die Einflüsse gingen theils von den Jesuiten, theils von dem belgischen Episkopat, theils sogar von der oesterreich'schen Regierung oder persönlich vom Fürsten Metternich aus. Diejenigen Personen in Preußen, welche über den Gang der Sache orientirt waren, mussten befürchten, daß ihre weitere Entwickelung entweder zu einem Zurückweichen der Staatsgewalt oder zur Geltendmachung ihrer Machtmittel führen müsse.

Unter dem 19. August schreibt der Geh. Ob.-Reg.-Rath Nicolovius, Direktor der katholischen Abtheilung an den Minister:

„— — — Die römische Angelegenheit, ich kann es nicht leugnen, bekümmert mich sehr. Unkunde und Zaghaftigkeit der Männer, die der König spricht, Bunsen's getheiltes Interesse und daraus entspringende zweideutige Rathschläge, die sinnlose, aber tief einwirkende Einmischung des Rationalismus,*) der kluge Römer, der unsere Schwächen belauert und zu benutzen versteht, Alles läßt mich einen schmählichen Ausgang fürchten. Ich würde weniger bekümmert sein, wenn ich eine halbe Maßregel ersinnen könnte. Mir scheint aber Alles auf dem Spiel zu stehen und zum Gewinn Festigkeit und Muth erforderlich; denn auch der Gewinn ist mit großem Wagniß verbunden. — — — Nicolovius."

Wohl aus derselben Zeit, jedenfalls aus demselben Jahr stammt folgender Brief des Geh. Ober-Reg.-Rath Schmedding an den Minister:

„Ew. Excellenz

überweise ich in der Anlage ehrerbietigst ein unter der Adresse meines Schwiegersohns, des Major Blesson, an mich gerichtetes Schreiben des Professor Elvenich aus Albano bei Rom. Es enthält einen vertraulichen Bericht über die Lage der Angelegenheit, wegen welcher derselbe sich in Italien befindet. Nach Eingang der Nota des österreichischen Botschafters, Freiherrn von Lützow, die eine Wirkung des Rescripts des Fürsten von Metternich war, dessen mit dem höchsten Grade der Autenzität verbürgte Abschrift der Ob.-Consist.-Rath und Hofprediger Strauß nach Berlin gebracht hat, wandelte sich plötzlich in Rom die Scene. Die Unterhandlung brach ab und man schickte sich an, die beiden deutschen Gelehrten wegzuschicken, nicht ohne vorher ihnen die Schmach anzusinnen, sich dem Breve unbedingt zu unterwerfen. Cardinal Lambruschini führte eine hohe Sprache und der Jesuiten-General P. Rothhahn wiederholte nicht allein in seinem Schreiben, womit er abbrach, fast wörtlich eine Phrase, die auch in dem oben ehrerbietigst erwähnten Metternich'schen Rescript an Herrn von Lützow in Rom enthalten ist: sondern er sowohl, als auch der Cardinal strichen die Unfehlbarkeit des ex cathedra

*) Dies bezieht sich wohl auf die Hermesianer und die Parteinahme der Regierung für dieselben gegen den Erzbischof von Köln.

sprechenden Oberhauptes der Kirche auf eine Weise heraus, die den Gedanken: von dem Inhalt des Breve auch nur einen Buchstaben getilgt zu sehen, als lächerlich erscheinen ließ. Der Pater Rothhahn verschmähte nicht den beiden Deutschen die Ermahnung mit auf den Weg zu geben, es nicht zu machen wie H. Delamenais, und er zeigte zu guter letzt auch die Elvenich'sche Schrift: „Acta Hermesiana", worin er Irrlehren entdeckt haben wollte.

So hatte die österreichische Einmischung durchaus das unter anscheinend guten Auspicien begonnene Geschäft zerstört. Man war in Rom gänzlich vergessen, was der Reise der beiden Gelehrten vorhergegangen. Man schämte sich nicht, ein Unrecht mit Hohn zu würzen.

Jene blieben indeß, auf von hier erhaltene obrigkeitliche Winke in Rom, und Elvenich erbat sich von dem Jesuiten die Bezeichnung der angeblichen Irrlehren seiner Schrift. Die von Msgr. Capacini eingelaufenen Nachrichten aus Deutschland scheinen den Uebermuth etwas in Rom abgekühlt zu haben, denn der Pater Rothhahn hat die Herausforderung Elvenich's angenommen; dieser hat geantwortet und der Jesuiten-General scheint es rathsam gefunden zu haben, den Streit durch die im Geiste seines Ordens abgefaßte, von Elvenich in seinem Briefe mitgetheilte Erklärung abzubrechen. — — — Schmedding."

Endlich scheint der König selbst des langen Parlamentirens mit den Bischöfen überdrüssig geworden zu sein und befahl die kategorische Aufforderung an den Erzbischof von Köln zu richten, den vor seiner Ernennung gegebenen Zusagen gemäß zu verfahren.

Am 23. Oktober schreibt Altenstein an Schmedding:

(Concept.)

„Ew. Hochwohlgeboren bitte ich, mich nur mit zwei Worten hier unten gefälligst zu benachrichtigen, wann ich wohl hoffen darf, die Ausfertigungen wegen des Erzbischofs zu Cöln zu erhalten. Ich möchte, daß Sie, ehe ich solche erhalte, gefälligst nach unserer Abrede mit dem Herrn Geh. Rath Eichhorn Rücksprache nehmen und die Ausfertigungen dem Herrn Dr. Nicolovius vorlegen ꝛc.

Altenstein."

Der Geh. Ob.-Reg.-Rath Schmedding antwortete darauf am selben Tage:

„Ew. Excellenz erwiedere ehrerbietigst, daß ich mit dem Entwurf der auf die Allerhöchste Cabinets-Ordre vom 19. d. an den Herrn Erzbischof von Cöln zu erlassenden Verfügung fertig bin, mit Hrn. Nicolovius vorgestern über die Sache ausführlich gesprochen habe, aber erst heute zwischen 11 und 12 Uhr mit dem Hrn. Eichhorn darüber sprechen soll, welches vorgestern und gestern eingetretener Hindernisse wegen nicht hat geschehen können. Ist diese Unterredung abgehalten, so kann nach Lage der Umstände die Verfügung, wie Ew. Excellenz deren Inhalt vorgezeichnet haben, sofort dem Hrn. Nicolovius zur Zeichnung vorgelegt oder es wird von mir Ew. Excellenz pflichtmäßig mündlich Vortrag erstattet werden. — — —

Schmedding."

Die Antwort des Erzbischofs scheint, nach den folgenden Korrespondenzen

Anfangs November und zwar in ganz ablehnender Weise erfolgt zu sein. Nach Eintreffen derselben schreibt Altenstein an den Minister Graf Lottum:

„Ew. Excellenz eile ich anliegend das Original der Erklärung des Erzbischofs von Cöln auf die solchem von mir im Verfolg des Befehls Sr. Majestät des Königs zugegangene Eröffnung ganz ergebenst zu übersenden. Ich werde ungesäumt alles der Wichtigkeit der Sache angemessene vorbereiten, um Sr. Majestät dem König hierüber Vortrag halten zu können. Altenstein."

Im Zusammenhang hiermit schreibt der Minister an Nikolovius:*)

„Es ist von dem Herrn Erzbischof von Cöln eine durchaus ablehnende Erklärung auf meine Eröffnung an solchen erfolgt. Ich kann Ew. Hochwohlgeboren solche in diesem Augenblicke nicht mittheilen, da ich das Original dem Herrn Staatsminister Grafen von Lottum mitgetheilt habe und keine Abschrift besitze, ich werde aber dafür sorgen, daß Sie solche umgehend erhalten. Die Sache ist von großer Erheblichkeit und sehr eilig. Ich werde über solche eine vorläufige Berathung heute um 1 Uhr in meiner Wohnung zu Berlin veranlassen und lade Ew. Hochwohlgeboren ergebenst ein, solcher beizuwohnen. Der Herr Geh. Leg.-Rath Eichhorn, der Herr Geh. Leg.-Rath Bunsen und der Herr Geh. Ob.-Reg.-Schmedding werden sich zur Berathung einfinden. — — —

Altenstein."

Aus einem Brief von Bunsen an Altenstein erfahren wir das weitere Schicksal der Erzbischöflichen Erklärung:

„Hôtel de Russie, 8 Uhr Abends, Mittwoch (5. Nov.)

Graf Lottum Excellenz ist mit allem einverstanden; er wird das corpus delicti an Fürst Wittgenstein senden, damit es Sr. Majestät morgen vor der Tafel könne vorgelegt werden. — — —"

Auffallend ist hierbei, daß man Sr. Majestät gerade unmittelbar vor Tisch diese doch immer unangenehme Sache vorlegen wollte.

Auch über die Resultate der vom Minister veranlassten Konferenz oder Konferenzen erfahren wir aus einem zweiten Brief von Bunsen wenigstens soviel, daß die Redaktion verschiedener Schriftstücke nach den verschiedenen Richtungen hin beschlossen wurde:

„Ew. Excellenz für Ihre gütige Mittheilung dankend erlaube ich mir die Frage, ob ich zwischen hier und 3 Uhr Hochderselben eine von mir als Resultat unserer Conferenzen verfasste Denkschrift vorlegen dürfte?

Ich habe nämlich geglaubt, Ew. Excellenz würden es nicht ungern sehen, wenn ich den in der ersten Conferenz vorgetragenen scizzirten Entwurf des Ganges des Geschäfts, nach Ew. Excellenz gestern gefassten Beschlüssen modificirt und ergänzt, ausführte.

Dies ist so ausführlich geschehen, daß die Denkschrift die ganze Instruction für den Herrn Ober-Präsidenten und alle Materialien zum Berichte an das K.-

*) Das Konzept trägt nicht den Namen des Adressaten, es kann dieser aber kaum Jemand anders als Nicolovius sein.

M. enthält. Ew. Excellenz könnten dieselbe also mit den von Ihnen zu verfügenden Modificationen entweder einem kurzen Bericht an den König beilegen, oder es frei als Material gebrauchen: auch als Grundlage bei der übermorgenden Conferenz. Ganz nöthig scheint mir jedoch, daß am Montag die Entwürfe der Instruction und des Berichts vorgelegt und besprochen werden, wie auch Geh. Reg. R. Stägemann den Entwurf der C.-O. an den Oberpräsidenten hiernach wird vorlegen können. Nur so ist es möglich, daß am Freitag alles entschieden werden kann, was nothwendig ist, ohne großes periculum morae zu veranlassen. — — —

Sonnabend (d. 8. Nov.) 1 Uhr. Bunsen."

Bis zum 13. Nov. war alles soweit vorbereitet, daß Sr. Majestät Vortrag über die Sache gehalten und die zu ergreifenden Maßregeln unterbreitet werden konnten. Unter diesem Datum schreibt der Minister Graf Lottum an Altenstein:

„Ew. Excellenz zeige ich gehorsamst an, daß des Königs Majestät zu morgen früh Elf Uhr eine Conferenz über die Cölner Angelegenheit bei sich im Palais befohlen haben, wozu Ew. Excellenz einzuladen Se. Majestät zwar nicht befohlen, aber geäußert haben, daß es von Ihnen abhängen würde derselben beizuwohnen, wenn Sie es für nöthig hielten und es Ihnen nicht lästig werde. Für den Fall, daß Ew. Excellenz kommen sollten, schlägt der Fürst Wittgenstein vor, in der Wallstraße am Hofeingang auszusteigen und den Wagen nicht halten zu lassen Der Minister v. Rochow, G. L.-R. Bunsen, der Fürst Wittgenstein sind zu erscheinen befohlen. Lottum."

Der Vorschlag, in der Wallstraße auszusteigen und den Wagen nicht halten zu lassen, ging offenbar aus dem Wunsch hervor, die Abhaltung dieser wichtigen Conferenz nicht offenkundig werden zu lassen. Altenstein konnte an derselben aber nicht theilnehmen, wie wir aus dem Lottums Brief anliegenden Concept der Antwort ersehen:

„Ew. Excellenz muß ich auf Hochdero verehrtes Schreiben von gestern Abend ganz ergebenst anzeigen, daß eine Verkältung, die ich mir bei der Rückkehr von der Conferenz zugezogen habe und die einen heftigen Stickhusten veranlaßt hat, es mir zu meinem höchsten Bedauern ganz unmöglich macht, mich nach der von Sr. Majestät dem König mir gnädigst ertheilten Erlaubniß, bei der von Allerhöchstdemselben um 11 Uhr angeordneten Conferenz ehrerbietigst einzufinden. Ew. Excellenz bitte ich, Sr. Majestät dem König meine ehrfurchtsvolle Entschuldigung zu Füßen zu legen. Es beruhigt mich einigermaßen, daß ich nicht glaube, daß meine Anwesenheit nöthig sein dürfte, indem ich meine Ansicht bei der sorgfältigsten Berathung der gemachten Vorschläge bereits vollständig entwickelt habe und ich versichert bin, daß der Herr Oberpräsident von Bodelschwingk mit der obersten Militärbehörde, wenn solche mit dem Gange der Maßregeln bekannt sind, kein Bedenken bei deren Ausführung mit der Vorsicht, wozu sie persönlich so sehr befähigt sind und mit der Kraft, wozu sie die nöthigen Mittel erhalten, finden werden. Die Sache ist sehr schwierig und unangenehm, ihre kräftige Durchführung aber sicher von unberechenbar guten Folgen für das Ansehn und den Standpunkt Preu-

ßens, zur katholischen Kirche sowohl als zur evangelischen, im In- und Ausland und wird am besten alle die falschen Ansichten und sogar Hoffnungen des Auslandes über die im Lande leicht zu erregenden religiösen Spaltungen und sogar politischen Unruhen niederschlagen. Altenstein."

Der Minister, obgleich leidend, hatte nicht Anstand genommen, sich für ein energisches Vorgehen gegen den wortbrüchigen und widerspenstigen Prälaten auszusprechen und hatte die Anwendung der staatlichen Gewalt gegen denselben entweder selbst in Vorschlag gebracht, oder doch gut geheißen.

In dieser Konferenz am 14. November im Palais des Königs scheinen die definitiven Beschlüsse gefasst und vom König sanktionirt worden zu sein, welche darauf hinausgingen, den Erzbischof von Droste-Vischering als einen rebellischen Unterthanen zu verhaften. Die Verhaftung erfolgte am 20. November und wurde derselbe am 22. in der Festung Minden internirt.

Das Beispiel des Erzbischofs von Cöln hatte ansteckend auf die übrigen preußischen Bischöfe gewirkt; wahrscheinlich war auch diesen das Signal zur Eröffnung des Kampfes gegen die Staatsgewalt von Rom aus gegeben worden. Vor Allem war es Herr von Dunin, der Erzbischof von Posen und Gnesen, welchen die Lorbeeren des „Märtyrers von Cöln" nicht ruhen ließen und veranlassten, ebenso energisch, d. h. ebenso rebellisch und wortbrüchig, wie dieser aufzutreten. Bei ihm wirkte neben dem religiösen Element noch ein politisches ein, nämlich das national-polnische. Er stand in sehr nahen Beziehungen zu der revolutionär gesinnten polnischen Partei, mit deren Mitgliedern er hauptsächlich verkehrte, war aber mehr ihr Werkzeug, als ihr Führer, zu welcher Rolle ihm die geistigen Fähigkeiten fehlten. Seinen Mangel an taktischem Talent beweist der Umstand, daß er die Feindseligkeiten erst begann, als sein Bundesgenosse in Köln bereits unschädlich gemacht war. In den östlichen preußischen Provinzen, war, wie bereits Eingangs erwähnt, durch die Königl. Deklaration vom 21. November 1803 die schon bestehende Praxis als gesetzliche Norm festgestellt worden, daß alle Kinder aus gemischten Ehen in der Konfession des Vaters erzogen werden sollten, wenn nicht eine Einigung beider Eltern in anderm Sinn darüber bestimmte. Seitdem war die kirchliche Einsegnung gemischter Ehen unbeanstandet von katholischen Priestern vollzogen worden, auch wenn die Verlobten nicht vorher erklärten, alle aus der Ehe zu erwartenden Kinder katholisch erziehen lassen zu wollen. Der Umstand, daß jetzt im Jahr 1838 die Forderung dieser Erklärung von dem Erzbischof von Dunin als eine conditio sine qua non dem ihm unterstellten Klerus bezeichnet und von der Abgabe derselben die kirchliche Trauung abhängig gemacht wurde, musste als ein Abweichen von der so lange bestandenen Praxis um so auffallender, ungerechtfertigter und für den Staat herausfordernder erscheinen.

Da der Herr Erzbischof trotz aller Vorstellungen in seinem Widerstand beharrte, wurde derselbe in Anklagezustand versetzt und im Februar 1838 zu Festungshaft verurtheilt und seines bischöflichen Amtes entsetzt.

Die Verurtheilung des Prälaten gab Veranlassung zu einem Schreiben Schmeddings an Altenstein vom 2. März 1839, welches eine Denkschrift über den

vorliegenden Fall genannt werden kann, und mit Rücksicht auf seinen Autor sowohl als auch wegen der darin geltend gemachten Gründe pro et contra in hohem Grade interessant ist. Wir geben dasselbe nachstehend mit einigen nothwendigen Auslassungen:

„— — — Gestern vernahm ich von einer Justizperson, daß das Urtheil wider den Erzbischof von Posen und Gnesen gefällt sei, derselbe sei zur Amtsentsetzung und einjähriger Gefangenschaft verurtheilt. — — —

Das Hauptvergehen des unglücklichen Prälaten ist, daß er in Betreff der gemischten Ehen den vorgefundenen Gebrauch unbedingten Aufgebots und Trauung umstieß, wobei derselbe dem ihm eröffneten königlichen Willen schnurstracks entgegenhandelte. — — —

Die Frage, ob der Erzbischof hierdurch gegen das allgemeine Landrecht, überhaupt gegen die Landesgesetze sich verging und zwar in solcher Weise sich verging, daß bei beharrlichem Ungehorsam ihn eine so schwere Strafe treffen konnte, hängt von der Vorfrage ab, ob jener Gebrauch etwas zu Recht bestehendes oder nur etwas thatsächliches war, das, ohne die Rechte Anderer zu kränken, einer Abänderung durch die bischöfliche Autorität erleiden konnte." — — —

Schmedding sucht die Schuld des Bischofs zu mildern und fährt dann fort:

„Hieraus begreift sich, wie der Erzbischof von Dunin glauben konnte, er handle nicht gegen seinen Huldigungseid und begehe als Unterthan keinen Ungehorsam, indem er in einer Sache, die er für eine kanonische nahm, der allerhöchsten Willensmeinung zuwider handelte. Sein Irrthum liegt vielmehr darin, daß er erstens für Glaubenssache ansah, was nach seiner geschichtlichen Entwickelung richtiger als ein Disciplinarpunkt zu betrachten ist, und zweitens, daß er das bürgerlich-politische sehr erhebliche Moment, welches diesen Gegenstand anfing, ganz außer Acht ließ. — Hier aber liegen Thatsachen, welche erst die Zukunft vollständig enthüllen wird, zu Grunde. Hat der römische Hof, haben seine Nuntien die Hand im Spiel gehabt? Direkt vielleicht nicht, aber sicherlich mittelbar. Herr von Dunin stand früher mit den Jesuiten in Rußland in Verbindung, seine theologische Bildung im Colleg. Germ. zu Rom war jesuitisch, wenigstens half sie den festen Glauben an die kirchliche Allgewalt des Papstes gründen, die ihm mit allen Prälaten seiner Nation gemein ist. Letzthin soll auch von Galizien aus durch Jesuiten auf ihn gewirkt sein. — — So hat man diesen Mann in den Kampf gelockt. — — —"

(Es wird erwähnt, daß der Erzbischof in einem Dankschreiben an das Gnesener Domkapitel von Einstellen des Geläuts spricht rc. Dann fährt er fort:)

„Übrigens bin ich weit entfernt, die Schuld des Erzbischofs mildern zu wollen. Kein redlicher und urtheilsfähiger Katholik wird diese und ähnliche Flecken, die an der Handlungsweise des Prälaten haften, in Schutz nehmen. Aber in der Hauptsache, die den Gegenstand des ärgerlichen Handels ausmachte, wird Herr von Dunin selbst denen Katholiken, die ihm Unrecht geben, in weit niederem

Grade strafbar erscheinen und die große Menge, vielleicht der Papst an der Spitze, wird ihn den alten Märtyrern und Confessoren gleichstellen. — — —

Leider wächst, zumal seit die inländischen Blätter diesem Streit ihre Spalten geöffnet haben, die Erbitterung. Bei den Katholiken, denen gegen die Angriffe, welchen ihr Glaube und ihre Kirche in Schriften und auf Canzeln unaufhörlich ausgesetzt ist, nicht gleiche Waffen zu Gebote stehn, kocht das Feuer des Hasses innerlich. Die Kraft des Staats welkt dahin, und man kann in der That nicht wissen, welchem Schicksal Deutschland bei etwaiger Störung des Weltfriedens entgegengeht. Eine andere Frage ist, wie will man einen solchen Richterspruch vollziehen. Ich berühre dabei nur den einzigen Punkt von der Absetzung des Erzbischofs, denn alles Andere, namentlich, was seine Verhaftung und Einkerkerung betrifft, sei den Gerichten und der Polizei- und Militärgewalt anheimgestellt.

Aber es ist die constanteste Conviktion des katholischen Gemüths, beruht in der Natur der Sache und auf klaren Ausspruch der kirchlichen Gesetze, daß ein Geistlicher seines geistlichen Amtes nur durch die Kirche entsetzt werden kann. Der Staat kann ihn an Ehre, Freiheit, Vermögen, Leib und Leben strafen; aber an das Geistliche seine Hand legen kann er nicht. Man frage das französische Strafrecht, das strengste der neueren Zeit — wie sorgfältig hat es diese Klippe vermieden. — — —

Trifft die Strafe des weltlichen Armes niedere Geistliche, so suchen die Bischöfe durch Einleitung von Verzichten, Administrationen, Emeritirungen oder nachträgliche von ihnen ausgehende Absetzungen die Sache zu vermitteln. Allein ganz anders steht es mit den Absetzungen eines Bischofs, die der Papst allein auszuführen ermächtigt ist. Der Papst wird die Absetzung des Herrn von Dunin weder gut heißen, noch vollziehen. Durch weltlichen Spruch verfügt wird sie nicht nur den Gläubigen seines erzbischöflichen Sprengels, sondern der ganzen katholischen Christenheit in der Gestalt eines Attentats erscheinen. — — — Mithin werden sich die Verlegenheiten wiederholen, die bei der Entfernung des Erzbischofs von Köln eingetreten sind. — — —

Die Domkapitel sind auf den Schlag vorbereitet, wahrscheinlich von Rom her mit Anweisung versehen, jedenfalls in überwiegender Mehrheit durch Nationalität und Glaubenseifer mit dem Erzbischof verbunden. — — —

Der kanonische Rechtszustand, der nach der Verhaftung und nach der von der Staatsgewalt verhängten förmlichen Absetzung des Erzbischofs entsteht, ist nach römischer Ansicht eine Diktatur des Pabstes. — — —

Wenn er (der Pabst) es rathsam erachtete, den öffentlichen Gottesdienst ganz oder theilweise zu verbieten, z. B. den Gebrauch der Orgeln, Glocken, den Gesang zu untersagen, so leuchtet ein, daß dadurch der Regierung die größten Verlegenheiten bereitet sein würden. Kann daher der Vollziehung des wider den Erzbischof von Dunin gefällten Urtheils (falls solches auf Absetzung und Festungsstrafe lautet) weder aufgehoben, noch durch die Gnade Sr. Majestät des Königs

so gemildert werden, daß jene Verlegenheiten in Betreff der Diözesen-Verwaltung nicht entstehen, so weiß ich keinen andern Rath zu geben, als: man beschränke sich auf schlichte Mittheilung des Ereignisses an das Domkapitel und an den Papst und enthalte sich, in Betreff der geistlichen Administration etwas zu verfügen. sondern erwerbe die Anträge des Kapitels bezüglich die Rückäußerung des Pabstes, Die Regierung erhält durch ihr Eingreifen schwerlich ein anderes und besseres Resultat, als sich bei ihrer Passivität von selbst ergibt. — — —

Wenn ich dagegen erwäge, in welcher Lage überhaupt der Staat sich in Folge der kirchlichen Wirren befindet und daß der Hader mit den gesammten Erzbischöfen eigentlich nur auf einem einzigen Punkte beruht, der durch die Kabinets-Ordre vom 24. Januar 1838 in der Hauptsache als erledigt zu betrachten ist, so kann ich den Wunsch nicht unterdrücken, daß es möglich sein möge, hier vermittelnd einzugreifen. — Die Vollziehung der Absetzung und die Entfernung des Erzbischofs droht den Streit der Regierung mit dem Papst und der katholischen Christenheit zu einem Feuer anzufachen, das nicht mehr zu löschen ist. — — —

Allein, wenn es dem Oesterreichischen Hofe mit der Dämpfung dieser ganz Deutschland schmähenden Religionszwiste und insofern mit seiner angebotenen Vermittlung ernst ist, so müßte sich in Betreff dieser Forderung wohl ein medius terminus finden lassen. — — — Ist mit Rom nichts auszurichten, so bleibt nur noch ein Weg übrig: Durch weise Gesetze und Beobachtung richtiger Verwaltungs-Grundsätze künftigen Irrungen vorzubeugen und, was die Vergangenheit betrifft, durch allgemeine Amnestie die Gemüther zu beruhigen.

Schließlich hoffe ich, nicht mißverstanden zu werden, als ob ich Staat und Kirche auf dem Rechtsgebiet aneinander gleichstellte. Ich halte vielmehr den Staat für das Höchste und kann ihn mir nur in dieser Bedeutung denken. Umgekehrt würde die Kirche der Staat und die sogenannte weltliche Regierung nur die Lehrträgerin der Kirche sein, denn der reine Dualismus ist nicht durchzuführen, allein ich finde recht, daß der Staat, in seiner Art das Höchste, die Würde der Religion und die Freiheit der Kirche respektire. — — Schmedding."

Die in vorstehendem Schreiben ausgesprochenen allgemeinen Ansichten und die positiven Urtheile über den vorliegenden Fall eines sehr klugen und sachverständigen Mannes haben in Bezug auf den „Kulturkampf" unserer Zeit denselben Werth, wie für den damaligen Bischofsstreit. Er sucht in seinen Darlegungen gleichsam zwischen Scylla und Charybdis vorsichtig durchzusteuern, eingeengt auf der einen Seite durch sein katholisches Gewissen und offenbar innerlich selbst verletzt durch das Eingreifen des Staats in kirchliches Recht, auf der andern, als preußischer Staatsbeamter, erfüllt von dem Pflichtgefühl gegen den Staat und Monarchen, dem er den Eid der Treue geschworen und überzeugt von der Nothwendigkeit, daß der Staat seine Macht und sein Recht gegenüber kirchlichen Eingriffen in seine Sphäre mit Entschiedenheit wahren muß. Fassen wir die Schmeddingschen Ausführungen kurz zusammen, so lassen dieselben sich so ausdrücken:

1. Der Staat hat das Recht und die Pflicht, widerspenstige Bischöfe anzuklagen, wegen Gesetzesverletzung zu be-

strafen und durch seine Machtmittel an der Weiterausübung ihrer kirchlichen Funktionen in staatsfeindlichem Sinn zu verhindern.

2. Der Staat hat nicht das Recht, die Amtsentsetzung gegen katholische Bischöfe auszusprechen und selbst andere Bischöfe zu ernennen oder gar die Verwaltung der bischöflichen Sprengel in anderer Weise aus eigener Macht anzuordnen und zu organisiren.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß diese so klaren Auseinandersetzungen des katholischen geistlichen Raths dazu beigetragen haben, einen weiteren gütlichen Austausch zu versuchen. Jedenfalls haben schwerwiegende Gründe obgewaltet, welche die Publikation des wider den Erzbischof von Dunin ergangenen Urtheils verzögerten. Diese Verzögerung ist ersichtlich aus einem weiteren Schreiben Schmeddings an den Minister vom 25. April 1839:

„Es ist ein betrübendes Ereigniß, daß die Verhandlungen mit dem Erzbischof von Dunin, die daran geknüpften Erwartungen einer friedlichen Lösung getäuscht haben. Zwar habe ich einer Annahme des diesem Prälaten gemachten Vorschlages: sich mit Beibehaltung seiner Würde und gegen Zusicherung eines anständigen Lebensunterhalts aus seiner Amtsführung zurückzuziehen, nicht entgegengesehen. Denn wie milde und rücksichtsvoll dieser Vorschlag auch erscheint, wenn man ihn aus dem Standpunkte, den die Königl. Regierung in der Sache des Erzbischofs sich angeeignet hat, erwägt, so ist doch auf der andern Seite nicht minder einleuchtend, daß dieser Prälat ohne Verletzung seines canonischen Standpunktes, mithin ohne Aufopferung seines katholischen Gewissens und seiner kirchlichen Ehre hierauf nicht füglich eingehen konnte. Ich glaube daher nicht zu irren, daß man jenen Vorschlag nur gewählt habe, um den Herrn von Dunin bei Eröffnung der Verhandlung das Bedenkliche seiner Lage dem bereits gefällten, aber noch nicht publicirten gerichtlichen Erkenntniß gegenüber lebhaft zu Gemüthe zu führen und ihn dadurch zur Annahme anderer, ihn minder compromittirender Rathschläge geneigter zu machen.

Schmedding.“

Um auf den Erzbischof in diesem Sinn einzuwirken, war derselbe schon vor Ostern nach Berlin citirt worden — entwich von hier aber in seine Diözese, wo er am 6. Oktober 1839 verhaftet und nach der Festung Colberg abgeführt wurde. So war der Streit mit der katholischen Kirche wegen der gemischten Ehen seitens des Staats mit Mäßigung und Kraft geführt worden, wenn vielleicht auch der Regierung der Vorwurf gemacht werden kann, im Eifer des Kampfs auf das rein geistliche Gebiet hinübergegriffen zu haben. Der Minister Altenstein, dessen Ressort diese Vorgänge in erster Linie berührten, hatte nicht gezögert, wie ein ächt preußischer Staatsmann zu handeln, wenngleich ihn immer zunehmende körperliche Leiden mehrfach verhinderten, an den Verhandlungen persönlich theilzunehmen. Als er am 14. Mai 1840 die Augen schloß, befand sich der preußische Staat gegenüber der katholischen Kirche jedenfalls in einer Achtung

gebietenden Stellung. Wenige Wochen später, am 7. Juni, folgte dem treuen Minister sein geliebter vielgeprüfter König ins Grab und der Kronprinz ergriff als Friedrich Wilhelm IV. die Zügel der Regierung. Wie sich durch dieses Ereigniß die Situation änderte und die vom Staat gewonnene Position Rom gegenüber wieder aufgegeben wurde ist allgemein bekannt.

3. Zur Gründung des Museums.

Durchforschen wir das Leben bedeutender Regenten und Staatsmänner, so finden wir in der Regel, daß sie nicht allein weise Staatsverwalter waren, kraftvoll und bestimmend in die äußere, wie innere Politik eingegriffen und organisatorisch gewirkt, sondern auch in bleibenden greifbaren Schöpfungen ihrem Schaffenstrieb Ausdruck gegeben haben. Dies gilt in vollem Maße auch vom Minister Altenstein. In der Zeit seiner Leitung des Kultusministeriums entstanden in Preußen, wie bereits in der Einleitung zu dem Artikel „ein preußischer Staatsmann" erwähnt worden, eine große Menge an Unterrichtsanstalten, namentlich Realschulen und Gymnasien wie auch Fachschulen verschiedener Art. Diese Lehrinstitute verdankten ihr Inslebentreten zum Theil der direkten Initiative des Ministers, an dem Entstehen aller aber hat er persönliches Interesse genommen. Am meisten gilt dies von zwei Staatsinstituten, welche durch ihre besondere Bedeutung für die Wissenschaft und Kunst die andere überragen; dies sind: die Universität Bonn und das Berliner Museum. Wir beschränken uns hier darauf, in Bezug auf das Entstehn des letzteren einige Mittheilungen zu machen.

Wie bei vielen andern Schöpfungen, so z. B. bei der Reorganisation des Preuß. Staats 1807, dürfte auch in Bezug auf die Gründung des damals sogenannten „neuen Museums", welches jetzt das „alte" heißt, schwer zu konstatiren sein, von wem und wann zuerst die Idee dazu gefasst oder ausgesprochen worden ist. Dergleichen Dinge pflegen eben längere Zeit in den berufenen Kreisen besprochen zu werden, ehe der Gedanke feste Gestalt gewinnt und ins Leben tritt. Die ältesten Dokumente dafür, daß man sich in den betreffenden Kreisen mit einer „Museums-Idee" beschäftigte, sind:

1) der Entwurf zu einem Museumsgebäude von Schinkel, aus dem Jahr 1800 und

2) der Organisations-Entwurf für ein Museum von dem Prediger Henry aus dem Jahr 1805.

Der Ausbruch des Kriegs 1806 machte vorläufig die Ausführung dieser Idee unmöglich. Im Jahr 1810 trat dieselbe wieder in den Vordergrund und wurde wesentlich durch den Minister W. v. Humboldt gefördert. 1813 veranlasste der Ausbruch des Freiheitskrieges einen abermaligen Stillstand der Angelegenheit, aber schon Ende des Jahres 1815 tritt dieselbe wieder auf und gewinnt festere Gestalt. Das Akademie-Gebäude unter den Linden mit seinen Nebengebäuden wird für den Museums-Zweck in's Auge gefasst und 1816 wird mit dem Umbau begonnen. Im Jahr 1822 wird dieser Plan als unzweckmäßig aufgegeben. Im nächsten Jahr tritt Schinkel mit der Idee eines Museumsbaues am „Lustgarten"

hervor. An dieser Stelle wurde um Juni 1825 der Grundstein zu dem „neuen Museum“ gelegt. Wesentlich betheiligt an dem Zustandekommen dieses Kunstinstituts waren als Architekt der Geh. Ober-Baurath Schinkel, als Kunstverständige der Hofrath Hirth und Dr. Waagen, als leitende Kraft der Minister Altenstein und als Protektor Se. Königl. Hoheit der Kronprinz. Der König hatte, wie bekannt, kein hervorragendes Interesse an Kunstsachen und überließ daher seinem Sohn gern dies Protektorat über die neue Schöpfung. Am 18. November 1828 schreibt Friedrich Wilhelm III. an den Minister:

„Der Entscheidung über die abweichende Meinung, die den Hofrath Hirth nach Ihrem anderweitigen Berichte vom 11. d. M. auf die Vorschläge des Geh. Ober-Bauraths Schinkel und des Dr. Waagen wegen der Einrichtung des Museums geäußert hat, kann füglich bis zur Zurückkunft meines Sohnes, des Kronprinzen Königl. Hoheit, Anstand genommen worden. Ich überlasse ihnen daher, die Sache bis dahin beruhen zu lassen, und sodann die Ansicht Se. Königl. Hoheit zu vernehmen, auch einen Plan, nach welchem hierbei am zweckmäßigsten verfahren werden kann, zu verabreden, welchem nächst Ich Ihre Anzeige zu meiner Genehmigung erwarte.

Friedrich Wilhelm.“

Der Kronprinz theilte im nächsten Jahr unter dem 8. März dem Minister seine Ansicht über die Organisation der Museumsleitung mit und dieser erwiderte darauf unter dem 10. März:

„— — — Ew. K. H. habe ich bereits bei der ersten gnädigsten mündlichen Eröffnung höchst dero Plans in Beziehung auf die Leitung der Museums-Angelegenheiten, ehrerbietigst geäußert, wie sehr ich die Ausführung für wünschenswerth halte. Ich gestehe ganz offen, daß ich bei der damals nothwendig scheinenden Aussetzung der Ausführung eines solchen umfassenden Planes mich der schmerzlichsten Besorgniß nicht erwehren konnte, daß ohne solche eine jede Zwischenmaßregel das Uebel vermehren dürfte. Ew. K. H. früherer Plan hat jetzt durch die Art, wie Höchstdieselben die Leitung der ganzen Museumsangelegenheit mit der speciellen Leitung der Angelegenheit der Gemäldesammlung in Verbindung zu setzen geruht haben, sehr gewonnen und ich wünsche auf das lebhafteste, daß Se. Majestät der König, das Ganze so zu genehmigen geruhen möchten. Ich habe daher auch geeilt, nunmehr den von Se. Majestät befohlenen Bericht zu entwerfen. — — —

Altenstein.

Aus diesem Ministerialbericht vom selben Tage ersehen wir, daß die Vorschläge des Kronprinzen dahin gingen:

1) „dem erst kürzlich von der Stelle eines General-Intendanten der Schauspiele entbundenen Kammerherrn Grafen Brühl, die Leitung sämmtlicher Angelegenheiten des Museums, sowohl in Beziehung auf dessen jetzige Einrichtung, als auch rücksichtlich dessen künftiger zweckmäßigen Erhaltung und Benutzung zu übergeben;

2) dem Freiherrn von Rumohr, als dem anerkannt ausgezeichnetsten Gemälde-Kenner die Direktion sämmtlicher Gemälde-Gallerien so zu übertragen,

daß derselbe die Direktion der Gemäldegallerie im Museum unter dem Grafen Brühl, die allen übrigen Gallerien aber selbständig führen sollte."

Diesen Vorschlägen entsprechend wurde Graf Brühl durch Cab.-Ordre vom 13. Mai 1829 zum General-Intendanten der Königl. Museen ernannt, sollte seine Stellung aber erst antreten, wenn die Organisationsarbeiten vollendet wären. Diese lagen einer Museums-Kommission ob, an deren Spitze W. v. Humboldt berufen wurde. Die Auflösung der Kommission folgte im Mai 1831.

Die Berufung des Frh. v. Rumohr zum Direktor der Gemäldegallerie fand nicht statt, vielmehr wurde diese Stellung im Jahr 1830 dem Dr. Waagen übertragen. So wichtig eine zweckmäßig eingerichtete und sachverständige Leitung des neuen Kunst-Instituts auch war, so blieb doch immer die Hauptsache, das zu diesem Zweck errichtete Gebäude mit Kunstgegenständen zu füllen. Zu diesem Zweck wurde zunächst eine Anzahl von Bildern den verschiedenen Königlichen Schlössern entnommen, aber Altenstein blieb es vorbehalten, für weitere Erwerbungen von Kunstgegenständen Sorge zu tragen und sein Verdienst ist es, dies unter Mitwirkung von Sachverständigen in vollem Maße gethan zu haben. Abgesehn von einzelnen Bildern und Skulpturen wurden durch seine Vermittlung drei bedeutende Kunstsammlungen von Privatpersonen erworben, wobei er jedesmal die Skrupel des Königs mühsam zu überwinden hatte, welche diesem größere Ausgaben für Dinge, welche nicht direkt dem Staat Nutzen brachten, verursachten. Die erste und bedeutendste dieser Erwerbungen von die der Solly'schen Gemäldesammlung. Der Besitzer dieser Sammlung, Eduard Solly*) aus einem Londoner Geschäftshaus stammend, war im Anfang des Jahrhunderts in Danzig als Kaufmann etablirt. Schwere Verluste, welche er in seinen Schiffen während des Krieges durch Dänische Kaper und durch andauernde Geschäftsstockung erlitt, nöthigten ihn, seine an werthvollen Bildern reiche Sammlung gegen ein Darlehn von 200,000 Thalern der Seehandlung zu verpfänden. Zunehmende finanzielle Verlegenheit nöthigten ihn, weiter den Verkauf der Sammlung ganz oder theilweise in's Auge zu fassen. Altenstein ergriff die Gelegenheit mit großem Eifer, eine so werthvolle Erwerbung für das neu gegründete Museum zu machen. In dieser Angelegenheit sind vom Jahr 1819 an, eine erstaunliche Menge Briefe zwischen Solly, Altenstein und Hardenberg, dem Seehandlungs-Präsidenten Rother und Fürst Wittgenstein gewechselt worden. Auch der Kronprinz, der lebhaft den Ankauf wünschte, nahm Antheil an dieser Correspondenz.

Die Preisforderung betrug ursprünglich 540,000 Thaler. Der König konnte sich lange Zeit nicht entschließen, eine so hohe Summe für den Ankauf von Gemälden aus Staatsmitteln zu bewilligen, obgleich alle Sachverständige darin übereinstimmten, daß die Sammlung sehr preiswerth sei, und man sich einen solchen Gelegenheitskauf nicht solle entgehen lassen. Endlich entschloß sich höchstderselbe, die Sammlung für den Preis von 500,000 Thalern

*) Ueber diesen ganz interessanten Mann, welcher sowohl Altenstein wie Hardenberg persönlich nahe stand, für welchen sich der Kronprinz interessirte, und welcher in England bedeutende Verbindungen hatte, werden wir an einem andern Ort weiteres mittheilen.

aus seiner Privat-Chatulle als Privateigenthum zu kaufen, von welchem Entschluß er den Seehandlungs-Präsidenten Rother, unter dem 8. November 1821 in Kenntniß setzte, die Sammlung ist aldann der Königlichen Bildergallerie des Museums einverleibt worden.

Eine zweite Kunstsammlung, wenn auch von bedeutend geringerem Werth ging auf Altensteins Betrieb und durch seine Vermittlung aus dem Besitz des Grafen Roß in den des Museums über. Dieselbe war auf 20,000 Thaler abgeschätzt und wurde gegen Gewährung einer Leibrente von 2250 Thalern aus dem Museumsfonds an den frühern Besitzer im Jahr 1831 erworben.

Endlich bewirkte Altenstein auch den Ankauf der gesammten Kunstsammlungen seines Schwagers, des General-Postmeisters von Nagler, durch welche namentlich die Kupferstichsammlung des Museums erst eine solide Grundlage erhielt. Die Anregung hierzu ging, wenigstens ostensibel, von W. v. Humboldt aus. Der König genehmigte durch Kab.-Ord. vom 25. Juni 1835 den Ankauf der Nagler'schen Sammlungen für den durch eine Commission festgesetzten Preis von 92,333 Thaler.

Wir begnügen uns damit, diese Einkäufe ganzer Sammlungen hervorzuheben um zu zeigen, wie Altenstein bemüht blieb, den Besitz an Kunstgegenständen für das Museum fortwährend zu vermehren.

Erst im Jahr 1830 scheint die Einrichtung desselben soweit fortgeschritten gewesen zu sein, daß der König sich veranlasst fand, dieselbe in Augenschein zu nehmen.

Am 1. Juli 1830 schrieb Schinkel hierüber an Altenstein:

„Ew. Excellenz verfehle in nicht, gehorsamst durch diese Zeilen davon in Kenntniß zu setzen, daß seine Majestät der König heute morgen um 8 Uhr, unerwartet ins Museum gekommen ist, um dasselbe vorläufig nur im Allgemeinen durchzusehen, sich das nähere Detail der verschiedenen Sammlungen bei späteren Besuchen vorbehalten hat. Se. Majestät haben sich überall auf's gnädigste über das Gebäude und die Aufstellung der Sammlungen ausgesprochen und dies mehrmals verschiedenen in der Eile herbeigeholten Herrn: Geh. Ober-Baurath Schmidt Prof. Tiek, Prof. Lewetzow geäußert xc."

Schinkel.

Altenstein antwortete hierauf:

„Ew. Hochwohlgeboren danke ich verbündlichst für die über den Besuch Se. Majestät des Königs in dem Museum mir heute so schleunigst gemachte Mittheilung. Ich theile Ihre Freude über den günstigen Eindruck, den das Ganze auf des Königs Majestät gemacht hat, aufrichtigst, und es gereicht mir umsomehr zum lebhaften Vergnügen, daß Sie Gelegenheit gehabt haben, Zeuge dieser huldreichen Aeußerungen zu sein, als Sie nicht allein bei dem Bau, sondern auch bei der innern Einrichtung des Museums sich in jeder Beziehung so wesentliche und ausgezeichnete Verdienste erworben haben. —

Altenstein."

Diese Verdienste des genialen Baumeisters sind von Friedrich Wilhelm IV. voll anerkannt worden und ist dieser Königlichen Anerkennung durch Errichtung

eines Standbildes in der Treppenhalle des Museums ein bleibender Ausdruck gegeben worden. Dem Minister Altenstein, der so lange Jahre seinem König und dem Preußischen Staat ausgezeichnete Dienste geleistet hat, ist bis jetzt ein Erinnerungs-Denkmal nicht zu Theil geworden, daß er ein solches verdient hat, darüber kann Niemand im Zweifel sein, der seine Leistungen für den preußischen Staat wirklich kennt. Wenn auch sein Verdienst und das Zustandekommen des Museums nur einen sehr kleinen Theil seines Gesammt-Verdienstes ausmacht, so dürfte doch gerade dieser Platz am geignetsten sein, dem verewigten Minister ein bleibendes Denkmal neben Schinkel zu setzen.

Frh. von Stein.

Meister Hermann.

Eine Erzählung

von

P. K. Rosegger.

Die Geschichte des Gerbermeisters Hermann beginnt mit der Ochsenhaut. Diese lag mit ihren aufgefalteten Rändern auf dem Werkstisch ausgebreitet und der Meister war just im Begriffe, sie für den Kleinverkauf in Stücke zu trennen.

Er wurde bei dieser ledernen Arbeit anmuthig unterbrochen. Sein junges munteres Weibchen flatterte herbei. Er stemmte das scharfgespitzte Messer auf den Tisch und hielt seine muskulöse Gestalt stramm, daß sich das warmherzige Wesen recht weich daran schmiegen und das apfelrothe Wänglein an seinen Arm legen konnte, an welchem das Hemd der Arbeit wegen bis hinter die Ellbogen zurückgestreift war.

Eveline wurde von Tag zu Tag huldvoller. Sonst war sie seinem gutmütigen Ernste halb schüchtern und fast kindlich fromm gegenüber gestanden, hatte ihn Meister, oder Alter, oder Mann genannt, oder höchstens Väterchen, obgleich gar keine Ursache für dieses reizende Wörtlein da war. Die liebe Junisonne des Frauenjahres schien erst in den letzten Wochen hervorzubrechen, da hieß sie den Gatten in unverhüllter Zärtlichkeit ihr Männlein, ihren Schatz, ihr Herz, ihren kleinen Engel, ihr weißes Lämmchen, was der stattliche, derbknochige Gerbermeister mit besonderem Wohlgefallen vermerkte. Er war ein Mann von vierzig Jahren; sie hätte seine Tochter sein können, sagten die Leute.

Jetzt war eben der Knabe von der „goldenen Rose" dagewesen, von der Tischgesellschaft geschickt, dieselbe verlange nach dem Meister: Er möge sich diesen Abend im Wirthshause zu einem Spielchen einfinden. Die Anderen säßen schon beisammen und mischten die Karten.

„Mir kommts nicht ungelegen heute," sagte Hermann, „da besorge ich

zeitig den Häuteeinkauf beim Fleischhauer." Und steckte die Geldtasche in das Wams. „Aber," setzte er bei und schaute schmunzelnd auf Eveline: „Was wird das Weibchen sagen?"

„Was kann ich denn machen, wenn sie mir mein Männlein wegnehmen? Ihrer sind Viele, ich bin allein. Ich muß warten, was sie übrig lassen." So sagte Eveline betrübt, wie es von einem jungen Frauchen nicht anders zu erwarten, und ergeben, wie es einer Ehefrau geziemt.

„Komm mit!" rief er und breitete seine Arme vor ihr aus, als wollte er sie um die Mitte fassen und davontragen.

Sie wich einen Schritt zurück und sagte: „Gott verhüt's! In der Herrengesellschaft! Ich bin einmal dabeigewesen — und nicht wieder! Niemals wieder, mein Goldherz. Weiß ich nur, Du zerstreust Dich von Deiner Müh' und Sorg', so bin ich schon zufrieden."

„Aber es gäbe Unterhaltung," warf der Meister ein.

„Geh nur, Ihr spielt Karten. Soll ich etwa daneben hocken und Finger nutschen?"

„Ist der Geometer dort, so wird ja gar nicht gespielt. Der erzählt wieder Geschichten."

„Was geht mich der Geometer mit seinen Geschichten an!" sagte Eveline fast unwirsch, „geh' Schatz. Ich lege mich bald ins Bett und schlafe."

So nahm er Rock und Hut, sagte einen guten Abend und ging durch die lange Gasse des Städtchens hinab gegen die „goldene Rose."

Dort im Extrazimmer saßen etliche Bürger und kartelten. Der Eintretende grüßte, sie knurrten den Gruß zurück, er setzte sich zu ihnen und kartelte mit. Die Kerze brannte trüb und einer schob sie mit dem Ellbogen dem anderen zu, daß er sie putze, denn keiner hatte die Hände leer. Der Wein war heute nicht gerade süffig. Es flog kein munteres Wort; ein Einziger machte zwei Witze rasch nach einander, sie verpufften, ohne daß einer lachte, das verdroß ihn und er schwieg. Es waren die rechten noch nicht beisammen. Auch war's dumpfig schwül im Zimmer. Ein Fenster auf, und es streicht die kalte Nachtluft durch Mark und Bein. Die Kellnerin sitzt im Winkel, scheinbar der Wünsche gewärtig, aber es sinken ihr die Augen. Die ganzen Nächte keine Ruhe. Noch am besten rastet sie, wenn die Gäste karteln.

„Gestochen!" rief Meister Hermann und warf ein Aß aus.

„Dasmal nicht gestochen, Gerber," sagte der Nebenmann, „der Herzbub ist Trumpf."

„Gestochen, sag ich!" rief der Meister nochmals, „ich will einmal stechen!"

„So stich Deine Katz'," gab ein anderer halb scherzhaft d'rauf. Ein zurechtweisendes Hinwort, ein bissiges Herwort.

„Ich pfeif' Euch heut' auf die Karten," sagte der Gerber und legte das Spiel weg. „Ich bin nicht aufgelegt."

Er zahlte den Wein und ging nach Hause.

— Diese Hohlberger Bürger, so dachte er unterwegs, lauter Sauertöpfe

sind es. Wer gewandert ist und die Welt gesehen hat! — Manchen Tag meint man, das Hirn friere ihnen im Kopf. Da ist der Geometer ein anderer!

Der Geometer! freilich, das war ein junger, munterer, witzsprudelnder Spanier, der vor einem halben Jahre mit einer „geometrischen" Gesellschaft in die Gegend gekommen war, um Berg und Thal abzumessen. Seine Genossen waren abgezogen, nachdem sie der schönen Umgebung von Hohlberg das Maß genommen, der schwarzbärtige Spanier blieb sitzen und wurde durch seine gefälligen Manieren, durch sein stets aufgewecktes, feuriges Temperament und seine tollen Anekdoten der Liebling von Hohlberg und der unentbehrliche Zechgenosse in der „goldenen Rose." Die Frauen wussten von ihm auch zu erzählen, daß er ein schönes Auge habe und eine interessante Stimme. Er sprach etwas gebrochen deutsch, was ihn aber nicht hinderte, seine Gedanken und Wünsche auf die eleganteste Weise auszudrücken. Gewißlich lebten etliche im Städtchen, die es gerne hätten wissen mögen, was in seinem Taufscheine stand. Wenn man darauf anspielte, so zeigte er den Schein stets auch mit der größten Bereitwilligkeit, aber allemal von hinten, wo nichts draufstand. Er erzählte fortweg aus seinem Leben, von seinen Abenteuern und Plänen die heitersten Stücke, aber die griffen nie so tief, daß auch nur ein Einziger aus ihm klug geworden wäre. Geld schien er zu haben, das war einstweilen den Männern genug; galant war er, das ließen sich die Frauen gern gefallen, und so gehörte er in das Städtchen Hohlberg hinein, als wäre er daselbst geboren und wolle daselbst sein Leben beschließen — was noch lange gute Weile habe.

Der Geometer hatte sich in der „goldenen Rose" ein Zimmer genommen, in welches er sich manchen Abend einschloß, um seiner Studien zu pflegen, denn er war nicht allein Lebemann, sondern auch ein Mann der Arbeit und der That, und da ließ er denn die Tischgesellschaft im Extrazimmer, die stets mit Sehnsucht seiner harrte, manchen Abend allein sitzen.

So auch an diesem Abende, und darum war heute die „goldene Rose" so welk gewesen. Der Fleischermeister war ebenfalls langweiliger Weise daheim sitzen geblieben und so konnte der Gerbermeister nicht einmal die Hauteinkäufe besorgen. Kurz, es war ein verlorener Abend und Hermann ging verdrießlich seinem Hause zu. Wenn der Ärger einmal da ist, dann sucht er sich nicht just immer den richtigen Gegenstand aus, dann bindet er mit Allem an. — Was nur dieser Stein da zu liegen hat, mitten auf der Straße? Verfluchter Stein! Müssen denn die Müllers just am Weg hin ihren spießigen Gartenzaun haben? Sollen Laternen dazusetzen. Daheim wird auch wieder kein Licht sein, daß man sich den Schädel einstoßen könnt'. Was sie allemal schon so früh ins Bett zu kriechen hat! Wäre sie mit gewesen, hätt' 's anders sein können, aber das ist ihre neue Art: bleib' ich zu Haus, so will sie gehen, und gehe ich, so ist ihr ums schlafen. Nicht einmal die Hausthür ist heute noch geschlossen — brummte er weiter, als er an sein Haus gekommen war. — Soll man dem Gesindel den Thürhaken in den Buckel schlagen, daß sich's merkt: nächtig muß das Hausthor versperrt sein!

Der Hausgang war finster, das Gesinde schon zur Ruhe gegangen. Der

Meister bekämpfte seinen Unmut, leise schritt er durch die Werkstatt, in welcher eine Lampe halb niedergedreht brannte. Leise drückte er an der Thürklinke des Schlafzimmers, um das Weib nicht zu wecken. Sie soll nur schlafen, sie hat ganz recht, wenn sie schläft. Die Thür ging nicht auf, war versperrt. Ein derber Druck des Armes, das Schloß sprang entzwei, die Thür war offen, hart an ihm stand im Nachtkleide Eveline, mit Hast im Begriffe, das Lampenlicht auszutilgen. Er schleuderte sie an die Wand, ergriff an der Lederbank das Messer, stürzte auf einen Mann, der zum Fenster hinausspringen wollte, und stieß ihm das Eisen in die Brust. Der Spanier — lautlos sank er zu Boden. Eveline fiel mit einem heiseren Schrei in Ohnmacht — Hermann lief zum Hause hinaus in die finstere Nacht. — —

Da war der Baumgarten, da standen die schwarzen Ulmen. Weiter unten waren die dunklen Dächer der Stadt, oben funkelten die Sterne.

Jetzt kam er zu sich, jetzt fragte er: „Was ist da geschehen? Ist das wahr, daß du jetzt einen erstochen hast! — Rosenwirth, was hast Du mir heute in den Wein gethan? Wahnsinnig werden! So auf einmal wahnsinnig werden! — Das Weib untreu! Der Spanier! — Das kommt davon, wenn du Salpeter in den Wein thust. — Jetzt muß ich geschlafen haben, da auf dem Rasen. Im thaunassen Gras liegen! Das ist nicht gesund. Dann hat man das Hämmern im Kopf und die Träume. Untreu. Man soll so tollwitzigen Gedanken niemals Gehör geben, sonst stellen sie sich im Schlaf ein. Ach, das Hämmern, das Hämmern im Kopf! — Wie ich nur auf den Geometer gekommen bin? auf den lustigen Geometer? Das wird ein Gelächter beim Rosenwirth, wenn ich's erzähle demnächst, daß der Geometer — — daß ich den Geometer . . . ha, 's ist toll, 's ist toll, ich bin nicht gesund. Eveline!“

Er wollte ins Haus gehen und einmal recht zanken mit seiner Frau, daß sie ihn im feuchten Garten schlafen lasse, und ihr dann den Traum erzählen und ihr abbitten, daß er so von ihr geträumt habe. Schon der Traum ist ein Verbrechen. O Gott, wenn die Weiber allemal so schlecht wären, als sie die Männer träumen! Von jetzt an will er sie nicht mehr halten, wie ein munteres Kind; er will sie verehren wie eine Frau, der er einmal tief Unrecht gethan. Er will zu ihr gehen. — Da stürzte zur Thür schon eine Magd heraus, händeringend, zeternd, es wären Räuber und Mörder im Hause, Meister Hermann liege ermordet in seiner Schlafstube.

Mehr wollte er nicht hören. Jetzt war er wach, jetzt träumte er nicht mehr, daß er geträumt hätte. Jetzt war er wach. Er eilte quer durch den Garten, sprang über den Zaun hinaus auf das Feld und lief dem Walde zu. Als er aber zum Kreuze kam, welches sie das Armensünderkreuz nannten, weil auf diesem Platze einst die Verbrecher gerichtet worden waren, stand er still und sagte: „Was soll das unsinnige Laufen? Das sieht ja ganz aus, wie eine Flucht! Wer wird denn fliehen? Dort drüben liegt die Straße, die zur Kreisstadt führt, morgen früh, bis die Richter aufwachen, bin ich dort. Es läßt sich bequem mit ihnen reden. — Ihr Herren Richter! Der Gerbermeister Hermann aus Hohlberg bin

ich. Ein fleißiger, braver Mann, wie die Leute sagen, auch nicht über Gebühr trinkend, auch nicht rachsüchtig und nicht jähzornig. Ein gutmüthiger Mensch, der gern lacht, wenn Einer lustige Geschichten erzählt. Der Gerbermeister Hermann. Geboren zu Hestritz in Schlesien, vierzig Jahr alt. Verheirathet, Ihr Herren. Unbeanstandet bisher, nur wegen ehrlicher Zeugenschaft einmal vor Gericht gestanden. Der Gerber Hermann, Ihr Richter! Schaut ihn nur einmal an, der gehört jetzt Euch. Den Spanier hat er niedergestochen, heute Nacht. — Den Arm hat mir einer hingestoßen, ich weiß nicht wer. Aber gethan habe ich's. Der Kopf weiß nichts davon, und wirds doch büßen müssen. Sputet Euch, daß das Henken auch so schnell vor sich geht, als das Zustoßen! — Nehmt Euch aber in Acht, Ihr Herren Richter! was ich heute vollbracht habe, das kann Einer von Euch morgen vollbringen. Geglaubt hätte ichs mein Lebtag nicht, daß so wenig Schlechtigkeit dazu gehört, um ein Verbrecher zu werden. Aber das nutzt Alles nichts. — Thut nicht lang' nun mit Schreiben und Verhandeln. Untersucht, wenn Ihr wollt, ob ich bei Sinnen bin, und nachher machts kurz, ich bitt' Euch. —

Auf der Straße ging er jetzt still und gleichmäßig hin und ließ die Aufregung seines Blutes vertoben. Er hörte das Wasser rauschen, er sah' manche Sternschnuppe vom Himmel fallen Dann stand er einmal still und schaute um sich und dachte: Ich habe oftmals gehört, daß den Schuldigen nach der bösen That Furcht und Angst erfasse. Ich merke nichts dergleichen. Meine Ahne hat mir doch auch erzählt, was die Sternschnuppen bedeuten. Ich hätte immer gemeint, ein Weniges dürfte sich das Gewissen doch rühren, wenn man in die Sterne aufschaut. Ich merke nichts. 's ist wohl wahr, ich hab's vollbracht, ohne zu denken, ganz als ob plötzlich ein Blitz losgesprungen wäre aus meiner Brust, so ists gewesen. Wenn ichs aber jetzt überdenke, und wenn ich sie noch einmal so finden sollte, sie und ihn, gerade so, und ich könnte mit Bedacht handeln — ich stieße ihn noch einmal nieder. Beim Herrgott im Himmel, ich stieße ihn noch einmal nieder. Dann ginge ich zum Gericht, wie ich jetzt gehe und wollte sagen: Gericht, ich habe meine Ehre vertheidigt, das ist Eure Schuldigkeit. Und jetzt geht mich henken, das ist meine Schuldigkeit. Es geht seinen geraden Weg. —

Als er in die Kreisstadt kam, war es noch eitel Nacht. So in der kalten Stille dahingehen zwischen den Häusermassen, und drinnen schlafen sie und legen sich einander die Arme um den Hals, wie sie sich lieb haben. — Als er den Hammer an das Thor des Gerichtsgebäudes fallen ließ, einmal und zweimal, da hub drinnen der Pförtner gotteslästerlich zu fluchen an, daß denn in dieser vermaledeiten Nacht die höllischen Nachtschwärmer wieder gar keine Ruhe gäben! Daß er sie aber, so wahr er eine höchst unsterbliche Seele habe, mit Hunden zum Teufel hetzen lasse, wenn sie das Thor noch einmal auch nur mit einem krummen Finger berührten! Der wahrlich genugsam geplagte Christenmensch wolle in der Nacht schlafen, Keiner möge sich versündigen, sondern Jeder möge Gott danken, der an diesem Thore nichts zu thun habe.

Jetzt, da Meister Hermann wieder Menschenstimme hörte, brach sich seine heroische Büßerstimmung. — So, dachte er sich, da wird nicht aufgethan? Gut,

du stolzes Haus, so lebe wohl. Mögen wir uns nicht mehr sehen. Ich habe meine Schuldigkeit gethan und bin zum Gericht gegangen. — Hernach eilte er mit leichten Füßen, als hätte er ein neues Leben gestohlen, zur Stadt hinaus und als er durch die Auen zog, wo sich die Pappeln und die Birken in nebelichtem Morgenschimmer zu lichten begannen, hob er an sich folgendermaßen selbst freizusprechen: Wo liegts denn eigentlich? Ich bin Herr meines Hauses und meines Weibes und werde den Räuber wohl unschädlich machen dürfen. Es sind ja Gesetzparagraphen dafür da, daß ichs darf — und soll. Hätte ich nicht zugestoßen, so hätte es er gethan. Das Gericht ändert nichts mehr; der Ankläger hätte einen Teufel und der Vertheidiger einen Engel aus mir gemacht und das Rechte hätte Keiner getroffen. Alles in einen Topf und laugen, wie der Gerber die Häute. Das kennt man. Und fürs Weitere unschädlich machen, das gilt bei mir nicht. Der Spanier steht nicht mehr auf, und einem Anderen thue ich nichts. Weib hab' ich kein's mehr und nehme mir keins. Mein Haus und Geschäft in Hohlberg ist das Lehrgeld, das ich zahle für meinen gestrigen Schultag. Ich bin als Bursch in Bremen gewest und finde wieder hin. Dort stehen die Schiffe und in der neuen Welt gibts auch zu gerben.

Als die Sonne aufging, war er schon so weit von der Kreisstadt entfernt, daß er von ihr nur mehr die höchsten Thürme sah. Dort säße er nun im finstern Gewölbe und sähe nichts mehr von der schönen Welt. Es ist besser so. Der Mensch muß manchmal eine Reise thun.

Als die heißen Mittagsstunden kamen, legte er sich in einen Kiefernwald zu einer mehrstündigen Rast. Das ist ja ganz wieder, wie in der Burschenzeit. Wenn man diese fünfzehn Jahre in Hohlberg herausschnitte, wie den brandigen Fleck aus der Kuhhaut! Es wäre gut, aber ein Loch bliebe doch zurück. Manche Leute füllen solche Löcher mit Schnaps und anderem Gebräu. Mögen es thun, ein braver Bursch denkt an die Gesundheit. — Hernach kehrte er in einem Bauernwirthshaus zu, welches schon so weit von Hohlberg stand, daß man ihn nicht mehr erkennen konnte. Aber die Wirthin erzählte ihm zur Neuigkeit, daß in der vergangenen Nacht unten im Hohlbergerstädlein ein schreckbarer Mord geschehen sei. Ein fremder Geselle, der sich schon längere Zeit im Ort aufgehalten, habe den Gerbermeister Hermann erstochen.

„Das wird wohl nicht so sein," antwortete Hermann auf solche Nachricht, denn er hatte die leidige Gewohnheit, alle Unwahrheiten berichtigen zu wollen. Also, der fremde Geselle würde den Gerbermeister nicht erstochen haben!

„Aber ich sags!" rief die Wirthin schneidig.

„So sagt Ihr eine Unwahrheit."

„Ich?!" begehrte sie auf, „also bei einer Lügnerin wollt Ihr jetzt was essen und trinken? — Geht mir, geht, ich hab' nichts für solche Leut'!"

Er hatte Hunger und musste es also nachgerade gelten lassen, daß der Gerber zu Hohlberg erstochen worden sei. Aber nach dem kleinem Mahle ging er rasch davon.

Und nun trat er seine weite Wanderung an. Er reiste als Gerber, nahm

aber nirgends Arbeit. „Ich habe mich fremd gemacht," sagte er nach Handwerkers Art. Er hat sich fremd gemacht. — — — —

Nach Wochen war es, daß er krank und abgehärmt in Bremerhafen ankam. Da war der graue feuchte Nebel und durch denselben schimmerten verschwommen die Masten der Schiffe. Noch einmal stieß Hermann seinen Fuß zornig auf die Erdscholle, die zu einem Welttheile gehört, auf welchem der Rächer seiner Ehre Verbrecher heißt. Dann bestieg er das Auswandererschiff die „Hoffnung." Das Geld, welches er an jenem unseligen Abende für den Häuteeinkauf zu sich gesteckt hatte, sollte ihm jetzt hinüberhelfen über das große Meer. Erschöpft wie er war, wurde er in eine dunkle Kajüte gebracht, wo er nach den Aufregungen und Strapazen in eine Krankheit verfiel. Tagelang lag er bewußtlos dahin oder phantasirte von Mord und Blut. Aber in einer Nacht, da kam er so viel zu sich selbst, daß er darüber nachdachte, warum denn fortwährend seine Bettstatt schaukle und was nur das immerwährende Geräusch außerhalb an der Wand bedeute? Das war oft, als ob man ganze Lasten von Sand an die Wand werfe, der dann wieder langsam abriesele. — „Es ist doch der Kerker!" sagte er sich, „es ist nichts, als der Kerker, den sie mit Schutt und Erde zuwerfen, um mich lebendig zu begraben. Aber sein Nachdenken regelte sich allmälig und es kam ihm dunkel in Erinnerung, daß er ein Schiff bestiegen habe. Er wollte Gewißheit haben. Er erhob sich von seinem Lager und taumelte die Eisenblechtreppe hinan auf das Verdeck. Er stieß an Masten, er stieß an Geländer, er klammerte sich an einen Balken und schaute hinaus und sah nichts als unendliches Gewässer. Es war die graue, belebte Meerfluth im ersten Morgenschein. Im Bauche des Schiffes schnob die Dampfmaschine, auf den Takelwerken saßen ein paar Matrosen, die von Zeit zu Zeit eintönige Laute ausstießen. Am Oberraume, wo das warme Rohr des Rauchfanges emporstieg, saß ein dicht in den Mantel gehüllter Mann, der gedankenvoll hinauszublicken schien auf die weiten Wasser.

Hermann fühlte das Bedürfniß nach einem Menschen und nahte sich dem Manne. Dieser starrte ihn fragend an und Hermann taumelte entsetzt zurück und floh angstvoll in seine Kajüte hinab. „Ich bin sehr krank!" wimmerte er auf seinem Lager und presste die Hände an sein Haupt.

„Selbstverständlich, wenn Ihr in der kalten Nachtluft herumgeht, daß Euch wieder schlechter wird," rief ihm ein Kajütengenosse zu.

„Seinen Geist habe ich gesehen!" stöhnte Hermann.

„Gesehen!" spottete ein Genosse, „es scheint eher, daß Ihr welchen getrunken!"

„Seinen Geist habe ich gesehen!" wimmerte der Kranke.

„Wessen Geist?"

„Den Geist des Spaniers, den ich erschlagen habe."

„Geht ins Bett."

Von dieser Nacht an währte es wieder tagelang, bis sich der kranke Auswanderer so weit erholt hatte, daß ihm der Arzt gestattete, nach Gutdünken auf dem Decke der „Hoffnung" herumzugehen. Nur selten dachte Hermann über die gräulichen Fieberphantasien nach; häufiger quälten ihn die Erinnerungen an verlornes Glück.

Es waren doch schöne Zeiten gewesen, die er mit Eveline verlebt. Er hatte sie lieb gehabt. Was soll jetzt aus ihr werden? Aus den Armen des Verführers sinkt Jede ins Verderben. Und er geht straflos hin — als böser Geist in menschlicher Gestalt, um wieder anderswo abenteuerlich zu zerstören, was die Gesetze weise schützen und die Elemente gütig verschonen. — So war oft sein Sinnen, aber seine männliche Natur wurde der Wehmuth Herr. Der Gerbermeister war im Grunde ja nicht allzu weichmüthig geartet, er war — wie er sich selber gerne einredete — ein Mann für Amerika.

Eines schwülen Abends, als er lange den Arbeiten der Matrosen zugeschaut hatte und als er nun gegen den Kiel hinausschritt, um dort den freien Ausblick auf die untergehende Sonne zu genießen, die eine riesige Scheibe roth und glanzlos in das Meer sank, sah er vor sich auf einer Kiste sitzend — Eveline und den Spanier.

Hermann dachte nun an keinen Geist mehr. Rasch wandte er sich um und schritt über das Deck, um seine Aufregung zu bemeistern. — Er lebt, er flieht mit ihr! deß war er sich nun gewiß. Doch, nicht umsonst soll sie die Nemisis auf dieses Schiff geworfen haben. Zum Lieben ist er nun zwar nicht mehr aufgelegt, und um sich an dem Spanier zu rächen, wäre es fast ein gutes Stück, sie mit ihm unbehelligt ziehen zu lassen, damit sie dereinst auch ihn betrügen und verderben könne. Doch nein, so billig soll man's nicht geben. — Als Hermann wieder zum Kiel zurückkehrte, wollte das Paar eben davonhuschen. Er vertrat ihm den Weg. Eveline verdeckte ihr Gesicht und wimmerte: „Herr Gott, erbarme dich unser! Erbarme dich unser!"

Ohne sie zu beachten, murmelte Hermann dem Spanier zu: „Also hab' ich meine Sache schlecht gemacht!"

„Führen Sie hier keine Scene auf!" versetzte der Geometer kalt. „Der Stoß hat das Herz verfehlt. Die Rippenwunde ist heil, Eveline hat gewählt, also lassen Sie uns ferner mit den Vorurtheilen der alten Welt in Ruhe."

„Sie sind ein nichtswürdiger Abenteurer, ein Schurke!" rief Hermann.

„Wenn Sie glauben, daß einer von uns beiden auf dem Schiffe zu viel ist — — —"

„Zum Teufel, das glaube ich!"

„So werdet Ihr Euch schlagen!" fiel das Wort eines nebenstehenden Matrosen ein, bevor der Spanier sein bereits sichtbares Vorhaben, den Angreifer über Bord zu werfen, ausführen konnte.

„Ich schlage mich mit keinem Schelm!" rief Hermann.

„Und ich mich mit keinem Hahnrei!" höhnte der Spanier.

Da stürzte der Gerbermeister auf ihn los und er hätte den „Geometer mit den lustigen Geschichten" auf der Stelle erwürgt, wenn die Herbeieilenden sich nicht dazwischen geworfen hätten. Das Weib hatte sich, als der Kampf begann davongemacht; die beiden Männer wurden getrennt und in ihre Kajüten gebracht, die Strafe gewärtigend, die für eine Gewaltthat auf dem Schiffe verhängt ist.

Hermann wusste nun gar nicht mehr, wie ihm geschah.

„Zum Teufel!“ knirschte er, „man meint doch, weil die Weiber drauf gehen, es müsst' Fleisch und Blut sein. Daß ich ihn aber jetzt schon das zweitemal anrühre und er ist noch nicht todt, das nimmt mich Wunder. Eveline, beschaue Dir ihn einmal!“

— Dem schwülen Abend folgte eine stürmische Nacht. Alle Mannschaft auf Deck. Das Schiff wurde aus seinem Lauf geworfen, rasch und unbemerkbar gegen die Klippen der Azoren getrieben. Alle Schrecken des Schiffbruches wütheten: Der Sturm, die Fluthen, das Feuer, die Verzweiflung, die Raserei — doch nach einer Stunde war Alles vorüber. Der stolze Dreimaster zerschellt, Mann und Maus ertrunken. Drei einzige Menschen hatten sich an das treibende Stück eines Mastbaums geklammert und so auf ein ödes Eiland gerettet. Als sie sich anstarrten im blassen Mondschein, thaten sie einen grässlichen Schrei, es waren der Gerber Hermann und sein Weib Eveline und der Spanier. — Der Schrei des eigenen Mundes weckte Hermann aus seinem schweren Traume. — Die Hoffnung zog unversehrt auf den stillen Wassern dahin.

Aber der nächste Morgen brachte eine Neuigkeit. Seit dem vorigen Abende wurde eine Frauensperson vermisst, die sich aller Wahrscheinlichkeit ins Meer gestürzt habe. Hermann ahnte — und als er den Spanier sah, allein, blaß und verstört, da blieb ihm kein Zweifel mehr.

Hermann hatte keine Klage, ja, er schien von diesem Tage an ruhiger und munterer als sonst. Er meinte fast, der Tod eines treulosen Weibes sei für den Mann die auserlesenste Huld des Himmels.

Bevor seine Disziplinarstrafe angehen sollte, wollte er noch etwas Lustiges anstellen. Er ging auf das Deck und bewirthete die Matrosen mit Schnaps, bis sie übermüthig wurden. Um dieselbe Stunde erschien wie gewöhnlich der Spanier, der wortkarg an der Mannschaft vorbei gegen den Kiel hinausging, sich dort an die Brüstung lehnte, eine Cigarre anbrannte und einem Wallfisch zusah, der draußen auf der Wasserfläche Wellen schlug und bisweilen mit Schweif oder Rachen an die Oberfläche kam.

Hermann gab den Matrosen einen Wink; diese näherten sich dem Kiel und dämpften ihre Gespräche. Jetzt trat Hermann vor, stellte sich mit unterschlagenen Armen dem Spanier gegenüber und rief: „Schurke! Der Wallfisch dort drüben scheint Fleisch gewohnt zu sein, meinst Du nicht? Und nach einer frischen Portion zu lusten, meinst Du nicht? Ich hätt' ihm ein Stück für diesen Mittag. Nun weiß ich wohl, daß er Dirnen frisst, jedoch ob er auch Spitzbuben verträgt, das möcht ich schier versuchen. Thu's aber nicht, Windkerl, mag keinem unschuldigen Thier was zu Leide thun, Wichtling. Ich will Dich noch eine Weile Luft schnappen lassen, aber merk' Dirs, Schurk', Du hast sie von mir!“

Jetzt war der Spanier aufgesprungen und mit einem gezückten Dolche stürzte er auf Hermann. In dem Augenblicke schleuderten ihn die Matrosen zurück auf die knarrenden Dielen. — Die beiden Männer begegneten sich nicht mehr.

Als die „Hoffnung“ in den Hafen von New-York einlief, sprang jeder für sich fluchtartig aus der schwimmenden Burg. Den Gerber litt es in der Welt-

stadt nicht, er trachtete landeinwärts. Seine weiteren Wege sind unbekannt geblieben; vielleicht ist er als Bettler gestorben, vielleicht als Millionär — als Glücklicher kaum. Denn da hat er noch folgendes Wort gesagt: Wem in solcher Art das Weib Eins versetzt, der mag das Wörtlein „Glück" flink aus seinem Büchlein streichen, er setze dafür Gold, Ehre, Sinnengenuß hinein, oder was er will. Das Leben wird endlich ja wohl verstreichen.

Und der Spanier, der „lustige Geometer"? Der hat sich sicherlich munter durchgeschlagen; er soll wieder nach Europa zurückgekehrt sein um die Männer im Wirthshaus zu erheitern — und die Weiber —

— in der Kammer — hilft kein Schloß und kein Gitter, wenn die Treue nicht drinnen ist.

Ostia.

Von

Ludwig Meyer.

Diese so leicht in vollständige Panik ausartende Furcht des Volkes erklärt sich daraus, daß das Getreide, mit welchem sich Rom verpflegte, zum größten Theil nur vom Meere aus dorthin gelangen konnte. Vor dem Meere aber empfanden die Römer ein wahres Entsetzen. Diese tapferen Krieger waren nicht, wie die Griechen, zugleich auch unerschrockene Seefahrer. Sie waren geneigt, sich die Gefahren des treulosen Elementes zu übertreiben; stets zitterten sie für das Schicksal der kostbaren Schiffe, die ihren Unterhalt trugen und das Meer durchmessen mussten. So war denn auch alljährlich das Erscheinen der ägyptischen Flotte im Angesicht der Küsten Italiens ein Ereigniß. Seneca schildert uns, wie ganz Campanien jubelte, wenn man in Puteoli jener leichten Fahrzeuge, der sogenannten „Boten", ansichtig wurde, die der Hauptflotte vorausfuhren und ihr Nahen meldeten. Die Menge drängte sich spähend auf den Hafendämmen und suchte dort hinten auf der weiten See in der Masse der Schiffe diejenigen von Alexandria — sie waren an der eigenthümlichen Form ihrer Segel kenntlich — zu unterscheiden.*) Es war schon viel, daß sie das Mittelmeer durchfahren hatten und glücklich von Aegypten bis Puteoli gekommen waren, aber die Reise war noch nicht beendet: es galt nun, längs der Küste von Puteoli nach Ostia zu gehen, eine gefährliche Fahrt, und selbst wenn man auf der Höhe von Ostia dem Tiber gegenüber lag, war noch nicht Alles vorbei. So schwierig war das Einlaufen in den Fluß, so schlecht und der Veränderung so sehr unterworfen der Strand, daß mehr als ein Schiff hier kläglich scheiterte. Hatte man nicht eines Tages zweihundert Schiffe auf einmal im Hafen selbst, wo sie gegen den Sturm keinen Schutz fanden, zu Grunde gehen sehen?**)

---

*) Seneca, Epist. 77.

**) Tac. Ann. XV., 18.

Diese letztere Gefahr wenigstens konnte man beschwören. Man brauchte nur bei Ostia einen besser gesicherten Hafen anzulegen, wo die Schiffe leicht und bequem landen konnten und von Wind und Wetter nichts zu fürchten hatten. Schon Cäsar soll daran gedacht haben, aber sein Tod trat dazwischen, und länger als ein Jahrhundert blieb das Projekt aufgegeben. Erst Claudius, der Schwachkopf Claudius, erwarb den Ruhm der Ausführung. Dieser bedauernswerthe Fürst, den sein häusliches Unglück lächerlich gemacht hat und dessen Verstand nicht der stärkste war, fand gleichwohl Geschmack an gemeinnützigen Unternehmungen. Seinen Eifer spornte in diesem Falle noch die Erinnerung an eine Gefahr, die im Anfang seiner Regierung ihn persönlich bedroht hatte. Als er zur Herrschaft kam, litt Rom grausam unter einer Hungersnoth, die herbeigeführt zu haben sein Vorgänger beschuldigt wurde. Caligula, seinerseits völlig toll, war nämlich auf den Einfall gekommen, auf dem Golf von Neapel spazierenreiten zu wollen. Um ihn zufrieden zu stellen, hatte man in großer Hast Alles zusammengerafft, was sich gerade an Schiffen und Barken in den Häfen Italiens vorfand; dann hatte man alle Fahrzeuge mit einander verbunden und so von Puteoli bis Bauli eine breite Brücke hergestellt, mit Wirthshäusern zur Unterhaltung auf dem Wege, — so hatte der Kaiser seine verrückte Laune befriedigt. Die Schiffe aber, für die Vergnügungen des Herrschers in Anspruch genommen, hatten nicht zur günstigen Zeit das Getreide aus Aegypten und Afrika holen können, und in Rom mangelte es an Brot. *) Caligula war inzwischen gestorben, das Volk aber hatte sich in seinem Zorne an den unschuldigen Claudius gehalten, und es fehlte wenig, so hätte es ihn für die Tollheiten seines Vorgängers büßen lassen. Auf offenem Forum überfallen, beschimpft, geschlagen, hatte er sich aus den Händen der Rasenden nur durch eine offenstehende Hinterthür gerettet, die ihm die Rückkehr auf den Palatin ermöglichte. **) An jenem Tage hatte Claudius böse Furcht ausgestanden. Um nun nicht wieder derartigen Krawallen ausgesetzt zu sein und um die Ankunft der Korntransporte zu erleichtern, entschloß er sich zum Bau eines neuen Hafens in Ostia. Es wird erzählt, daß die Ingenieure, ganz gegen ihre sonstigen Gewohnheiten, die Kosten des Unternehmens übertrieben, um ihn davon abzubringen; ***) aber er blieb, was sonst nicht seine Sache war, fest gegen Alle, ja er beschloß, aus Besorgniß, die Arbeiten möchten nachlässig geführt werden, sie in eigener Person zu überwachen. Während der ganzen Zeit ihrer Dauer hielt er sich oft und lange in Ostia auf. Dort befand er sich auch an jenem Tage, da seine Gattin Messalina den Einfall hatte, sich, während er selbst noch lebte und regierte, mit ihrem Geliebten Silius feierlich zu vermählen. Tacitus erzählt: am Tage nach der Hochzeit, als sich die Kaiserin mit ihren Freunden einer Art

*) Sueton. Calig. 19; Aurel. Vict. Claud.

**) Sueton. Claud. 18.

***) Im Senat muß hierüber eine wichtige Debatte stattgefunden haben. Eine Spur davon findet sich noch bei Quintilian III, 21 und II, 8. — Alles auf die Häfen des Claudius und des Trajan Bezügliche hat R. Lanciani gründlich studirt. Vgl. „Sulla città di Porto“, (Ann. dell' Inst. di Corr. archaeol., 1868.)

von mythologischer Orgie, einem Bacchanal von rasender Zügellosigkeit, hingab, habe einer der Festgenossen in einem Anfall ausgelassener Lust einen sehr hohen Baum erklettert, und als man ihn fragte, was er da oben sehe, habe er geantwortet: von Ostia nahet ein fürchterlicher Sturm.*) Es war der Gatte, der, ein wenig spät benachrichtigt, herbeikam und das lustige Spiel verdarb.

Der Hafen des Claudius ist noch vorhanden;**) nur liegt er jetzt in Folge der Fortschritte, welche die Versandung gemacht hat, mitten zwischen den Feldern, doch können wir seine Gestalt unterscheiden und seinen Umfang messen. Das Hafenbecken wurde in einiger Entfernung vom alten Ostia, oberhalb der Tibermündung angelegt; vielleicht geschah dies, um es vor dem Sande zu schützen. Rechts und links sicherten es zwei feste Molen, „ausgestreckte Arme," sagt Juvenal, „die mitten in's Meer hinausstreben."***) Der Molo rechts, der dank seiner Lage nichts von den Stürmen zu fürchten hatte, bestand aus Pfeilern und Bogen, die dem Meerwasser Zutritt ließen; der andere dagegen war aus vollem, widerstandskräftigem Mauerwerk: er musste stark genug sein, um auch den von den Südwinden gepeitschten Wogen zu trotzen. Zwischen den Enden dieser beiden Hafendämme hatte man ein ungeheures Schiff, auf welchem eben einer der größten Obelisken aus Aegypten herbeigeschafft worden war, in die Tiefe gesenkt, nachdem man es mit Steinen gefüllt hatte. So war hier eine Art Inselchen geschaffen, das den Hafen bewachte und für den Eintritt zu beiden Seiten nur einen schmalen, mit eisernen Ketten verwahrten Durchgang übrig ließ. Auf diesem „Werder" errichtete man einen Pharus, d. h. einen mit Säulen und Pfeilern geschmückten Thurm von mehreren Stockwerken, ähnlich jenem berühmteren, der den Hafen von Alexandria erhellte. Bei dem strahlenden Lichte, das der Pharus auf die Gewässer hinaussandte, konnten die Schiffe auch in der Nacht ihren Kurs halten und zu allen Stunden, bei jedem Wetter in den Hafen einlaufen.

Obgleich nun die Grundfläche des Claudiushafens 70 Hektaren maß, †) so war er doch bald zu eng, und schon unter Trajan machte sich das Bedürfniß fühlbar, ihn zu vergrößern. Dieser unermüdliche Fürst, der die Welt mit Monumenten aller Art, besonders aber mit nützlichen Bauwerken füllte, hatte sich auch mit maritime: Anlagen eifrig beschäftigt. Er hatte den Hafen von Ancona wieder hergestellt und den von Centumcellae (Civitavecchia) gegründet. In Ostia ließ er, statt sich mit der Erweiterung des Claudiushafens zu begnügen, gleich einen neuen anlegen, der wie der andere heut mitten im Felde sichtbar ist und dessen Gestalt und Contouren wir an den wellenförmigen Erhebungen des Bodens leicht erkennen. Das Bassin war ein regelmäßiges Sechseck von ungefähr 40 Hektaren Grundfläche; ein Quai von 12 Meter Breite mit kleinen, dicken Pfeilern aus

*) Tac. Ann. XI, 31.

**) Vgl. Canina's Plan der Häfen von Ostia (Atti della pont. acc. di arch. VIII.) Canina's Plan wurde dann bezüglich des Trajanshafens durch Lanciani's wesentlich genauere Karte verbessert (Monum. dell' Inst. VIII, tav. 9.)

***) Juvenal XII., 76—77.

†) Nach Texier's Berechnung.

Granit, die zum Festbinden der Schiffe dienten und noch heut an ihrer Stelle stehen, fasste das Ganze ein. Der neue Hafen schloß sich einfach dem alten an, mit dem er durch einen 118 Meter breiten Kanal kommunicirte. Um ihn nun auch mit dem Tiber und durch diesen mit Rom in Verbindung zu setzen, grub man einen zweiten Kanal (fossa Trajana), der sich mit der Zeit zu einem neuen Flußarm ausgebildet hat, dem einzigen, der heute schiffbar ist, — er heißt jetzt il Fiumicino (das Flüßchen). Die Schiffe liefen also zuerst in den Hafen des Claudius ein und gingen von dort in den Trajanshafen über, der eine Art inneres Bassin bildete. Hier löschten sie, falls sie für die Fahrt auf dem Tiber zu groß waren, ihre Ladung, die dann auf kleinere Barken übertragen wurde. Ein in Ostia selbst im Grabe eines reichen Schiffsherrn entdecktes merkwürdiges Gemälde zeigt uns, wie diese Operation vor sich ging. Das Bild stellt eine dieser „naves caudicariae“ genannten, d. h. aus rohen Baumstämmen erbauten Barken dar, die zur Schifffahrt auf dem Tiber benutzt wurden. Eine jede hatte, wie die Schiffe heutzutage, ihren Namen; derselbe war in schwarzer oder rother Farbe an in die Augen fallender Stelle aufgemalt. Das Fahrzeug auf unserem Bilde war nach einer Göttin benannt und zur Verhütung von Verwechselungen auch noch der Name des Besitzers hinzugefügt: es hieß die „Isis des Geminius“ (Isis Geminiana). Auf dem Schiffshintertheil steht über einer kleinen Kajüte der Pilot Pharnaces am Steuerruder. In der Mitte überwacht der Kapitän Abascantus die Arbeiter. Vom Ufer her schreiten in gebeugter Haltung Lastträger mit schweren Kornsäcken auf ein kleines Brett zu, welches die Barke mit dem Lande verbindet. Einer von ihnen ist schon angekommen und schüttet den Inhalt seines Sackes in ein großes Getreidemaß (modius), während der mit der Wahrnehmung der Verwaltungsinteressen betraute mensor frumentarius nachsieht, ob auch das Maß gehörig voll ist, und den Sack oben festhält, damit nichts verloren geht. Etwas weiter hat sich ein anderer Lastträger, dessen Sack bereits geleert ist, zum Ausruhen hingesetzt; seine ganze Physiognomie athmet Zufriedenheit und diese wird erläutert durch das Wort, das der Maler über seinem Kopfe hingeschrieben hat: „Ich bin fertig“ (feci). Das Ganze eine Scene von ergreifender Wahrheit, wie wir sie täglich in unseren Seehäfen erblicken. — Auf diese Weise beladen, nahm die Barke also ihren Weg durch die fossa Trajana nach dem Tiber und folgte dem Flusse bis nach Rom.

Bei den neuen Häfen entstand eine neue Stadt. Sie hieß nach ihrem Begründer Portus Trajani oder einfach Portus (heut Porto) und muß hauptsächlich von Kaufleuten und von Beamten der Annona bewohnt gewesen sein. Nach Lanciani waren über zwei Drittel der Häuser, von denen noch einige Reste übrig sind, Waarenspeicher. Mehrfach gereiht, breiten sie sich in langen, regelmäßigen Linien rings um das Hafenbecken aus; dem Anschein nach sind sie alle auf einmal und nach demselben Modell erbaut worden. Sie hatten jedenfalls zwei Stockwerke: im unteren lagerten Korn, Wein, Oel u. s. w., im oberen hatten unzweifelhaft die Arbeiter und Beamten ihre Wohnungen. Die Getreidemagazine sind noch heut an ihren dicken Mauern leicht zu erkennen, auch an dem starken

Bewurf, mit dem man diese Mauern vorsorglich bekleidete, um sie gegen Nässe, die in so sumpfiger Gegend sehr zu fürchten war, zu schützen. Bei einem Bacchustempel, dessen Ruinen aufgefunden wurden, lagen wahrscheinlich die Magazine der Weinhändler. Noch andere Räume muß es für Oel und für Marmor gegeben haben; denn auch in diesen Artikeln war der Handelsverkehr in Ostia bedeutend. Neben diesen großen Waarenlagern, die ein Seehafen nicht entbehren kann, vernachlässigte aber Trajan durchaus nicht den Bau von Anlagen, welche die Verschönerung der Stadt bezweckten: er errichtete Bäder, Säulenhallen, Tempel, *) und da er auf sein Werk stolz war und dort häufige Besuche machte, so baute er schließlich auf einem Terrain, das seinen Hafen von dem des Claudius trennte, auch für sich selbst einen prächtigen Palast. Derselbe wäre unzweifelhaft eine der merkwürdigsten Ruinen des römischen Alterthums, wenn man ihn in intelligenter Weise freigelegt und der Erhaltung der Trümmer einige Sorgfalt zugewandt hätte. In einem interessanten Berichte hat der Ingenieur Texier erzählt, wie er zu einer Zeit, als man von der Existenz des Bauwerks fast noch nichts wusste, näher mit ihm bekannt wurde. **) Ein Arbeiter hatte bei Verfolgung eines Dachses, als sich das Thier in einem Loche versteckte, einen Stock in dasselbe eingeführt, um den Flüchtling zu greifen; da sah er, wie sich das Loch auffallend schnell und leicht erweiterte, und als er ein paar große Steine entfernt hatte, bemerkte er, daß die Öffnung zu einem geräumigen Saale führte. Texier wurde benachrichtigt und war so der erste, der den Raum betrat und Zeuge des schönen Schauspiels wurde, wie der erste Sonnenstrahl in Tiefen drang, wo so viele Jahrhunderte hindurch Nacht geherrscht hatte: eine ganze Welt von Insekten, die hier ihren Wohnsitz aufgeschlagen, durchfuhr es wie ein Schauder, als das Licht einfiel und die an der Wölbung hängenden Lianen und Stalaktiten und die kleinen Wasserlachen im Hintergrunde beschien. Aus diesem Saale kam man in einen zweiten, dem wieder andere folgten. Sie waren, berichtet Texier, so zahlreich und so geräumig, daß er, um sich zurechtzufinden, den Kompaß benutzen mußte, wie in einem jungfräulichen Walde. Seit jener Zeit sind auf Befehl des Fürsten Torlonia, dem das ganze Land gehört, Ausgrabungen im Palaste des Trajan vorgenommen worden; leider ist aber dabei keinerlei wissenschaftliches Interesse maßgebend gewesen. Da es dem Fürsten nur darauf ankam, Kunstwerke zu finden, um mit ihnen das Museum an der Lungara zu bereichern, so geschah die Durchsuchung sehr hastig und geheimnißvoll. Als die Ernte eingebracht war, beeilte man sich nach altem Brauche, das ganze freigelegte Terrain so schleunig als möglich wieder mit Erde zuzudecken. Dem Archäologen Lanciani, dem man ausnahmsweise aus besonderer Gefälligkeit erlaubte, die schönen Ruinen flüchtig zu besichtigen, wurde nicht einmal zur Aufnahme eines Grundrisses Zeit gelassen. Er berichtet von Bädern, Tempeln, herrlichen Sälen, einem kleinen, noch voll-

*) Am Eingang der Stadt glaubte man die Ruinen eines Portumnus-Tempels zu erkennen.

**) S. die Daly'sche Revue générale d'architecture, XV. — Texier war von der französischen Regierung mit dem Studium der Anschwemmungsverhältnisse und des dadurch bedingten Anwachsens der Ufer der großen Flüsse des Mittelmeeres beauftragt.

kommen erkennbaren Theater, in welchem sich Trajan ohne Zweifel an dem, wie seine Tadler behaupten, übermäßig von ihm bevorzugten Schauspiel der Pantomimen ergötzte, — endlich von einem gewaltigen Porticus, dessen noch an Ort und Stelle befindlichen Säulen die ganze Anlage ihren Namen im Lande „Palazzo delle cento colonne“ verdankt. So schön waren diese Ruinen, daß sie dem ungebildeten Bauer, der Lanciani's Führer war, Rufe des Staunens und der Bewunderung entrissen. Nachdem sie also den Barbaren des Mittelalters und den „Liebhabern“ der Renaissance, die oft noch schrecklicher waren als die Barbaren, glücklich entgangen waren, sind sie schließlich in unseren Tagen und auf Befehl eines übelberathenen und auf eine ganz verkehrte Art in die Alterthümer verliebten Grandseigneur dem dunkeln Untergang geweiht worden. So heißt es auch hier wieder: Quod non fecerunt barbari fecerunt Barberini.

Aber so große Herrlichkeiten entfaltete nicht blos der kaiserliche Palast; wir wissen vielmehr, daß auch sonst beide Städte, Ostia und Portus, reich und prächtig waren. Dies beweisen die schönen Säulen, die Masse kostbaren Marmors, die bewundernswerthen Statuen, die hier gefunden wurden. Es muß hier Ueberfluß an Allem gewesen sein. Tacitus erzählt, daß man nach dem Brande Rom's unter Nero auf dem Marsfelde und in den öffentlichen Gärten für die Masse obdachloser Menschen provisorische Wohnungen erbaute. Es galt, dieselben so rasch als möglich zu möbliren; da ließ man Möbel und Hausgeräth aus Ostia kommen.*) Hier war also an Derartigem weit mehr zu finden als die Einwohner für sich selbst brauchten. Noch höher stieg der Wohlstand der Stadt nach Nero. Unabhängig von den besprochenen großen Arbeiten Trajans, verschönerten auch Hadrian und Antoninus Ostia durch großartige Bauten. Aurelian ließ ein neues Forum anlegen und der schwache Kaiser Tacitus schenkte ihr aus seinem Privatvermögen hundert Säulen aus numidischem Marmor von 23 Fuß Höhe,**) eine in so unglücklicher Zeit ganz außergewöhnliche Freigebigkeit. Wie in allen gewerbfleißigen Städten, gab es auch dort sehr zahlreiche Korporationen. Der ganze Handel war in Zünfte oder Innungen getheilt, die ihren Versammlungsort, ihre Kasse, ihre Beamten hatten, und unter diesen Körperschaften scheinen einige von großer Bedeutung gewesen zu sein. Natürlich war ein kolossales Vermögen in diesen Kreisen nichts Seltenes. Manche der glücklichen Kaufherren, die sich im Handel mit Oel oder Korn bereichert, haben sich eine Ehre daraus gemacht, ihr Andenken würdig zu verewigen. Nachdem sie Glanz und Ueberfluß erobert hatten, wollten sie auch Hochachtung erwerben und bewiesen zum Besten der Verschönerung ihrer Stadt oder des Vergnügens ihrer Mitbürger eine Generosität, die an das Fabelhafte grenzt. Ein solcher Mann war jener Lucilius Gamala, der wahrscheinlich unter den Antoninen lebte***) und von dessen fürstlicher Freigebigkeit einige Inschriften

---

*) Tac. Ann. XV, 39.

**) Hist. Aug., Aurel. 45; Tac. 10.

***) So Mommsen, der die beiden großen auf Gamala bezüglichen Inschriften zuletzt besprochen hat (Ephem. epigr. III, 319). E. L. Visconti und Wilmanns hatten bezüglich der einen Zweifel erhoben; Mommsen hält beide für echt.

uns berichten. Er war aus alter Familie; seine Vorfahren hatten während mehrerer Menschenalter die ehrenvollsten Aemter bekleidet. So hatte man ihn denn auch schon in der Wiege zum Decurio, d. h. zum städtischen Senator oder Municipalrath, gemacht. Später wurde er Pontifex, Quästor, Aedil, Duumvir, kurz Alles was man in einer römischen Kolonie nur werden konnte. Nach seinem Tode dekretirte man für ihn ein öffentliches Leichenbegängniß und errichtete ihm Bildsäulen; mit wie vielen Wohlthaten hatte er aber auch die Ehren, mit denen er überhäuft wurde, schon im Voraus bezahlt! Das sicher nicht einmal vollständige Verzeichniß dieser Wohlthaten und Leistungen ist wahrhaft unglaublich. Oeffentliche Spiele und Gladiatorenkämpfe, die durch Schönheit und Aufwand über das Maß dessen, was man auf diesem Gebiete zu sehen gewohnt war, weit hinausgingen, hatte er gegeben, ohne die Geldsumme anzunehmen, welche die Stadt ihrem Beamten als Beisteuer zu seinen Ausgaben bewilligen wollte. Zweimal hatte er sämmtliche Einwohner von Ostia zu einem glänzenden Diner geladen, einmal sie in 117 Speisesälen bewirthet.*) Auf seine Kosten hatte er in der Nähe des Forums eine Straße auf der ganzen Strecke zwischen zwei Triumphbogen gepflastert, die Tempel des Vulcanus, des Tiberis, der Dioskuren restaurirt, die der Venus, der Fortuna, der Ceres und der Hoffnung neu aufgebaut, den Markt und die Weinhalle mit öffentlichen Maßen und Gewichten beschenkt, auf dem Forum einen Ehrensitz (tribunal) aus Marmor errichtet, ein ganzes Arsenal angelegt und die durch eine Feuersbrunst zerstörten Thermen des Antoninus wiederhergestellt. Als einmal die Stadt — sie hatte die Zahlung einer beträchtlichen Summe an die Staatskasse übernommen — in einem Augenblick der Noth große Mühe hatte, ihren Verpflichtungen zu genügen, und sich gezwungen sah, die Gemeindebesitzungen zu verkaufen, da kam Gamala ihr zu Hilfe und schenkte ihr auf einmal drei Millionen Sesterzien (480,000 Mark). Welch ein ungeheures Vermögen setzt solche Freigebigkeit voraus! Solche Leute also wohnten in den schönen Häusern, die in Ostia entdeckt wurden; daß sie dieselben mit so großer Pracht erbauten und mit so herrlichen Kunstwerken füllten, erscheint danach begreiflich genug.

3.

Ein Umstand, der Allen, die sich mit den Alterthümern von Ostia beschäftigen, besonders auffällt, ist die große Zahl der dort erbauten Tempel und Heiligthümer jeder Art. Bei den Geschichtschreibern und in den Inschriften finden sich viele von ihnen erwähnt; einige sind bei den Ausgrabungen der letzten Zeit wieder aufgedeckt worden. Ostia muß offenbar eine sehr fromme Stadt gewesen sein. Sie besaß einen Lokalkultus, den des Vulcan, und war demselben, wie es scheint, sehr ergeben. Die Oberpriester des Vulcan sind hier die Häupter des Gottesdienstes überhaupt; sie überwachen die übrigen Kulte und ertheilen den Privatpersonen, die es wünschen, Erlaubniß zur Errichtung von Denkmälern in den heiligen Gebäuden. Vulcan ist aber nicht der einzige Gott, den man in Ostia

*) Nach Plutarch bewirthete Cäsar nach seinem Triumphe die Bevölkerung von Rom in 1022 Speisesälen. Man sieht, Gamala ahmte großen Vorbildern nach.

feiert; auch zu den übrigen wird eifrig gebetet, insbesondere zu Fortuna und zur Hoffnung (Spes), den eigentlichen Gottheiten der Kaufleute, dann zu Castor und Pollux, den Beschützern der Seefahrer, und zu Ceres, die in einer durch den Getreidehandel reich gewordenen Stadt viele Verehrer zählen musste. Die Fremden, die einen bedeutenden Theil der Bevölkerung ausmachten, hatten natürlich ihre eigenen Gottheiten mitgebracht, und diese genossen hohes Ansehen. So hatte man, da mit Aegypten ein starker Verkehr stattfand, der Isis und dem Serapis Altäre und Statuen errichtet. Auch der asiatische Kultus der Göttermutter stand in großer Achtung und die Einwohner von Ostia hatten das Schauspiel eines jener feierlichen Opfer gehabt, die man Taurobolien nannte; ein angesehener Mann der Stadt nahm in einer Art Keller Platz, dessen Decke von zahlreichen Löchern durchbohrt war, und ließ sich so mit dem Blute eines über ihm geschlachteten Stieres besprengen, das ihn von seinen Fehlern reinigen und das Heil seiner Familie und seiner Gemeinde sichern sollte. Wir besitzen noch die Inschrift, die bestimmt war, das Andenken dieser religiösen Feier zu erhalten. Eine der merkwürdigsten Entdeckungen, zu welchen die Ausgrabungen der letzten Zeit geführt haben, ist die des Tempels der Göttermutter, neben welchem man auch den Versammlungssaal der religiösen Genossenschaft der Dendrophoren gefunden hat. *) Auch Mithras, die unbesiegliche Sonne, der ungreifbare Gott (deus indeprehensibilis), wie ihn einer seiner Anbeter in Ostia nennt, war dort Gegenstand vieler Huldigungen. Bekannt ist, daß dieser Kultus, der durch seine geheimen Verbindungen und durch seine Opfermysterien die Frommen reizte, in der letzten Zeit der Kaiserherrschaft große Bedeutung gewann und daß alle lebendigen Kräfte des Heidenthums sich damals in ihm zusammengefasst zu haben scheinen, um gegen die neue Religion anzukämpfen. In Ostia entdeckte man nicht allein zahlreiche Reste mithriakischer Alterthümer, sondern auch einen der persischen Gottheit geweihten Tempel. Derselbe ist eine Art Hauskapelle und liegt in dem schönen Gebäude, das man den „Kaiserpalast" nennt und von dem oben die Rede war. Sie ist in drei Abtheilungen geschieden, und zwar nicht, wie die christlichen Basiliken, durch Säulen, sondern durch Verschiedenheit des Bodenniveau's. Unzweifelhaft waren diese drei Abtheilungen für drei verschiedene Klassen von Gläubigen bestimmt: in einem Kultus, in welchem die Hierarchie eine so große Rolle spielte, war eine solche Dreitheilung nach dem Range ganz natürlich. Nach der Menge kostbaren Marmors zu schließen, welcher den Boden der Kapelle schmückt, muß dieselbe sehr geschmackvoll ausgestattet gewesen sein. Der Eingangsthür gegenüber befindet sich, um vier Stufen über den Boden erhöht, der Altar mit den zwei die beiden Tag- und Nachtgleichen vorstellenden Genien, — der eine trägt eine emporgerichtete, der andere eine zu Boden gesenkte Fackel. Ueber dem Altar hatte man, wie gewöhnlich, ein Bild des jungen Gottes, das Haupt mit der phrygischen Mütze bedeckt und den Stier opfernd, angebracht. Einige Trümmer dieser Darstellung fanden sich noch auf dem Boden.

*) Ueber diesen Tempel der Göttermutter oder Kybele handelt eingehend C. L. Visconti, Ann. dell' Inst. di Corr. archaeol. 1868, p. 362.

Eine Inschrift besagt, daß der Altar „auf Kosten des C. Cälius Hermeros, Priesters dieses Heiligthums, ausgeschmückt" worden ist.

So schien denn der Boden von Ostia recht eigentlich vorbereitet zur Aufnahme des Christenthums; bekanntlich hat dieses in den religiösesten Ländern am schnellsten Fuß gefasst. Seehäfen, große Handelsstädte mit bedeutendem Durchgangsverkehr, wo Menschen aus allen Gegenden zusammentrafen, wo Tempel für alle Götter sich erhoben, wo die Kulte des Orients die meisten Gläubigen zählten, waren für das Christenthum besonders günstig; so hat es wahrscheinlich auch in Ostia sehr schnelle Fortschritte gemacht.*) Bald besaß es dort zwei Bischofssitze, den einen in Ostia selbst, den andern, dessen Zierde der h. Hippolyt war, in Portus Trajani. Um die Zeit des Theodosius kam ein Freund des h. Hieronymus, der reiche und vornehme Pammachius, auf den hochherzigen Gedanken, in Portus eine Herberge (Xenodochium) für arme Reisende zu erbauen. Hier fanden Leute, die von Rom kamen und auf günstigen Wind zur Reise warteten, ferner Solche, die aus allen möglichen Ländern sich hier zusammenfanden und nach der großen Stadt weiter wollten, um dort ihre Geschäfte zu betreiben oder ihr Glück zu machen, freundliche Aufnahme. So glücklich waren sie, einen Zufluchtsort zu finden, wo sie nach den Anstrengungen der Reise ein paar Tage ausruhen konnten, daß der Ruf des Pammachius-Hospizes sich bald in der ganzen Welt verbreitete. Der h. Hieronymus sagt: Britannien hat davon gehört und Aegypter und Parther erzählen sich davon.**) De Rossi glaubt das Gebäude in den Ruinen von Portus wiedergefunden zu haben. Es sind ansehnliche Reste; ganz deutlich erkennen wir eine Basilika und einen weiten Hof. Den letzteren umgeben Säulen, welche älteren Bauwerken entnommen wurden, — das gewöhnliche Verfahren im vierten und fünften Jahrhundert, wo man neue Bauten nur noch unter Beraubung der alten herzustellen wusste. Wie in den Klöstern des Mittelalters, befand sich in der Mitte des Hofes eine Art Cisterne oder Brunnen mit einer heut sehr beschädigten Inschrift, in der man aber die Worte hat lesen können: „Wer Durst hat, der komme her und lösche ihn."***)

Das Christenthum von Ostia bleibt für uns mit zwei bedeutsamen Erinnerungen verknüpft, die wir beim Besuch dieser Ruinen unmöglich vergessen können: mit der Einleitung zum „Octavius" und mit dem Tode der h. Monica. Der „Octavius" ist der erste von einem Römer in der Sprache Rom's geschriebene Versuch einer Apologie des Christenthums; er ist noch heut eines der interessantesten Bücher, die man lesen kann. Der Verfasser, Minucius Felix, war ein Sachwalter und ein Weltmann, der unzweifelhaft in der feinen Gesellschaft lebte und sich auch

*) Die überall vorhandenen Juden müssen in Ostia und in Portus ziemlich zahlreich gewesen sein. Es fand sich dort eine Anzahl griechischer Inschriften mit dem siebenarmigen Leuchter und der Formel Ἐν εἰρήνῃ; eine derselben erwähnt einen Gemeindevorsteher, der hier „Vater der Hebräer" heißt. Auch aus dem Vorhandensein der Juden in Ostia erklärt sich die schnelle Entwicklung des Christenthums in dieser Stadt.

**) S. Hieronym. Epistol. 77, 10.

***) De Rossi, Bull. di arch. crist. 1866.

in derselben recht wohl gefiel. Er wendet sich an gebildete Leute und an Weltkinder; bei ihnen will er sich Gehör verschaffen. So hütet er sich denn auch wohl, seine Ansichten in trockener und lehrhafter Form vorzutragen, durch welche Gleichgültige hätten abgeschreckt werden können; er gibt ihnen eine angenehme Einkleidung und bemüht sich, die Neugier der Leser durch dramatische Inscenirung zu reizen. Sein Buch ist ein Dialog, in welchem er nicht etwa gelehrt disputirende Theologen, sondern einfache und ehrliche Männer zusammenbringt, die sich an einem freien Tage mit einander unterhalten. Er nimmt an, daß ihm ein alter Freund, Octavius, ein Christ wie er selbst, nach langer Abwesenheit einen Besuch macht und daß sie, um freier zu sein und einander mehr anzugehören, Rom auf einige Tage verlassen. Ein gemeinsamer Freund, Cäcilius, der Heide geblieben, begleitet sie. Es ist gerade die Zeit der Weinlese: die Gerichte sind geschlossen, die Sachwalter haben Ferien. Sie reisen also alle drei nach Ostia, dem „lieblichen Orte“, wo der Geist sich der Ruhe erfreut und der Leib wieder gesund wird, Eines Morgens wandelten sie dem Meer entgegen und „gaben sich dem Vergnügen hin, über den Sand zu schreiten, der unter ihren Füßen nachgab, und die leichte Brise zu athmen, die den ermüdeten Gliedern neue Kraft einflößt“ — da bemerkt Cäcilius, der Heide, eine Bildsäule des Serapis und begrüßt dieselbe, wie es Brauch ist, indem er die Hand zum Munde führt. Dieser religiöse Akt verletzt den Octavius und er kann sich nicht enthalten, zu dem andern Christen zu sagen: „Das ist nicht recht, mein Bruder, daß du einen treuen Freund in so grobem Irrthum lässest. Willst du ihm wirklich gestatten, daß er Bildsäulen aus Stein, die diese Ehre nicht verdienen, mögen sie auch noch so reich mit Kränzen geschmückt und mit Oel benetzt sein, Kußhände zuwirft?“ Zuerst antwortet Niemand und der Spaziergang wird fortgesetzt. Wer den Strand von Ostia besucht hat, kann jetzt dem Wege, den die Freunde zusammen machten, leicht in Gedanken nachgehen. Sie folgten ohne Zweifel der langen Straße längs des Tiber oder einem Parallelwege, kamen dann an die Stelle, wo die Häuser aufhörten und nichts mehr die freie Aussicht beengte, und genossen den Anblick dieses unermesslichen Horizontes. Auf dem feuchten Sande schritten sie dahin, längs des Ufers, zwischen Barken, die auf den Strand gezogen waren, umspielt von Kindern, die jauchzend ihre flachen Kiesel über die Wasserfläche hüpfen ließen. Die beiden Christen, deren Seele ruhig ist, geben sich gänzlich der Wonne dieses Schauspiels hin; Cäcilius dagegen hat kein Auge dafür: er ist stumm, finster, nachdenklich; die paar Worte, die er hat hören müssen, lassen ihm keine Ruhe, ihn verlangt nach Aussprache, er will, daß man ihn darüber aufkläre. Da setzen sich alle drei auf die gewaltigen Steinblöcke, welche den Hafendamm schützen, und hier, im Angesicht dieses ruhigen Meeres, unter dieser leuchtenden Sonne, fangen sie an, sich miteinander über die großen Fragen auszusprechen, welche damals die Welt bewegten. — Ist nun wohl, was Minucius uns hier erzählt, ein Roman? Jedenfalls wäre es dann einer, der mit der Wahrheit die größte Aehnlichkeit hätte. Denn es ist kaum zu bezweifeln, daß mehr als eine Eroberung, welche das Christenthum im zweiten Jahrhundert gemacht hat, durch ähnliche Vorfälle herbeigeführt worden ist und daß

häufig ein Wort, in einem günstigen Augenblick wie zufällig hingeworfen, ein dazu vorbereitetes und gestimmtes Gemüth, eine empfängliche Seele gerührt hat, die sich dann — nach Unterredungen wie jene, die damals am Gestade von Ostia gepflogen ward und von der Minucius erzählt — theils überzeugt, theils überredet schließlich ergab.

Die andere christliche Erinnerung, an welche die Ruinen von Ostia gemahnen, ist der Tod der h. Monica. Der h. Augustinus berichtet Näheres hierüber an einer der interessantesten Stellen seiner „Bekenntnisse". Nach schrecklichen Kämpfen zum Glauben seiner Mutter und seiner Jugend zurückgeführt, hatte er aus den Händen des h. Ambrosius die Taufe empfangen. Zu völligem Bruche mit der Welt entschlossen, wollte er jenen Lehrstuhl der Rhetorik, auf den er zuerst so stolz gewesen, für immer aufgeben, und so hatte er den Mailändern sagen lassen: „sie sollten sich für ihre Kinder einen andern Verkäufer von Worten suchen." Mit seiner Mutter trat er die Heimreise nach Afrika an und wartete in Ostia auf günstiges Wetter zur Ueberfahrt. Wahrscheinlich hatte Augustinus, der arm war, in einem untergeordneten Gasthause mitten in der alten Stadt Wohnung genommen. Er sagt nicht, daß er von seinem Quartier aus das Meer erblickt habe. Vielleicht waren ausschließlich die Reichen im Stande, sich ihre Häuser in bevorzugter Lage längs des Ufers zu erbauen. Blos von einem Fenster spricht er uns, das nach einem stillen Gärtchen hinaussah. Hier fand jene denkwürdige, von einem großen Maler verewigte Scene statt, die Niemand vergessen wird, der — man sage ihm, was man wolle — nicht glauben mag, daß unruhiges Sichversenken in die Frage der Zukunft blos unnütze Neugier sein soll. An diesem Fenster stehend, den Blick zum Himmel gerichtet, unterhielten sich Mutter und Sohn, die zu ahnen schienen, daß ihre Trennung nahe bevorstand, von den Hoffnungen auf ein anderes Leben, die damals alle Welt leidenschaftlich erregten. Sie besprachen sich, sagt Augustinus, mit unsäglicher Milde und Sanftmuth, vergaßen der Vergangenheit, neigten sich nur der Zukunft zu und streckten die Lippen der unsterblichen Quelle entgegen, darin die ermattete Seele sich erquickt. Allmälig machten sie sich von allem Leiblichen los, erhoben mehr und mehr ihre Gedanken zu jenem unendlichen Leben, nach welchem sie, ohne es zu kennen und ohne es zu verstehen, heiß verlangten, und „berührten es so wirklich auf einen Augenblick durch einen Aufschwung des Herzens." Wenige Tage nach dieser Unterredung starb Monica und gab sterbend den letzten und stärksten Beweis für die Veränderung, welche die Gluth ihrer religiösen Ueberzeugung in ihr bewirkt hatte. Gleich allen ihren Zeit- und Landesgenossen hatte sie sich, wie ihr Sohn erzählt, bis dahin sehr eifrig mit ihrer Bestattung beschäftigt. Beim Grabe ihres Gatten hatte sie auch für sich selbst im Voraus einen Platz gewählt, und ihr größter Trost war der Gedanke, daß der Tod sie wieder mit Dem vereinigen würde, dessen unzertrennliche Gefährtin sie ihr ganzes Leben lang gewesen war. Als es jedoch zum Sterben kam, verzichtete sie freiwillig hierauf. „Hier sollt ihr eure Mutter begraben," sprach sie zu ihren Kindern, und auf die Frage, ob sie sich denn nicht scheue, ihren Leib so fern von der Heimat beerdigen zu lassen, antwortete sie: „Nichts ist fern von Gott, und

es steht nicht zu befürchten, daß er am Ende der Jahrhunderte den Platz nicht erkenne, wo er mich zu neuem Leben wecken soll." Augustinus that was seine Mutter ihn geheißen, und bestattete die fromme Frau in einer der Kirchen von Ostia.

* * *

Unsere Phantasie muß heute große Anstrengungen machen, wenn sie an diesem stummen Strande solche Erinnerungen neu beleben will. Denn Alles ist hier so verändert, Alles erscheint hier so still, so todt, daß wir Mühe haben, uns die Zeit zu vergegenwärtigen, da noch die Bewegung des Lebens, die Thätigkeit geschäftlichen Treibens ihn beseelte. Und doch barg einst diese Einöde eine der geräuschvollsten Städte der Welt und die Stelle dieser Wüste nahmen fruchtbare Felder ein. Da, wo wir heute nur auf trockenen Sand treten, gab es Laub und Schatten und Gärten, in denen köstliches Obst gedieh. Es wird erzählt, daß Kaiser Clodius Albinus, des Septimius Severus Mitregent, der für einen großen Feinschmecker galt, die Melonen von Ostia besonders schätzte. Plinius der Jüngere feiert begeistert die Schönheit dieses Ufers, wo Lusthäuser „groß wie Städte", reich wie Paläste, sich aneinanderreihten; heute finden wir hier kaum noch von Zeit zu Zeit eine elende Hütte, und kein Römer unserer Tage möchte wohl an diesen Gestaden, über denen nach Sonnenuntergang fieberschwangere Lüfte wehen, auch nur eine Stunde verweilen. Im zweiten Jahrhundert aber kam man, wie wir aus dem „Octavius" ersehen haben, aus Rom hierher, um Ruhe und Gesundheit zu suchen. Die Isola sacra, auf der heut nur ein paar Büffelheerden weiden, war eine der schönsten Stätten der Welt, so voll von Grün und von Blumen, daß sie für einen Lieblingswohnsitz der Venus galt. Oft bin ich in Rom der Meinung begegnet, diese glücklichen Zustände des Alterthums könnten wiederkehren; durch besseren Anbau würde das Land gesunder werden, das Fieber wäre leicht genug zu vertreiben, wenn man für den Abfluß der stehenden Gewässer Sorge trüge, — auf diese Weise würde es gelingen, ein ganzes großes, jetzt unnützes Gebiet allmälig zurückzuerobern.*) Mir will scheinen: hier ist ein Ziel, ganz dazu angethan, Italiens Ehrgeiz zu versuchen. Die Italiener haben außer vielen andern Vortheilen auch den, daß sie, um sich zu vergrößern, nicht nöthig haben, ihre Nachbarn anzugreifen, und Eroberungen machen können, ohne die Grenzen ihrer Heimat zu überschreiten. Sie sind ganz im Recht mit ihrer Behauptung, daß sie noch nicht das ganze väterliche Erbtheil „erlöst" haben; aber dieser Theil ihrer selbst, von welchem sie bis jetzt noch nicht wieder Besitz ergriffen haben, diese „Italia irredenta", die sie beschäftigt und leidenschaftlich erhitzt, — sie liegt bei ihnen daheim, in ihrem Lande, vor ihren Thoren. Dicht bei ihren großen Städten, die von Leben und Schönheit sprühen, werden sie todte Städte finden, die sie beleben können, wenn sie nur wollen. Statt ihre militärische Kraft in einer Weise anzustrengen, durch welche sie sich erschöpfen müssen, statt immerfort mit gespannten Ohren auf das geringste Geräusch, das von den Zwistigkeiten des

*) Vgl. auch Raffaele Pareto, „Die römische Campagna" in K. Hillebrand's Italia, Band III, S. 140.

Auslandes zu ihnen hinübertönt, zu horchen, um daraus Vortheil für sich zu ziehen, können sie sich damit beschäftigen, ihre Einöden wieder zu bevölkern, ihre unfruchtbaren Landstrecken neu anzubauen, alle die reichen Gebiete, um welche die Nachlässigkeit oder die Barbarei vergangener Jahrhunderte Italien gebracht hat, ihm endlich zurückzugeben. Dies ist ein Unternehmen, bei welchem sie keinerlei Gefahr laufen und dem die Welt das wärmste Lob spenden wird.

Zur Geschichte der mittelalterlichen Anti-Semitenbewegung.

Von

Dr. F. R. v. Krones.

Die Judenverfolgungen des Mittelalters als Ausfluß religiösen Wahnes und Glaubenshasses, der seine wesentliche Nahrung vornehmlich in den Histörchen von dem Bluten der durch Hebräer verunehrten und durchstochenen Hostien oder vom Abschlachten geraubter Christenkinder fand, — Histörchen, denen thatsächliche Ausbrüche israelitischer Erbitterung gegen das Christenthum, aber vergrößert und verzerrt durch Gerücht, Verläumdung und Aberglauben, zu Grunde liegen mochten, — haben auch eine höchst beachtenswerthe materielle und soziale Seite, welche sich mit der Antisemitenbewegung der Gegenwart berührt.

Denn wie stark gerade die materielle Seite der Judenfrage im Mittelalter sich geltend macht, beweist andererseits die Anschauung, wonach das Halten von Juden als ein zunächst dem Landesherrn zustehendes Recht finanzieller Art, als ein Regale betrachtet wurde, als landesfürstliche Einnahmsquelle so gut wie Münze, Mauth, Zoll u. s. w. Die geistlichen Fürsten hielten es darin nicht anders wie die weltlichen. Denn die meisten bedurften nicht blos der Natural- und Geldabgaben des Juden an die „Kammer," deren „Knecht" er war, seiner Kopf- und Leibsteuer, sondern auch seiner Vermittlergeschäftigkeit in den Angelegenheiten des Metallbedarfes und Geldwechsels der Münze und vor Allem seiner Darlehen in den Fällen dringlichen Bedarfes. Dieses finanzielle Interesse der Fürsten spiegelt sich auch unverkennbar ab in den Judensatzungen, Judenprivilegien des Mittelalters und überwog gewiß den humanitären Gesichtspunkt; es war auch maßgebender als der konfessionelle Gegensatz, denn diesem zu Folge hätte der Jude als „Verächter Christi" keine Duldung und Hegung finden dürfen.

Ueberhaupt betont man auch für das Mittelalter viel zu ausschließlich den religiösen Antagonismus zwischen Christen- und Judenthum auf Kosten der Thatsache, wonach der Haß des Volkes gegen die Israeliten als Geldspekulanten und Wucherer gerichtet war, sich somit wider Thätigkeitsäußerungen kehrte, welche in der Schlauheit, Betriebsamkeit, im mäßigen und sparsamen aber auch gewinnsüchtigen und rücksichtslosen Wesen der semitischen Rasse wurzelten und

wurzeln. Darin, daß in manchen Ländern der verachtete Jude allgemach den Geldmarkt, den Groß- und Kleinhandel beherrschte, daß vom Fürsten bis zum Handwerker und Grundholden hinab alles „in der Tasche des Juden lag," dessen Zinsenforderungen und Wechselklagen immer stärker in die Besitzverhältnisse eingriffen, — darin ruht der Schwerpunkt der Antisemitenbewegung des Mittelalters. Sie fließt mit örtlichen Ausbrüchen religiöser Leidenschaften zusammen, ist aber mit ihnen keineswegs zu identifiziren. Der Haß gegen die volkswirthschaftliche Rolle des Juden war gewissermaßen der Brennstoff, während die religiöse Abneigung den Zunder abgab. —

Wir vermeiden hier des Breitern darzulegen, daß nicht blos die in dem israelitischen Volkscharakter vorhandenen Eigenschaften und Neigungen sondern auch die gegebenen Verhältnisse, das Ausschließen des Juden von eigentlich produktiver Thätigkeit, den mittelalterlichen Juden zum Mäkler, Handelsspekulanten und Wucherer machten; — auch ist es selbstverständlich, daß die Geldherrschaft des Israeliten eine nach Ländern und Völkern sehr ungleich entwickelte war, überdies mit der in der Neuzeit den Vergleich nicht aushält. Unter den romanischen Nationen konnte der Jude volkswirthschaftlich zu keiner sonderlichen Geltung gelangen, in Deutschland — namentlich aber auf dem Boden der südöstlichen Alpenländer — kam er ungleich mehr empor; am besten gedieh er jedoch unter dem Magyaren und Slaven, dort, wo die volkswirthschaftlichen Verhältnisse am meisten im Argen lagen, verschwenderische Genußsucht des Grundherrn und halbverschuldete Armuth des Grundholden und Handwerkers an einander grenzten.

Die Vorherrschaft des Israeliten dürfen wir daher als pathologische Erscheinung in den volkswirthschaftlichen Verhältnissen der Völker und Länder bezeichnen.

In allen solchen kulturhistorischen und sozialhistorischen Fragen thut man am besten, konkreten Erscheinungen nachzugehen. Und so möge denn hier die Antisemitenbewegung des Mittelalters auf dem Boden der deutschösterreichischen Länder charakterisirt werden.

Die Verbreitung des Israeliten allda läßt sich seit der zweiten Hälfte des XII. Jahrhunderts urkundlich verfolgen und für das XIII. und XIV. nachweisen, daß es damals nicht leicht einen bedeutenderen Ort gab, der einer Judenansiedlung, einer israelitischen Gemeinde entbehrte. Ortsnamen, wie „Judenburg," „Judendorf," in der Steiermark charakterisiren dies unmittelbar. Dort, an einem der wichtigsten Knotenpunkte der friaulisch-innerösterreichischen Handelsstraße müssen wir an eine sehr alte Judengemeinde denken, hier, in der Nähe von Graz, wo es bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts ein „Ghetto" zwischen der „Purgerstraß" (Herrengasse) und der Schmidgasse gab, besorgten die Juden den Weinvertrieb zwischen dem Unter- und Oberlande über die „Weinzettelbrücke." Vom Norduser der Donau bis zur Drau und Save lassen sich jüdische Ansiedlungen in stärkeren oder schwächeren Beständen nachweisen.

In den wichtigen sozialpolitischen Gedichten aus der Wende des XIII.

und XIV. Jahrhunderts, welche die Sachlage im Lande Oesterreich unter Herzog Albrecht I. von Habsburg charakterisiren und unter dem Autornamen Seyfried Helbing zusammengefasst worden, ertönt wiederholt die Klage über das Gebahren der Juden. Der Klosterbruder Ambrosius v. H. Kreuz (frater Ambrosius de Sancta cruce) hatte (1307—1312) ein lateinisches Schriftchen „über die Thaten der Juden unter Herzog Rudolf (III.)“ verfasst, worin er den Schutz sehr übel nimmt, welchen der genannte Fürst († 1307 als K. Böhmens) den gottschänderischen Juden in Oesterreich angedeihen ließ. Der Abt Johannes von Victring, die Neuberger Annalen, der namenlose Chronist von Leoben bedauern (z. B. 1328), daß die jüdischen Verbrecher am Leibe Christi nicht alle der Volkswuth erlagen, sondern einige „um des Geldes willen von den Fürsten gerettet und in den festen Städten geschützt blieben.“ In solchen Stimmen herrscht allerdings die geistliche Erbitterung über die „Verächter und Feinde Christi“ vor. Dennoch finden wir schon in kirchlichen Satzungen die nationalökonomische Seite der Judenfrage berührt, so z. B. in den Statuten der überaus wichtigen Wiener Legatensynode v. J. 1267, wo sich neben mancherlei Verordnungen behufs Isolirung und polizeilicher Ueberwachung der Juden ausdrücklich geboten findet, daß sie weder zur Einnahme der Mauthgefälle noch zur Verwesung öffentlicher Aemter zulässig wären, dagegen für jeden Schaden, den sie durch ungerechten und übertriebenen Wucher einem Christen zufügten, vollständig ersatzpflichtig seien.

Um so schärfer tritt im XV. Jahrhundert der soziale Charakter der Antisemitenbewegung hervor; sie dreht sich um den jüdischen Geldwucher. Wir kennen die enorme Höhe des mittelalterlichen Zinsfußes, bei der Spärlichkeit des Baargeldes, der Theuerung des Kapitals. Anfangs des XIV. Jahrhunderts betrug er 70—86 Prozent, sank dann in der zweiten Hälfte des genannten Jahrhunderts auf 65%, später auf 43% und beharrte dann im XV. auf diesem Stande. Diese Ermäßigung hing mit dem stärkeren Geldumlaufe, der wachsenden Mehrung des beweglichen Kapitals zusammen, immerhin war ein üblicher Zinsfuß von 43 Prozent nach unseren Begriffen etwas Enormes und eine furchtbare Waffe in den Händen des Wuchers. So gewahren wir dann seit 1470 beiläufig die Stände der Steiermark unablässig bemüht, dem Landesfürsten die „Schädlichkeit“ der Judenschaft und vor Allem die Nothwendigkeit, von Schutzmaßregeln gegen ihr wucherisches Treiben nahe zu legen.

Einer der ausführlichsten Belege für die damalige Sachlage findet sich in dem sog. „Juden-Buche“ des Zisterzienserklosters Rein bei Graz: Wir begreifen, daß die lange Liste der Grundholden des Stiftes, welche mit ihrem Besitze in der Tasche des Juden lagen, dem Abte Christian so bedenklich schien, daß er sich 1476 eine kaiserliche Urkunde erbat, worin die Judenschaft angewiesen wird, alle ihre auf bäuerlichen Stiftsgründen haftenden Forderungen dem Abte als Grundherrn anzuzeigen, da in Folge des früheren Gebahrens in solchen Schuldangelegenheiten die „Gründe, Huben, Güter und Hofstätten“ des Klosters „viel verderbt und verödet worden seien.“ Im Grazer Landtage d. J. 1478 klagten die

Stände über den „Betrug und die Falschheit" der Juden, insbesondere über die „Geldbriefe" d. i. Schuldverschreibungen der israelitischen Gläubiger, wodurch sich der Landesfürst zu nachstehenden Verfügungen bewogen fand: 1) der Jude dürfe keinen „Fürschlag" (Ueberzins) auf Geldschuld thun; 2) die Siegelung der „Judenbriefe" solle durch den Bürgermeister, den Stadtrichter oder den Judenrichter stattfinden; 3) kein Jude dürfe die Geldschuld eines Bauers über drei Jahre anstehen lassen; 4) jeder Jude solle seinen „Meldbrief" in der Land- oder Stadtscheanne alljährlich erheben und sich an sein ordentliches „Judenrecht" halten. Schon früher war die Verordnung erlassen worden, daß die „Geldbriefe" der Juden nach Graz zu schaffen und hier bei dem Verweser oder Bürgermeister in ein Buch einzutragen wären; welcher nicht in diesem Buche vorgefunden würde, solle nichtig und kraftlos sein. Außerdem wurde festgesetzt, daß die Juden von einem Gulden wöchentlich nicht mehr als 2 (Silber)-Pfennige Zinsen nehmen sollten (was immerhin einem ziemlich hohen Zinsfuß gleich kam).

Die Stände der Steiermark, denen auch da, abgesehen von den Oesterreichern, die Kärntner und Krainer hierin zur Seite bleiben, arbeiteten jedoch unablässig auf die Verbannung der Juden aus dem Lande hin und brachten es endlich unter dem Sohne und Nachfolger K. Friedrichs III., dem stets kriegsbereiten und geldbedürftigen Maximilian I., dadurch zu Stande, daß sie dem Landesfürsten das Juden-Regale für die Summe von 38,000 Goldgulden ablösten. In der bezüglichen Urkunde von Schwäbisch-Wörth, 19. März 1496 wird allerdings als Grund der Verbannung zunächst die Verunehrung des h. Sakramentes und der Frevel an „jungen christlichen Kindern" bezeichnet, — der Hauptton jedoch ruht auf der Anklage der Stände, „wie dieselb Jüdischheyt ihr Vorfordern und sie mit falschen Briefen, Insiglen und in anderm Wege in und außerhalb des Rechtens in manigfaltig Weise betrogen und viel mächtiger und ander Geschlecht damit in ganz Verderben von Armuth gestürzt hätten." .... „Es solle auch kein Jud, wo der wohnhaft ist, keinem Steierer noch ihren armen Leuten nach dato dieses Briefs auf Grund noch Boden, die inner oder ausser des Landes Steyr gelegen sind, nicht leihen." Jede bezügliche Schuldverschreibung ist kraftlos. Die Juden müssen bis z. J. 1497 das Land räumen, und dürfen sich nur bei Hofe oder im Geleite desselben einfinden. Thatsächlich verzögerte sich die Verbannung nach Maßgabe der örtlichen Verhältnisse bis in den Anfang des XVI. Jahrhunderts.

Es wäre eine arge Verkennung der Aufgabe und Tendenz dieses Aufsatzes, wollte man in ihm einen Anwalt der modernen Antisemitenbewegung in ihrer rechtswidrigen Gestalt erblicken, und doch könnte die vorangehende historische Erörterung ein solches Mißverständiß in der That wachrufen.

Wir müssen auch die Geschichte reden lassen, um zu zeigen, welches Maß oft künstlich aufgestachelter Verfolgungswuth dem geächteten Israeliten beschieden war, und wir müssen die Kehrseite der mittelalterlichen Antisemitenbewegung, die soziale und volkswirthschaftliche Zwitterstellung des Juden an der Hand der Ge-

schichte unbefangen prüfen, um zu erkennen, weshalb der Hebräer sich so verwachsen mit seinem Geldsack zeigt; im Mammon und in der Familie den Doppelanker seines täglich gefährdeten Lebens erblickt. Wir wollen uns in Bezug der Judenverfolgungen auf dem gleichen Boden, auf dem der österreichischen Stammlande bewegen.

Ihre stärkste Epoche gehört dem XIV. Jahrhundert, der düstersten und gewaltthätigsten Zeit des Mittelalters an; und der Löwenantheil fällt dem Jahre 1338 zu, in welchem die Judenverfolgung nach Art einer Epidemie weite und verderbliche Kreise zog. Wir begegnen ihr in Böhmen, Mähren, Schlesien und Oesterreich, und hier in voller Stärke. Lassen wir die Jahrbücher des Zwettler Zisterzienserklosters hierüber das Wort ergreifen:

„In diesem Jahre fiel das christliche Osterfest mit der jüdischen Passahfeier zusammen, deshalb kam es zur größten Vertilgung der Juden. Denn nach dem Osterfest wurde in Pulka (i. nördl. Nied.-Oesterreich) eine ganz blutbefleckte Hostie gefunden." . . . Und die Annalen des Neuberger Zisterzienserstiftes (in Steiermark) erzählen: „Die Juden wurden in verschiedenen Gegenden von den Christen erschlagen, und sie selbst tödteten sich gegenseitig, sobald sie nicht hofften davon zu kommen." Das Gleiche über die Intensität der Judenverfolgung des Jahres 1338 erfahren wir auch aus den Melker Jahrbüchern. In allen diesen Berichten spielt die Verunehrung der Hostie, ihre „Marter" seitens der Juden die Hauptrolle im Anfachen der Volkswuth.

Um so beachtenswerther ist das, was eine sehr späte, aber merkwürdig genau unterrichtete Quelle, der Spanier Benito Geronimo Feyo in seinem: Teatro crit. universal (Madrid 1773) darüber an Aufschlüssen gibt, und es gereicht der wissenschaftlichen Unbefangenheit des Benediktiners Keiblinger zu aller Ehre, daß er diesen Bericht in seine Geschichte des Klosters Melk (II, 1, 13—14) aufnimmt. Die bezügliche Stelle lautet in deutscher Uebertragung also:

„Zu Haimburg (a. d. Donau) einem Dorfe der Passauer Diözese stellte i. J. 1338, oder etwas früher ein Priester in der Kirche eine in Blut getauchte aber nicht consecrirte Hostie auf, indem er das Volk überredete, ihr Blut sei wunderbarer Weise aus den Wunden hervorgequollen, die ihr ein Jude beigebracht hätte; gestand aber nachher in Gegenwart des Bischofs und anderer glaubwürdiger Personen, er selbst habe die Hostie blutig gemacht und die Verläumdung erdichtet, getrieben von seinem Hasse gegen die Juden. Und weil man die Hostie binnen kurzer Zeit von Insekten halb verzehrt fand, suchte ein anderer Priester den Betrug zu unterhalten, indem er eine andere, ganz ähnliche an deren Stelle setzte. — Die Aufdeckung dieser Verläumdung hinderte nicht, daß zu Muelca (Melk) ebenfalls einem Dorfe der Diözese von Passau, sich bald darauf eine andere solche bildete.

Ein Laie zeigte eine blutige Hostie vor und sagte, er habe sie unter dem Stroh auf der Straße vor dem Hause eines Juden gefunden. Das Volk, welches ohne weitere Prüfung für wahr annahm, das Blut rühre von den ruchlosen Stichen der Juden her, fiel über sie her und tödtete viele. Allein verständige Leute urtheilten, daß es mehr deshalb geschehen sei, um die Habe derselben zu plündern als um das vorgegebene Sakrilegium zu rächen."

Diese Erzählung bietet den Schlüssel zu einer ganzen Reihe analoger Fälle. — Jedenfalls beherrschte der Wahn, die Juden fahndeten nach Hostien, um daran ihren Haß gegen das Christenthum zu sättigen, weit und breit die Gemüther. So berichtet ein Brünner Stadtbuch aus der Mitte des 14. Jahrhunderts, daß zwei Scholaren aus der Mödritzer Pfarrkirche 4 geweihte Hostien stahlen und den Stadtjuden zum Kaufe anboten, von diesen jedoch dem Richter angezeigt und sodann gefangen gesetzt wurden. —

Gemeinhin gaben die Geschichtsquellen an, daß die Juden inmitten der Verfolgungen des landesfürstlichen Schutzes genossen, insoweit ein solcher im Bereiche der Möglichkeit lag. Daß jedoch auch Fürsten von anerkannter Rechtlichkeit der allgemeinen Volksstimmung und dem eigenen Vorurtheil nachzugeben sich bewogen sahen, beweisen die Gebote Herzog Albrechts V. von Oesterreich vom 23. Mai 1420 und 12. März 1421, denen zu Folge alle Juden in Oesterreich eingefangen werden sollten. Das letztere Mandat, gebietet außerdem ihre Verbrennung aller Orten, „weil sie das von dem Messner in Ens empfangene Sakrament geschändet hätten." —

Wir eilen zum Schluß unserer Aufgabe. Der religiöse Gegensatz zwischen Christen und Juden war stärker als ein anderer, der gegenseitige Glaubenshaß unaustilgbar. Die mittelalterliche Kirche brandmarkte den Israeliten als Nachkommen jener, die das: Kreuzige ihn! ausriefen, die den Heiland der Welt mit Schmach und Tod bedachten. Aber dieser geächtete Jude in seinem todeswürdigen Dasein fand überall Eingang mit seinem zusammengeknickerten, erdarbten Gelde; gekrönte Häupter, geistliche Fürsten, Grafen, Herren und Ritter ließen sich seine Zinsungen, Steuern, seine baaren Darlehen gefallen; im Schoße der Stadtgemeinden wurzelte er sich als Mäkler und Händler fest, — man übertrug ihm Mauthen, Zoll und Steuerpacht; sein Geld war ebensosehr seine furchtbare Waffe, wie Sparsinn und Genügsamkeit die Wünschelruthen seines Besitzes blieben. Hundert mal aus dem Ghetto vertrieben, fand er hier wieder Eingang, denn man bedurfte seiner als Geldbarleihers und Geschäftsvermittlers. — Was jedoch seinen überwuchernden Spekulationsgeist allein zersetzen und unschädlich machen konnte, die produkive Arbeit blieb für ihn eine verrammelte Bahn, — so lange, bis er den durch die Heimatlosigkeit ohnehin hierfür geschwächten Sinn ganz verlor und die Spekulation die Pulsader, der alleinige Kreislauf seiner bürgerlichen Lebensthätigkeit wurde. Noch ein zweites durchgreifendes Mittel hätte es gegeben, den Gegensatz zwischen Christen und Juden auszutilgen, die wechselseitige Ehe. Dazu war das Mittelalter unfähig; denn weit stärker noch vielleicht als beim Christen hätte sich beim Juden der Geist des Widerspruches gegen die Vermischung mit dem „Feinde Gottes" geregt. So blieb nur jenes übrig, die Einführung des Juden in die produktive Arbeit. Die Geschichte bezeugt das Gegentheil, und so blieb die soziale und volkswirthschaftliche Antisemitenbewegung des Mittelalters ein unfruchtbares Palliativ; sie griff das Uebel an der Krone, nicht aber an der Wurzel an.

Die Einheitsschule der Zukunft.

Von

H. Viehoff.

II.

Die erste Abtheilung des vorliegenden Aufsatzes*) beschäftigte sich mit dem Nachweis, daß die zukünftige deutsche Einheitsschule nicht auf das Studium der altklassischen Sprachen und Literaturen gebaut werden könne, blieb aber eine Angabe dessen, was der Gegenstand ihres Unterrichtes sein müsse, schuldig. Daß ich mit dem Bilde, welches Direktor Steinbart in seinem Schriftchen „Ueber die Unmöglichkeit der Einheitsschule“ von dieser Lehranstalt uns vorführt, nicht einverstanden bin, ergibt sich schon aus der ersten Abtheilung meines Aufsatzes. Den Wegfall des Griechischen aus der Zukunftschule halte ich für durchaus unerläßlich, die Aufnahme des Lateinischen nur unter gewissen Beschränkungen und Bedingungen für zulässig. Ehe wir nun die nothwendigen und empfehlenswerthen Unterrichtsobjekte der einheitlichen Zukunftschule der Reihe nach betrachten, scheint es mir rathsam, einiges Allgemeinere über die Grenzen dieser Anstalt nach oben wie nach unten, über die Dauer ihres Gesammt-Kursus und die Zahl ihrer Klassen voranzuschicken.

Da wird es nun vielleicht Manchem befremdlich klingen, wenn ich sage, daß die deutsche Zukunftschule, welche die Mitte zwischen der Elementar- und der Hochschule einnehmen soll, einen kürzeren Gesammt-Kursus und eine kleinere Klassenzahl als das jetzige Gymnasium oder Realgymnasium haben, also ihre normal beanlagten Zöglinge nicht neun Jahre hindurch, sondern nur etwa sieben Jahre lang in Anspruch nehmen wird. Als Aufnahme-Termin für den Schüler wird sie wahrscheinlich das Ende des neunten Lebensjahres, als Abgangs-Termin die Reife zum Eintritt in den freiwilligen Heerdienst feststellen. Die Anstalt wird aus sechs Klassen bestehen, deren oberste (Prima) einen zweijährigen Kursus hat. Man wird mir einwerfen: „Wie! eine Lehranstalt von so beschränkter Gesammtkursusdauer und Klassenzahl soll einen Ersatz bieten für das jetzige klassische Gymnasium oder das jetzige Realgymnastum? Die Zeit schreitet fort und mit ihr hoffentlich die Kultur unserer Nation; alle Wissenschaften erweitern und vertiefen sich; der Bildungsschatz des deutschen Volkes wächst von Jahr zu Jahr; und dennoch — obwohl der erste Theil dieser Abhandlung den Grundsatz aufgestellt hat, daß eine Schule, die für die Nation erziehen will, ihre Zöglinge auch wirklich bis zur Nation heranzubilden hat — dennoch soll die Zukunftsschule ohne Ueberbürdung ihrer Zöglinge in weniger Zeit ihre Aufgabe erfüllen? Wie wird das möglich sein? —“

Der Widerspruch wird sich noch steigern, wenn ich hinzufüge, daß die Zukunftschule der körperlichen Entwickelung ihrer Zöglinge weit mehr Zeit und Sorg-

*) S. Oktoberheft der deutschen Revue, 1882, S. 87 ff.

falt als die gegenwärtigen Gymnasial- und Reallehranstalten widmen, und überdies noch Einiges, woran diese gar nicht denken, zum ständigen Lehrobjekt machen wird. Ich kann darauf vorläufig nur mit dem Versprechen antworten, im Folgenden bei der Betrachtung der einzelnen Lehrobjekte auf alle diese Bedenken näher einzugehen. Vorab hebe ich nur andeutungsweise einen hierbei sehr ins Gewicht fallenden Punkt allgemeinerer Art hervor, den nämlich, daß den Hochschulen noch mehr als den Gymnasien und Realschulen eine gründliche Reorganisation und zeitgemäße Umgestaltung noth thut, die auch unausbleiblich erfolgen wird; und zwar eine derartige Reform, wodurch Vieles, was jetzt noch auf d.n Gymnasien und Realschulen lastet, an die Hochschulen übergehen wird.

Zu der Besprechung der Lehrfächer der deutschen Zukunftschule übergehend, beginne ich mit dem Unterricht in der Muttersprache. Daß auf dieses Lehrobjekt der Hauptnachdruck gelegt werde, verlangte schon vor mehr als fünfzig Jahren der um- und einsichtige Publizist Paul Pfizer in seinem „Briefwechsel zweier Deutschen“ (erschienen 1831.) „Uebung im richtigen und fertigen Gebrauche der Muttersprache in Rede und Schrift“ heißt es dort S. 218, „sollte das Erste und Letzte sein. Besonders stellt sich die Uebung im Sprechen, welche bei Griechen und Römern trotz dem angeborenen Sprachtalent der südlichen Völker immer einen Haupttheil der Erziehung bildete, als das einzige Mittel dar, der unnatürlichen Verdrängung der lebendigen Rede durch den todten Buchstaben, wodurch unser Zeitalter sich den Namen des papierenen erworben hat, entgegenzuarbeiten.“ In den ersten vierziger Jahren habe ich in meinem „Archiv für den deutschen Unterricht“ (Düsseldorf, Jahrgang 1843, Heft III., S. 1 bis 23 und Heft IV., S. 1 bis 26) über die Bildung der Redefertigkeit in Gymnasien und Realschulen mich eingehend ausgesprochen und die Art und Weise, wie dabei zu verfahren sei, darzulegen versucht. Obwohl damals ein preußisches Ministerial-Reskript den Vorstehern der höhern Lehranstalten Aufmerksamkeit auf diesen Gegenstand dringend anempfahl und die rheinischen Lehrer-Kollegien fast übereinstimmend die Heranbildung der Zöglinge zur Redefertigkeit und überhaupt die Hebung des gesammten deutschen Unterrichts für höchst wünschenswerth erklären: so fehlte es doch nicht an einer sogleich sich kund gebenden und bis in die Gegenwart fortdauernden Gegenströmung, so daß noch unlängst in einer anonym zu Leipzig (Verlag von Ambr. Abel 1881) erschienenen Schrift „Betrachtungen über unser klassisches Schulwesen“, der geistreiche Verfasser es nöthig fand, für den deutschen Unterricht den ihm gebührenden Vorrang mit Nachdruck zu fordern. „Die wichtigste Stelle in der deutschen Zukunftschule,“ heißt es dort S. 41, „nimmt der Unterricht in deutscher Sprache und Literatur ein, dessen Ziel ist, am Ende der Schulzeit Jünglinge herangebildet zu haben, welche im Sprechen, Lesen und Schreiben ihre Muttersprache beherrschen und das Schülerhafte des Ausdrucks abgestreift haben, Jünglinge, die zugleich mit dem Wortreichthum der Sprache den Reichthum der Literaturdenkmäler haben kennen lernen und in das geistige Leben ihres Volkes eingeweiht worden sind. Daß, um solche Schüler zu erziehen, Lehrer nöthig sind, die mehr wissen, als etwas Gothisch und Alt- und Mittelhochdeutsch, versteht sich von selbst;

und ebenso selbstverständlich ist es, daß, um solche Lehrer zu gewinnen, an der Universität nicht Gelehrte wirken dürfen, denen über den Worten der Geist abhanden gekommen ist, und die noch dazu diese Geistlosigkeit für Wissenschaftlichkeit ausgeben."

Der nächste Platz unter den sprachlichen Unterrichtsobjekten gebührt in unserer zukünftigen Einheitsschule unstreitig der französischen und englischen Sprache und Literatur. Dieser Forderung stimmt der anonyme Verfasser, dem wir eben das Wort gaben, und zwar aus folgenden Gründen bei: „erstens, weil die Erlernung dieser Sprachen für viele Berufszweige geradezu nothwendig und auch dem Gelehrten jedenfalls nützlich ist; zweitens, weil die Kulturentwicklung des französischen und englischen Volkes mit der unsrigen in innigem Zusammenhange steht; drittens, weil, wer diese zwei Sprachen beherrscht, nicht mehr das beengende Gefühl hat, in seiner Laufbahn an die Scholle seines Landes festgebunden zu sein, sondern sein Glück wo anders in der civilisirten Welt suchen kann, wenn er es daheim nicht gefunden hat." Aus den angeführten Gründen blickt deutlich genug hervor, wie der Verfasser die beiden lebenden fremden Sprachen getrieben haben will; er verlangt die Anwendung einer Lehrmethode, durch welche die Schüler auch wirklich bis zu einer gewissen Fertigkeit im mündlichen und schriftlichen Gebrauch jener Sprachen gelangen. Doch schließt er die Benutzung dieser Unterrichtszweige zur Förderung der sogenannten formalen Bildung nicht aus. „Ohne den praktischen Gesichtspunkt außer Acht zu lassen," sagt er, „kann man an der Grammatik dieser Sprachen das logische Denken der Schüler üben und ausbilden, und daneben in den oberen Klassen durch freie Uebersetzungen ins Deutsche die Gewandtheit in der Muttersprache stärken."

Den wissenschaftlichen Unterrichtszweigen der künftigen Einheitsschule mich zuwendend, werde ich ohne Zweifel großen Anstoß erregen, indem ich mich gegen die Aufnahme der Religionslehre in den Kreis ihrer Unterrichtsobjekte ausspreche. Ich thue dies nicht etwa, weil ich den Werth und die Wichtigkeit der Religion unterschätze, und noch viel weniger um durch Ausschließung dieses Lehrobjektes von der zukünftigen Schuljugend die Gefahr der Ueberlastung mit Lehrstoff abzuwehren; denn ich wünsche an die Stelle der eigentlichen Religionslehre etwas Verwandtes, oder vielmehr einen für die Jugend hochwichtigen Theil derselben, die Sittenlehre, und zwar eine interkonfessionelle Sittenlehre gesetzt zu sehen. Warum ich dies wünsche, habe ich schon in einem Beitrage zum diesjährigen Aprilhefte der Deutschen Revue „Die Sittenlehre und die öffentlichen Schulen" (S. 92—98) darzulegen, und dort zugleich den Inhalt einer solchen Sittenlehre zu skizziren versucht. „Interkonfessionell" d. h. für Schüler aller Konfessionen gültig muß die Ethik schon aus dem Grunde sein, weil ja die Zukunftschule einen einheitlichen Charakter haben soll und die Einpflanzung einander feindlicher und widersprechender Dogmen in die Gemüther der Schuljugend mit diesem Charakter geradezu unverträglich sein würde. In dem oben erwähnten Beitrage zur Deutschen Revue hatte ich nicht sowohl die zukünftige Einheitsschule, als vielmehr die gegenwärtigen von katholischen wie protestantischen Glaubens-

fanatikern angefeindeten und bedrohten Simultanschulen im Auge, für deren Erhaltung und Weiterverbreitung ich bereits 1881 in einem Artikel des Juliheftes der Deutschen Revue (S. 114—120) eingetreten war. Es war mir dort darum zu thun, den segensreichen Einfluß nachzuweisen, den diese Schulen auf die Beilegung des unheilvollen Kulturkampfes üben. Leider scheint seit einiger Zeit das preußische Kultusministerium auf jenen Einfluß wenig Gewicht zu legen und den Glaubenseiferern hüben und drüben einen viel größern Spielraum im Volksschulwesen zu gewähren, als sie unter dem Ministerium Falk besaßen, was um so befremdlicher ist, als ihm das französische Ministerium und sogar das des kleinen Belgiens mit so gutem Beispiel vorangeht. Hoffentlich werden, wenn es dereinst zur Verwirklichung der deutschen Einheitsschule kommt, unsere obersten Schulbehörden längst die feste Ueberzeugung gewonnen haben, daß dem Staate, nicht der Geistlichkeit irgend einer Konfession, die Einrichtung der öffentlichen Schulen, der Volks-, wie der Mittel- und Hochschulen zukommt, und daß in dieselben, namentlich in die Volks- und Mittelschulen, nicht die streitigen und zwietrachtschürenden Dogmen, sondern die unanfechtbaren und einigenden Sittengebote gehören.

Gegen die Ausschließung der Glaubenslehre, speziell der konfessionellen Unterscheidungslehren, aus dem Schulunterrichte, werden ohne Zweifel außer dem strengorthodoxen beiderseitigen Klerus viele Schulmänner sowohl als Eltern der Schüler ihre Stimmen erheben, und auch die Schulbehörden und die gesetzgebenden Faktoren werden sich nicht leicht dazu verstehen. Aber wem es ernst um die Herstellung des so arg gestörten Friedens unseres Vaterlandes, um die Erhaltung und Wohlfahrt unsers von äußern Feinden schon genugsam bedrohten deutschen Reiches zu thun ist, der wird auf die Dauer an der Billigung dieser Maßregel nicht vorbeikommen. Selbst diejenigen, die in erster Linie nicht die Eintracht und Sicherheit der Nation, sondern Religion und Religiosität im Auge haben und das Aufwachsen der Jugend unserer gebildeten Stände in religiösen Gefühlen und Gesinnungen für nöthig halten, werden, wenn sie der Streitfrage ruhig nachdenken, die Ueberzeugung gewinnen, daß vorläufig wenigstens nur die Sittenlehre, und zwar der interkonfessionelle Theil derselben, wie ihn Christus selbst gelehrt hat, in den öffentlichen Schulen beizubehalten, der konfessionelle dagegen den Geistlichen der verschiedenen Konfessionen zu überlassen ist, der Staat jedoch auch beim Religionsunterrichte der Geistlichen sein Aufsichtsrecht wahren und jedem Versuche, den Samen der Zwietracht oder des Ungehorsams gegen den Staat in die jugendlichen Gemüther zu streuen, mit unerbittlicher Strenge entgegentreten muß.

„Ist dem Staate aber das Letztere möglich?“ wird man fragen; „kann er die Aufsicht über den außerhalb der Schule ertheilten Religionsunterricht durchführen?“ — Ueber den protestantischen allerdings — es sei denn, daß er mit der Aufsicht Männer beauftrage, denen selbst das Interesse der protestantischen Konfessionen näher als das Wohl des Staates am Herzen liegt —; über den Religionsunterricht der Ultramontanen dagegen wird die staatliche Ueberwachung nicht voll-

ständig durchzuführen sein, weil diesen die Ohrenbeichte als ein geheimer Schlupfwinkel übrig bleibt, worin sie der Kontrole der staatlichen Aufsichtsbehörde sich entziehen können. Immerhin ist aber auch dem Ultramontanismus gegenüber durch die Ausschließung der vatikanischen Glaubenslehren aus der Schule etwas gewonnen. Mag im Verborgenen das Geflüster fanatischer Beichtväter seine nachtheiligen Einwirkungen auf die Gemüther der Jugend fortsetzen, auf die Dauer wird sicher die Schule in dem Kampfe gegen diese Einwirkungen siegen.

Man würde mich vollständig mißverstehen, wenn man das eben Gesagte so auffasste, als dächte ich mir diesen Kampf seitens der Schule in der Weise geführt, daß sie die zwietrachtstiftenden, konfessionellen Lehren des streng-orthodoxen Klerus bestreite und zu widerlegen suche. Nein, die Schule lässt diese Lehren auf sich beruhen, hebt aber dafür mit um so größerm Nachdruck die Lehren, worin die Konfessionen übereinstimmen, hervor; und sie benutzt nicht etwa bloß die der interkonfessionellen Sittenlehre gewidmeten Lektionen, sondern auch anderweitigen Unterricht, z. B. den deutschen und geschichtlichen, um den Herzen der Zöglinge gegenseitige Zuneigung, Eintracht und Verträglichkeit einzupflanzen. Es kann nicht zweifelhaft sein, nach welcher Seite hin die einerseits vom kirchlichen, anderseits vom Schulunterricht beeinflusste liebebedürftige Jugend sich schließlich am stärksten angezogen fühlen wird, nach jener Seite, wo ihr Bilder des Zwiespalts und des Hasses, oder nach dieser, wo ihr Bilder der Eintracht und der Liebe vorgehalten werden. Man lasse sich ja nicht durch die mit so viel Pathos vorgebrachte Prophezeiung irre machen: es werde die Folge dieses Kampfes zwischen Kirche und Schule zunächst eine Steigerung des ohnehin schon hoch gestiegenen religiösen Indifferentismus und schließlich eine allgemeine Glaubenslosigkeit sein. Vielmehr lässt sich derjenige religiöse Glaube, dessen Erhaltung wünschenswerth ist, nur durch diesen Kampf retten, beziehungsweise wiederherstellen. Daß die Bemühungen der orthodoxen Glaubenseiferer dem Umsichgreifen des Indifferentismus und des Unglaubens zu wehren nicht im Stande gewesen sind, bedarf nach den in den letzten vier Decennien gemachten erschreckenden Erfahrungen keines Beweises mehr. Indem sie in ihrem blinden Fanatismus auf die Unterscheidungslehren den Hauptnachdruck legend die Sittenlehre mit Flauheit und Flüchtigkeit behandelten, verschuldeten sie es, daß in ihren Zöglingen, sobald der Verkehr mit achtungs- und liebenswürdigen Andersgläubigen den Glauben an die Wahrheit der ihnen gepredigten specifischen dogmatischen Sätze wankend gemacht hatte, zugleich das Vertrauen in den ganzen übrigen Religionsunterricht erschüttert und zuletzt alles in demselben Aufgenommene über Bord geworfen wurde.

Die hohe Bedeutung, die wir der interconfessionellen Sittenlehre zuschreiben, veranlasst den Leser vielleicht zu der Frage, wie viel wöchentliche Lehrstunden wir diesem Unterrichtsgegenstande zugetheilt wissen möchten. Wenn ich hierauf antworte: Nur Eine Stunde wöchentlich in jeder Klasse, also viel weniger als die klassischen und die Realgymnasien gegenwärtig auf den Religionsunterricht verwenden: so widerspricht das meiner Ueberzeugung von der Wichtigkeit dieses Lehrgegenstandes nur scheinbar. Ich bin nämlich, wie schon angedeutet, der Ansicht, daß

mehrere der andern Unterrichtsstunden zur Erweiterung, Erläuterung, Bestätigung und Befestigung des in der Sittenlehre Behandelten zu benutzen sind. Dies gilt z. B. von den mit dem sprachlichen (deutschen, französischen und englischen) Unterricht verbundenen Lesestunden, desgleichen vom geschichtlich-geographischen Unterrichte, zum Theil auch vom naturwissenschaftlichen, besonders aber von ein paar neuen, unten näher zu besprechenden Lehrobjekten.

Weil in dem eben Gesagten auf neue, bisher aus den Schulen ausgeschlossen gebliebene Unterrichtsgegenstände hingedeutet wird, erscheint es angemessen, an dieser Stelle der gegenwärtig von so vielen Seiten her und so laut erschallenden Klagen über die Ueberbürdung der Jugend mit Lehrstoffen und Lehrstunden zu gedenken. Wie darf man noch dem Gedanken an die Aufnahme neuer Objekte in die Lehrpläne Raum geben, wenn es wahr ist, was die kompetentesten Beurtheiler dieser Frage, die Aerzte, von den gesundheitzerstörenden Wirkungen der übermäßigen Geistesanstrengung unserer studirenden Jugend behaupten? Und werden nicht diese Behauptungen durch unbestreitbare Thatsachen bestätigt? Aus den Veröffentlichungen des preußisch-statistischen Bureaus ergibt sich die erstaunliche Thatsache, daß von den zum freiwilligen Heerdienst qualificirten, also eines höhern Unterrichts theilhaftig gewordenen Jünglingen gegen 80 Procent sich als physisch dienstuntauglich erwiesen, während von den andern Eingestellten nur 45 bis 50 Procent theils einstweilig, theils bleibend unbrauchbar erfunden wurden. Das ist ein Unterschied in dem Gesundheitszustande beider Kategorien von Heerdienstpflichtigen, den sich schwerlich Jemand von vornherein so groß gedacht hat, und der um so mehr befremden muß, als man gerade umgekehrt von dem aus den günstiger situirten Klassen hervorgehenden Theile der Jugend, der einer besseren Nahrung, Kleidung und Wohnung, überhaupt einer sorgsameren Pflege genossen hat, eine größere leibliche Tüchtigkeit erwarten sollte. Da liegt es doch sehr nahe, den höhern Unterrichtsanstalten die Schuld, oder mindestens eine bedeutende Mitschuld an der geringern körperlichen Tauglichkeit zum Heerdienste zuzuschreiben.

Läßt sich über den Grad dieser Mitschuld noch streiten, so gibt es ein bestimmtes körperliches Gebrechen, dessen stete Zunahme bei der Jugend der gebildeten Stände ganz unzweifelhaft auf Rechnung des höhern Unterrichts zu setzen ist. Zahlreiche Erhebungen von Augenärzten haben festgestellt, daß in den Gymnasien und Realgymnasien die Kurzsichtigkeit von Klasse zu Klasse derart zunimmt, daß in Deutschland und in der Schweiz in den beiden oberen Klassen der Procentsatz der kurzsichtigen Schüler 52 bis 53 beträgt, unter denen bei nicht wenigen die so schweren und gefährlichen Zufällen ausgesetzten hochgradigen Formen der Kurzsichtigkeit vorkommen. Wir stehen hier einem sehr ernsten Uebel gegenüber, auf dessen Beseitigung, oder wenn diese unmöglich sein sollte, auf dessen Linderung die Staatsbehörden bedacht sein müssen. Dem Kaiserlichen Statthalter von Elsaß-Lothringen ist es als ein großes Verdienst anzurechnen, daß er unlängst eine rationelle Lösung der Ueberbürdungsfrage angebahnt hat. Von der richtigen Ansicht ausgehend, daß die Frage, wie viel geistige Anstrengung

man unsern Knaben und Jünglingen auf den verschiedenen Altersstufen in den Schulen zumuthen dürfe, ohne ihre geistige und körperliche Frische, und speciell auch ihr Sehvermögen zu beeinträchtigen, in erster Instanz vor das Forum der Mediciner gehöre, verfügte er das Zusammentreten einer medicinischen Sachverständigen-Kommission unter dem Vorsitze des Staatssekretairs von Hofmann, um ein Gutachten darüber zu gewinnen, welche Minimalforderungen auf dem Gebiete des höhern Schulwesens, „zur Erhaltung und Förderung der Wehrbarkeit und geistigen Frische der Nation von der ärztlichen Wissenschaft erhoben werden." Die Kommission umfasste neun hervorragende Mediciner (darunter vier Straßburger Professoren). An ihren Sitzungen betheiligten sich als schultechnische Auskunftspersonen der Direktor und Oberschulraths-Medizinalrath Richter und der comm. Oberschulrath Dr. Albrecht, die jedoch, wie der Vorsitzende, zwar an den Berathungen, aber nicht an der Abstimmung bei der Feststellung des Gutachtens Theil nahmen.

Das an den Kaiserlichen Statthalter eingereichte und durch den Druck veröffentlichte Gutachten zeigt allenthalben, wie ernst es die Kommissionsmitglieder mit ihrer Aufgabe genommen, wie sorgfältig sie sich in der betreffenden umfangreichen Literatur umgesehen und wie behutsam und gewissenhaft sie das Für und Wider der streitenden Parteien geprüft und gegeneinander abgewogen haben. Trotz dieser besonnenen und unparteiischen Beurtheilung der Frage kamen sie aber übereinstimmend zu dem Schlußergebniß, daß eine bedeutende Ueberbürdung der Schuljugend in der That stattfinde, daß die Geistesanstrengung derselben auf Kosten der leiblichen Gesundheit und zugleich der geistigen Frische sehr übertrieben und insbesondere dem Sehvermögen viel zu viel zugemuthet werde. Sie glaubten sich daher zu der Forderung berechtigt, die Zahl der eigentlichen Unterrichtsstunden (Sitzstunden) in den Vorklassen der höhern Lehranstalten auf 18 bis höchstens 20 wöchentlich, in Sexta und Quinta auf 24, in den mittleren auf 26, in den oberen auf höchstens 30 zu beschränken. Weiter verlangen sie Unterbrechung der Lehrstunden durch Pausen von mindestens je 10 Minuten, ja wenn mehr als zwei Lehrstunden einander folgen, durch Pausen von 15 bis 20 Minuten; Herabsetzung der häuslichen Arbeitsstunden in den Vorschulklassen auf 3 bis höchstens 6 wöchentlich, in Sexta und Quinta auf höchstens 8, in Quarta und Tertia auf 12, in Sekunda und Prima auf 12 bis 18 wöchentlich; gänzliches Freihalten der Mittagszeit von häuslicher Arbeit, desgleichen der Sonntage, sowie der Pfingst- und Weihnachtsferien; Beibehaltung der 2 freien Nachmittage in der Mitte und zu Ende der Woche; Ausdehnung der großen Ferien auf $6^1/_2$ Wochen (vom Anfange August bis Mitte September), Beibehaltung der beneficia caloris; Einführung von Schwimmübungen, Schlittschuhlaufen und Schulausflügen neben den 2 wöchentlichen Turnstunden, so daß im Ganzen 8 Stunden wöchentlich den Körperübungen gewidmet werden; Einschränkung des nervös aufregenden Certirens; Vermeidung jeder Ueberanstrengung bei den Vorbereitungen zur Reifeprüfung; Sorge bei Neubauten höherer Schulen für gehörige Ausdehnung, gute Heizung, Beleuchtung und Ventilation der Schulsäle; Auswahl der Subsellien und Unterrichtsmittel den hygienischen Anforderungen gemäß, welche die Kommission speciell aufgestellt hat.

Wenn ich mich nun einverstanden mit diesen Forderungen bekenne, und sie auch für die Einheitsschule der Zukunft geltend erkläre: so wird man es um so anstößiger finden, daß ich den Zöglingen derselben noch ein paar neue, gegenwärtig von den Schulen ausgeschlossene Lehrstoffe aufgebürdet sehen möchte. Dagegen bitte ich in Rechnung zu bringen, daß ich die Schüler der zukünftigen Einheitsschule von der furchtbaren Quälerei, die das Erlernen der alten Sprachen den jetzigen Zöglingen der höhern Lehranstalten macht, und damit von einer großen Anzahl unerquicklicher Unterrichtsstunden befreit, und durch Beschränkung des Religionsunterrichts auf eine interkonfessionelle Ethik bedeutend erleichtert wissen will; ferner, daß, wie sich bald zeigen wird, die neu aufzunehmenden Unterrichtsobjekte sich an die beizubehaltenden ältern leicht und natürlich anschließen und daher einen unbedeutenden Zuwachs von Mühe verursachen; und endlich, daß ich auch bei diesen ältern Lehrobjekten ein viel größeres Maßhalten für nöthig erachte. Ueber dies letztere zunächst einige Worte.

Den Geschichtlehrern vor allen ist dringend anzuempfehlen, ihre Anforderungen an die Schüler einzuschränken. Statt ihre Ehre darein zu setzen, daß sie den Lehrlingen eine Masse historischer Data mit genauester Zahlenkenntniß eintrichtern, sollten sie ihr Streben dahin richten, in den jungen Gemüthern ein reges Interesse und eine warme Liebe für den Lehrgegenstand zu wecken, und zwar durch Hervorhebung und lebendige Schilderung der ihrer Altersstufe zusagenden Persönlichkeiten und Begebenheiten. Aus der alten Geschichte werden allerdings die Griechen und Römer des großen Einflusses wegen, den sie auf unser Volk wie auf alle modernen Kulturvölker ausgeübt haben, auch in Zukunft eine besonders eingehende Behandlung finden müssen, wenn wir gleich ihrer Sprachen dann nicht mehr als Bildungsmittel bedürfen, und ihre hinterlassenen Schriften nicht mehr in der Ursprache zu lesen brauchen, nachdem unsere Sprachkenner dieselben längst in vortrefflichen Uebersetzungen der deutschen Literatur angeeignet haben. Aber das darf von den Zöglingen der Zukunftschule in ihrem Abiturientenexamen nicht mehr verlangt werden, was man jetzt noch den Abgehenden zu wissen zumutet, daß sie die Verfassungen der Athener und Spartaner in ihren Einzelzügen, die Steuerbeträge der Athener, die Beschaffenheit der griechischen Phalanx u. dgl. genau anzugeben vermögen. Selbstverständlich muß beim Unterricht in der mittlern und neuern Geschichte in unserer künftigen Einheitsschule die vaterländische Geschichte in den Vordergrund treten, was ja schon jetzt auf den höhern Lehranstalten meistens der Fall ist. Es darf aber nicht bei der neuesten Geschichte, wie dies vielfach in klassischen und Realgymnasien geschieht, der Unterricht (und im Abiturientenexamen die Prüfung) abgebrochen werden; vielmehr muß nach dem Grundsatz „eine Lehranstalt, die für's Leben erzieht, hat ihre Zöglinge bis zur lebendigen Gegenwart heran zu führen“ die geschichtliche Darstellung der Neuzeit eine besonders eingehende sein. — In welcher Weise die Geschichte überhaupt und desgleichen die mit ihr im Unterricht enge zu verbindende Geographie, sich übersichtlicher und kürzer als bisher, ohne Einbuße an wesentlichem Inhalt, behandeln lasse, so daß sie viel weniger Zeit und Mühe, als

gewöhnlich, in Anspruch nehmen — dies im Einzelnen zu zeigen, würde nicht bloß eine eigene Abhandlung, sondern ein ganzes Buch erfordern.

Ebenso gestattet es hier der Raum nicht, auseinanderzusetzen, wie sich die Beschränkung der mathematischen und naturwissenschaftlichen Lehrstunden bewerkstelligen lasse — eine Beschränkung, die zur Erhaltung der leiblichen Gesundheit und der geistigen Frische der Schüler unumgänglich nöthig ist. Mag das reißend schnelle Anwachsen der naturwissenschaftlichen Disziplinen für die Verfasser der betreffenden Schulbücher wie für die Lehrer noch so verlockend sein, die Klassen-Pensa dieser Unterrichtszweige Jahr auf Jahr zu erweitern — solchen Versuchen muß durchaus gewehrt werden. Es ist hundertmal besser, die Abiturienten mit frischer Körper-, Geistes- und Gemüthskraft, als mit einer Wissensbürde, deren Aneignung sie ermattet und abgestumpft hat, ins Leben und zu den Hochschulen zu entlassen.

Vielleicht haben einige Leser aus eingestreuten Andeutungen die neuen, bisher aus den höhern Lehranstalten ausgeschlossenen Unterrichtsgegenstände errathen, die ich in die Einheitsschule der Zukunft aufgenommen wissen möchte. Es sind nicht etwa „die Kunstgeschichte und die Stenographie", welche Dr. Steinbart (s. den Eingang der vorliegenden Abhandlung im Oktoberheft 1882 der Deutschen Revue) als vielfach verlangte Lehrobjekte der Einheitsschule bezeichnet, auch nicht eine „Unterweisung in den verschiedenen Handwerken", welche der Verfasser der „Betrachtungen über unser klassisches Schulwesen" (S. 45) fordert,*) sondern zwei Lehrobjekte, die ich kurzweg als einen Bürgerkatechismus und eine allgemeine Berufslehre bezeichne.

Was den erstern betrifft, so klagte über dessen Ausschließung aus dem Lehrplan unserer Schulen schon vor einem halben Jahrhundert Paul Pfizer in seinem „Briefwechsel zweier Deutschen" (1831, S. 219). Er wollte die allgemeinsten Begriffe von den Verhältnissen der Staatsbürger zur Obrigkeit (zu den Gemeinde-, wie zu den Staatsbehörden), die verschiedenen Arten und die Abstufungen derselben, ihre besondern Aufgaben, Pflichten und Rechte, und eine Verdeutlichung des Segens, wodurch sie dem Einzelnen mittelst ihrer Wirksamkeit die Beschränkung seiner persönlichen Freiheit überreich aufwiegen, sogar in den Landschulen gelehrt wissen, weil, so sagt er, „das Verhältniß zum Staat und zur Obrigkeit das Erste ist, was sich dem nur einigermaßen nachdenkenden und mit Bewusstsein lebenden Menschen überall aufdrängt." Dieser Ansicht stimmt der Verfasser der „Betrachtungen über unser klassisches Schulwesen" vollkommen bei. „Es ist," so spricht er sich hierüber S. 43, Nr. 80 aus, „ein ebenso gerechtfertigtes, als wunderbarer Weise unerfüllt gebliebenes Verlangen, daß der angehende junge Mann über die Verfassung und Verwaltung seines Vaterlandes, über seine eigenen bürgerlichen Rechte und Pflichten, über die Finanzverhältnisse

*) Seine Gründe sind: „Erstens gewährt es jedem Menschen eine Freude, ein Werk seiner Hand fertig vor sich zu sehen; dann bilden solche Beschäftigungen ein heilsames Gegengewicht gegen die einseitige geistige Dressur; drittens ist es immer ein befriedigendes Gefühl, zu wissen, daß man schließlich mit seiner Hände Arbeit seinen Unterhalt finden kann". — Die Gründe sind anerkennenswerth; aber, was er vorschlägt, scheint mir neben Wichtigerm, das ich für unentbehrlich halte, keinen Platz zu finden.

u. s. w. während der langen Zeit seiner Erziehung doch irgendwann einmal etwas zu hören bekommt. Natürlich bleibt dazu die Zeit nicht einer Schule, in der man genau erfährt, wie der Staatshaushalt der Athener beschaffen war, welchen Antheil am Vermögen des Vaters der edelgeborene attische Jüngling hatte, welche Besoldung ein römischer Richter erhielt u. s. w." Für den Bürgerkatechismus besondere Stunden im Lehrplan anzusetzen, wird kaum nöthig sein. Das darüber zu sagende läßt sich gelegentlich dem geschichtlichen und geographischen Unterricht einflechten; nur muß darauf Bedacht genommen werden, das bruchstücklich nach und nach Mitgetheilte schließlich auf der obersten Unterrichtsstufe zu einem geordneten Ganzen zusammenzufassen. Wenn man hierbei das in der Sittenlehre Abgehandelte geschickt benutzt, so kann in den Gemüthern der Jugend zugleich eine sichere Schutzwehr gegen etwa später anstürmende socialdemokratische Irrlehren errichtet werden.

Mit der Ansicht, daß eine Orientirung über die verschiedenen Berufsarten eine unerläßliche Aufgabe für die Zukunftschule sei, erklärt der Verfasser der „Betrachtungen über unser klassisches Schulwesen" sich gleichfalls einverstanden. „Ganz rathlos," sagt er S. 44, Nr. 81, „steht der junge Abiturient bei der Wahl seines Berufs. Er weiß, daß es Lehrer gibt; denn die hat er genugsam täglich vor Augen. Dann weiß er noch, was für ein Geschäft oder einen Beruf sein Vater hat, und welche Einnahmen derselbe daraus bezieht; alle andern Berufe sind ihm nicht ganz klare Vorstellungen, um nicht zu sagen böhmische Dörfer. Eine Orientirung über die Eigenschaften, welche den Menschen für jeden einzelnen Beruf besonders qualificiren, über die Carriere, die ihm in jedem Beruf offen steht, über die materiellen Vortheile eines jeden u. s. w., ist entschieden in den Lehrplan der höhern Schulen aufzunehmen. Natürlich ist dieselbe einem Lehrer anzuvertrauen, der selbst orientirt und kein Stockphilologe ist!" Fragt man, welcher Unterrichtsstufe diese Berufslehre zuzutheilen sei, so wird man wohl ziemlich allgemein das letzte Schuljahr, also in der künftigen Einheitsschule das zweite Prima-Jahr, als die angemessenste Zeit zur Mittheilung des dahin Gehörigen anerkennen. Es ist dann nicht bloß die Fassungskraft des Schülers hinreichend herangereift, sondern auch, da er sich bald über die einzuschlagende weitere Laufbahn zu entscheiden hat, das Interesse für den Gegenstand besonders rege geworden. Eigene Stunden wird man auch für diesen Unterrichtszweig nicht anzusetzen brauchen. Einige der für die Sittenlehre in der Ober-Prima bestimmten Lehrstunden können füglich dazu verwendet werden, und eignen sich um so mehr hierzu, als der Lehrer, der die Schüler über die Berufsarten unterrichtet, nicht bloß die praktischen Vortheile einer jeden hervorzuheben hat, sondern auch in den Zöglingen den Sinn für die idealen Seiten jeder Berufsart wecken und beleben soll.

Das mir von der künftigen Einheitsschule vorschwebende Bild stellt sich dem Leser wohl am einfachsten und übersichtlichsten dar, wenn ich einen Lehrplan der Schule mit Benennung der Unterrichtsgegenstände, Vertheilung derselben auf die Klassen und Angabe der jedem Gegenstande wöchentlich zu widmenden Stundenzahl folgen lasse. Den Bürgerkatechismus und die Berufslehre lasse ich unter den Unterrichtsgegenständen weg, weil sie, wie im Vorhergehenden angedeutet worden, sich mit andern Lehrobjekten verschmelzen lassen und die wöchentliche Lehrstundenzahl nicht erhöhen. Das Turnen ist nicht aufgeführt, weil es mir hier nur auf

diejenigen Stunden ankam, die der Schüler nicht den körperlichen Uebungen *) widmet. Das Lateinische habe ich in dem Lehrplan nicht mitberücksichtigt, weil es in der Einheitsschule nur für eine Uebergangsperiode zulässig ist und späterhin eben so wenig, ja noch weniger als das Griechische, in eine deutsche Einheitsschule gehört. So lange es noch darin für zweckdienlich erachtet wird, ist die dazu erforderliche Zeit dem Französischen zu entziehen, keineswegs aber die Gesammtzahl der wöchentlichen Lehrstunden (Sitzstunden) zu erhöhen. Vielleicht läßt sich hierbei ein Verfahren anwenden, das ich in den fünfziger Jahren an der höhern Bürgerschule zu Trier befolgte. Ich begann den Latein-Unterricht erst mit dem Anfange des zweiten Quinta-Halbjahrs, suchte aber vorher in dem Sexta-Jahre und dem ersten Quinta-Semester einen guten Grund im Französischen zu legen. Der Latein-Unterricht wurde sogleich beim Beginn an den französischen angeschlossen, und diese Verbindung durch die mittlern und obern Klassen durchgeführt. Zu dem Zwecke hatte ich ein „Uebungsbuch zum Uebersetzen aus dem Französischen ins Lateinische und aus dem Lateinischen ins Französische" ausgearbeitet, welches in drei Kursen in der Fr. Lintz'schen Buchhandlung zu Trier erschienen und auch im Luxemburgischen und Belgischen von höhern Lehranstalten benutzt worden ist. Nachdem 1859 die Trier'sche Schule zur Realschule I. Ordnung erhoben worden war, und in Folge dessen der Latein-Unterricht in Sexta beginnen musste, war für den Gebrauch des Uebungsbuches an der Anstalt die bedingende Voraussetzung weggefallen.

Von dem Lateinischen ganz abgesehen, stellt sich nun der Lehrplan der künftigen deutschen Einheitsschule etwa in folgender Gestalt dar:

Klassen	Lehrfächer										Wöchentliche Zahl der Sitzstunden	Alter der Schüler Jahre.
	Sittenlehre	Deutsch	Französisch	Englisch	Geschichte und Geographie	Mathematik	Naturwissenschaften	Schreiben	Zeichnen	Singen		
VI	1	5	4	—	2	4	2	3	2	1	24	10—11
V	1	5	5	—	2	4	2	2	2	1	24	11—12
IV	1	5	5	—	3	4	3	2	2	1	26	12—13
III	1	4	4	3	3	4	4	—	2	1	26	13—14
II	1	4	4	4	3	4	5	—	2	1	28	14—15
Unter-I	1	4	4	4	3	4	5	—	2	1	28	16—17
Ober-I	1	4	4	4	3	4	5	—	2	1	28	17—18

*) Für die Körperübung verlangt ja, wie oben angedeutet worden, die Straßburger ärztliche Kommission neben 2 Turnstunden noch 6 andere Stunden wöchentlich.

Es wird jetzt hoffentlich genügend einleuchten, weßhalb ich eine Betrachtung der Einheitsschule der Zukunft für einen nicht unangemessenen Beitrag zu einer Revue über das nationale Leben der Gegenwart halte. Ist es wahr (wovon ich fest überzeugt bin), daß unser höheres Unterrichtwesen einer in den Hauptzügen so beschaffenen Lehranstalt, wie ich sie zu skizziren versuchte, entgegenwächst: so haben die Schulbehörden und die gesetzgebenden Faktoren bei ihren Versuchen einer Reorganisation der klassischen und der Realgymnasien, wenn sie nicht Zeit, Mühe und Kosten umsonst aufwenden wollen, die Zukunftschule stets im Auge zu behalten. Geschieht das nicht, so können verfehlte Maßregeln nicht ausbleiben. Noch in der jüngsten Zeit hat es, eben weil auf die Zukunft nicht die erforderliche Rücksicht genommen wurde, bei der Reorganisation der preußischen höhern Lehranstalten nicht an Mißgriffen gemangelt, die einer gesunden Fortentwickelung derselben geradezu hinderlich sein werden. Es war ein guter Gedanke, den Lehrplan der preußischen Realschulen in den untern und mittlern Klassen mit dem der Gymnasien konform zu machen; nur hätte man die Konformität noch etwas höher hinauf (bis zur erlangten Reife für den einjährigen Militairdienst) fortführen sollen. Es war ein unglücklicher Gedanke, den Realschulen auf den oberen Klassen ine größere Zahl von Lateinstunden aufzubürden, statt auf der obersten Unterrichtsstufe die beiden Hauptarten der höhern Lehranstalten, die klassischen und die Realgymnasien, entschieden und scharf von einander zu trennen, so daß auf dem Realgymnasium das Latein ganz in den Hintergrund getreten, auf die exakten Wissenschaften dagegen mit den modernen Sprachen und Literaturen das Hauptgewicht gefallen wäre. Es war ferner ein schweres Unrecht, daß man nicht mit der Reorganisation der beiden Gymnasium-Arten gleichzeitig eine Aenderung der beiderseitigen Berechtigungen anordnete, und zwar entweder in der Weise, daß beiden Arten des Gymnasiums die Universität und alle Fachhochschulen gleichmäßig geöffnet wurden, oder besser so, daß jeder Art des Gymnasiums das seinem Charakter entsprechende Privilegium zuerkannt wurde, d. h. dem Realgymnasium ein Vorrecht für den Besuch der verschiedenen Fachhochschulen, dem klassischen Gymnasium ein Vorrecht für die Universitäten. *) Weiter war es nicht wohlgethan, bei der Umformung der Unterrichtspläne den berechtigten Klagen der Aerzte über zu starke Arbeits-Pensa der Schüler und der jetzt auch in der gebildeten Laienwelt mächtig anschwellenden Agitation gegen die Geistesüberbürdung der Schuljugend zu wenig Rechnung zu tragen. Es war endlich — um nur noch Eines und zwar das Schlimmste zu erwähnen — eine verhängnisvolle Nachgibigkeit gegen die Ultramontanen und die herrschsüchtigen protestantischen Konfessionalisten, ja, ich möchte sagen, es war und ist eine ganz unverzeihliche Versündigung am Staat und an der Nation, daß man dem Streben jener Fanatiker,

*) Es hätte dazu nur der Verfügung bedurft: „Die mit dem Reifezeugniß entlassenen Realschüler haben, um die volle Berechtigung zum Besuch einer Universität zu erlangen, ein Nach-Examen vor einer wissenschaftlichen Gymnasial-Prüfungskommission zu bestehen, wogegen die reif entlassenen Gymnasiasten, um die volle Berechtigung zum Eintritt in eine technische Hochschule zu gewinnen, ein Nach-Examen vor einer Realschul-Prüfungskommission zu bestehen haben".

mit den Volksschulen auch nach und nach die höhern Lehranstalten nach der Konfession zu spalten, keinen Damm entgegengesetzt hat, vielmehr sogar eine freundliche, beifallkündende Miene zu ihrem Treiben macht.

Dem Einwurfe, daß die Einheitsschule der Zukunft, wie ich sie im Vorhergehenden den Hauptzügen nach darzustellen versuchte, unmöglich einen vollen Ersatz für die wegfallenden klassischen und Realgymnasien bieten könne, bin ich oben schon wiederholt durch Hinweisung auf eine unumgängliche künftige Reform der Hochschule begegnet, in Folge deren diesen Manches zufallen wird, was gegenwärtig noch auf jenen lastet. Auf den Beweis der Nothwendigkeit dieser Reform und die Art und Weise, wie sie durchzuführen sei, kann ich hier selbstverständlich nicht eingehen. Es würde das mindestens eine starke Broschüre füllen. Das akademische Triennium würde, wenn die Hochschulen das von den Einheitsschulen Ausgeschlossene übernähmen, für sie nicht mehr ausreichen und um ein einleitendes Biennium vermehrt werden müssen. Wollte man dem entgehen, so böte sich dazu ein Mittel dar in der Errichtung zweijähriger, den Einheitsschulen oben anzufügender Selekten. Diese Selekten würden sämmtlich nicht einen allgemeinen Charakter, wie die Einheitsschulen, sondern einen specifischen, einen Fachcharakter haben. Den Fachcharakter näher zu bestimmen, würde man füglich den eine Einheitsschule besitzenden Städten überlassen können; desgleichen wäre diesen freizustellen, ob sie die Einheitsschule mit der Selekta unter Eine Direktion und Ein Lehrer-Kollegium vereinigen, oder beide trennen wollten. Demgemäß würden je nach den besondern Bedürfnissen einer Stadt und Umgebung, hier eine zweijährige philologische, dort eine bau-, dort eine berg-, dort eine forstakademische Selekta u. s. w. der Einheitsschule hinzugefügt. Natürlich würde den aus der Selekta als reif Entlassenen auf der Hochschule nur noch ein Triennium zuzumuthen sein. Mit einer solchen Einrichtung werden sich vielleicht auch die Anhänger des Gymnasiums eher einverstanden finden. Wird hierdurch das gegenwärtige klassische Gymnasium auf den Aussterbe-Etat gesetzt, so widerfährt ja das Gleiche auch dem jetzigen Realgymnasium. Das klassische Alterthum soll auch der Zukunft nicht in Vergessenheit gerathen, aber es darf nicht für immer die Grundlage der Geistesbildung unserer Schuljugend bleiben.

Die Freiheitsfrage im Lichte der Entwicklungslehre.

Von

M. Carriere.

II.

In unsern Erlebnissen, den sichersten Thatsachen der Erfahrung, fanden wir Freiheit als Selbstbestimmung; wir sahen, daß es irrig ist, sie im Widerspruch mit dem Kausalitätsgesetz zu betrachten, durch das sie vielmehr zur Erklärung der Wirklichkeit gefordert wird. Das erscheint völlig einleuchtend sowie wir nun das

sittliche Gebiet betreten; das Pflichtgefühl, das Sittengesetz, die Verantwortlichkeit für unsere Handlungen, die Stimme des Gewissens, diese Thatsachen der innern Erfahrung wären sinnlos, wären undenkbar ohne Freiheitsbewusstsein; das Gute kann nur durch den freien Willen verwirklicht werden. Es liegt nicht im Bereiche der selbstlosen Kraft und ihrer Nothwendigkeit; die Sterne, die ohne abzuirren ihre gesetzlichen Bahnen gehen, die Blumen, die sich zur Schönheit absichtslos entfalten, sie thun das Vernunftgemäße, das Rechte, indem sie nicht anders können, ihr Leuchten und Blühen ist verdienstlos, ist nicht der Freiheit Werk, wie das der sittlichen Nothwendigkeit für den Geist ist, welcher während ihm die Möglichkeit des Anderswollens gewährt ist, sich selbst für das Rechte entscheidet und so das Gute thut, indem er die Selbstsucht überwindet und in der Liebe den Zweck der Welt zum seinigen macht, sich als Glied der sittlichen Weltordnung erkennt und dem Willen Gottes sich ergibt, den Willen Gottes ausführt.

Freiheit ist Selbstbefreiung, mit diesem Wort führte ich den Begriff der Entwicklung in ihre Betrachtung ein, und derselbe soll uns nun weiter leiten. Wir müssen sein, um für uns selbst zu werden, zu uns selbst zu kommen, wir müssen Natur sein um uns als Ich zu erfassen, uns selbst zu bestimmen, mit eigner Wahl das Recht e thun zu können. Es liegt im Begriff eines jeden Organismus, des leiblichen wie des geistigen, daß er nicht gemacht wird, sondern sich selber bildet, nicht zusammengesetzt wird aus fertigen Bestandstücken, sondern sich aus einem einheitlichen Keim entfaltet, das innerlich Angelegte ausgestaltet. Dafür bedarf die originale Triebkraft sowohl der Richtung auf ein Ziel als der Bildungsgesetze; das Ziel ist eben der Organismus, der da werden soll, als Zweck der ganzen Bewegung das Seinsollende; — so ist selbstbewusste Vernünftigkeit, sittliche Freiheit und Frieden des Gemüths, so ist Weisheit und Liebe im harmonischen Einklang aller Seelenkräfte das Ziel für die Entwickelung des Geistes, die Vollendung seines Wesens durch eigne That, die Verwirklichung seiner Bestimmung durch Selbstbestimmung. Im Seelenkeim und seinem Bildungstrieb ist das Ziel des leiblichen wie des geistigen Organismus innerlich angelegt, er fördert es dort unbewusst zu Tage, hier bringt er es sich zum Bewusstsein. Im Bewusstsein ist nichts was wir nicht selbst hervorbringen, es gibt keine angeborenen Ideen, denn diese sind Gedanken eines denkenden Subjekts, das sie nur hat indem es sie erzeugt. Hätten wir angeborene Ideen des Rechts, des Guten, so müssten sie in gleicher Weise überall allen gegenwärtig sein. Aber wie der leibliche Organismus, so hat auch der geistige seine Bildungsgesetze, Richt- und Gesichtspunkte seiner Entwicklung, nach denen er unbewusst verfährt, die er aber durch die Betrachtung seines Thuns und Lassens sich allmälig auch zum Bewusstsein bringt. Es sind dies die Unterscheidungsnormen von Falsch und Wahr, von Gut und Bös, von Recht und Unrecht, von Schön und Hässlich, neben dem logischen Verfahren des Begriffebildens, Urtheilens und Schließens, neben der Kausalität und dem Denkprinzip der Identität und des Unterschieds. Sie alle stammen nicht aus der Erfahrung, denn die Erfahrung selbst wird erst durch sie möglich, sie sind das

Apriorische, das Ursprüngliche und Wesenhafte im Geist. Und indem dieser im Selbstgefühl seiner inne wird, gewahrt er zugleich wie die Aenderungen seines eignen Zustandes ihm Lust oder Unlust bringen, je nachdem sie sein Wesen stören und hemmen oder bestätigen und fördern.

Mit dieser Ausstattung tritt er nun bewusst und wollend in den Weltzusammenhang ein; nach den Unterscheidungsnormen oder Kategorieen seines Verstandes und seiner ethischen Natur erfasst und beurtheilt er, was die Welt ihm bietet, billigt oder mißbilligt es, weist es ab oder macht es zu einem Element seiner Entwicklung. Wir alle fällen moralische Urtheile, wissen uns für unsre Handlungen verantwortlich, tadeln die gemeine Gesinnung, die um äusserer Vortheile willen eine Ueberzeugung verleugnet und preisen den Seelenadel, der das irdische selbstische Interesse idealen Gütern zum Opfer bringt. Das ist nur möglich, wenn wir zur Selbstbestimmung fähige Wesen sind, die eine Unterscheidungsnorm des Guten und Bösen in sich tragen, das Gesetz aber nicht als Muß sondern als Soll in sich finden, sodaß sie für oder gegen dasselbe sich entscheiden können; aber das Gute ist mehr als bloße Vorstellung, wir erreichen darin unsere Bestimmung, es ist der Zweck unseres Lebens und darum fühlen wir uns dafür verpflichtet, und es ist unser Heil daran geknüpft, wir gewinnen in demselben das Wohlgefühl unserer Lebensvollendung.

Daß überall zwischen Gut und Böse unterschieden wird, lehrt die Geschichte; damit ist aber nicht gesagt, daß überall dasselbe für gut oder böse gilt. Aber indem unser Gefühl sich empört gegen das Unrecht und durch die Liebe beseligt wird, betrachten wir Gesinnungen und Handlungen unter dem sittlichen Gesichtspunkt, und gewinnen so den Begriff dessen was gut ist. Das zu bestimmen, haben Helden und Gesetzgeber, Weise und Dichter alter und neuer Zeit gearbeitet, und je tiefer und klarer die Idee des Guten erkannt wurde, desto reiner und voller wird auch die Forderung an unseren Willen.

Wir können vom Endlichen und Mangelhaften nur reden, weil die Kategorien des Unendlichen und Vollkommnen in uns liegen als Unterscheidungsnorm, als Richt- und Gesichtspunkt der Beurtheilung der Dinge. Wir können uns selbst als Werdende, in der Entwicklung begriffne Wesen nur erfassen, wenn der Gedanke des Ziels, des Seinsollenden uns gegenwärtig wird. Im Ungenügen, das wir an den Dingen und an uns selbst empfinden, kommt uns die Idee des Vollkommnen zum Bewusstsein, als das Ziel, das zu erreichen unsere Bestimmung ist. Selbstbestimmung ist unsere Lebensaufgabe. Darum ist der Seele das Ideal eingeboren wie das leibliche Organisationsprinzip unbewusst sein Bildungsgesetz und das künftige Ganze in sich trägt, kraft dessen ahnt die Seele ihre Bestimmung, die sie nur durch eignes Wollen und Denken erreichen kann, die für sie das Seinsollende ist, weil sie als freies Wesen solche nicht erreichen muß, sondern sich ihr auch versagen kann. Wir haben die Aufgabe und im Trieb nach Wahrheit auch den Drang uns das Ideal zu klarem Bewusstsein zu bringen und es zu verwirklichen. Die fortschreitende That fördert die Erkenntniß, die Erkenntniß beleuchtet Weg und Ziel. Der Trieb und das Ziel, beides liegt im Begriff der

organischen Entwicklung, der Geist fühlt beides und indem er das Ziel sich zum Bewusstsein bringt, setzt er es sich selbst. Seine Bestimmung liegt nicht außer ihm, sondern in ihm, sie ist die völlige Selbstbestimmung. Weil wir das Gute, Wahre, Schöne durch eigne Kraft finden und verwirklichen, darum können wir irren und fehlen, aber sofort entsteht auch das Gefühl des Ungenügens, wie das der Freude bei der naturgemäßen Thätigkeit. Sobald das Selbst seiner inne wird, hat es das Gefühl, daß es noch nicht ist, was es sein soll, aber was es sein soll das wird ihm nicht wie ein Zwang von außen auferlegt, das liegt in ihm selbst, das sagt ihm die Stimme des Gewissens, dazu fühlt es sich verpflichtet, darin besteht die Lebensvollendung, damit ist sein Heil, seine Glückseligkeit verbunden. Im Gewissen kommt uns die Unterscheidungsnorm zwischen dem Guten und Bösen zum Bewusstsein und wir fühlen uns verpflichtet, ihm zu folgen, weil wir dadurch unsere Bestimmung erreichen. Das Gute ist die pflichtmäßige Gesinnung und Pflichterfüllung ohne alle Nebenrücksicht, und nur der freie Wille, der sich anders entscheiden könnte, ist der gute und vermag das Gute. Daß es zu wählen sei, das sagt ihm das Gewissen mit unmittelbarer Gewißheit; daß es keine gleichgültige Vorstellung sondern die Vollendung des eignen Wesens ist, das sagt ihm das Gefühl des Sollens, die Verpflichtung, dadurch wird es zum Gebot, das nicht wie ein Naturgesetz mit zwingender Gewalt wirkt, sondern als Gesetz der Freiheit auch übertreten werden kann. Geschieht dies, dann muß der Wille im Gefühl der Unzufriedenheit inne werden, daß sein Zustand nicht der rechte, der seinsollende ist, die Entfremdung vom eignen wahren Wesen muß ihm im Schmerz der Reue zum Bewusstsein kommen. Das Gewissen mahnt ihn an seine ideale Bestimmung, deren Verleugnung ihm Unheil bringt, deren Erfüllung ihm zum Heile dient. So muß es sein für ein freies Wesen, so folgern wir vernunftgemäß aus seinem Begriff. In dem Gesetz, das der Geist in sich erkennt, das der Wille sich selber setzt, ist er nicht an ein Fremdes gebunden, sondern es ist das seiner Natur Gemäße, aber da er seine Bestimmung nur in der Selbstbestimmung erreicht, so kann er dem Gesetz widerstreben und anders handeln, aber er fühlt es nun, daß er nicht ist wie er sein soll, daß die Verwirklichung des Guten seine Pflicht ist, und er fühlt sich beglückt, wenn er sie erfüllt, er erlangt das Wohlgefühl der Lebensvollendung.

Schiller schreibt einmal: „Jeder individuelle Mensch trägt der Anlage und Bestimmung nach einen idealen Menschen in sich, mit dessen unveränderlicher Einheit in allen Abwechslungen übereinzustimmen, die große Aufgabe seines Daseins ist. Der Mensch in der Zeit soll sich zum Menschen in der Idee veredeln." Dasselbe dachten die alten Perser, wenn sie für jede Seele einen göttlichen Lebensgedanken, einen Genius oder Feruer annahmen, dem nachzustreben, den zu verwirklichen, die Aufgabe des Lebens sei. Und darum sagt Schiller:

„Gleich sei keiner dem andern und gleich sei jeder dem Höchsten;
Wie das zu machen? Es sei jeder vollendet in sich.

Damit hat der Dichter die Selbstvervollkommnung als die Bestimmung des Menschen erkannt und richtig daraus gefolgert, daß er das Ziel seiner Ent-

wicklung in sich trägt und sich zum Bewusstsein bringen soll. Indem das Selbst in unbewusstem Naturdrang sich selber sucht und findet, unterscheidet es sich von allem andern und bringt sich als Ich hervor, indem es sich allen andern gegenüber stellt; da ist ihm der eigne Wille, das Selbstseinwollen, nothwendig, es ist das Erste in ihm und das Verlangen nach eignem Wohle, das Gefühl der Selbstliebe ist durchaus berechtigt, der Entselbstung, von welcher alte Inder und neure Deutsche redeten, kann nicht sittliche Aufgabe sein, weil alle Sittlichkeit nur in dem Selbst und durch das Selbst möglich ist; man nehme die für sich seiende Subjektivität hinweg und das Gute wie das Schöne, die Freiheit wie die Liebe haben keinen Träger mehr, sie sind ja nur wirklich im fühlenden, wollenden Geist, in der Persönlichkeit. Das Selbst wird für sich, indem es sich aus dem allgemeinen Lebensgrunde erhebt, aber es ist dabei auf alles andere bezogen, durch anderes bedingt, es bedarf der Welt um den Inhalt der Empfindungen, den Stoff für sein Denken und Thun zu erhalten und wenn es dies verleugnet, wenn es der Rücksicht auf den Weltzusammenhang sich entschlägt, wenn es in der Selbstsucht für sich allein sein will, so wird der Wille damit zum Eigensinn, abtrünnig vom ganzen Wesen. Das Selbst löst sich in seinem Denken und Willen von der Wesengemeinschaft und dem gemeinsamen Lebensgrunde und wird böse. Daß es dies werden kann, ist um der Freiheit, um des Guten willen, nothwendig, es kann von Natur nicht gut sein, weil das Gute erst durch die eigne Willensentscheidung wirklich wird. In der Selbstsucht liegt die Wurzel alles Bösen und das radikale Böse, von dem mit tiefsinnigen und der Erfahrung treuen Kirchenlehrern auch Kant redet, glaube ich hier gefunden zu haben. Der erste Schritt des Geistes, der zu sich selbst kommt, ist Unterscheidung von allem andern, und wie er dabei beharrt, wird sie zur Selbstsucht. Da trachtet der Wille denn nach seiner Befriedigung, nach seinem Nutzen auch zum Schaden der anderen, hält sich für allein berechtigt, unterdrückt und verletzt sie, um sich frei und groß zu machen, und spricht mit Richard III.: „Ich bin ich selbst allein!“ Und doch besteht er nur als ein Glied eines Ganzen und kann deshalb nur im Zusammenhang mit diesem und in der Wechselwirkung mit anderen Gliedern sein Leben haben. Und diese Thatsache wird nothwendig auch als Gefühl in ihm mächtig, auch er wird inne, daß er Anderer bedarf, er findet sie nun und ist beglückt dadurch, er gibt sich an sie hin und findet sich ergänzt durch sie, findet sich in ihnen wieder. Liebe als das Gefühl der Hingabe an ein anderes und des Aufgenommenseins von ihm setzt das Selbst voraus, aber sie ist Ueberwindung der Selbstsucht, sie sieht ihr Glück im Glück des Andern, im Gemeinwohl, sie ist selige Lebensvollendung, und damit wird es zum Gebot der Pflicht, den Zweck des Ganzen sich zum eignen zu machen. So sieht der Mensch sich zwischen Selbstsucht und Liebe zu entscheiden genöthigt, seine Selbstbestimmung ist herausgefordert, er ist nicht von Haus aus was und wie er sein soll, er soll es werden durch eigne That, sein wahres Wesen verwirklichen, indem er sich im Ganzen und das Ganze in sich weiß und will. Um gut, frei, vernünftig werden zu können, um es wahrhaft, das heißt durch sich zu werden, muß der Wille die Anlage

dazu in sich tragen, aber ihm zugleich die Möglichkeit des Andersseins offen stehn, während er zugleich sein Ziel und seine Bestimmung, das Gute, das Vernünftige, als das Seinsollende empfindet, er muß sich dazu verpflichtet fühlen, und in der Erfüllung seiner Pflicht sein Heil, in der Liebe seine Beseligung finden. Daß es so ist, das erfährt jeder sittliche Mensch als eigenes Erlebniß und daß es so sein muß, wenn die Freiheit und der Geist sein sollen, das weist die philosophische Betrachtung durch die Darlegung des Vernunftnothwendigen auf.

Der Vernünftige will was er soll, weil er sieht, daß es für ihn das Beste ist; das Sittengesetz ist das Selbstbewusstsein des vernünftigen Willens, der kategorische Imperativ ist das Gebot rücksichtsloser Pflichterfüllung, das er sich selber gibt. In dieser Selbstherrlichkeit, daß der Wille sich das Gesetz selber gibt, daß er es von sich aus erfüllt, vollendet sich seine Freiheit. Würde das Gesetz von außen gegeben, so wäre er an ein Fremdes gebunden und in der Gesetzerfüllung nicht bei sich selbst. Ich wiederhole: Der geistige Lebenskeim trägt wie der leibliche seine Triebe, seine Bildungsgesetze, sein Ziel in sich, um es durch eigne Thätigkeit zu erreichen. In der Freude am Guten, Wahren, Schönen wird er inne, daß sie seiner Wesenheit gemäß sind, daß er eine ethische Natur ist; nach den ethischen Kategorien unterscheidet er zwischen Recht und Unrecht, Gut und Böse, und beurtheilt er sich selbst und Andere, und in der Gemeinschaft der Menschen, in der Entwicklung der Geschichte wird in Gesetz und Recht durch die eigne Wirksamkeit des Geistes immer klarer und voller bestimmt, immer deutlicher zum Bewusstsein gebracht was das Gute und das Rechte ist; der Geist fühlt sich ihm verpflichtet, weil er nur dadurch seine Bestimmung erreicht, die er als das Seinsollende, Vollkommene in sich trägt. Im kategorischen Imperative der Pflicht kündigt dem selbstsüchtigen, blos natürlichen Menschen sich an, was der Zweck seines Lebens ist, und indem der vernünftige Wille diesen Zweck will, gibt er sich selbst das Gesetz seines Strebens und Thuns. Er kann den Eindrücken der Außenwelt und den eignen Trieben folgen, ohne sich selbst zu behaupten, und selbst zu bestimmen, und so in der Unfreiheit bleiben; er kann dem Sittengesetz der Liebe sich versagen und selbstsüchtig böse werden, aber er wird durch das böse Gewissen, durch seine Unbefriedigung inne, daß er seinem wahren Wesen abtrünnig ist, das, wozu er berufen ist, das Gute, gibt sich ihm als strafende Mahnung kund, und das Gefühl der Beseligung der Liebe, der Glückseligkeit im Wollen und Vollbringen des Guten bezeugt ihm, daß darin seine Natur sich vollendet, daß er ist wie er sein soll. Wäre unser Heil nicht an das Gute, an die Selbstvervollkommnung geknüpft, läge die Glückseligkeit anderswo, dann wären wir kein ethisches Wesen. Das Rechte aus Liebe zu Gott und den Menschen zu thun, das Gute mit Freudigkeit zu verwirklichen, das ist keine Beeinträchtigung der Sittlichkeit, sondern die milde Reife sittlicher Bildung, in welcher Neigung und Pflicht sich versöhnen; dem selbstsüchtigen Trieb gegenüber steht das strenge Gebot, der vernünftige Wille giebt es sich selbst, denn er will die eigne Lebensvollendung. All das wird klar, wenn wir den Begriff der Entwicklung in unserm sittlichen Leben festhalten, wenn uns die Freiheit kein ruhiger Zustand, sondern fort-

währende Befreiungsthat, Selbstbehauptung und Selbstbestimmung ist, Erhebung der Persönlichkeit über ihre Naturtriebe und deren blindes Walten, über die Einflüsse der Außenwelt und ihre zwingende Macht, Entscheidung für das erkannte Rechte, Wille des Seinsollenden, der eignen Lebensvollendung.

Darum ist die Trennung, welche Kant zwischen dem intelligiblen Charakter und dem empirischen Sinnenwesen vollziehen wollte, ebenso unwahr oder unklar. Der Mensch in der Erscheinung, in Zeit und Raum sollte unfrei sein, im nothwendigen Kausalzusammenhang der Dinge stehn, leiden und wirken, aber seine Stellung und sein Gepräge durch sein übersinnliches Wesen in der intelligiblen Welt sich selbst gegeben haben, und darum bei aller Gebundenheit und Unfreiheit seiner besonderen Handlungen im Ganzen doch sich verantwortlich fühlen, weil er seine Wesenheit ursprünglich selbst bestimmt habe. Schopenhauer und Schelling haben das zu einer vorzeitlichen That ausgesponnen, durch welche sich der Mensch mit Freiheit zu dem gemacht als was er in der Welt erscheint. Aus dieser selbstgesetzten Natur des Menschen sollen nun alle Handlungen im Zusammenwirken mit der Außenwelt nothwendig folgen, aber jene Natur selbst soll das Werk seiner Wahl sein. Das alles ist Theorie, nicht Erlebniß. Wir wissen in unserer Erfahrung nichts von einer vorzeitlichen That; eine That, für die wir uns verantwortlich fühlen, kann nur das Werk eines sich entscheidenden Bewußtseins sein, und daß wir unser vor unserm jetzigen Leben schon bewußt gewesen davon wissen wir nichts. Man kann mit den Indern den Grund für unsere gegenwärtige Lebensstellung in früherem Dasein suchen, aber das wäre doch immer nur die Behauptung, daß unsere Natur selbst ein Werk der Freiheit sei; thatsächlich kommen wir erst in der Sinnenwelt zum Bewußtsein, indem sie uns zum Empfinden erregt und das Selbst als das Empfindende seiner inne wird, zu sich kommt. Die ewigen Gesetze und Kräfte liegen nicht jenseits der Sinnenwelt und diese ist kein bloßer Schein, sondern die Erscheinung des Wesens, und jene Kräfte und Gesetze sind das Wirkende, Ordnende in ihr; und wir fühlen uns thatsächlich auch nicht für eine einmalige vorzeitliche Entscheidung und That, sondern für unsere besondern Handlungen im Laufe der Zeit und für das verantwortlich, was wir durch dieselben geworden sind. Wir haben uns nicht durch Eine freie That in die Kette der Nothwendigkeit geschlagen — von solchem Erlebniß hat unser Bewußtsein keine Erfahrung, vielmehr erheben wir uns fortwährend aus dem Aeußern, aus dem Naturmechanismus und seinem Kausalzusammenhang in die eigne Innerlichkeit und das übersinnliche Reich der Freiheit, indem wir uns als Selbst erfassen, behaupten und bestimmen, und über die Natur in unseren Gesinnungen, unserem Willen die sittliche Welt aufbauen, die nur durch Freiheit möglich, deren thatsächliches Vorhandensein ebenso die Wirklichkeit der Freiheit bezeugt wie das Tageslicht uns den Sonnenaufgang verbürgt. Nicht in einem überräumlichen vorzeitlichen Jenseits, sondern im Diesseits, nicht in einer einmaligen Entscheidung, sondern in fortwährender Willensthat verwirklicht der Geist sein Wesen, in Raum und Zeit, er verliert seine Selbstherrlichkeit nicht, er soll sie erst erwerben und verdienen, indem er in aufsteigender Lebensentwicklung

sein Wesen erkennt und sich selber das Gesetz gibt; die Welt sittlicher Nothwendigkeit liegt nicht vor der Natur, die Natur und ihr Mechanismus ist eine Grundlage und Bedingung, sie zu verwirklichen.

Es handet sich hier nicht um Schulmeinungen, sondern um die wichtigsten Lebensinteressen der Menschheit. Es gilt endlich, für die Geisteswissenschaft einen Grundsatz festzustellen und zur Anerkennung zu bringen, welchen die Naturforschung längst befolgt: wir haben uns nach den Thatsachen zu richten, nicht umgekehrt; Erfahrungen zu leugnen, weil sie in die Schablone eines Systems nicht passen, ist unstatthaft; sie beweisen vielmehr die Unzulänglichkeit der vorgefassten Doktrin, die ihnen nicht gewachsen erscheint. Das Urgewisse sind wir selbst, sind die Erlebnisse unseres Bewusstseins. Sie sollen den Ausgangspunkt unseres Philosophirens bilden, was denknothwendig aus ihnen folgt, was die unerlässlichen Bedingungen für sie sind, das sollen Vernunft und Erfahrung bestimmen und verdeutlichen. Wenn die Beobachtung bestätigt, was die Vernunft erschlossen hat, wenn das Beobachtete mit den erkannten Gesetzen übereinstimmt, dann haben wir eine Erkenntniß der Wirklichkeit, von der aus wir nun weiter fragen können, wie das Princip und Ziel des Lebens beschaffen sein müsse, das dieser Welt gemäß ist.

Die Programme und die Entwürfe für das Reichstagsgebäude in Berlin.

Um für ein zu errichtendes Deutsches Reichstagsgebäude geeignete Entwürfe zu erhalten, wurde 1872 eine öffentliche Konkurrenz veranstaltet, zu welcher die Entwürfe, mit den Namen ihrer Verfasser bezeichnet, im Frühjahr 1872 eingereicht werden mussten.

Am 2. Mai wurde nun die Ausstellung sämmtlicher 103 Projekte in den Räumen der Akademie der Künste in Berlin für das Publikum eröffnet, und fand auch während dieser öffentlichen Ausstellung die Prüfung der Entwürfe durch die Jury statt, welche am 7. Juni ihr Urtheil fällte, wobei der erste Preis der Arbeit von L. Bohnstedt zuerkannt wurde, die vier anderen kleineren Preise den Arbeiten von Kayser und v. Großheim, von Ende und Böckmann, von Mylius und Bluntschli und von G. G. Scott und John Scott.

Die schon während der Ausstellung veröffentlichten Urtheile der Presse und der Kunstkenner sprachen sich sehr günstig über die Arbeit von L. Bohnstedt aus, wie denn überhaupt das Publikum dieser Arbeit zugethan war.

Nach erfolgter Preisentscheidung begann das Gerücht zu koursieren, es wäre das für Bohnstedt günstige Urtheil kein unbefangenes gewesen und der erste Preis seiner Arbeit nur irrthümlich zugefallen, namentlich durch das Votum der Laien der Jury ihr zu Theil geworden, während die Fachleute der Jury, — mit Ausnahme des Architekten Statz — geschlossen für das Projekt von Kayser und

v. Großheim gestimmt hätten, diesem Entwurfe also der erste Preis hätte zukommen müssen, namentlich wegen der vollendeteren Plandisposition und wegen der brillanten Innendekoration. Dagegen zeichnete sich Bohnstedt's Entwurf durch die Großartigkeit in der Konception des Äußeren und den offenbar monumentalen Charakter des Bauwerkes aus, das sich, gleich auf den ersten Blick, als Deutsches Reichstagsgebäude präsentirte.

Als im Bohnstedtschen Entwurfe nicht günstig, wurde erwähnt, daß einzelne Räume nicht reichlich genug direktes Licht erhalten würden, also zu viel Oberlicht beansprucht würde.

Der gleiche Vorwurf traf aber auch das Projekt von Kayser und v. Großheim, namentlich bezüglich der großen, in der Langachse gelegenen Säle.

Das Referat der Jury besagt, daß kein einziger der prämiirten Entwürfe, ohne Modifikationen, für die Ausführung sich eigne und daß deshalb eine weitere Bewerbung in Aussicht zu nehmen sei.

In Folge eines solchen Ausspruches wird es nicht befremdlich erscheinen, daß die mit den zweiten Preisen ausgezeichneten Konkurrenten sich auf einen Erfolg bei einer zweiten Konkurrenz Hoffnung machten und deshalb lebhaft für das Zustandekommen einer solchen interessirten; daß ferner auch Architekten, die an der ersten Bewerbung sich gar nicht betheiligt hatten, auf diese zweite zählten, die ihnen vielleicht zu Gute kommen könnte, besonders seitdem die Motive der prämiirten Entwürfe kein Geheimniß mehr waren.

Das Zustandekommen der neuen Konkurrenz aber zog sich sehr in die Länge, theils deswegen, weil der anfangs in Aussicht genommene Bauplatz nicht zu erwerben war, auch eine Menge anderer Bauplätze in Vorschlag gekommen, theils auch deswegen, weil Persönlichkeiten nebenbei interessirt waren, welche in Folge ihrer angesehenen Stellung sich Hoffnung machten, daß die definitive Ausführung ihren Händen anvertraut werden würde.

Nur das Interesse einer Person, des Verfassers des mit dem ersten Preise bedachten Entwurfes, wurde hierbei unberücksichtigt gelassen.

Er sah sich deßhalb veranlasst, direkt dem Reichskanzleramt und den zeitweiligen Kommissionen das Anerbieten zu unterbreiten, seinen prämiirten Entwurf, — bis damals den vorzüglichsten, — gemäß den neuen Anforderungen umzuarbeiten und zugleich Ausstellungen an demselben, von denen er vernommen hatte, zu korrigiren, — seinen früheren Mitbewerbern also als Opponent entgegenzutreten und das wohl nicht ganz ohne Berechtigung, da die Zuerkennung des ersten Preises für den Autor nicht bloß auf den Geldbetrag sich bezog, sondern auch auf das Vertrauen in seine Befähigung der einstigen Durchführung des Werkes, demnach ein mindestens moralisches Recht gegenüber seinen Mitbewerbern ihm gewährte.

Dieses Anerbieten Bohnstedt's wurde zuständigen Ortes nicht angenommen und, 1882, die Ausschreibung einer neuen Konkurrenz beschlossen.

Es wurde von der Bohnstedt's Entwurfe gegenüberstehenden Partei die Behauptung ins Feld geführt, daß Deutschlands Architekten, namentlich der jüngere

Anwuchs, in den letzten zehn Jahren ganz ungewöhnliche künstlerische Fortschritte gemacht hätten und daß es im Interesse der Verwerthung dieser Fortschritte für das gewichtigste Bauwerk Deutschlands Pflicht sei, den jungen Kräften die Möglichkeit zu gewähren, sich zu zeigen.

Betreffs der Ausbildung der Details ständen die jungen Architekten jetzt über Bohnstedt, auch die älteren Künstler Berlins wären sehr vorwärts gegangen und hätten durch ihre Leistungen in neuester Zeit solches bewiesen 2c.

Darum auch war die Rede davon, für die neue Konkurrenz, direkte, mit Honorar ausgestattete Aufforderungen an bewährte Künstler zur Theilnahme ergehen zu lassen, jedoch ohne deshalb die Mitbewerbung aller anderen Deutschen zu behindern.

Besonders lebhaft interessirt für die zweite Bewerbung zeigte sich die mittlerweite entstandene Architekten-Vereinigung in Berlin, die „Akademie für Bauwesen", zu deren Mitgliedern außer den hervorragendsten Berliner Architekten noch andere gewiegte Kräfte Deutschlands aufgenommen sind.

Es fiel die Leitung der Konkurrenzangelegenheit fast einzig in die Hände der Berliner Architektenschaft, ein für das übrige Deutschland vielleicht bedenkliches Faktum.

Während 1872 verordnet war, daß die Konkurrenten sämmtlich mit ihren Namen die Projekte zu unterzeichnen hatten, wurde für die neue Konkurrenz bestimmt, daß nur Mottos (um unparteiischer funktioniren zu können) als Bezeichnung dienen sollten.

Ferner waren, statt nur eines ersten Preises, wie bisher üblich, neuerdings deren zwei ausgesetzt worden und dadurch der Jury die Möglichkeit gegeben, unter den zwei prämiirten Entwürfen beliebig einen für die Ausführung herauszuwählen, ohne damit den anderen als im Rechte beeinträchtigt erscheinen zu lassen.

Wenn nun vermuthet wird, daß eine Korporation diese Bestimmung angeregt hat, so hat sich diese Korporation die ungewöhnliche Möglichkeit gesichert, falls einem Mitgliede derselben ein erster Preis zu Theil wird, die Zuwendung der Ausführung an dieses Mitglied zu bewerkstelligen, resp. den Bau in eigener Hand zu behalten, wenn nur auch ein Mitglied der Korporation in der Jury fungirt. Eine solche Vermuthung scheint ungerechtfertigt, ist aber doch für Fernstehende nicht ganz abzuweisen und dürfte von dem spekulativen Sinne der Korporation zeugen.

Mit Aufnahme obiger Bedingungen wurde das neue Konkurrenzprogramm 1882 verfaßt.

Das Resultat der Konkurrenz von 1882 war die Prämiirung zweier nichtberliner Entwürfe, von P. Wallot in Frankfurt a. M. und von Fr. Thiersch in München. — Ferner beschloß die Jury, den Entwurf von P. Wallot zur weiteren Bearbeitung und Umgestaltung für die Ausführung zu bestimmen.

Das Resultat der beiden Konkurrenzen waren also zwei preisgekrönte Entwürfe; 1872, der von Bohnstedt; 1882, der von Wallot; beide als noch nicht

vollständig genügende Leistungen, also als noch der Umarbeitung bedürftig bezeichnet, nur mit dem Unterschiede, daß die Jury von 1882 bezüglich des Wallot'schen Entwurfes hofft, Wallot werde nachträglich im Stande sein, durch Modifikationen sein Projekt zu einem durchaus befriedigenden Entwurfe umzugestalten, sowohl bezüglich des Planes, als auch bezüglich der Aufrisse &c. &c.

Die beiden Konkurrenzprogramme waren wesentlich verschieden.

Das von 1872 bestand in der Aufzählung der damals zur Erfüllung des Zweckes nothwendig erscheinenden Räumlichkeiten, für deren Flächeninhalt nur dort Maße festgestellt waren, wo es sich um Haupträume handelte, während für die kleineren Räume keine Flächenmaße vorgeschrieben waren.

Ferner verlangte dasselbe: „daß die Konkurrenzprojekte nicht nur die zweckmäßige Lösung der Aufgabe versuchen, sondern zugleich die Idee eines Parlamentsgebäudes für Deutschland im monumentalen Sinne verkörpern sollten."

Von den 1872 eingereichten Konkurrenzarbeiten hat nur eine dieser wesentlichsten Bedingung zu genügen gewusst: die Arbeit von Bohnstedt, welcher damals von der Jury der erste Preis zugesprochen wurde.

Diese Zuerkennung wurde vollauf von bewährten Kunstkennern, wie vom deutschen Volke gutgeheißen.

Daß, ohne Nachtheil für das Ganze, einzelne Mängel in der Plangestaltung und Außenarchitektur durch eine weitere, d. h. eingehendere Überarbeitung sich sehr leicht beseitigen ließen, war sofort erkennbar.

Ähnlich wie im Bohnstedt'schen Entwurfe, war auch in den Entwürfen von Mylius und Bluntschli und von Scott, der Fest- oder Haupteingang an den Königsplatz verlegt, also an die hierhin gekehrte Langseite des Bauwerkes und diese westliche Seite dadurch als Hauptseite gekennzeichnet.

Die beiden gleichfalls prämiirten, aus Berlin stammenden Arbeiten von Kayser und v. Großheim, sowie von Ende und Böckmann dagegen, zeigen den Haupteingang auf der gegenüberliegenden Seite, also an der Sommerstraße, wodurch die Seite nach dem Königsplatz in ihrer Bedeutung für die Gestaltung des Gebäudes zu einer Rückseite herabgesetzt wird.

Eine solche Gestaltung ist in Anbetracht der Bedeutung des Königsplatzes unzweifelhaft eine fehlerhafte, der, aus unerfindlichen Gründen, auch das diesjährige Programm verfallen ist.

Über diesen Punkt hat ein Mitglied der ersten Jury am 6. Juli 1872 im Berliner Architektenverein ein Urtheil abgegeben, dem wohl eine weite überwiegende Majorität, man möge diese zählen oder wägen, beistimmen wird. Damals sagte der vortreffliche R. Lucae: „Sie wissen, meine Herren, daß ein Dualismus dadurch in die meisten Lösungen der Projekte gekommen ist, daß die Konkurrenten nicht recht wussten, ob sie den Haupteingang nach der Seite der Stadt legen, oder nach dem Nationaldenkmal kehren sollten. Das natürlichste für den Geschäftsverkehr des Hauses ist ja, daß man den Haupteingang sofort sieht und findet, wenn man aus der Stadt kommt; dagegen fordert die ganze Disposition des

Platzes architektonisch unbedingt dazu auf, die Hauptfront des Parlamentsgebäudes in eine direkte Beziehung zum Denkmal zu setzen und sie als solche durch den Haupteingang zu charakterisiren.

Sollte diese unumstößliche Wesenheit nicht in Erfüllung gehen, so würde Deutschland in seinem Repräsentantenhause einen so hervorragenden Fehler zu beklagen haben, wie er ärger kaum gedacht werden kann.

Bei der Komposition eines monumentalen Gebäudes sind subtile Rücksichten auf einzelne Räumlichkeiten und Eintheilungen nur erst in zweiter Linie zulässig, sie beeinträchtigen, wenn sie als entscheidend leitende Motive zur Geltung gebracht werden sollen, die freie, frische Durchführung der Schöpfung.

Bohnstedt's Entwurf beschränkte sich nicht lediglich auf Erfüllung der Programmforderungen bezüglich der Planeintheilung, sondern erstrebte vor allem eine monumentale Plangestaltung, das Programm ergänzend, wo es ästhetisch erforderlich war. Und diesem freien Walten des Genius ist der durchschlagende Erfolg zu verdanken.

Frei von aller Scheinarchitektur erreicht der Entwurf einen ernsten, künstlerischen Werth durch natürliche logische Einfachheit in der Gestaltung.

In seinen edlen Formen lebt er seit zehn Jahren in der Erinnerung des Volkes fort, in dessen Kreisen man als selbstverständlich annahm, daß man bei der dereinstigen Ausführung des Reichstagshauses im Wesentlichen an dem Bohnstedt'schen Entwurfe festhalten würde. Der unbefangenen Auffassung der sich für die Sache Interessirenden erschien dies als moralische Verpflichtung dem Künstler gegenüber. Diese Ansicht wurde befestigt durch die Nachricht, daß endlich der Platz, für den Bohnstedt sein Werk geschaffen hatte, definitiv gewählt worden wäre. Mit voller Genugthuung bemerkte man, daß Leben und Bewegung in die Angelegenheit kam, eine mächtige Hand schien die Sache wieder in Fluß gebracht zu haben.

Die Freunde des Bohnstedt'schen Werkes glaubten dieses, wenn auch in manchen Punkten modifizirt, erstehen sehen zu dürfen.

Da wurden sie aber bald durch das Gerücht überrascht, der Bauplatz müsse im Hinblick auf den Wunsch an entscheidender Stelle beschränkt, und deshalb für das Gebäude ein neues Programm entworfen werden.

Die Aufstellung eines solchen hatte aber auch naturgemäß eine neue Konkurrenz zur Folge.

Diese Gerüchte, die sich bald bestätigten, wirkten einigermaßen verwirrend, denn man erinnerte sich sehr wohl des Ergebnisses der Konkurrenz von 1872, welches u. A. auch darin bestand, daß der damals zur Disposition gestellte Bauplatz zur Erfüllung sämmtlicher Bedingungen des Programms kaum ausreichend war.

Während diese von Lucae in seiner Rede vom 6. Juli 1872 ausgesprochene Ansicht damals von keiner Seite widerlegt worden ist, überraschte das neue Programm alle Welt mit einer Beschränkung des Bauplatzes auf $^2/_3$ seiner früheren Größe.

Durch diese Verringerung des Terrains, namentlich seiner Tiefe um 20 Meter, ist den neuen Entwürfen empfindlich geschadet worden.

Ebenso schädlich wirkt das neue Programm auf die Schaffenskraft des Architekten durch strenge, fast kleinlich präzisirte Schranken für die Räumlichkeiten, deren eine Menge aufgezählt werden.

Nur für einen einzigen Raum, die Halle oder das Foyer der Abgeordneten, wird hier eine reichere Ausstattung zur Bedingung gemacht, so daß es den Anschein gewinnt, als beabsichtige man nichts weiter, als den Bau eines lediglich den augenblicklichen Bedürfnissen genügenden Geschäftshauses.

Die hierauf bezüglichen Vorschriften, welche u. A. dahin zielen, die künstlerische Verwerthung der Fronte nach dem Siegesdenkmal, mit Prachteingang u. s. w. zur Unmöglichkeit zu machen, sind von mancher Seite mit großer Genugthuung begrüßt worden. (Deutsche Bauzeitung. 12. Februar 1882. Nr. 12.)

Diese Einschränkung hat aber den neuen, namentlich den aus Berlin stammenden Entwürfen wesentlich Eintrag gethan, und sämmtlichen Projekten geschadet; sie hat allen, welche sonst im freien Schwung ihre Gestaltung hätten gewinnen können, den Zwang auferlegt, durch Scheinarchitektur einen sogenannten monumentalen Charakter anzustreben.

Dieses so sehr ins Detail gehende Programm von 1882 dürfte verfehlt zu nennen sein, weil es auf sogenannte praktische Dinge Gewicht legt, welche sich erst seit kurzer Zeit als erwünscht gezeigt haben und weil es dabei übersieht, daß im Laufe vielleicht nur weniger Jahre diese Verlangen (wie während des verflossenen Jahrzehntes) sich ändern könnten. Was diesen temporären Ansprüchen gemäß hergestellt wird, kann nur theilweise den späteren Ansprüchen genügen, also nur theilweise Bestand und dauernden Werth behalten.

Für eine große monumentale Aufgabe dürfen nur die Hauptzüge angegeben und darf der verfügbare Flächenraum nicht möglichst knapp bemessen werden. In beiden Beziehungen hat das Programm von 1882 es versehen.

Um auf dem jetzt sehr beschränkten Terrain den gestellten Programmforderungen einigermaßen nachkommen zu können, haben sehr viele der besseren neuen Entwürfe sich veranlasst gesehen, drei Stockwerke in Anspruch zu nehmen und eine Menge Treppen anzubringen, ohne welche eine kurze Verbindung der Räume kaum möglich wäre.

Der nun von der Prüfungskommission zur weiteren Aus- und Umarbeitung für die künftige Ausführung designirte Entwurf von P. Wallot hat zum Ausgangspunkt seiner Plangestaltung die Halle oder das Foyer der Abgeordneten.

Zu diesem Foyer leiten von Süden, ebenso von Norden her die Hauptvestibule (Parterre) nebst ihren Haupttreppen.

Im Hauptgeschoß führen zwischen den Treppenarmen breite Gänge zurück, der eine nach Süden zum Lesesaale für Tagesliteratur, resp. zum Korridor und ihm anliegenden Geschäftssälen, der andere nach Norden, zu der großen Bibliothek.

An der Westseite liegt (im unteren Geschoß) ein gleichwerthiges drittes Vestibul für die Reichstagsabgeordneten mit einer bogenförmigen Treppe in einem

Lichthofe, die unmittelbar in das Foyer ausmündet. Vom Foyer aus führen Korridore, dieses Treppenhaus umschließend, zurück nach Westen (gegen den Königsplatz), woselbst der Restaurationssaal mit seinen Nebenzimmern untergebracht ist.

Vom Foyer gelangt man östlich in den Reichstagssitzungssaal, hinter welchem längs der Ostfront die Zimmer für den Präsidenten, die Schriftführer, den Reichskanzler und die Chefs der Reichsämter belegen sind.

An der Südostecke hat der Bureaudirektor, nebst seiner Kanzlei, an der Nordostecke der Bundesrath die verlangten Räumlichkeiten erhalten.

Einstweilen sind die Garderoben der Abgeordneten nicht eben glücklich zu beiden Seiten des Sitzungssaales neben den Hofkorridoren untergebracht.

Außer den beiden gegen den Königsplatz gerichteten Fraktionssitzungssälen (à 300 □Meter) befindet sich n u r n o c h e i n Kommissionssitzungssaal im Hauptgeschosse; alle übrigen liegen im unteren Stockwerke.

Es fragt sich, ob bei dieser Raumvertheilung nicht mancherlei Bedenken auftauchen?

Zuvörderst dürfte die vom Königsplatze her aufsteigende Treppe im Hauptgeschosse mindestens ein breites Podest oder einen oberen Vorplatz zu erhalten haben, statt, wie gegenwärtig, unmittelbar in das Foyer auszumünden und würde dadurch auch eine geeignete Verbindung mit den seitlich anliegenden Korridoren erhalten, welche zur Restauration führen.

Die Garderoben sind weder zu den Treppen, noch zum Foyer günstig gelegen.

Es ist sehr zweifelhaft, ob die Bibliothek, namentlich i m Hauptgeschosse praktisch liegt? Es dürfte gewiß hinreichend sein, wenn für Aufstellung der Bücher und Schriftstücke eine Höhe von 4—4½ Meter, — also nur so viel, als mit einer einfachen Büchertreppe erreichbar ist, — bestimmt würde. Ohne den Beistand des Bibliothekars werden die Reichstagsmitglieder schwerlich den Bibliotheksaal benutzen; außerdem ist für ihre Beschäftigung das besondere Lesezimmer bestimmt. Die Unterbringung der Bibliothek gerade im Hauptgeschosse ist demnach als Bedürfniß nicht erwiesen.

Das Lesezimmer für Tagesliteratur nebst Schreibzimmern, ebenso der Erfrischungssaal liegen verhältnißmäßig weit ab vom Foyer.

Ferner ist die Nothwendigkeit, den Bureaudirektor nebst seiner Kanzlei ꝛc. gerade im Hauptgeschosse unterzubringen, sehr zweifelhaft; das alte Programm von 1872 besagte namentlich, daß diese Räume im untersten Geschoß liegen sollten; das neue Programm von 1882 verlangt auch nur, daß sie nahe bei den Räumen des Präsidenten sich befinden möchten.

Betreffs des Äußeren hat, bei aller sonstigen Stattlichkeit der Erscheinung und bei allem reichen Schmuck, das Gebäude nicht das Gepräge e i n e s s o l c h e n f ü r d e n D e u t s c h e n R e i c h s t a g. Auch ist der Schmuck nicht so bedeutungsvoll, um mehr als bloße architektonische Auszierung zu sein.

Die behufs Erhöhung der Gebäudemasse auf den Eckrisaliten angebrachten Aufbauten tragen weder zur Charakteristik, noch zur Verschönerung des Bauwerkes etwas bei und sind darum zu tadeln.

Sehr bedenklich in ihrem Werthe ist die äußere Bekrönung über dem Sitzungssaale. Diese Bekrönung ist wie eine kolossale Laterne, dazu bestimmt, das Tageslicht von den Seiten her dem Glasplafond des Sitzungssaales zuzuführen (warum nicht direkt von oben her, da, bei der nördlichen Lage Berlins, die Sonne doch nie im Zenith stehen wird) und für die Nacht die elektrische Beleuchtung aufzunehmen.

Die Gestaltung dieser Laterne spricht ihren Zweck mittelst ihrer Form, ihrer Gliederung und Ornamentirung nicht aus. Sie ist theilweise auf einer großen Anzahl Stufen oberhalb der Saalmauern in die Höhe geführt und erscheint fast wie ein Sitzungssaal selbst, ist aber nur die Umhüllung eines untergeordneten Vakuums.

Eine derartige Schöpfung, eine solche Laterne wird schwerlich ein geeignetes Sinnbild oder Kennzeichen für Deutschlands Reichstagsgebäude abgeben können, mitsammt ihren Spielereien in modernen Renaissanceformen.

Fällt diese Laterne weg, fallen die erwähnten Eckthurmaufbauten fort, also diese Charakter geben sollenden Architekturstücke, so bleibt nichts, als ein stattliches Bauwerk, das ebenso gut und eher ein Palast, eine Bibliothek oder dergl. sein könnte, als wie ein Deutsches Parlamentsgebäude.

Bezüglich der Außengestaltung des zweiten, neuerdings mit dem ersten Preise belohnten Entwurfes von F. Thiersch ist folgendes zu erwähnen.

Im Wesentlichen präsentirt er sich als schöner, dreistöckiger Palast. Über seiner Mitte aber ragt eine hohe Kirchenkuppel (trotz der Kaiserkrone, statt des üblichen Aufsatzes mit Kreuz oben) mit vier flankirenden Glockenthürmen hervor, so daß das Ganze eher ein großes Klostergebäude mit zentraler Kirche zu sein scheint, als ein Bauwerk, in welchem der Deutsche Reichstag zu wirken berufen ist.

Größe also und reiche Ausstattung sind nicht ausreichende Mittel, um ein Bauwerk monumental werden zu lassen; weder stattliche Plandisposition, noch ähnliche Griffe vermögen da durchzuhelfen, wenn die Totalkonzeption etwas anderes zur Erscheinung bringt, als das, wozu das Bauwerk bestimmt ist, was es durch sich selbst hätte aussprechen sollen. — Wenn aber ein Werk manches zu sein vermuthen läßt, und nicht gerade das, was sein Verfasser bezweckt hatte und was es in Wirklichkeit sein sollte, so ist es verfehlt zu nennen, doppelt verfehlt, wenn auch die Planeintheilung Mängel erweist.

Der 1872 mit dem ersten Preise gekrönte Entwurf von Bohnstedt verdankte den Sieg seiner monumentalen Gestaltung.

Im Bohnstedtschen Entwurfe ist die Westseite entschieden als Haupt- oder Vorderseite behandelt. In der Mitte dieser Front ragt die imposante, an ein Triumphthor erinnernde, oben halbkreisförmig abgeschlossene, gegen den Platz offene Halle empor, in welcher, unmittelbar bis zum Hauptgeschosse aufsteigend, die Freitreppe liegt.

Dadurch wird deutlich das Hauptgeschoß als dasjenige Geschoß angezeigt, in welchem die wichtigsten Räume zu erwarten sind, mit dem Sitzungssaale für

die Reichstagsabgeordneten, welcher, die ganze Baumasse überragend, auch äußerlich durch seinen kuppelartigen Abschluß gekennzeichnet ist.

Die gegen den Königsplatz offene Halle ist innen seitlich verbreitert und so behandelt, daß sie große, halbkreisförmige Mosaik- oder Freskogemälde historischen Inhaltes, auf ihren oberen Wandflächen, ebenso Gemälde auf ihren Gewölbeflächen aufnehmen kann.

Dadurch wird diese Treppenhalle gewissermaßen Miteigenthum des Volkes, dessen Vertreter im Innern des Palastes tagen. Standbilder bedeutender Persönlichkeiten können in dieser Halle Aufstellung finden.

Dieser Hallenvorbau gewährt an seinem Aeußeren Räume für zwei große Skulpturgruppen, als Erinnerungen an die Zeiten von 1812—1815, und von 1870 bis 1871.

Allegorische Standbilder oberhalb des Hauptgesimses repräsentiren die Beschäftigungen der einzelnen Ministerien. Die das Portal krönende Quadriga soll das nunmehr geeinigte Deutschland versinnbildlichen.

Das die Bogenanfänge tragende Hauptgesimse mit seinen Säulen zieht sich zu beiden Seiten längs der Westfront bis zu den Eckrisaliten hin und fasst gegen den Königsplatz durch Säulenstellungen geöffnete Balkons ein, welche vor den Erfrischungs- und Lesesälen rc. für die Benutzung seitens der Reichstagsabgeordneten bestimmt sind.

An den Wandflächen hinter den Balconsäulen sind geeignete Räume für geschichtliche Reliefdarstellungen belassen, gleichfalls dem außen sich bewegenden Publikum sichtbar. Vor den Säulen des Balkons lassen sich wiederum Standbilder großer Männer aufstellen.

Dadurch wird die Ausschmückung der Architektur kein leerer Putz, sondern für das Bauwerk auch bedeutungsvoll.

Das Erdgeschoß nebst dem Sockel ist durchgehend als Unterbau behandelt.

Die ähnliche Formgestaltung geht auch an den anderen Fronten herum und bewirkt, daß das ganze Bauwerk als ein einheitlich ruhiges, wie aus einem Gusse erzeugtes Werk erscheint.

Die festliche, vom Königsplatze aufsteigende Treppe führt zu einem Vorsaal oder Vestibül (im Hauptgeschosse), an dessen beiden Seiten geräumige Garderoben nebst Toiletten rc. liegen, darauf in das Foyer und von hier aus weiter in den großen Sitzungssaal, so daß alle diese Räume in der Querachse des Parlamentshauses auf einander folgen.

Der im Grundrisse quadratische Sitzungssaal ist in seinem unteren Theile von nicht hohen Innenwänden eingefasst, welche die Balkons mit den Zuschauerplätzen unterstützen. Hinter diesen Balkons oder Gallerien verbreitert sich der Saal zu seiner vollen Weite, wiederum ein Quadrat, jedoch mit einspringenden Ecken bildend. Viertelkreisförmige Uebergänge von den oberen Wänden und den ihnen vorgesetzten Pfeilern leiten zu dem die Mitte des Saales überspannenden Glasplafond hinüber. Die Pfeiler tragen Marmorfiguren (Industrien darstellend) mit den Landestheilen angehörenden Wappen (in Mosaik) oberhalb der Figuren.

Dem Glasplafond gewähren bei Tage die Lichtöffnungen der Außenkuppel, bei Nacht die unter ihr angebrachten Lichtquellen (elektrische Flammen oder dergl.) die erforderliche Helle.

Das Eigenthümliche der Gestaltung des Aeußern des 1872 preisgekrönten Entwurfes ist für die Behandlung sehr vieler der 1882 eingereichten Entwürfe nicht ohne Einfluß gewesen.

Durch eben diese Arbeiten ist die Ueberzeugung tüchtiger Künstler zum Ausdruck gelangt, daß es fast unerlässlich sei, den Haupteingang am Königsplatze herzustellen. Niemand aber hat es gewagt, das so offen und entschieden durchzuführen, wie Bohnstedt im Entwurfe von 1872.

Die Forderungen, richtiger Verbote des Programms von 1882 scheinen den Künstlern die Hände gebunden zu haben. Sie haben, trotz mancher Versuche die Mitte der Königsplatzfront imponirend hervorzuheben, direkt die Freiheit der Gestaltungsweise beschränkt.

Nur der neue Bohnstedtsche Entwurf (Nr. 72, Motto „Lava") ist in seinem Aeußern eine Wiederholung des 1872 prämiirten Entwurfes, mit Verbesserungen in der Formgestaltung einzelner untergeordneten Gliederungen und harmonischer Durchführung des Königplatzmotivs auch an den anderen Seiten.

Aehnlich wie an der Westseite, ist hier auch an der Sommerstraße eine Loggia bildende Ueberwölbung der Mitte projektirt und diese Ueberhöhung mit der Mauermasse des Sitzungssaales in einheitliche Verbindung gebracht. Die Loggia wird durch eine Bronzegruppe bekrönt: „Germania mit den modernen kulturgeschichtlichen Errungenschaften" darstellend.

Dieses Aeußere ist durch keinen der neuprämiirten Entwürfe ästhetisch überboten worden, im Gegentheil sind sie sämmtlich darin auffällig zurückgeblieben.

Und doch konnte das Projekt „Lava" in dieser neuen Bewerbung nur als hors concours stehend aufgefasst werden, also auf eine Prämiirung keine Ansprüche machen (so lange die Prüfungskommission die Bestimmungen des neuen Programms von 1882 als einzig maßgebend und bindend für die Beurtheilung zu achten sich für verpflichtet hielt), da dies Projekt 1) früher bereits in seinem Vorbilde prämiirt worden war, und 2) nur eine Veränderung der alten Pläne, so weit thunlich, gemäß den Forderungen des Programms von 1882 darstellte, während es von denselben darin abwich, daß es den westlichen Eingang als Haupteingang direkt betonte, demnach nur anstrebte zu zeigen, daß es doch nicht unmöglich sei, die Grundzüge des Entwurfes von 1872 im Ganzen den neuen 1882er Bedingungen anzupassen.

Das wäre viel glücklicher angegangen, wenn dem Autor, wie er vorher schon gebeten hatte, das Recht und das Vertrauen gewährt worden wäre, seinerseits mit einigen Vorschlägen aufzutreten, welche ohne Schädigung des neuen Programms nur zum Guten hätten führen können.

Die Grundrisse des Projekts „Lava" gestatten auch jetzt noch Modifikationen, ohne daß deshalb die Totalerscheinung des Bauwerkes sich ändern müsse.

Das Festvestibül des Projekts „Lava" liegt im Hauptgeschosse; ein

zweites Vestibül im Erdgeschosse an der Südfront und ist dieses mit seiner ins Hauptgeschoß aufführenden Treppe nur als ergänzendes Vestibül für den täglichen Geschäftsverkehr, projektirt, weil solches das neue Programm fordert.

So lange der Reichstag die neuen Programmbestimmungen von 1882 als die einzig richtigen für die Gestaltung (betreffs des Grundrisses) seines Parlamentsgebäudes auffasst, so lange ist das Projekt von Wallot als eine befriedigende Lösung der Planfrage zu betrachten. Sobald der Reichstag dies aber nicht mehr ganz thut, sodann ist auch der Werth des Wallotschen Planes in Frage gestellt, zumal um so mehr, als die Gestaltung des Aeußern zu Bedenken Anlaß gibt und nicht das überzeugende, ästhetisch befriedigende hat, was dem Bohnstedtschen Entwurfe eigen ist.

Der Bohnstedtsche Entwurf ist einfach, logisch konzipirt, frei von bedenklichen Künsteleien, gleichsam angehaucht von jener Zeit der Begeisterung, welche 1872 nach den großen Siegen und nach der Vereinigung der einzelnen Stämme zu einem gewaltigen, einheitlichen Reiche, Deutschland beseelte.

Für das Programm von 1882 haben diejenigen Persönlichkeiten die Verantwortung, welche es, frei von besonderen Rücksichten (und nicht so, wie man aus den eigenthümlichen Andeutungen in Nr. 12 der deutschen Bauzeitung von 1882, pag. 67 vermuthen dürfte) verfasst und als zweckentsprechend veröffentlicht haben. Nicht minder aber auch haben sie die Verantwortung für die Folgen dieses Programmes, also für die nach seiner Anweisung entstandenen Konkurrenzentwürfe und ihren ferneren Werth.

So stehen sich denn unter den obwaltenden Verhältnissen zwei Entwürfe, der von Bohnstedt von 1872 (resp. der neue von 1882 „Lava“) und der von Wallot gegenüber, welcher den Auftrag erhalten, sein Projekt umzuarbeiten (also ähnlich wie die Jury von 1872 es bezüglich der prämiirten Entwürfe bemerkt hatte) weil die Originalzeichnungen nicht in allen Stücken sich genügend erwiesen.

Beide Entwürfe haben ihre Vorzüge, der von Wallot in der Plangestaltung, der von Bohnstedt in seiner Totalgestaltung und ist demnach noch nicht gesagt, welcher dieser beiden Richtungen und Leistungen der Vorzug gebühre.

Ob aber der Reichstag danach seine Stimme zu erheben eine Berechtigung hat, nachdem er vertrauensvoll die erforderlichen Schritte der von ihm gewählten Kommission überlassen hatte, trotzdem, daß er weder das Programm zu prüfen und zu genehmigen Gelegenheit, noch auch über die Preisentscheidung und die eingereichten Entwürfe zu urtheilen die Möglichkeit hatte, ist einstweilen nicht entschieden.

Vox populi ist bisher nicht günstig für den Entwurf von Wallot, ebensowenig für das Projekt von Thiersch.

November 1882.

Reg.-Baumeister R. W.

Die Entschädigung unschuldig verurtheilter und verhafteter Personen.

Von
L. v. Bar, Göttingen.

Es sind in neuester Zeit mehrfach Fälle besprochen worden, in denen Unschuldige vom Strafrichter verurtheilt sind und die ihnen zuerkannte Strafe auch, wenigstens zu einem nicht geringen Theile, verbüßt haben. Begreiflicher Weise hat eine starke Erregung über diese in der That furchtbare Gefahr der Rechtssicherheit der Einzelnen in fast allen Kreisen der Bevölkerung ohne Unterschied auf die Parteistellung sich kundgegeben, und begreiflicher Weise ist man, da allerdings bei der Mangelhaftigkeit aller menschlichen Einrichtungen ein Irrthum der Justiz nicht absolut ausgeschlossen werden kann, auf das naheliegende Auskunftsmittel einer dem unschuldig Verurtheilten zuzubilligenden Entschädigung verfallen. Wenn man aber einmal den Satz aufstellte, dem zu Unrecht Verurtheilten solle Entschädigung gewährt werden, so schien die Konsequenz es zu fordern, diese Entschädigung auch demjenigen nicht vorzuenthalten, der zwar nicht unschuldig verurtheilt, wohl aber unschuldig verhaftet worden ist, mit anderen Worten eine Entschädigung dann zu gewähren wenn das freizusprechende Urtheil ergibt, daß der formell mit vollem Rechte Verhaftete, weil die frühere Sachlage, insbesondere ein früher vorhandener gegründeter Verdacht es so mit sich brachte, doch materiell schuldlos jenes Uebel hat über sich ergehen lassen müssen. In dieser Richtung ist dem deutschen Reichstage denn auch in der letzten Session ein Gesetzentwurf von mehreren Abgeordneten vorgelegt worden.

Die Frage, die jetzt die Gemüther lebhafter beschäftigt, ist dem Juristen nicht neu. Man hat sich in Frankreich schon zur Zeit der ersten Revolution und später wiederholt damit beschäftigt, ohne jedoch zu reellen gesetzgeberischen Resultaten zu gelangen. In Deutschland*) gebührt Heinze (Das Recht der Untersuchungshaft 1865) das Verdienst, sie in fesselnder Weise angeregt zu haben. Dann hat sie insbesondere der deutsche Juristentag aufgenommen und wiederholt und sehr eingehend und gründlich sich damit beschäftigt. In den Gutachten und Debatten des Juristentags begegnen wir Namen wie Wahlberg, Ullmann, Vollert, Jaques u. A. Es ist aber bemerkenswerth, daß allmählich in den Verhandlungen des Juristentags das Recht der Entschädigung auf einer stets breiteren Basis anerkannt ist, und die anfangs geltend gemachte Bedenken immer mehr zurück gedrängt sind. Es scheint, daß der Juristentag in Etwas unter dem Einfluß einer mächtigen Zeitströmung gearbeitet hat. Wir möchten diese als die Idee der Versicherung bezeichnen. Man glaubt, allen Gefahren, und so denn auch den Gefahren, welche durch den Staat selbst, insbesondere durch seine Strafrechtspflege,

*) Auch in England hat man sich im Jahre 1808 mit unserer Frage beschäftigt. Es wurde aber auf den Antrag Romilly's vom damaligen Solicitor-General erwidert, daß man dem Richter eine zu schwierige Aufgabe zumuthen würde.

entstehen, dadurch begegnen zu sollen, daß man den Staat selbst in eine große Versicherungsanstalt umwandelt. Diese Idee der Versicherung hat etwas Bestechendes; sie ist auch in gewissem Umfange berechtigt. Wird sie jedoch übertrieben, so könnte sie leicht die größte Unsicherheit zur Folge haben. Hat man doch auch die unbestreitbare Erfahrung gemacht, daß die an sich so wohlthätige Brandversicherung den Anreiz zu mannigfachen Brandstiftungen gibt, also selbst wieder zu Unsicherheiten und zwar auch für Leib und Leben Anlaß wird. Auf anderen Gebieten, auf denen die Idee der Versicherung weniger Berechtigung in Anspruch zu nehmen hat, könnte sie verhängnißvoller werden.

Auszuscheiden von unserer Frage ist die Frage der Entschädigung in dem Falle, daß ein schuldhaftes Benehmen eines Beamten, insbesondere auch eines Richters, die Freiheitsberaubung verursacht hat. Daß hier ein Entschädigungsanspruch gegen den schuldigen Beamten begründet ist, kann einem Zweifel nicht unterliegen. Die einzig mögliche, allerdings für das gemeine Recht sehr zweifelhafte Frage ist hier, ob der Staat für Schuld und Versehen mithafte, und ob diese Haftung des Staates eine nur subsidiäre sei, d. h. nur eintrete, wenn von dem Beamten Ersatz nicht zu erlangen ist, oder ob der Beschädigte sich ohne Weiteres an den Staatsfiskus halten könne, der dann an dem schuldigen Beamten seines Schadens sich erholen mag. Diese Frage ist nicht von großer Erheblichkeit. Versehen von Beamten, welche eine nachweisbare Schuld desselben in sich schließen, sind bei uns bei Verhaftungen recht selten. Wollte man hier zu leicht bei Irrthümern und falsch angewendetem Ermessen des Beamten Verantwortlichkeit annehmen, so würde man Polizei und Justiz völlig lähmen, schon deshalb, weil bei Vornahme von Verhaftungen oft rasch gehandelt werden muß, und beim Beginn einer Untersuchung die Verdachtsgründe gar nicht so genau sich erwägen lassen. Wir wollen von diesem besonderen Falle ganz absehen. Juristisch betrachtet, handelt es sich um dabei nichts Anderes, als um spezielle Anwendung des Prinzips der Haftung oder Nichthaftung des Staates für Versehen (schuldhafte Handlungen und Unterlassungen) seiner Beamten.

Was aber die Frage der Entschädigung unschuldig durch die Strafrechtspflege geschädigter Personen betrifft, ohne daß solches schuldhaftes Versehen vorliegt oder nachgewiesen werden kann, so herrscht in der Theorie Streit darüber, ob diese Entschädigung auf einer Rechtspflicht des Staats oder nur auf Billigkeitsgründen beruhe. Man streitet, um es auch dem Nichtjuristen deutlicher auszudrücken, darüber, ob die Entschädigung durch die Konsequenz oder die Analogie allgemeiner Rechtsprinzipien schon geboten sei, oder nur durch spezielle von der sonst gültigen Rechtskonsequenz abweichende Erwägungen sich begründen lasse.

Dieser Streit ist unserer Ansicht nach nur in letzterem Sinne zu entscheiden. Sollte der Entschädigungsanspruch ohne Weiteres durch die Rechtskonsequenz gegeben sein, so müßte bei uns allgemein der Satz gelten, daß auch durch nicht schuldhafte Handlungen eine Verpflichtung zum Schadenersatze begründet wird. Dieser Satz gilt aber nicht allgemein. Das sogenannte gemeine Recht ruht vielmehr durchaus auf dem entgegengesetzten Prinzipe: ohne Schuld keine Entschädi-

gungspflicht. Die Fälle, in denen ohne Schuld des Verpflichteten, lediglich weil dieser körperlich oder durch seine Sachen, ein im Uebrigen gerechtfertigtes Benehmen vorausgesetzt, die Bedingung, oder wenn man den Ausdruck lieber will, die Veranlassung oder physische Ursache für einen Schaden gewesen ist, für diesen Schaden gehaftet werden muß, sind für das sogenannte gemeine, im deutschen Reiche doch wohl noch vorwiegend in Betracht kommende Recht lediglich singuläre Ausnahmen, als deren wichtigste die Entschädigungspflicht nach dem sogenannten Haftpflichtgesetz von 1871 für gewisse Unternehmer, namentlich Eisenbahn-, Bergwerksunternehmer u. s. w. anzusehen ist. Der Staat, der auf gewisse Verdachtsgründe Jemanden in Haft nimmt, handelt in Ausübung seines Rechtes; von einer Schuld, einem Unrecht, kann da auf Seiten des Staates so wenig die Rede sein, wie von einer Schuld, einem Unrecht auf Seiten des Beamten, der in solchen Fällen dem Gesetze gemäß den Haftbefehl ausfertigt. Die Haftung für den Schaden kann nur darauf gegründet werden, daß man hier für die Haftung ein äußeres Faktum an sich genügen läßt, wie wenn man Jemanden dafür haften läßt, daß er ohne alle Schuld die Sache eines Anderen beschädigt, zertreten hat, wie wenn man ohne Weiteres den Eigenthümer eines Fuhrwerkes dafür haften läßt, daß durch einen unabwendbaren Zufall Jemand unter die Räder des Wagens gerieth. Eine solche Haftung kann unter gewissen Voraussetzungen der Gesetzgebung zur Annahme empfohlen werden, wie das citirte deutsche auch in manchen auswärtigen Staaten in ähnlicher Weise angenommene Haftpflichtgesetz zeigt. Ein allgemeiner derartiger Grundsatz würde die bedenklichsten Folgen haben; er würde nichts Anderes bedeuten als eine Ueberwälzung des Schadens von dem unmittelbar in seiner Person oder in seinem Eigenthum Betroffenen auf eine andere Person, die selbst oder deren Eigenthum, Dienstbote u. s. w. durch einen unglücklichen Zufall ein Glied in der Kette der Herbeiführung eines Schadens wurde. Abgesehen von zahllosen Ansprüchen und Processen würden voraussichtlich durch die Annahme eines solchen Prinzips die Unglücksfälle im Allgemeinen nicht vermindert, sondern vermehrt werden. Der Eigenthümer würde es häufig als ein Glück ansehen, daß sein Eigenthum beschädigt, und er für die Beschädigung reichlich in Geld entschädigt würde, und andererseits würde das Risiko für Unternehmer, Eigenthümer von Thieren u. s. w. ein äußerst drückendes werden. Dieser allgemeine Satz wäre ein Satz des socialistischen Quietismus und Pauperismus. Er enthielte die gesetzgeberische Warnung: „fange im Zweifel nur nichts Besonderes an, habe im Zweifel kein Eigenthum, keine Sachen; denn selbst bei dem schuldlosesten Verhalten kann Deine Haftung unter Umständen für Dich gleich unendlich, ökonomisch vernichtend werden.“ Auf den Satz also: „weil der Staat Jemanden objektiv geschädigt, muß er ihn auch entschädigen“ kann die Entschädigungspflicht gegenüber dem unschuldig Verhafteten, dem unschuldig Verurtheilten nicht gegründet werden.

Man entgegnet nun freilich, diese Argumentation, beruhend auf dem privatrechtlichen Satze: „Qui jure suo utitur, nemini facit injuriam“, passe für das hier maßgebende Prinzip des öffentlichen Rechts nicht. Die Entschädigungspflicht des Staates hier verneinen, das hieße soviel, als den Staat, soweit er verhaftet, verurtheilt, erst

als öffentliche Macht handeln lassen und ihm dann das Privileg geben, sich hinter einem privatrechtlichen Satze zu verschanzen.*) Allein da jeder Entschädigungsanspruch schließlich ein Privatrecht sein muß, ist es durchaus richtig, ihn auch auf seine privatrechtliche Haltbarkeit zu prüfen. Entschädigungsansprüche, die nur eine öffentlich rechtliche Seite haben, sind eine juristische Unmöglichkeit. Wir suchen eine Brücke, um von dem Verhalten des Staates als öffentlicher Gewalt zu einer Entschädigung des Geschädigten zu gelangen, und diese Brücke muß auf beiden Seiten, auf der Seite des Privatrechts, wie auf derjenigen des öffentlichen Rechts, tragfähig sein.

Daß übrigens der Satz, ein nur objektiv rechtswidriges, nicht auch subjektiv schuldhaftes Benehmen verpflichte zum Schadenersatze, im öffentlichen Rechte nicht gilt, ist leicht aus dem deutschen Strafgesetzbuche, das in dieser Beziehung nicht nur mit dem früheren gemeinen Rechte, sondern mit jedem irgend rationellen Rechte übereinstimmt, zu ersehen. Paragraph 193 des deutschen Strafgesetzbuchs besagt unter Anderem, daß Aeußerungen, welche zur Ausführung oder Vertheidigung von Rechten oder zur Wahrnehmung berechtigter Interessen gemacht werden, der allgemeinen Regel nach nicht strafbar sind. Gleichwohl können solche Aeußerungen objektiv sehr unrichtig sein und selbst z. B. den Gewerbebetrieb der Betroffenen stark benachtheiligen. Wenn z. B. ein Vertheidiger im Interesse der Vertheidigung seines Klienten einen Zeugen als unzuverlässig darstellt, und die von ihm angeführten Thatsachen objektiv unrichtig sind, aber bona fide von dem Vertheidiger auf Grund gewisser Verdachtsmomente angenommen werden konnten, so liegt genau dasselbe Verhältniß vor, wie in dem Falle, daß der Staat eine unschuldige Person irrthümlich in Verhaft nimmt. Wir haben aber noch nie gehört, daß der Vertheidiger, der auf § 193 des Strafgesetzbuchs sich berufen kann, auf Schadenersatz in Anspruch genommen wäre. Oder glaubt man dem Vertheidiger in solchem Falle repliciren zu können: die Befugniß, die Du aus Deiner Stellung als Vertheidiger in Anspruch nimmst, ist öffentlich rechtlicher Natur; hinter dieser kannst Du, privatrechtlich in Anspruch genommen, Dich nicht verschanzen? Damit fällt denn auch ein mehr witziger als begründeter Einwand gegen unsere obige Beweisführung, der Einwand, daß mit dem Rechte des Staates auch unter Umständen Unschuldige zu verhaften, eine Unterthanenpflicht angenommen würde, sich unschuldig verhaften (auch wohl verurtheilen) zu lassen. Es müsste ja nach diesem Einwurfe auch eine Unterthanenpflicht angenommen werden, sich von Vertheidigern schlecht machen, in seiner Ehre schädigen zu lassen. Jener Einwurf ist ein Sophisma; er ist nicht besser als die Schlußfolgerung, daß, weil in vielen Fällen der Eigenthümer einer Sache den diese treffenden Schaden trägt, an Niemandem seines Schadens sich erholen kann, er deshalb die Pflicht habe, sich schädigen zu lassen. Ein unvermeidliches bedauerliches Faktum, welches vom Rechte einfach als solches hingenommen, ohne Rechtsfolge gelassen ist, wird mit einer Verpflichtung verwechselt.

*) So namentlich Heinze und nach ihm Jaques.

Nicht besser steht es mit der Deduktion, daß die Verhaftungen auch unschuldiger Personen natürlich auf genügende Verdachtsgründe hin nicht ein Recht des Staats, sondern nur eine freilich nicht zu umgehende Maßregel der Zweckmäßigkeit sei. Wir meinen eine nicht zu umgehende Maßregel der Zweckmäßigkeit, sei praktisch eine Maßregel der Nothwendigkeit, und sollte der Staat zu Demjenigen, was nothwendig ist, kein Recht haben? Wenn wir so argumentiren, so fällt vielleicht das ganze Strafrecht, sicher aber das Recht des Staates in den Brunnen, die sogenannte Res judicata, den Inhalt des rechtskräftigen Urtheils, als wahr zu behandeln, den Verurtheilten auf Grund solchen Urtheils auch z. B. hinrichten zu lassen; denn die gesammte sogenannte Rechtskraft des Urtheils ruht auf der einfachen Zweckmäßigkeitserwägung, daß ohne solche besondere Kraft des Urtheils der Proceß eben kein Ende haben, die Strafe niemals vollstreckt werden würde.

Ebenso unzutreffend wie die allgemeinen Rechtsanalogien, die man zur Begründung der Rechtspflicht der Entschädigung heranziehen will, sind die besonderen hier geltend gemachten Rechtsanlogien.

Durchaus unpassend ist die Analogie der Expropriation. Der Staat, der den Verdächtigten verhaftet, expropriirt dessen Freiheit nicht. Bei der Expropriation handelt es sich um den Austausch von Vermögensstücken. Der Staat entschädigt, weil er auf Kosten des Einzelnen keinen Gewinn machen soll und will. Macht der Staat bei der Verhaftung des Verdächtigen einen materiellen Gewinn?

Ebensowenig trifft die Analogie zu, daß ja auch die Zeugen im Strafproceß für Versäumniß ihres Verdienstes vom Staate entschädigt werden. Diese Entschädigung, die eine Entschädigung im wahren Sinne des Wortes nur für die am wenigsten verdienenden Volksklassen ist, kann schon deßhalb als Analogie nicht geltend gemacht werden, weil es eine große Menge anderer Dienste im Intresse des Staates gibt, für welche dergleichen selbst minimale Entschädigungen nicht gezahlt werden. Die Geschworenen, die Schöffen erhalten solche Entschädigungen nicht. Es sind also, wie Schwarze sehr richtig bemerkt, nur spezielle Erwägungen der Zweckmäßigkeit, welche die Entschädigung der Zeugen bei uns begründen, namentlich auch die Erwägung, daß ohne solche Entschädigung die Heranziehung von Zeugen, die Beschaffung des Beweismaterials noch größeren Schwierigkeiten begegnen würde.

Scheinbar besser zutreffend ist die Hinweisung auf den Umstand, daß ja nach unsrer Strafgesetzgebung dem mit Recht Verurtheilten die Untersuchungshaft nachher auf die Strafhaft angerechnet, erstere also durch solche Anrechnung indirekt vergütet wird. Abgesehen indeß von dem Umstande, daß solche Anrechnung gar nicht in jedem Falle zu erfolgen braucht — das deutsche Strafgesetzbuch § 60 überläßt dieselbe dem richterlichen Ermessen — und abgesehen auch von dem Umstande, daß die Voraussetzungen, unter denen diese Anrechnung zu geschehen hat, keineswegs zweifellose sind*), trifft die Analogie deßhalb nicht zu, weil die Anrechnung der Untersuchungshaft sich bezieht auf das Verhältniß von Schuldigen zu

*) Das deutsche Strafgesetzbuch hat diese Schwierigkeiten vom Standpunkte des Gesetzgebers aus umgangen und ihre Lösung der Praxis zugeschoben.

Schuldigen, während die Entschädigung für erlittene Untersuchungs- oder Strafhaft hier aus dem Verhältniß eines Unschuldigen gerechtfertigt werden soll. Das sind inkommensurable Dinge. Man kann sagen, wer dadurch, daß ihm während der Untersuchung die Freiheit entzogen war, thatsächlich eine Zeit lang ein der Strafhaft ähnliches Uebel erduldet hat, der hat doch einen Theil des Uebels, das ihn treffen sollte, schon erduldet und braucht deßhalb diesen Theil nicht nochmals zu erdulden. Aber kann man ohne Weiteres sagen: Wer thatsächlich ein unverschuldetes Uebel erleidet, erwirkt dadurch einen Anspruch auf Entschädigung? Dieser Schluß ist nicht besser, als der Schluß: weil der Schuldige Strafe erleidet, so muß, wer sich besondere Verdienste erwirkt, von Rechts- oder Staatswegen eine besondere Belohnung erhalten. Die Analogie, die man hier ziehen will, beruht auf einem unrichtigen und unklaren Vergeltungsgedanken.

Am meisten zutreffend ist ohne Zweifel der von Heinze zuerst hervorgehobene Gesichtspunkt der Versicherung. Die Entschädigung des von der Justiz Geschädigten durch die Staatskasse soll nichts Anderes sein als eine allgemeine Versicherung gegen unschuldig zu erduldende Haft. Mit diesem Gesichtspunkte aber sind wir entschieden schon auf einen bloßen Billigkeitsgrund gekommen; denn gegen alle und jede Gefahren ist man von Rechtswegen doch nicht ohne Weiteres versichert. Zwangsversicherung oder ipso jure eintretende Versicherung können doch immer nur durch überwiegende Gründe der Zweckmäßigkeit gerechtfertigt werden. Diese Gründe wären also zu untersuchen.

Hier nun sind die beiden Fälle, die wir bis dahin zusammen behandelt haben — weil in der That Rechtsgründe weder für den einen noch für den anderen sich auffinden lassen — unserer Ansicht nach streng zu scheiden: der Fall, daß Jemand verurtheilt ist, Strafe verbüßt hat, und nun nachher im Wege eines von der Proceßordnung zugelassenen besonderen Verfahrens, des sg. Wiederaufnahmeverfahrens seine Unschuld oder doch wenigstens so viel an Entlassungsmaterial zu Tage kommt, daß das Gericht in dem Wiederaufnahmeverfahren auf Freisprechung erkennt, d. h. erkennt: „in der früheren Verurtheilung ist dem Verurtheilten materielles Unrecht geschehen. Hier ist der Widerspruch zwischen dem, was geschehen sein sollte, und dem, was geschehen ist, offen gelegt. Ein, genau betrachtet, meist unersetzlicher Schaden ist von Staatswegen, wenn auch ohne alle Schuld irgend einer Person, irgend eines Vertreters des Staates, zugefügt. Da ist es nicht mehr als billig, daß dieser Schaden, so gut es gehen will, einigermaßen durch materielles Gut ausgeglichen werde. Es kann sich hier nur um genaue Begrenzung der hier in Betracht kommenden Fälle, um die mehr oder mindere Freiheit des richterlichen Ermessens bei Festsetzung des Schadensersatzbetrages handeln. Ueber das Prinzip selbst sollte kein Zweifel sein; die Juristen sind darüber heut zu Tage einig und der deutsche Juristentag hat in diesem Jahre wieder einstimmig sein Votum für dasselbe abgegeben. Bedenken sind kaum dabei ernstlich zu erheben; die Staatskasse wird bei der verhältnißmäßigen Seltenheit dieser Fälle nicht merklich belastet werden, die ideale Forderung der Gerechtigkeit wird erfüllt, und eine Einwirkung auf das Strafverfahren in nachtheiliger Richtung ist weniger zu befürchten, da die Ent-

schädigung ja in einem ganz anderen Verfahren zugebilligt wird, als in demjenigen, mit welchem in den bei weitem meisten Fällen die Strafsachen ihre Erledigung finden.

Ganz anders steht es aber mit dem zweiten Falle, mit dem Falle der Entschädigung Freigesprochener, welche verhaftet waren.

Die Freisprechung besagt gar nicht, daß der Angeklagte unschuldig ist: sie besagt nur, daß er nicht schuldig befunden wurde, und die Möglichkeit, daß er dennoch schuldig war, besteht daneben. Häufig beruht die Freisprechung nur auf der ganz richtigen Erwägung, daß der Beweis im Strafprozesse eine gewisse greifbare Unterlage haben muß, eben weil nicht der Richter oder Geschworne in seinen eigenen Angelegenheiten thätig ist, sondern im Namen des Staates eine schwere Benachtheiligung über den Angeklagten verhängen soll. Man sagt sich da wohl: als Mensch (d. h., wenn ich in meinem Privatleben von der einen oder anderen Voraussetzung ausgehen müsste) würde ich von der Voraussetzung seiner Schuld ausgehen; aber als Richter kann ich den Mann auf solche Gründe hin nicht ins Zuchthaus senden. Eine ausnahmslose Entschädigung aller Freigesprochenen für die etwa geschehene Freiheitsberaubung (möglicher Weise auch für entgangenen Verdienst, Behelligung im Berufe) könnte leicht dazu führen, daß Personen höchst üblen Rufes, an deren Schuld das Publikum allgemein nicht ohne gute Gründe glaubt, noch mit einem Gewinne in der Tasche davon gingen; hängt doch selbst, was in der Justiz nie ganz vermeidbar ist, die Freisprechung von reinen Zufälligkeiten zuweilen ab, z. B. wenn eine Frage im schwurgerichtlichen Verfahren mit zu vielem konkreten Materiale gefüllt ist, so daß, wenn die Frage so bleibt, wie gestellt ist, ein gewissenhafter Geschworner sie glaubt verneinen zu müssen, obwohl er an sich von der Schuld des Angeklagten überzeugt ist. Kann doch auch eine blendende Vertheidigungsrede Geschworene und selbst Staatsrichter für den entscheidenden Augenblick irreleiten. Es ist ganz richtig, wenn Schwarze sagt, daß die öffentliche Meinung nur an eine Entschädigung Solcher denkt, die „unschuldig gesessen haben“, nicht aber an eine Entschädigung aller Freigesprochenen. Man hat aus diesen Gründen nach Unterscheidungen gesucht.*)

Nahe liegt die Unterscheidung der Fälle, in denen der Beweis der Schuld nicht geführt, und derjenigen, in denen der Beweis der Unschuld geführt ist. Allein Fälle der letzteren Art sind, wenn man es mit dem positiven Beweise der Unschuld streng nimmt, selten, und so scharf, wie man meint, lässt die Grenze zwischen beiden Kategorien in Wahrheit sich gar nicht ziehen. Man denkt dabei gewöhnlich an den Fall, daß etwa im Laufe der Untersuchung sich herausstellt, daß das Verbrechen überhaupt von Niemandem begangen (z. B. der angeblich gestohlene Gegenstand war von dem Eigenthümer verlegt; die angeblich getödtete Person lebt noch) oder von einem Anderem begangen wurde. Allein ist es dann z. B. noch ein Beweis der Unschuld, wenn zwar der Thatbestand eines Verbrechens vorliegt, oder anscheinend vorliegt, der in Haft Genommene aber, wie

*) Bettler und Vagabonden würden freilich, weil sie keinen Schaden erlitten haben, auch keinen Schadensersatz liquidiren können.

sich später herausstellt, nur von Personen verdächtigt war, die an seiner Verurtheilung ein ganz besonderes Interesse haben, also durchaus unglaubwürdig sind? (Bei politischen Wahlkämpfen soll dergleichen z. B. ja nicht ganz unmöglich sein.) Gefühlsmäßig wird man gerade in solchen Fällen auch dem grundlos Verdächtigten eine besondere Genugthuung zuzubilligen geneigt sein; juristisch angenommen liegt aber hier ein positiver Beweis der Unschuld nicht vor; juristisch und scharf betrachtet ist nur der versuchte Beweis der Schuld in sich zusammengefallen. Wie man aber auch die beiden Kategorien abzugrenzen versuchen möchte, immer würde der Unterschied einer Freisprechung erster und zweiter Klasse bleiben, immer würde eine Freisprechung ohne Zuerkennung einer Entschädigung eine Art von Makel auf dem Freigesprochenen haften lassen, als eine Art von Verdächtigkeitserklärung wirken, wie sie der frühere Inquisitionsprozeß in der mit Recht längst verworfenen und abgeschafften, sg. Entbindung von der Instanz neben der vollen Freisprechung und der Verurtheilung besaß. Man würde also durch die in einer verhältnißmäßig geringen Anzahl von Fällen zuerkannte Entschädigung in einer weit größeren Anzahl von Fällen die Freigesprochenen in einem der wichtigsten Lebensgüter, in der Ehre und dem guten Rufe auf das empfindlichste indirekt schädigen, und unter diesen Geschädigten würden auch viele Unschuldige sein; denn nicht immer gelingt es begreiflicher Weise dem Unschuldigen, den positiven Beweis seiner Unschuld zu führen. Der Vortheil stände also mit dem Nachtheile in keinem Verhältniß. Wenn man einmal Unterscheidungen je nach dem Resultate des Prozesses machen wollte, hätte noch die Ausscheidung der Kategorie von Fällen am meisten für sich, welche namentlich Ullmann hervorgehoben hat, der Fälle nämlich, in welchen schließlich erkannt wird, daß die dem Angeklagten zur Last gelegte That gar nicht strafbar, vielmehr nach dem Strafgesetze erlaubt ist. Sehr umfassend ist diese Kategorie von Fällen in der Praxis nicht; in den bei weitem meisten Kriminaluntersuchungen handelt es sich nicht hierum, sondern um die Frage des Beweises. Auch zeigt eine genauere Betrachtung, daß doch die Frage des Beweises in jenen Fällen der straflosen That nicht selten miteingreift, die scheinbar scharfe Unterscheidung eine fließende ist; die That stellt nämlich sehr oft im Anfange der Untersuchung sich gar nicht so dar, wie sie zuletzt dem höchsten Gerichtshofe, der definitiv über die Rechtsfrage im eigentlichen Sinne, über die Strafbarkeit oder Straflosigkeit entscheidet, zum Behuf dieser Entscheidung unterbreitet wird. Sehr oft beruht die schließliche Straflosigkeitserklärung in letzter Instanz darauf, daß wegen mangelnden oder unzureichenden Beweises Thatumstände eliminirt sind, und daß nun der verbleibende Rest vom Thatbestande nicht mehr strafbar erscheint. In diesen Fällen liegt also in Wahrheit die Sache nicht anderes, als in denjenigen, in welchen einfach wegen mangelnden oder unzureichenden Beweises freigesprochen wird. Um wirklich richtig abzuschneiden, müsste man diejenigen Fälle als Entschädigungsfälle auszeichnen, in welchen von Anfang an die Anklage einen Thatbestand bezeichnete, der nachher als nicht strafbar erkannt wird. Dann aber entschiede über die Entschädigungsfrage die Zufälligkeit der ersten Fassung der Anklage, und materiell gerecht kann dieses Unterscheidungsmaterial nicht sein.

Wenn nun aber alle bis dahin aufgestellten Unterscheidungsmerkmale für die Fälle der Gewährung oder Versagung der Entschädigung nach Maßgabe der Ergebnisse des Prozesses (des Beweisverfahrens) sich als äußerst wenig befriedigend erwiesen haben, so bleibt nur ein doppelter Ausweg, falls man überhaupt Entschädigung will, entweder die Entschädigung ohne weiteren Anhaltspunkt einfach dem richterlichen Ermessen zu überlassen, oder aber in allen Fällen, ohne Rücksicht darauf, ob der Beweis der Schuld nur ungenügend oder der Beweis der Unschuld dem erkennenden Richter geführt schien, die Entschädigung zu gewähren, sie also obligatorisch zu machen.

Den ersten naheliegenden Ausweg hat der dem Reichstage vorgelegte Gesetzentwurf eingeschlagen. Wir können die Bemerkung nicht unterdrücken, daß dieser Ausweg uns der denkbar schlechteste scheint. Wir sind an sich nicht Feinde eines selbst weitgehenden richterlichen Ermessens. Aber nothwendig ist doch, wenn dieses Ermessen nicht in Willkür ausarten soll, daß sich für dasselbe irgend in dem Zusammenhange, wenn man will, in dem Geiste der Gesetzgebung, Anhaltspunkte, Analogien auffinden lassen. Daß letzteres nun in Wahrheit nicht der Fall ist, hat die obige Darstellung zu zeigen unternommen. Wenn die Kategorien des ungenügenden Schuld einer- und des positiven Unschuldsbeweises anderseits verworfen werden müssen, so wissen wir wirklich nicht, an welches Unterscheidungsmerkmal dann der Richter sich halten soll. Es bliebe nur übrig, daß der Richter nach persönlicher Milde oder Strenge entschiede, und in der flagrantesten Weise würden nicht selten wirklich unschuldige Personen durch Nichtgewährung der Enschädigung verletzt werden. Wer auf den materiellen Werth derselben nichts gäbe, müsste sie ja Ehren halber zu bekommen versuchen. Der deutsche Juristentag ist da, als er schließlich auf der XIII. Versammlung 1876 zu Salzburg sich auf ein beredtes Referat Stenglein's zum Entschädigungsprinzipe bekannte, viel richtiger zu dem Ergebnisse gekommen, die Entschädigung ohne Rücksicht auf die Motive der Freisprechung, die ohnehin im schwurgerichtlichen Verfahren *) nicht erkennbar sind, obligatorisch, vom richterlichen Ermessen unabhängig machen zu wollen:

„Im Falle der Freisprechung oder der Zurückziehung der Anklage ist für die erlittene Untersuchungshaft eine angemessene Entschädigung zu leisten, es sei denn, daß der Angeklagte durch sein Verschulden während des Verfahrens die Untersuchungshaft oder die Verlängerung derselben verursacht hat.“

Der Zusatz „oder die Zurückziehung der Anklage“ verdient noch eine erläuternde Bemerkung.

*) Wie sich der dem Reichstage vorgelegte Entwurf die Sache im schwurgerichtlichen Verfahren denkt, ist unklar. Anscheinend sollen die Richter entscheiden; diese könnten aber mit dieser Entscheidung gerade in einen klaffenden Gegensatz sich setzen gegen die Motive, von denen die Geschwornen bei dem „Nicht schuldig“ ausgingen! Den Geschwornen aber könnte man, wenn nicht alle und jede Stetigkeit der Entscheidung über die Entschädigung aufhören sollte, die letztere doch nicht wohl überlassen.

Es ist bekanntlich nicht immer erforderlich, daß ein Strafprozeß bis zu einem freisprechenden oder verurtheilenden Endurtheile ausgetragen werde. Die Konsequenz bringt es hier mit sich, daß auf, welche Weise immer — ausgenommen es würde auf Anrufen des Angeklagten die (in Preußen nicht zuläßige) Niederschlagung (Abolition) des Prozesses im Wege der Gnade verfügt — der Prozeß ohne Verurtheilung der Angeklagten endigt, die Entschädigung gewährt werde; denn wenn der Angeklagte nicht für schuldig erklärt wird, der Prozeß aber sein Ende erreicht, so muß jener für nichtschuldig gelten. Daß möglicher Weise ein neuer Prozeß begonnen werden könnte, und diesem nicht, wie im Falle eines freisprechenden Urtheils, die Einrede der rechtskräftig entschiedenen Sache entgegenstehen würde, kann als bloße Möglichkeit dagegen nicht in Betracht kommen.

Hier geht z. B. Geyer, ein entschiedener Vertreter einer ausgedehnten Entschädigungspflicht des Staates, ausgehend von einer offenbar fehlerhaften Auffassung der sogenannten Außerverfolgsetzung des heutigen Strafverfahrens zweifellos nicht weit genug. Merkwürdiger Weise identifizirt Geyer die sogenannte Außerverfolgsetzung halb und halb mit der Verdächtigkeitserklärung, welche in der Entbindung von der Instanz des frühern Strafprozesses gefunden werden konnte. Aber die heutige Außerverfolgsetzung sagt nicht, daß erhebliche Verdächtigkeitsgründe vorliegen; sie sagt vielmehr, es liegt nicht einmal so viel gegen den Angeklagten vor, daß man eine Prüfung durch eine mündliche Schlußverhandlung nöthig erachten könnte. Die Genugthuung, die dem Außerverfolggesetzten zu Theil wird, ist also genau betrachtet noch größer, als diejenige, welche eine Freisprechung, wenigstens präsumtiv, oder in den meisten Fällen nur gewährt. In der That wird die Sache so auch allgemein von Denjenigen angesehen, die mit der Praxis sich genauer befasst haben; weiß doch jeder Kundige, daß Freisprechungen im mündlichen Verfahren nicht selten auf glänzenden, für den Augenblick irremachenden Vertheidigungsreden, auf Irrthümern in der Fragestellung an die Geschwornen und anderen Zufälligkeiten beruhen, während die Außerverfolgsetzung als ein besonders vollgiltiges Reinigungsattest mit Recht angesehen wird. Geyer bringt die Entschädigungsfrage irriger Weise mit der Rechtskraft des Urtheils in Verbindung. Damit hat sie nichts zu schaffen: sonst würde der Staat auch um so weniger Entschädigung zu leisten haben, je mehr etwa die Beseitigung eines selbst rechtskräftigen freisprechenden Erkenntnisses in sogenannten Wiederaufnahmeverfahren erleichtert ist.

Im Gegentheile man muß sagen, je früher sich die Grundlosigkeit der Anklage, selbst nur des Verdachtes im Strafverfahren herausstellt, um so eklatanter ist es ja, daß der Angeklagte, Verdächtige „mit Unrecht gesessen hat". Möglich, daß der Staat (das Gericht) nachher andererer Ansicht wird. Allein diese Möglichkeit könnte höchstens Sicherung des Staates wegen etwaiger Rückforderung bedingen, nicht aber den Ausschluß jeder Entschädigung.*) Man könnte von

*) Auch bei Einstellung des Verfahrens, in Folge der Zurücknahme eines Strafantrags eines Privaten, müßte konsequent Entschädigung für eine etwa geschehene Verhaftung eintreten:

diesem Gesichtspunkte aus also höchstens zu **dem** Satze gelangen, daß der Staat mit der Zubilligung oder der Auszahlung der Entschädigung eine längere Zeit warte. So würde man konsequent, da es doch de facto irrelevant ist, ob Jemand von Polizeiwegen oder von Staatsanwalts- oder Gerichtswegen, wenn nur immer von Staatswegen, unschuldig seiner Freiheit beraubt ist, zu dem Satze gelangen, daß selbst bei sogenannten vorläufigen Festnahmen, beziehungsweise vorläufigen, vor Erhebung der öffentlichen Klage erlassenen Haftbefehlen Entschädigung zu gewähren wäre. Man könnte höchstens sagen, daß eine so weit gehende Entschädigungspflicht am Ende zu winzigen Forderungen und allzugroßen Belästigungen der Gerichte und Behörden führen würde, und aus diesem Grunde an irgend einem Punkte willkürlich abschneiden, z. B. bei vorläufigen Verhaftungen. Materiell gerecht würde das freilich nicht sein. Auch solche vorläufige Festnahmen können für den Betroffenen höchst empfindlich sein; kann doch Jemand das Unglück haben, auf Grund derselben hundert Meilen und weiter als angeblicher Verbrecher transportirt zu werden, damit er dem zuständigen Untersuchungsrichter vorgeführt werde, und dieser über sein Schicksal entscheide.

Eine andere Art der Beschränkung der Entschädigungspflicht hat man aus dem Verhalten der Verhafteten während der Untersuchung ableiten wollen. Man wollte die Entschädigungspflicht der Staatskasse fortfallen lassen, wenn der Angeklagte durch sein eigenes Benehmen während der Untersuchung, möglicher Weise auch vor derselben den Verdacht schuldhafter Weise verstärkt, die Untersuchung und damit die Haft verlängert oder auch geradezu veranlasst haben würde. Hiernach soll also z. B. keine Entschädigung gewährt werden, wenn der Haftbefehl durch Fluchtversuche des Angeklagten, durch Bemühungen desselben, die Spuren des Verbrechens zu beseitigen, durch Unwahrheiten, hartnäckiges Schweigen und ähnliche vom Angeklagten oder Verdächtigen selbst gelieferte Verdachtsgründe veranlasst oder die Untersuchung dadurch verlängert wurde. Auf diesem Standpunkte steht noch **Geyer**. Indeß auch diese Beschränkung*) der Entschädigungspflicht ist im deutschen Juristentage bezweifelt und neuerdings von v. **Schwarze**, obwohl letzterer die Entschädigungspflicht des Staates gegenüber Freigesprochenen weit skeptischer behandelt als **Geyer**, als unjuristisch und insbesondere mit den Grundsätzen des heutigen Strafprozesses im Widerspruch stehend mit Recht verworfen werden.

Der Angeklagte hat im heutigen Strafprozesse gar nicht die Pflicht, im Strafprozesse die Wahrheit zu sagen, nicht einmal die Pflicht, den Prozeß nicht zu erschweren, sofern er nicht, wie z. B. wenn er Zeugen zu falscher Aussage verleitet, in dieser Erschwerung eine anderweit schon strafbare Handlung begeht. Der

---

denn auch die Zurücknahme des Strafantrags hindert die Verurtheilung. Allerdings könnte dabei in erster Linie Derjenige haften, der den Antrag gestellt hat; in subsidium aber müßte auch die Staatskasse haften. Bei uns könnten sich dabei freilich sonderbare Resultate zeigen, die indeß mehr auf fehlerhafter Behandlung des sogenannten Antragsrechts im Strafgesetzbuche beruhen würden.

*) Nur in **dem** Falle würde die Entschädigung fortfallen, daß der Angeklagte ungehorsam einer Ladung nicht nachkommt und zum Zwecke nur der **Vorführung** auf kurze Zeit seiner Freiheit beraubt wird.

einzige, allerdings häufig sehr schwer bei freier Beweiswürdigung in die Waagschaale fallende Nachtheil bei solchem die Untersuchung erschwerenden Verhalten ist die daraus meist hervorgehende Verstärkung der Verdachts- und Überführungsgründe. Wenn wir heut zu Tage keine Ungehorsams- und keine Lügenstrafen gegen den Verdächtigen oder Angeklagten mehr haben, so können wir, nachdem wir ihn für nichtschuldig erklärt haben, hinterher durch Aberkennung der Entschädigung oder Entschädigung ihn nicht dafür bestrafen, daß er Etwas gethan hat, was nicht verboten ist. Der Begriff der prozessualen Schuld, von dem gesprochen ist, enthält also vom Standpunkte unseres heutigen Strafprozeßrechtes einen inneren Widerspruch und zugleich, wenn wir uns einmal das wirkliche Leben ansehen, eine schwere Unbilligkeit. Es ist immerhin möglich, daß eine eigenthümliche Verkettung der Umstände auf einen Unschuldigen sehr erhebliche Verdachtsgründe wirft; soll man es nun für ein wirkliches Unrecht erklären, wenn eine ängstliche Person, die sich bedroht sieht mit allen Schrecken der Verurtheilung, mindestens aber mit langwieriger Untersuchung und Haft, zu solchen Mitteln greift, durch welche sie gleichsam den Betrug, den die Umstände ihr zu spielen scheinen, mittelst einer weiteren Täuschung des Richters wett zu machen sucht, wenn also z. B. Jemand, der sich sagen muß, auf ihn möchte zunächst der Verdacht eines geschehenen Mordes ruhen, anfängt, die Spuren des Mordes zu beseitigen und den Mord etwa als einen Unglücksfall, als einen Selbstmord darzustellen versucht? Sehr treffend bemerkt dazu v. Schwarze, daß jener prinzipiell verkehrte Satz von der prozessualen Schuld der Angeklagten auch an dem Mangel der Durchführbarkeit leide, namentlich in dem Falle der Verlängerung der Haft. Wie will man die Dauer der Fortwirkung dieser Verschuldung bemessen? Wo beginnt diese Wirkung, und wo hört sie auf? Man kommt da zu einer eigenthümlichen, schwierigen Nachprüfung der Untersuchungshandlungen, die man gleichsam in die Seele des Untersuchungsrichters zurückkonstruiren muß, in Wahrheit zu einem ziemlich schrankenlosen, durch die Ungleichheit der Entscheidungen das Rechtsbewusstsein des Volkes schwer verletzenden Ermessen.

Nur die Beschränkung ist gerechtfertigt und auch von Schwarze anerkannt, daß die Entschädigung dann fortfällt, wenn der Verhaftete selbst vorsätzlich die Untersuchung oder die Verhaftung herbeigeführt hat, wie wenn Jemand, wie es ja öfter vorkommt, sich fälschlich eines Verbrechens anschuldigt, um einstweilen in einem Gefängniß auf Staatskosten Unterkunft und Ernährung zu finden. Dergleichen allerdings vorkommende Industriezweige können selbstverständlich nicht mit Zubilligung einer Entschädigung — wo wäre auch hier in Wahrheit für den Verhafteten ein Schaden? — prämiirt werden, und juristisch ist es vollkommen sinnlos, von einem Schadenersatze da zu sprechen, wo Jemand selbst vorsätzlich sich einen Schaden zugefügt hat. Fälle dieser Art sind dann auch unschwer von anderen Fällen der Freisprechung oder Außerverfolgsetzung zu unterscheiden.

So kämen wir denn mit Ausnahme des Falles der eigenen falschen Beschuldigung und der vorsätzlichen Herbeiführung der Verhaftung durch den Verhafteten selbst, wenn wir einmal irgend welche Entschädigung der freigesprochenen

Verhafteten wollten, zu einer unbedingten Entschädigung in allen anderen Fällen. Jede andere Auswahl von Entschädigungs- und Nichtentschädigungsfällen schiene uns schlimmer als gar keine Entschädigung von Rechts- und Staatswegen; denn daß das Publikum, wie in England in dem bekannten Falle des dort zu Unrecht (in Folge einer zufälligen Aehnlichkeit mit dem wirklich Verdächtigen) verhafteten Prediger Hassel, in eintretenden Fällen durch Sammlungen helfe, steht auf einem anderen Blatte. Wir finden das durchaus löblich und empfehlenswerth.

Gegen jene umfassende Entschädigungspflicht des Staates könnten vielleicht finanzielle Bedenken geltend gemacht werden. Wäre sie aber prinzipiell richtig, so würden diese finanziellen Bedenken uns doch nicht durchschlagend erscheinen. Die Rechtssicherheit in der Kriminaljustiz steht uns höher, als eine selbst für das Budget des Staates fühlbare Belastung, und ganz excessiv möchte der jährliche Betrag vielleicht nicht werden, um so weniger, als thatsächlich die Verhaftungen auch bei uns noch manche Einschränkungen vielleicht recht gut vertragen könnten, und die Entschädigungspflicht auch wohl auf eine größere Einschränkung in dem Gebrauche der Verhaftung hindrängen, das kostbare Gut der Freiheit etwas höher in der Schätzung der Beamten und Richter steigen lassen mag, wie das auch schon von anderer Seite hervorgehoben ist.

Dagegen müsste allerdings zugestanden werden, daß jene Entschädigung Freigesprochener in größerem Maßstabe wenigstens — auf die kurze Erfahrung einiger Schweizer Kantone, die hier geltend gemacht ist, könnte nicht wohl zur völligen Widerlegung des Bedenkens hingewiesen werden, um so weniger, als die Entschädigung doch nach vielen dieser Gesetze einigermaßen verklausulirt ist — ein völliges Novum in der Geschichte des Strafprozesses wäre.

Im römischen Strafprozesse, der allerdings in der letzten Zeit der Republik von der Haft gegen römische Bürger nur selten Gebrauch machte — in der Kaiserzeit wurde dies bekanntlich bald anders — finden wir von einer Entschädigung des unschuldig Verhafteten nichts. Die Strafbestimmungen, welche gegenüber einer wissentlich falschen Anklage (Calumnia) galten, können selbstverständlich nicht auf unsere Frage bezogen werden.

Der mittelalterliche Strafprozeß verpflichtete freilich den unterliegenden Ankläger zur Zahlung einer Buße an den Angeklagten, und diese Buße ließe sich scheinbar als Analogie für den jetzt proponirten Entschädigungsanspruch geltend machen. Aber doch auch nur scheinbar. Denn erstens ist jene Buße nur ein Glied in einem ganzen Systeme von sog. Prozeßstrafen, wie solche in früheren Kulturperioden vorkommen, und welche die Bedeutung hatten, den Kläger oder Ankläger von der Erhebung unbegründeter Prozesse abzuschrecken. Zweitens aber waren solche Prozeßstrafen im mittelalterlichen germanischen Prozesse nicht materiell ungerecht, weil entweder der Ankläger bei einiger Vorsicht ganz genau vorher wissen konnte, welches das Ergebniß des Prozesses sein würde — da nicht die richterliche Ueberzeugung nach Maßgabe des einzelnen Falles, sondern Zahl und, wenn man so sagen darf, äußere Qualität als Beweismittel entschied — oder aber das angebotene Beweismittel (der Zweikampf) für den Angeklagten ein äußerst

gefährliches war. So verschwindet denn auch diese Buße aus dem Strafprozeß, als nicht mehr der Ankläger den Angeklagten unter Umständen mit einer Anzahl von Eidhelfern schuldig schwören oder ihn schuldig kämpfen konnte, und statt dessen vielmehr die richterliche Ueberzeugung Platz griff. Wäre die Idee der Entschädigung die in Wahrheit maßgebende gewesen, so wäre es doch wunderbar, wenn die Verpflichtung nun dennoch nicht auf die Gerichtskasse überging, zumal die nunmehr immer mehr angewendete Folter Schäden und Schmerzen des in Verhaft Befindlichen in vielen Fällen steigerte. Daß in der peinlichen Gerichtsordnung Karls V. (Art. 12) der Ankläger noch verbunden erklärt wird, dem verhafteten Angeklagten „vmb sein zugefügte schmach vnd schaden abtrag (zu) thun", wenn die Anklage scheitert oder nicht durchgeführt wird, ist nur noch ein Ueberrest jener alten Anschauung, wie sich klar daraus ergibt, daß nach Art. 61 diese Verpflichtung wegfällt, wenn die Richter die vorgebrachten Indicien für genügend halten, um auf Tortur zu erkennen; denn sagt die peinliche Gerichtsordnung „die bösen erfunden anzeygung" (Indicien) „haben der geschehen frag entschuldigte vrsach geben." Wenn ein Ankläger auftrat, so verließ man sich zu Anfang der Untersuchung zur Zeit der Carolina noch auf seine Angabe, falls er Bürgschaft leistete. Wenn später die unmittelbare richterliche Prüfung noch weiter auf den Beginn der Untersuchung sich erstreckte, musste alsbald jede Entschädigungspflicht des Anklägers wegfallen oder aber auf das Gericht oder den Gerichtsherrn übergehen. Man kann also doch wohl nicht z. B. mit Nissen behaupten, daß die Entschädigungspflicht, um welche es sich heut zu Tage handelt, vor dreihundertundfünfzig Jahren geltendes Recht gewesen wäre. Der Grund, den die Carolina des Weiteren noch für den Wegfall einer Entschädigungspflicht in dem Falle anführt, daß auf genügende Indicien gefoltert ist: man habe sich auch vor bösem Leumund und Verdachtsgründen zu hüten (!), ergibt ja auch unmittelbar, daß, wenn nicht mehr auf bloße Anklage, sondern auf vom Richter für genügend erklärte Verdachtsgründe verhaftet wird, die Entschädigung wegfallen muß. Die sog. Sachsenbuße aber, die sich noch in der thüringischen Strafprozeßordnung fand, gehört nicht hierher. Sie bezielt nur den Fall, daß den Beamten, der die Haft verfügt oder verlängert, ein Verschulden trifft.

So ist denn die erste Gesetzgebung, auf welche man glaubt sich berufen zu können, das vielgenannte toscanische Gesetzbuch von 1786.*) Allein man vergisst dabei, daß auch der toscanische Gesetzgeber noch auf dem Boden des damaligen Inquisitionsprozesses steht und daß daher die in § 46 daselbst vorgesehene Entschädigung nur für die als unschuldig Freigesprochenen gelten soll, daß also die Zubilligung dieser Entschädigung noch auf dem für unsere Zeit allgemein verworfenen Unterschiede einer vollgültigen und einer nichtvollgültigen Freisprechung ruht, und daß der Gesetzgeber denen, die nur von der Instanz entbunden sind, doch nichts zubilligt. Die Gesetzgebungen der kleinen Schweizer-Kantone Baselstaat

*) Die daselbst vorgesehene Bildung einer besonderen Kasse harmonirt mit einer Idee Filangieri's Scienza della legielazione III, 1 c. 22.

und Zürich haben ebenfalls das unserer Ansicht nach höchst üble unbestimmte richterliche Ermessen. Wenn man die Nachtheile eines derartigen richterlichen Ermessens, das in seiner Wirksamkeit doch auf den Unterschied einer vollen und einer nichtvollen Freisprechung (Verdächtigkeitserklärung) hinauskommen könnte, in der Schweiz nicht stark empfinden mag, so liegt das eben an deren besonderen, trotz allem modernen Anstrich im Grunde (im guten Sinne) patriarchalischen Verhältnissen. Darauf kommen wir noch unten zurück bei Besprechung der von Geyer geltend gemachten Statistik.

Dies also ganz neue Experiment der Gesetzgebung ist nun aber — und darauf ist bis jetzt noch nicht aufmerksam gemacht, obwohl es uns die Hauptsache zu sein scheint — geeignet, gerade bei dem gegenwärtigen Zustande unseres Beweisrechtes im Strafprozesse die allergrößten Gefahren für die Rechtssicherheit des Einzelnen herbeizuführen.

Unser gegenwärtiges Beweisrecht ruht auf dem Prinzipe freier Beweiswürdigung: der Richter entscheidet nach freier Ueberzeugung, ohne daß ein gesetzlich bestimmtes Minimum von Beweis vorhanden zu sein braucht; nur muß der Beweis in den gesetzlich bestimmten Formen erhoben und in denjenigen Fällen, in welchen Staatsrichter urtheilen und dann Entscheidigungsgründe mitgetheilt werden, irgend ein rechtlich zulässiger Beweisgrund angegeben werden. Das Urtheilen nach freier Ueberzeugung, wie es der Richter vornimmt, ist nicht irgend ein mathemathisches Rechenexempel, sondern eine freie That, wenngleich diese durch Motive begründet sein soll, und diese Motive zuweilen in solcher Stärke auftreten, daß der freie Entschluß dabei völlig aufzuhören scheint. Genau betrachtet, ist dabei die Wichtigkeit der Entscheidung, die man zu treffen hat, maßgebend. Eine beliebige, ziemlich gleichgültige Thatsache glauben wir vielleicht Jedem, der sie auf der Straße uns mittheilen mag. Je mehr für uns von dem Beschlusse abzuhängen scheint, den wir nach der einen oder andern Richtung auf die Annahme der Wahrheit oder der Unwahrheit hin zu fassen haben, um so skrupulöser prüfen wir die für die und gegen die Annahme sprechenden Beweisgründe. Wenn dem Richter bei der Entscheidung über Schuldig oder Nichtschuldig irgend ein bestimmter Maßstab dafür vorschweben mag, ob er sich für überzeugt halten soll oder nicht, so kann dieser Maßstab eben nur darin bestehen, daß der Richter sich die Frage vorlegt, welche Folgen würden für die praktische Strafjustiz daraus entstehen, wenn man in allen etwa gleichen Fällen freispräche, und umgekehrt, wenn man in allen etwa gleichen Fällen verurtheilte. Müsste der Richter sich sagen, wenn in solchen Fällen freigesprochen werden sollte, so würde die Justiz aufhören praktisch zu sein, so würde er verurtheilen, ungeachtet der in irgend schwierigen Fällen doch vorhandenen Möglichkeit, daß ein Irrthum vorliege. Müsste er sich sagen, wenn in solchen Fällen verurtheilt würde, dann wäre die Strafjustiz auch für den Unschuldigen eine nicht allzufern liegende Gefahr, so würde er freisprechen. Darauf beruht auch der von der englisch-nordamerikanischen Jurisprudenz nicht selten hervorgehobene Unterschied von juristischer und moralischer Gewißheit, obwohl auch der englisch-nordamerikanische Strafprozeß das Prinzip der freien Beweiswürdigung

hat. Man kann, sagt Wharton, moralisch von der Schuld des Angeklagten überzeugt sein und darf ihn doch nicht als Geschworener verurtheilen.

Wenn nun durch Einführung der Entschädigungspflicht des Staates die Freisprechung noch eine andere Nebenwirkung erhält als bisher, so wird ganz von selbst bei der richterlichen Urtheilsfällung die Wagschaale sich weniger nach der Seite der Freisprechung neigen. Das Gewicht der Gründe, welche für die Freisprechung sich geltend machen lassen — und in allen irgend zweifelhaften Sachen liegt nicht ein reines Vakuum von Beweisen vor, sondern es sind Gründe und Gegengründe, die sich gegenüberstehen — muß verstärkt werden, um mit der bloßen Straffreiheit auch noch die Entschädigung gleichsam mit emporzuheben. Der Richter wird sich nothgedrungen die Frage vorlegen, ob der Mann, den er doch für recht verdächtig hält, nun auch mit einer Entschädigung, im Falle der Schuld sogar mit einer Prämie dafür versehen werden soll, daß er (oder sein Vertheidiger) der Strafverfolgung Sand in die Augen zu streuen vermochte.*) Und wie wenn nun später einen dergestalt Entschädigten die allgemeine Meinung als schuldig bezeichnete, ein immerhin schwieriges und wahrlich im Allgemeinen nicht wünschenswerthes Wiederaufnahmeverfahren gegen einen Freigesprochenen aber nicht zulässig oder doch mißlich erschiene? Wäre das nicht eine Mahnung für den Richter, künftig weniger leicht freizusprechen?

Wir müßten uns in der That recht sehr in der menschlichen Natur täuschen, wenn die Einführung einer irgend nennenswerthen Entschädigung — und gegen ganz minimale Entschädigungen, welche nur für die aller untersten Volksklassen als Entschädigung gelten könnten, müßten wir aus anderen Gründen uns erklären — nicht die Erschwerung der Freispechung herbeiführen, also die Gefahr der Verurtheilung Unschuldiger in erschreckender Weise vermehren würde. Gegen diese wahrhaft furchtbare Gefahr aber kommt der Nutzen einer Geldentschädigung freigesprochener Verhafteter wahrlich nicht auf. Eine wirkliche Ausgleichung der mit der Verhaftung verbundenen Leiden liegt ja für einen ehrliebenden Mann doch in solcher Geldzahlung nicht, und in sehr vielen Fällen wird das Gericht sicher dem Gewerbtreibenden z. B. den vollen Schaden doch nicht ersetzen, auf angegriffene Gesundheit z. B. auch wohl keine Rücksicht nehmen. Und wenn es auch richtig sein mag, daß durch Einführung der Entschädigungsflicht der Staatskasse die Verhaftungen im Laufe des Strafprozesses sich mindern möchten, so würden auf der anderen Seite die Strafhaften sich noch in ganz anderen Proportionen mehren. Die Uebel, die aus ungerechter Verurtheilung und Strafhaft folgen — von Todesstrafe wollen wir absehen, obschon auch hier die größere Geneigtheit des Richters zum Schuldspruche in anderen Fällen nicht ohne Einfluß bleiben mag, — sind aber doch wahrhaftig ganz andere, als

*) Der Ersatz von wirklichen Kosten an den Freigesprochenen kann nicht mit der Entschädigung für Haft auf gleiche Stufe gestellt werden. Dort handelt es sich um eine einfache Rechnung für wirklich gemachte Auslagen: in der Bezahlung solcher Auslagen liegt keine besondere Genugthuung. Die Unmöglichkeit einer scharfen Liquidation bei der Entschädigung wegen objektiv ungerechtfertigter Verhaftung muß diese Entschädigung nothwendiger Weise in einem anderen Lichte erscheinen lassen.

diejenigen, die aus der Untersuchungshaft folgen, die glücklicher Weise nur selten heut zu Tage die Dauer einiger Monate übersteigt.*)

Die Uebel der Untersuchungshaft sind unseres Erachtens viel mehr auf einem anderen weniger gefährlichen Wege zu vermindern.

Erstens frage man sich, ob denn die heut zu Tage für die Untersuchungshaft geltenden Rechtsnormen noch vollkommen den heutigen Verhältnissen entsprechen.

Darauf hat mit Recht schon v. Holtzendorf aufmerksam gemacht. „Welchen Sinn hätte es, Angeschuldigte vor ihrer Verurtheilung zu verhaften, weil sie, wie vor hundert Jahren, verdächtig sind, fliehen zu wollen?" v. Holtzendorff sagt,**) man solle an Stelle des alten Begriffs der Fluchtverdächtigkeit den auf moderner Erfahrung ruhenden Begriff des Fluchterfolges und der Fluchtfähigkeit setzen. Wenn man nun auch den Begriff der Fluchtverdächtigkeit unsere Ansicht noch nicht völlig aus der Lehre von der Untersuchungshaft verbannen wollte, so könnte man ihn doch nach der von Holtzendorff angegebenen Richtung rektificiren. Auch die sog. Kollusionshaft, die ohnehin ein recht bedenkliches, angreifbares Ding ist, könnte vielleicht mehr und mehr aus der Praxis verdrängt werden. Dann aber ist es wirklich, und darauf ist bis jetzt noch kaum aufmerksam gemacht worden, ungerecht, Untersuchungshaft so auszuführen, wie sie jetzt zuweilen ausgeführt wird. Die Untersuchungshaft soll keine Strafe sein; sie soll eben nur die Freiheit entziehen, weil letztere von dem Verdächtigen gemißbraucht werden kann. Daraus folgt, daß einigermaßen bei Ausführung der Verhaftung auf Standes- und Lebensverhältnisse der zu Verhaftenden Rücksicht genommen werden muß. Auch der römische Strafprozeß der besseren Zeit kannte eine freilich nicht in Einlegung in ein öffentliches Gefängniß, bestehende sog. Custodia honesta. Die Untersuchungsgefängnisse brauchen keine Prunkgemächer zu enthalten; aber es müßte in allen Untersuchungsgefängnissen doch Zimmer geben, die eben nicht nur für die untersten Volksklassen gut genug wären und nicht sofort durch ihr jämmerliches Aussehen, durch den Mangel aller und jeder Bequemlichkeit für jeden an Anderes Gewöhnten die Strafhaft antizipiren und möglicher Weise den Keim zu einer langdauernden Gesundheitsschädigung legen.***) Dabei dürfte es prinzipiell auch nicht einmal darauf ankommen, ob der Verhaftete augenblicklich zahlen kann. Der Staat, der ohne wirklichen Beweis Jemanden aus seinem Lebensbereiche reißt, muß genau betrachtet, für den selbst standesmäßigen Unterhalt dieser Person einstweilen aufkommen. Ein gewisses Maß muß

*) Selbst bei nur fakultativer, in das Ermessen des Richters gestellter Entschädigung, die wir aus anderen Gründen bekämpfen mußten, würde die bezeichnete Gefahr, wenn auch in minderem Grade eintreten.

**) Die Auslieferung der Verbrecher und das Asylrecht. 1881. S. 47.

***) Es ist dabei zu berücksichtigen, daß nicht Jeder, der vielleicht fliehen würde, wenn er völlig auf freiem Fuße bliebe, deshalb wie ein Ausbrecher oder eine zum Ausbrechen qualifizirte Person zu behandeln ist.

dabei allerdings beobachtet werden. Wir möchten aber glauben, daß es hierbei in Deutschland noch Einiges zu bessern gibt: namentlich wenn etwa das Kapitel der Ernährung von Untersuchungsgefangenen berührt wird, oder die Frage, ob man ihnen auch einige Bewegung in frischer Luft gewährt. Hierin haben es oft wohl die Strafgefangenen besser. Dann aber darf man Untersuchungsgefangene auch nicht anders als einigermaßen anständig und standesmäßig transportiren, wenigstens mit Rücksicht auf die Kosten dies nicht unterlassen. Noch vor Kurzem las man ja in den Zeitungen von dem Transporte eines vollkommen unschuldig verdächtigen höheren Beamten! Wenn die Kosten der Untersuchungshaft durch humane Ausführung derselben erhöht werden, so wird das nach unserer Ansicht ein viel wirksameres Mittel sein, auf Einschränkung der Untersuchungshaft hinzuwirken, als eine nachhinkende und für den Untersuchungsrichter in weiter Ferne erscheinende Entschädigungspflicht der Staatskasse.

Das wirksamste Remedium gegen Fehler der Strafjustiz ist aber — und nun dürfen wir auch wieder mit zurückgreifen auf die Entschädigung unschuldig Verurtheilter — nicht eine nachfolgende Entschädigung für Leiden und Schäden die zum großen Theil unschätzbar, unersetzlich sind, sondern eine Prüfung der Grundsätze des Strafverfahrens auf die Frage, ob nicht durch sie eine oberflächliche und deshalb auch dem Unschuldigen gefährliche Strafjustiz gefördert werde, eine Prüfung auch der Frage, ob das Personal, dem wir den Schutz der wichtigsten Lebensgüter anvertrauen, durchaus auf der Höhe der Anforderungen steht, welche die moderne Straf- und Strafprozeß-Gesetzgebung voraussetzt. In diesen Beziehungen können wir doch einige Bedenken nicht unterdrücken.

Die deutsche Strafprozeßordnung ist entschieden das mangelhafteste der neuen deutschen Reichs-Justizgesetze. Die Prinzipien sind hier weniger rein durchgeführt, manche allerdings überwiegend von der Wissenschaft aufgestellte Sätze sind zwar aufgenommen, aber ohne vollständige Erfüllung der von der Wissenschaft dafür geforderten Vorbedingungen. Diese letztere Bemerkung dürfte namentlich gelten von der Beseitigung der Berufungsinstanz in den mittleren Straffällen. Das schwurgerichtliche Verfahren ist gleichsam einer harten Probe dahin unterworfen worden, wieweit man wohl die Geschworenen und auch den Vorsitzenden des Gerichtshofes ohne weitere Kontrole des letzteren und des obersten Gerichtshofes operiren lassen könne. Dazu kommt dann, daß Manches vielleicht bei einzelnen Gerichten etwas schablonenmäßig behandelt wird, bei dem vom Gesetzgeber eine eingehendere Prüfung vorgeschwebt hatte — vielleicht trifft dies zuweilen zu bei den Beschlüssen über die Eröffnung des Hauptverfahrens — und daß, wie noch neuerdings der preußische Justizminister mit Recht gerügt hat, zuweilen die Strafjustiz im Gegensatze zur Ziviljustiz als ein Zweig der richterlichen Thätigkeit angesehen wird, auf dem die tüchtigeren Kräfte des Richterstandes nicht zu verwenden wären. Endlich wäre auch zu erwägen, ob nicht die von den Universitätslehrern oft gerügte mangelhafte theoretische Ausbildung mancher Justiz-Aspiranten gerade bei der freieren Stellung, welche die neue Justizgesetzgebung dem Richter einräumt, in einer mehr um sich greifenden mechanischen Abarbeitung

einzelner Sachen bei den unteren Gerichten hier und da schon sich nachtheilig erweist.

Aber die Hauptsache scheint uns, was den Strafprozeß betrifft, eine immer mehr um sich greifende Verflachung in der Beurtheilung der Beweise, ein Urtheilen immer mehr auf den bloßen Gesammteindruck statt einer genauen Berücksichtigung auch der einzelnen Beweisgründe. Wie diesem Uebelstande abzuhelfen sei, ist schon anderweitig geprüft worden, hier aber nicht der Ort zu einer Wiederholung. Im Ganzen haben dergleichen Vorschläge bei der so weit verbreiteten Vorliebe für mechanisch durchschneidende Rechtssätze wenig Aussicht auf Erfolg. Aber hüten sollten wir uns doch, durch eine freilich wohlgemeinte Einrichtung wie die einer Entschädigung für geschehene Verhaftungen, die aus solcher Nichtachtung des Beweisrechtes entspringenden Gefahren noch um ein gutes Stück zum Nachtheile einer Wahrscheinlichkeit der Freisprechung zu vermehren.

Die Erfahrungen, die mit dieser Einrichtung in einer Reihe von Schweizer-Kantonen gemacht sind, beweisen für die Verhältnisse des deutschen Reiches wohl wenig, zumal dort die Entschädigung in einer für unsere größeren Verhältnisse sicher schlecht passenden Weise meist fakulativ gemacht, und deßhalb, z. B. in Baselstadt im Jahre 1880, überhaupt keine Entschädigung bewilligt, in 5 Jahren aber eben nur solchen Personen Entschädigung bewilligt ist, die nicht vor das erkennende Strafgericht gestellt wurden.*) Von der Kriminalrechtspflege der Schweizer Kantone, auf die eines großen Landes wie Deutschland, mit ganz anderen faktischen Verhältnissen zu schließen, ist vielleicht beinahe so unrichtig, als wenn man sagen wollte, in dem kleinen Orte X. werden jährlich nur x Diebstähle, deßhalb werden in einer Millionenstadt mit tausendmal mehr Einwohnern auch nur 1000mal x Diebstähle begangen. Bei letzterem Exempel kämen wir, da es in Deutschland immerhin noch kleine Orte gibt, in welchen im Jahre vielleicht kaum ein wirklicher Diebstahl zur Sprache kommt, auf recht günstige, der Wahrheit aber vielleicht leider wenig entsprechende Zahlen für unsere Großstädte. In der Schweiz ist aber, abgesehen von dem Umstande, daß Deutschland viel größere Bevölkerungscentra hat, die große Seßhaftigkeit der Bewohner ein sehr wesentliches Hindernis der Begehung von Verbrechen, ungeachtet selbst des großen Fremdenverkehres. Das Durcheinanderschütteln der Bevölkerung, wie es der Großstaat mit sich bringt, erleichtert die Ausführung von Verbrechen, und in gewissem Umfange auch das Verkommen der Individuen; auch Verhaftungen und selbst objektiv grundlose Verhaftungen werden da in anderem Maßstabe leider nothwendig. Deßhalb sind auch Geyer's Berechnungen**) über die Bedeutung der Ent-

*) Aus dieser und aus der in Zürich ziemlich konformen Praxis hätte Geyer, der sich doch auf diese Praxis beruft, wohl ersehen können, daß Diejenigen, gegen welche die Untersuchung eingestellt wird, eher eine Entschädigung verdienen, als Diejenigen, welche erst von dem erkennenden Gerichte freigesprochen werden.

**) Danach wären für das gesammte deutsche Reich jährlich nur 150,000—300,000 Mark erforderlich, um sämmtliche Entschädigungen zu decken. — Übrigens beschränkt Baselstadt die

schädigungspflicht für die Finanzen der deutschen Staaten nach Maßgabe der Erfahrungen in Baselstadt und Zürich jedenfalls nicht sehr sicher. Wenn aber in Baselstadt höhere Entschädigungen als etwa 50—60, in Zürich höhere Entschädigung als etwa 100—110 Franken nicht bewilligt zu sein scheinen, und in den meisten Fällen die Sache mit 12—20 Franken abgemacht wurde, so sieht das Alles beinahe einem Almosen ähnlicher als einer Entschädigung. Man sage dann doch lieber — und das würde unserer Ansicht nach für die Justizpflege schon viel weniger bedenklich und vielleicht empfehlenswerth sein: „dem Freigesprochenen oder außer Verfolg gesetzten Angeklagten kann das Gericht im Falle Bedürftigkeit aus der Staatskasse eine Unterstützung gewähren." Nach diesen Schweizer Bewilligungen wäre man in der That versucht, zu sagen: „Tant de bruit pour une omelette." Will man aber *absolut* Entschädigung, sei es fakultative nach Ermessen oder obligatorische, in jedem Falle zu erlangende Entschädigung, so ist es dringend nothwendig, und zwar gerade im Interesse der Angeklagten selbst, die Erledigung dieser Entschädigungsfrage von dem Strafverfahren selbst zu trennen! Sie wird sonst zu einer Erschwerung der Freisprechung, und der Angeklagte hat seiner Ehre wegen nicht mehr um die Freisprechung, sondern fast um eine positive Unschuldserklärung zu kämpfen. Würde dagegen die Entschädigungsbewilligung einer anderen Behörde, als dem erkennenden Gerichte — z. B. einer aus hohen Justizbeamten zu bildenden unabhängigen Zentralbehörde für jeden Staat oder jede preußische Provinz — überwiesen, so würde einer Einwirkung der Entschädigungsfrage auf der Beurtheilung der Beweise eher vorgebeugt sein; viele Entschädigungsansprüche würden überhaupt zurückgehalten werden; die Entschädigung würde nicht so als Ehrenpunkt gelten, um den Staatsanwalt und Vertheidiger mit Aufbietung aller Kräfte kämpfen. Wenn einer derartigen Einrichtung das Prinzip der Mündlichkeit entgegengehalten werden sollte, so würde man das für eine Art von Idolatrie des Mündlichkeitsprinzips erklären müssen. Auf die Akten und einem etwa einzufordernden Bericht eines Gerichtsmitgliedes kann die Frage der Entschädigung doch wohl erledigt werden. Wir halten diesen Weg sogar in dem Falle für besser, daß es sich um eine Entschädigung *Verurtheilter* handelt, die im Wiederaufnahmeverfahren ihre Unschuld behaupten: denn auch eine dem Verurtheilten günstige, nachträglich freisprechende Entscheidung im Wiederaufnahmeverfahren wird unter Umständen durch das Anhangsgewicht der Entschädigung bei freier Beweiswürdigung nicht ganz unbedenklich erschwert. Auch das spricht für derartige Centralinstanzen und Abnahme der Entschädigungsfrage von dem gerichtlichen Verfahren, daß bei der Unbestimmtheit der ganzen Sache die kolossalsten, schreiendsten Ungleichheiten bei den Gerichten zu Tage kommen müßten.

Entschädigungsbewilligung ausdrücklich auf den Fall, daß der Angeklagte bedürftig ist und zu der Untersuchung keine Veranlassung gegeben hat. — Nach der Gesetzgebung des Kantons *Waadt* kann die Entschädigung nur auf einstimmigen Beschluß zuerkannt werden. Sollen so verklausulirte Bestimmungen uns die Entschädigung wirklich empfehlen?

Ohne Zweifel sind die Bemühungen, begangene Fehler der Strafjustiz wieder auszugleichen, an sich sehr zu billigen. Aber die Prophylaxe ist auch hier der Therapie vorzuziehen, und die allgemeine Entschädigung nur in Untersuchungshaft gewesener und nachher freigesprochener Personen, würde vielleicht eine Therapie sein, geeignet, der Strafjustiz einen nicht ungefährlichen Stoff zuzuführen. *)

Berichte aus allen Wissenschaften.

Philosophie.

Zum Bericht: **„Das Gedächtniß und der Materialismus.“**

Herr Jürgen Bona Meyer sagt am Schluß seines Berichtes „Das Gedächtniß und der Materialismus“ (Deutsche Revue, Heft 10, Oktbr. 1882) Folgendes:

„Und wenn nun einmal in einem Fieber Nervenmasse aufgezehrt wird, und dadurch, wie die Materialisten annehmen, Gedächtnißvorstellungen weggeschwemmt werden, wie erklärt sich dann, daß mit der Genesung diese Vorstellungen sich wieder einfinden? Der neue Nervenstoff kann doch nicht der Träger der mit dem alten Nervenstoff verloren gegangenen Vorstellungen sein. Kurz — die materialistische Erklärung führt auf Schritt und Tritt zu offerbarstem Unsinn und wird jedem besonnen Nachdenkenden zeigen, wie unmöglich es ist, Seelisches aus Körperlichem zu erklären. Die Materialisten suchen eine Erklärung darin, daß sie an die Stelle seelischen Bleibens das körperliche setzen, als ob das Bleiben beim Gedächtniß die Hauptsache ist und nicht vielmehr das Wissen um das Bleiben.“

Die in Vorstehendem vermisste Erklärung liegt jedoch nahe. Die Gebundenheit der einzelnen Funktionen des Gehirns und damit auch der verschiedenen Kategorien der Gedächtnißvorstellungen an bestimmte Partien der Großhirnrinde kann heute kaum noch geleugnet werden, und ebensowenig das Vorhandensein der bezüglichen Zentren an der entsprechenden Stelle beider Hemisphären. Die hoch-

*) Neuere Literatur: Heinze, das Recht der Untersuchungshaft 1865; Verhandlungen des XI. deutschen Juristentags Bd. 1. (Gutachten von Wahlberg, Ullmann, Vollert) Bd. 2, S. 171 ff. (Debatten); Verhandlungen des XII. deutschen Juristentags Bd. 1 und 2. (Gutachten von Nissen und Köstlin) Bd. 3, S. 117 ff. (Debatten); Verhandlungen des XIII. deutschen Juristentags Bd. 2. S. 259 ff. Zucker, die Untersuchungshaft, Abtheilung 3 (1879) S. 134 ff. Geyer, in der Zeitschrift Nord und Süd 1881 S. 167 ff. Jaques, in der Augsburger Allgemeinen Zeitung 1882, Nr. 121 und Beilage Nr. 122; Geyer „Ueber die unschuldig Angeklagten oder Verurtheilten gebührende Entschädigung“ in von Holtzendorff's Zeit- und Streitfragen Heft 169 (1882); von Schwarze, Gerichtssaal, 1882 S. 100 ff. — Heinze, Wahlberg, Nissen, Jaques, Zucker, Geyer u. A. haben sich für Entschädigung freigesprochener Angeklagter in weiterem Umfange erklärt. Vollert hat sich dagegen ausgesprochen; Ullmann und Schwarze wollen Entschädigung nur in wenigen Fällen.

interessantesten psycho-physiologischen Untersuchungen (namentlich des Berliner Physiologen Prof. Dr. Munk) haben die Sitze der Zentren des Gesichts- und Gehör-Sinnes (neuerdings auch der andern physischen Sinne), in denen sich die Licht- und die Schalleindrücke als beziehentliche Vorstellungen sammeln, in beiden Hemisphären konstatirt. Auch das Zentrum der Sprachthätigkeit, welches unter Anderem die Herberge der Wortgedächtnißvorstellungen ist, ist als in der dritten untern Stimmverbindung beider Hemispären befindlich, von allen bedeutenden pathologischen, descriptiven und vergleichenden Anatomen anerkannt worden, wie Herr Jürgen Bona Meyer selbst in einem früheren Hefte dieser Zeitschrift berichtete. Es ist durchaus nicht wahrscheinlich, daß irgend eine Kategorie von Vorstellungen in dieser Beziehungen eine Ausnahme macht. Wenn aber jede dieser Kategorien, wie jede einzelne Vorstellung in jedem normalen Gehirn zweimal vorhanden ist, so ist es sehr erklärlich, daß die während eines Fiebers mit der Aufzehrung des zugehörigen Nervenstoffs in der einen Hemisphäre hinweggeschwemmten Vorstellungen „sich mit der Genesung wieder einfinden." Sie waren ja in der andern Hemisphäre intakt geblieben. Der Fall der Aufzehrung der entsprechenden Großhirnpartien in beiden Hemisphären dürfte nur äußerst selten eintreten; wo er aber eintritt, da gehen gewiß auch die in ihnen haftenden Vorstellungen verloren, bis der neu gebildete Nervenstoff sie durch die Einwirkungen der Außenwelt wieder gewonnen hat.

Daß Gedächtnißvorstellungen verloren gehen können, beweisen insbesondere die durch Schlagflüsse herbeigeführten Zerstörungen. Die Apoplexie sucht mit Vorliebe auch das erwähnte Zentrum der Sprachthätigkeit (die supra-orbitale Windung) heim und vernichtet in der That — je nachdem die Destruktion nur in der einen Hemisphäre oder in beiden vor sich ging und je nach der Intensität und dem Umfang der Blutung — total oder partiell, dauernd oder vorübergehend das Wortgedächtniß, also die Wortgedächtnißvorstellungen.

Die Behauptung der Materialisten, daß sich das seelische Bleiben durch das physische Bleiben erkläre, ist also doch noch keineswegs als haltlos zu betrachten.

Der neue Nervenstoff aber, der an Stelle des im Fieber in der einen Hemisphäre aufgezehrten tritt, kann die ihm zukommenden Gedächtnißvorstellungen gewiß leicht und rasch wiedergewinnen, wenn dieselben in der anderen Hemisphäre noch vorhanden, also noch Eigenthum des betreffenden Gehirns, der betreffenden Seele sind.

Koburg. H. Heyn.

Die vorstehenden mir vor dem Abdruck mitgetheilten Bemerkungen beweisen offenbar gar nichts. Werden alle Gedächtnißvorstellungen, wie hier angenommen wird, im Gehirn doppelt aufbewahrt, so können dieselben eben nicht ganz ausfallen, wenn nur der Gehirnstoff einer Stelle im Fieber aufgezehrt ist. Und umgekehrt, sind mit dem Fieber bestimmte Gedächtnißvorstellungen ganz verschwunden, dann muß dies nach materialistischer Voraussetzung seinen Grund darin haben

daß der Stoff, der sie trug, ganz, d. h. also nach jener Theorie an beiden Stellen, aufgezehrt ist. Dann ist eben kein gedankenerfüllter Stoff zu nachträglichem Ersatz mehr da.

Bonn, den 24. Oktober 1882. Jürgen Bona Meyer.

Geschichte.

Karl V. und die spanische Reformation.

Der Geist des Protests, der in Deutschland die Reformation Luthers hervorrief, kam nicht allein in diesem Lande zum Ausdruck, sondern wehte durch die ganze Christenheit und fand besonders in den romanischen Ländern die reichlichste Nahrung in der Verweltlichung und Entartung der römischen Kirche und ihrer Diener. Wie sehr sich diese letztern auch bemühten, die ketzerischen Bewegungen, die sie seit dem 12. Jahrhundert beunruhigt hatten, zu unterdrücken, war dies doch nicht mehr möglich und trotz der Inquisition, trotz des Dominikaner- und Franziskaner-Ordens wurden die Schaaren der Ketzer im Süden Europas immer zahlreicher und immer fanden sich von neuem Individuen, die von wahrer Religiosität beseelt und unerschrockenen Geistes, den Kampf gegen die Kirche aufnahmen und die Reform derselben mit lauter Stimme forderten. Auch in Spanien machten sich gegen das Ende des 15. Jahrhunders bereits sehr bedeutende reformatorische Bewegungen bemerkbar und wie sehr der spanische Klerus und die spanische Wissenschaft, die bis heute noch vollständig von der Orthodoxie geknechtet ist, sich bemühten, vor der Geschichte und der Nachwelt diese tiefgreifenden ketzerischen Bestrebungen zu verhüllen, die Dokumente zu beseitigen, die diese sowohl wie die schmachvollen Zeugen einer gewissenlosen und despotischen Politik beleuchten konnten, ist es den eifrigen Bemühungen einzelner, besonders fremdländischer Forscher doch gelungen, den Schleier zu heben, den man fürsorglich über manche Perioden der spanischen Geschichte gedeckt hatte und allmälig gewinnen wir, da nun immer neue Dokumente an das Tageslicht gezogen werden, mehr und mehr Einblick in die Kulturgeschichte Spaniens im 15. und 16. Jahrhundert. So erhält denn auch die reformatorische Bewegung in Spanien ein anderes Ansehen, als ihr bisher von den spanischen und demgemäß von den fremden Historikern verliehen worden war. Es lag eben im Interesse der Kirche und des Staats — und das war maßgebend — den Protestantismus dort so geringfügig als möglich, seine Anhänger als wenig zahlreich darzustellen, obgleich Gonzalo de Illescas in seiner Kirchengeschichte 1575 ausdrücklich sagt, daß die Zahl und das Ansehen der Ketzer — womit die Protestanten gemeint sind, — so groß gewesen seien, daß wenn nur 2 oder 3 Monate vergangen wären, ohne daß man energisch dagegen einschritt, das ganze Königreich von dem Brande der Reformation erfaßt worden sein würde.

Aus Dokumenten, die erst jüngst aus den in dieser Hinsicht noch unerschöpflichen aber schwer zugänglichen Archiven und Bibliotheken Spaniens hervorgezogen sind, erhellt nunmehr auch mit fast ganz unabweisbarer Evidenz, daß der Protestantismus und die Reformation in der spanischen Königsfamilie sogar

Vertreter und Anhänger gefunden hatten, daß die Tochter der katholischen Könige Ferdinand und Isabella, Johanna, die in der Geschichte als die Wahnsinnige bekannt ist, das Opfer der schmählichsten Interessenpolitik ihrer Eltern und ihres Sohnes Karl V geworden ist, daß sie diesen politischen Zwecken gemäß und wegen ihrer protestantischen Gesinnungen, die sie in den Niederlanden gewonnen hatte, als wahnsinnig dargestellt und behandelt wurde. Es wird vollständig klar, daß der unglückliche Sohn Philipps II, Don Carlos, von seinem fanatischen Vater um seines protestantischen Glaubens willen ermordet wurde.

Fasst man ferner das Ganze der spanischen Reformationsgeschichte in's Auge, so ergibt sich als eines der Resultate die im höchsten Grade überraschende Thatsache, daß die bedeutendsten spanischen Protestanten, die sich übrigens in der Hauptsache aus den Schichten der Kleriker, der Gelehrten, Advokaten und vornehmen Damen rekrutirten, dem Hofe und der Person des Kaisers Karl V. nahe, ja zum Theil als seine Beichtväter und Sekretaire zur Seite standen. Die Belege hierfür sind leicht beizubringen.

Einer der thätigsten Förderer der Sache Luthers in Spanien war Juan Valdes, ein geschätzter Jurist; er erfreute sich der höchsten Gunst des Kaisers in solchem Grade, daß dieser ihn zum Sekretair des Vicekönigs von Neapel ernannte und ihm damit eine sehr einflußreiche Stellung verlieh, die Valdes dazu benutzte, in Unteritalien die Lehren Luthers zu verbreiten, wie er auch bis zu seinem Tode 1540 der protestantischen Gemeinde Neapels präsidirte und durch mehrere Schriften in Italien wie in Spanien für die Reformation wirkte. Sein Bruder Alfonso Valdes befand sich als Secretair des Großkanzlers Karl's V. ebenfalls in einer dem Kaiser sehr nahen Stellung. Francisco de Encinas, ein Schüler Melanchthons, übersetzte das Neue Testament in's Spanische und widmete dies 1543 in Antwerpen erschienene Werk dem Kaiser, der ihn sehr schätzte. Fabrique Ceriol, der sich in mehreren Schriften als eifrigen Protestanten zu erkennen gibt, stand bei Karl wie bei Philipp II. in höchster Achtung, welchem letztern er auch eines seiner Werke, das auch politisch freisinnig ist, im Jahre 1559 widmete. Dem aus altadligem Geschlecht stammenden Don Carlos de Seso wurde von Karl eine bedeutende politische Stellung verliehen und Seso gehörte dann zu denen, die als erwiesene Ketzer 1559 in Valladolid verbrannt wurden.

Noch frappanter ist die große Zahl der geistlichen Berather Karl's, die als Ketzer erkannt und gestraft wurden. Unter die ihm persönlich etwas ferner stehenden aber von ihm geschätzten und zu den einflußreichsten Stellen beförderten Geistlichen gehört zunächst Juan Gil Ägidius, den Karl zum Bischof von Tortosa ernannt hatte und der 1552 von der Inquisition als Ketzer verurtheilt wurde. Für Alfonso de Virues, einen gelehrten Benediktiner, trat Karl der Inquisition gegenüber wiederholentlich auf das energischste ein, und machte ihn zur Entschädigung für seine lange Kerkerhaft und seine Leiden zum Bischof der Kanarischen Inseln. Virues war aber offenkundig Protestant. Ein Freund des Ägidius und das Haupt der Sevillaner Protestanten war Karl's Hofprediger Constantin Ponce de la Fuente, den die Inquisition nach langem Prozeß als schuldig verurtheilte. Karl V. mochte

an die Schuld Constantins nicht glauben, da dieselbe jedoch durch den Besitz vieler lutherischen Schriften, durch den Charakter der Predigten Constantins erwiesen war, meinte Karl: wenn er ein Ketzer ist, so ist er ein großer Ketzer. Des Kaisers Hofkaplan Juan Ginez de Sepulveda schrieb über den Verfall der Kirche, entwickelte in seinem Dialog Demokrates, — protestantische Gesinnungen und gehört ebenfalls zu den Förderern des Protestantismus in Spanien. Die Träger des letztern waren nicht allein in Sevilla, sondern im ganzen Lande hauptsächlich auch die Hieronymiten, deren Orden ganz besonders von Karl V. begünstigt worden war. Ihr ganzes Kloster bei Sevilla, ferner das von Ecija waren protestantisch, von ihnen ging die Verbreitung der Bibelübersetzungen und lutherischer Schriften aus. Einer der geschätztesten unter den Hofkaplänen Karls war Dr. Augustin Cazalla, der ihn auf seinen Reisen begleitete und auf den Karl das Vertrauen setzte, daß er die Niederlande und Deutschland wieder dem Katholizismus zuführen würde. Cazalla rechtfertigte dieses Vertrauen auch bis 1552, seit der Zeit aber wandte er sich der Lehre zu, die er, indem er sie bekämpfte, kennen und schätzen gelernt hatte und wurde 1559 als Ketzer verbrannt. Die Ketzerei sollte jedoch auch noch höher hinauf steigen. Derjenige unter seinen früheren Hauskaplänen, den Karl am höchsten schätzte und der ihm, nachdem er von Philipp II. zum Erzbischof von Toledo und zum Primas von Spanien creirt worden, in San Yuste auch noch den letzten geistlichen Beistand gewähren sollte, war Bartolomé de Carranza. Es geschah wie der sterbende Kaiser gewünscht hatte, aber in einer Form und mit Worten, die den anwesenden Großmeister des Calatravaordens, den Herzog von Avila, zur Denunziation des Erzbischofs als Ketzer an den Großinquisitor veranlaßte. Carranza wurde der Prozeß gemacht, der 17 Jahre dauerte und mit der Verurtheilung zum Widerruf der lutherischen Ansichten und zu schweren Kirchenstrafen endete.

Die Erklärung dieser Erscheinung, daß so viele hohe Prälaten sich dem Protestantismus zuwandten, ist wohl in dem Umstande zu suchen, daß diese Männer zum Zwecke ihres Kampfes gegen die Lehre Luthers gezwungen waren, die Schriften des Reformators gründlich zu studiren, wodurch sie endlich von der Wahrheit der neuen Lehre überzeugt wurden. Denn es ist durch viele Beweise dafür, daß Karl V. bis zu seinem Tode die Vernichtung des Protestantismus und seiner Anhänger als seine und seiner Nachfolger Pflicht ansah, völlig ausgeschlossen, daß er selbst sich der ketzerischen Lehre zugewandt habe. Freilich war der Kaiser ebenfalls von dem Bedürfniß erfaßt, sich ein selbstständiges Urtheil über die religiöse Streitfrage zu verschaffen, das erhellt unter anderm daraus, daß er in seinen letzten Tagen, die er in San Yuste verlebte, den Großinquisitor um die Genehmigung ersuchte, sich ein Buch anzuschaffen, das damals auf dem Index stand, dessen Besitz als todeswürdiges Verbrechen galt, nämlich: die Bibel. Zögernd wurde ihm gewährt, um was er bat, doch starb er wohl als gläubiger Katholik.

Gustav Diercks.

Medicin.

Die therapeutische Verwendung der Blätter des Eucalyptus.

In der eigenthümlichen Flora Australiens ragt der zur Familie der Myrtaceen gehörige Eucalyptus globulus durch riesiges ungemein rasches Wachsthum hervor. Er erreicht eine Höhe von 60 Meter. Seine länglich eiförmigen, ganzrandigen, kahlen, blaugrünen, getrocknet etwas lederartigen, meist 8—12 Centim. langen und 4—6 Centimeter breiten Blätter verbreiten, wenn man sie zwischen den Fingern reibt, einen angenehmen gewürzhaften Geruch. Beim Kauen derselben empfindet man einen anfangs erwärmenden, später kühlenden, etwas scharfen Geschmack, der an den von Pfeffermünzöl erinnert. Nach Rosenthal werden in Vandiemensland die Blätter, des Baumes aber auch seine Rinde und Früchte als Gewürz gebraucht.

Als Hauptbestandtheil hat man in diesen und zwar besonders in den Blättern ein ätherisches sauerstoffhaltiges Oel, das man Eucalyptusöl oder Eucalyptol genannt hat, aufgefunden. Außer ihm enthalten die Blätter neben Chlorophyll noch Harz, Gerbsäure und 10 pCt. Aschenbestandtheile (Kalk und Alkalicarbonate). Das Oel, das zuerst 1854 von Ferdinand v. Müller in Melbourne aus mehreren Eucalyptusarten, welche zum Theil, wie z. B. Eucalyptus amygdalinus, ölreicher sind als die Species Globulus, im Großen dargestellt wurde, ist eine farblose, sehr bewegliche Flüssigkeit, in kaltem Wasser wenig, leicht in Alkohol löslich. Es hat ein specifisches Gewicht von 0,881—0,940, steht in seinem Siedepunkt (175°) dem Terpentinöl (160°) nahe und ozonisirt wie letzteres den aufgenommenen Sauerstoff.

Die Blätter wurden vielfach in Form eines Aufgusses oder einer Tinktur in letzter Zeit das Oel gewöhnlich für sich allein nach ihren physiologischen Wirkungen untersucht und therapeutisch angewendet. So wurde von mir ein Infusum aus den Blättern und eine von meinem Kollegen Professor Dr. L. A. Buchner aus denselben bereitete Tinktur auf ihre Wirkung an Kaninchen und Menschen bereits im Jahre 1869 geprüft. Wir beobachteten von denselben eine anfänglich eintretende Steigerung der Herzbewegung und der Temperatur, welcher aber eine Depression folgt, welche sich in Benommenheit des Kopfes und allgemeiner Abspannung äußert.

Versuche, welche mit dem Oel von Gimbert, Gubler, Grisar, Siegen, Mees, Schläger und Schulz angestellt wurden, ergaben auch bei Insekten, Krebsen, Fischen eine erst erregende dann lähmende Wirkung. Letztere äußert sich bei höhern Thieren besonders im Rückenmark; die Reflexerregbarkeit wird durch das Eucalyptusöl herabgestimmt. Dasselbe bewirkt bei Menschen auch in großen Dosen nur Wärmegefühl im Magen und Abgang von Blähungen sonst keine Verdauungsstörung. Es scheint meist durch Haut und Darm nur in geringer Menge mit dem Harn ausgeschieden zu werden, dem es wie das Terpentinöl einen Veilchengeruch verleiht. Derselbe wird selbst bei Aufnahme desselben durch die Lungen oder die Haut wahrgenommen.

Nach Versuchen von Mosler, die von Schläger bestätigt wurden, wird die Milz durch Eucalyptusöl verkleinert, derb consistent und gewinnt ein Aussehen wie unter dem Einfluß der Elektrizität oder des Chinins.

Siegen hat gefunden, daß das Oel stärker gährung- und fäulnißhemmend als Chinin wirkt. Buchholz hat beobachtet, daß dasselbe die Bacterienbildung schon in einer Verdünnung von 1 : 666,6 hindert, während Karbolsäuere und Chinin dies erst bei einer solchen von 1 : 200 thun.

Mees sah, daß die weißen Blutkörperchen durch den Zusatz von $^{1}/_{15}$ pCt. an Oel zu Blut nach 15 Minuten ihre Contractilität und dadurch die Fähigkeit die Gefäßwand zu durchdringen und sich im Zellgewebe anzuhäufen verlieren.

Diese Beobachtung weist auf die Entzündung und Eiterbildung beschränkende Kraft des Oeles hin.

In der That zeigt sich denn auch seine Anwendung erfolgreich bei Wundflächen wie bei entzündlichen mit Eitersekretion verbundenen Erkrankungen der die inneren Organe auskleidenden Membranen. Es wurde bei Operationswunden, bei phagedänischen wie anderen Geschwüren von dem äußeren Gebrauche der Blätter des Eucalyptus sowohl in Pulverform, wie in Form von Tinktur, Decoct oder von Oel von zahlreichen Beobachtern ein unzweifelhafter Erfolg konstatirt. Das am meisten angewendete Oel verhindert die Sepsis und befördert die Granulationsbildung durch den Reiz, welchen es auf die Wund- oder Geschwürsfläche übt. Es empfiehlt sich vorzüglich zu äußerem Gebrauch in allen Fällen, in welchen die Anwendung von Karbolsäure bedenklich erscheint: bei sehr jugendlichen oder herabgekommenen Individuen und bei großen Wundflächen.

Innerlich ist der Eucalyptus zuerst gegen Wechselfieber von spanischen Aerzten und hernach von Dr. Lorinser in Wien versucht worden. Wir haben bald nach letzterm im ärztlichen Vereine zu München über Versuche mit der Tinktura Eucalypti gegen einige Fälle von Wechselfieber und Abdominaltyphus berichtet.

Bei ersterm konnten wir kein Wegbleiben der Fieberanfälle, in den Typhusfällen keine Abnahme der Temperatursteigerung und der Pulsbeschleunigung wahrnehmen, wie sie durch die geeigneten Gaben des Chinins herbeigeführt werden. (Aerztliches Intelligenzblatt. München 1870. XVII. Jahrgang Nr. 24 S. 310). Seitdem sind von mehreren Beobachtern Erfolge mit dem Eucalyptol gegen Malaria-Intermittens selbst in Fällen, in welchen das Chinin erfolglos gereicht worden war, veröffentlicht worden. Diesen günstigen Mittheilungen stehen aber andere gegenüber, welche das Mittel theils als unwirksam in der genannten Krankheit theils hinsichtlich der Sicherheit seiner Wirkung gegen dieselbe als nicht annähernd mit dem Chinin vergleichbar bezeichnen. Auch bei Neuralgien, die mit regelmäßigen Intervallen auftreten, ist das Eucalyptol gerühmt worden.

Auch bei Magendarmkrankheiten, habituellem Erbrechen, durch abnorme Gährungsvorgänge im Magen bedingt, hat das Eucalyptol und die aus den Blättern bereitete Tinktur gute Dienste in manchen Fällen geleistet. Solche beobachtete man auch bei Blasenkatarrh und bei akuter und chronischer Entzündung der Harnröhrenschleimhaut (Urethritis).

Ausgedehnte Anwendung ward ihm in der Form der Inhalationen bei Krankheiten des Rachens und der Schleimhaut der Athmungsorgane: der Nase, der Bronchien und der Lunge selbst.

So wurde es erfolgreich in der Rachendiphtherie befunden; das zerstäubte Oel kann länger an den erkrankten Stellen der Rachen- und Kehlkopfschleimhaut haften und darum intensiver parasititid auf die an der genannten Krankheit be theiligten Bacterien einwirken als andere in derselben übliche Mittel. Bei den Katarrhen der Athmungswege erweist es sich wirksam zur Beschränkung der übermäßigen Sekretion von Schleim und Eiter in denselben. Man läßt es am besten auf warmes Wasser geträufelt einathmen. Mit der feuchten Wärme dieser Einathmungen wird es ein äußerst angenehmes und wohlthätiges Linderungsmittel des Hustens und krampfhafter Reizzustände in den Luftwegen wie des Asthma bronchiale. Es wirkt in diesen Krankheiten ganz gleich dem ihm in seinem chemischen Verhalten und der physiologischen Einwirkung auf den Organismus nahestehenden ätherischen Oel, das wir aus verschiedenen Coniferen gewinnen: dem Terpentinöl. Es hat vor diesem balsamischen Mittel, das man aus den feinen Zweigen der in der höchsten Region der Alpen heimischen Latschenkiefer in Kurorten wie zu Reichenhall zu Einathmungen benützt, ein feineres Aroma voraus, weshalb die Kranken es auch gerne monatelang einathmen.

So wenden wir es in der unter unsrer Leitung stehenden Universitäts-Poliklinik zu München bei Lungenspitzenkatarrh und Tuberkulose ausgedehnt an. Schon ganz herabgekommene Lungenkranke finden durch dasselbe in Folge der Beschränkung der Eiterbildung Erleichterung des Hustens und der Athembeschwerde.

München. Franz Seitz.

Literarisches.

Johann Konrad Dippel. Der Freigeist aus dem Pietismus. Ein Beitrag zur Entstehungsgeschichte der Aufklärung von Wilhelm. Bonn, Ed. Webers Verlag (Jul. Flittner) 1882.

Friedrich Leopold Graf zu Stolberg. Sein Entwickelungsgang und sein Wirken im Geiste der Kirche von Joh. Janssen. In 1 Band. 2. Auflage m. Stolb. Bildniß. Freiburg i. Breisgau. Herder'sche Verlagshandlung 1882.

Unweit von Darmstadt auf einer der ersten Höhen der Bergstraße liegt die Burgruine Frankenstein. Wendet man den Blick von der Rheinebene ab, dem Odenwalde zu, so tritt am Ende des nach Osten sich hinziehenden Thales, von Wäldern überragt, dem Beschauer ein alterthümliches Gebäude „der Dippelshof" entgegen. Es führt noch heute den Namen des merkwürdigen Pfarrersohnes, der am 10. August 1673 dort geboren sich als Chemiker, Mediziner und pietistischer Aufklärer einen europäischen Ruf erworben hat.

Seine hervorragendste Bedeutung liegt indessen auf dem kirchen- und kulturhistorischen Gebiet. In den Kämpfen zwischen Pietismus und Orthodoxie, welche gegen Ende des 17. und Anfang des 18. Jahrhunderts die religiöse Aufklärung einleiten, hat J. C. Dippel durch Wort und Schrift eine so einflußreiche Rolle gespielt, daß er den Anspruch erheben darf, als der erste Vorläufer und Pionier der religiösen Aufklärung in Deutschland zu gelten.

Dippel ist aber — und darin liegt seine charakteristische Bedeutung — Aufklärer nicht, trotzdem er Pietist ist, sondern gerade als Pietist.

Diesen Nachweis aus der vielbändigen Berleburger Gesammtausgabe seiner Werke, sowie den Staatsarchiven zu Stockholm, Kopenhagen und der Hofbibliothek zu Darmstadt zu führen und damit zugleich Licht in die Dunkelheiten seines abenteuernden Lebens und seiner

mystischen Lehren zu bringen, hat der Biograph sich mit einer anerkennenswerthen Hingabe und einem minutiösen Spezialstudium angelegen sein lassen.

Da der religiöse Entwickelungsgang des „Laien-Apostels“ Dippel nach dem Zeugniß Zinzendorfs für „Legionen“ in dem Maße vorbildlich geworden ist, daß er als das Haupt und der Wortführer des Laien-Pietismus die praktischen Grundsätze Speners in entschiedenstem Gegensatz zur offiziellen Theologie ausgebildet und vor der späteren sog. „Aufklärung“ bereits das ganze Programm derselben vertreten hat, gewinnt von diesem Gesichtspunkt aus der Entwicklungsgang Dippels eine neue eminente kulturhistorische Bedeutung, indem sich daraus ergibt, daß die religiöse deutsche Aufklärung nicht eine lediglich aus dem Auslande importirte Bewegung ist, vielmehr hat gerade der Pietismus die Emanzipation der christlichen Religion von dem dogmatischen Orthodoxismus herbeigeführt und damit zugleich die Emanzipation der weltlichen Kultur vorbereitet. —

Wiederholt ist der Prof. Janssen in den letzten Jahren aufgefordert, aus seiner früher herausgegebenen Lebensbeschreibung Fr. Stolbergs ein kürzeres Werk zu veröffentlichen, in welchem vorzugsweise die religiöse Entwicklung und Wirksamkeit des Konvertiten in den Vordergrund gestellt wird. Die Frucht dieser Aufforderung bringt das vorliegende Buch, welches der Editor jedoch nach seinem Inhalt nicht auf einen bloßen Auszug beschränkt hat; vielmehr enthält dasselbe noch anziehende neue Mittheilungen aus St.'s Briefen und Aufzeichnungen, sowie aus Briefen, welche zwar in andern Werken veröffentlicht, doch in der größeren Biographie nicht benutzt sind.

Wenn der Biograph sich die Aufgabe gestellt hat, mit Stolbergs eigenen Worten in leichtem und natürlichem Gefüge ein genetisches Charakterbild seiner geistigen und religiösen Metamorphose zu geben, so hat die ihm zu Gebote stehende Kunst der historischen Komposition diese Aufgabe erfüllt. Freilich seinem kirchlichen Standpunkt entsprechend nur von der Lichtseite und mit der in der Vorrede ausgesprochenen Tendenz „allen suchenden, nach Wahrheit dürstenden Seelen den Weg vorzuzeichnen, der zu festen Ueberzeugungen und zum Genuß des wahren Friedens führt; namentlich aber der studirenden Jugend und dem heranwachsenden Geschlecht einen kräftigen Ansporn zu allem Hohen und Edlen, sowie eine rechte Weisung zu geben.“

Ob eine solche in der Amphibolis liegt, daß an einem Sonntag des Jahres 1798 während die Glocken der evangelischen Kirche läuteten, der bisherige Präsident des lutherischen Konsistoriums Eutin verließ, nachdem er kurz zuvor die Messe gehört hatte — darüber schweigt der Editor sich aus; er erwähnt nur S. 118, daß Stolberg von Eutin fortzog, um sich der Beschäftigung mit den höchsten Lebensfragen und der Erziehung seiner Kinder zu widmen.

Der obenangeführte Vorgang ist einer so eben erschienenen Schrift entnommen, welche der Prof. der Theologie Nielsen zu Kopenhagen kürzlich über „das innere Leben der kath. Kirche im 19. Jahrh.“ publicirt hat. Dort erhält der Konvertit Stolberg seine charakteristische Stelle als Mitglied des Münsterschen Kreises der Stillen im Lande, welchem die bekannte Fürstin Gallitzin geb. v. Schmettau präsidirte. In der Hauskapelle derselben trat der 7jährige lutherische Konsistorialpräsident am 1/6. 1800 zur katholischen Kirche über. „Der Vogel hat seine Wohnung, die Schwalbe ihr Nest gefunden“ mit diesen Worten meldete er selbst seiner zweiten kath. Bekehrerin, der Frau v. Montagio, seinen Abfall von der Konfession seiner Väter.

Allerdings — der ci-devant Natur- und Freiheitsschwärmer gleicht nicht dem Adler, der zur Sonne fliegt, sondern der müden, matten Schwalbe, die von der weiten Herbstreise nach dem Süden gelähmt, mit schwerem Flügelschlag ein letztes Asyl unter dem dunkeln Dach eines halbverfallenen Klosters sucht.

Möge er dort seinen „starken Arm und seinen großen Muth“ in Frieden ausruhen! —

Wenn der Biograph jedoch diese „Schwalben-Natur“ dem heranwachsenden Geschlecht und der studirenden Jugend zum Vorbild und Wegweiser apotheosiren will, so muß die unbefangene und unparteiische Kritik diese Hyperbel entschieden zurückweisen. Einer näheren und detaillirten Begründung können wir uns an dieser Stelle überheben, da die vor Kurzem erschienene Schilderung des „innern Lebens der kathol. Kirche“ vom Prof. Nielsen die psychologische Entwickelung des Drängers und Stürmers bis zum päpstlichen Kadavergehorsam in objektiver und authentischer Weise darlegt. — S. 246.

Cajus Plinius Secundus. Von Prof. Dr. Wittstein. Leipzig. Greßner und Schramm.

Wer von jenen, die in ihrer Jugend ein Gymnasium besuchten, denkt beim Aussprechen obigen Namens nicht unwillkürlich an den in seiner Wirkung so furchtbaren Ausbruch des Vesuv, 79 nach Christus, bei welchem die blühenden Städte Herkulanum und Pompeji vollständig von einem Aschen- und Steinregen zugeschüttet wurden! Cajus Plinius Secundus, unter Kaiser Titus damals Befehlshaber der römischen Flotte zu Misenum, fand bei dieser Katastrophe den Tod, der Kaiser aber verlor an ihm einen der gebildetsten, verläßigsten Heerführer, brauchbar in allen Aemtern, einen Mann, bewandert in allen wissenschaftlichen Fächern, belesen in der ganzen Literatur vorchristlichen Ursprungs. Er zählte zu den fruchtbarsten römischen Schriftstellern, doch kam von seinen Werken nur seine „naturalis historia“ auf uns. Schon in seiner Jugendzeit interessirte sich Schreiber dieses sehr für Plinius

und bedauerte, von dessen Naturgeschichte eine gute, vollständige Uebersetzung nicht zu besitzen, da das Lesen derselben im Urtexte außer einem tüchtigen Lateiner noch Verständniß in gar manchen andern Zweigen des menschlichen Wissens voraussetzt; mit einem Worte, man hätte zu der Eigenschaft eines Gymnasiasten auch jene eines naturwissenschaftlich Gebildeten recht nöthig gehabt. Bekanntlich ist aber diese Vielseitigkeit in jüngeren Jahren selten vorhanden und kaum zu fordern.

Wie erfreulich war daher das Erscheinen dieser Uebersetzung der Naturgeschichte des Plinius von Prof. Dr. G. C. Wittstein, welche bereits 14 Lieferungen in Oktav umfaßt, ein Unternehmen, wie es eben nur einem außerordentlich fleißigen, begabten und mit Liebe sowohl als Verständniß für solche Arbeit ausgestatteten Manne gelingen kann, dessen Name schon dafür bürgt, daß dem aus dem Titel bereits ersichtlichen Inhalte des Werkes volle Aufmerksamkeit, Gewissenhaftigkeit und Hingebung zugemessen wurde.

Und in der That, hier wird einmal eine vollständige Uebersetzung in schöner, gewandter, dem heutigen Stande unserer Sprache angemessener Form geboten, welche auch endlich den Nichtphilologen ermöglicht, sich mit den Ansichten der Alten auf allen ihnen bereits bekannten Gebieten des Wissens, mit ihren Vorstellungen z. B. über Beschaffenheit der Erde und der Gestirne 2c. mit Gebräuchen und Sitten noch existirender oder auch schon untergegangener Völker 2c., vertraut zu machen. Denn Plinius lieferte mit seinem Werke den Nachkommen weit mehr als die Ueberschrift desselben besagt; ist es ja doch in vollem Sinne des Wortes eine Encyklopädie, wie wir uns jetzt ausdrücken würden, und behandelt Gegenstände, von denen man hätte glauben sollen, sie lägen dem Verfasser weit ab, wie z. B. Botanik, Arzneimittel für Menschen und Thiere, Mineralogie, Malerei 2c.! Gerade diese Vielseitigkeit bietet jedoch dem Uebersetzer eine Masse von Schwierigkeiten, und es kann daher den Lesern des Werkes nur zu Gute kommen, daß sich dieser Arbeit, wie hier geschehen, ein Mann unterzog, der vielleicht in die Geheimnisse der lateinischen Sprache nicht wie Philologen vom Fach eingeweiht ist, dafür aber in den Naturwissenschaften eine Fülle von Kenntnissen besitzt, wie sie gewönlich jenen nicht zu Gebote stehen, eine Eigenschaft von besonderer Wichtigkeit speziell für dieses Werk, das weniger die Form und Schönheit einer nun todten Sprache, als vielmehr das ganze vor 20 und mehr Jahrhunderten pulsirende Leben der Völker, deren Gewohnheiten, Ideen, den Stand der Kultur u. a. m. vor die Augen der Nachwelt führen soll.

Möchten diese kleinen Andeutungen genügen, dem nun bald zur Vollendung gedei enden Werke einen großen und aufmerksamen Leserkreis zu erringen; die darauf verwendete Zeit ist gewiß keine schlecht angewandte, und der wenn auch unausgesprochene Dank jedes Lesers für die nicht allein interessante, sondern auch belehrende Lektüre möge dem Uebersetzer ein kleiner Lohn für große Mühe werden.

Zur Geographie und Geschichte.

Das Weltall und seine Entwickelung. Darlegung der neuesten Ergebnisse der kosmologischen Forschung von E. F. Theodor Moldenhauer. 12.-18. (Schluß)-Lieferung. Köln 1882. Verlag von Ed. Heinr. Meyer. Pr. 14 M. 40 Pf.

Dies von uns mehrfach besprochene weltallhistorische Werk liegt mit den oben angeführten Lieferungen vollständig in zwei stattlichen Bänden vor. Von der „Verdichtung und Ringbildung" ausgehend, führt der zweite Band zuerst die Theoreme über „die Entfaltung unserer Planetenwelt" vor und läßt sodann „den Gestaltungsprozeß des Mondes" und die Konstituirung der Erde durch chemische und mechanische Aktion" vor unsern Augen sich vollziehen. Nachdem diese beiden Schöpfungen glücklich vollbracht, treten wir die Wanderung durch den Erdvulkanismus der Vorzeit und die Eiszeit zu dem Erdvulkanismus der Jetztzeit festen Schrittes an, entdecken den Ursprung der Meteoritenschwärme und gelangen an das Ziel unserer Weltall-Reise. Durch das Riesenperspektiv unseres Kölner Ciceronen erblicken wir in Millionen Jahresweiten „die Zukunft unserer Erde im Lichte ihrer Konstitution und ihren Beziehungen zur Sonne." „Die Erde geht (S. 531) in die Sonne auf und damit ist zugleich das Schicksal des ganzen Planetensystems ausgesprochen. Von den Planeten beginnt der Merkur mit dem Niedersturz in die Sonne den Reigen, der Neptun beschließt ihn. Alle werden wieder, was sie waren: in zusammenhangslose Theile aufgelöste Massen, die jedoch einen einheitlichen Ball repräsentiren.

Der Rotationsschwung, welcher die frühere Einheitlichkeit aufhob und die Gliederung ins Werk setzte, hat demnach ein muthwilliges Spiel getrieben. Er schuf Etwas, was sich nicht zu halten vermochte. Aber auch dieser „zusammenhangslose Ball" ist noch nicht der „Weisheit letzter Schlußakt."

Auf Seite 536 sehen wir „an die Stelle der jetzt herrschenden Gravitation die gleichwerthige Expansion das Weltregiment in die Hand nehmen und unsere großen Weltkörperkomplexe in die Welt der großen duftigen Nebelgebilde auflösen, welche schon jetzt zu Tausenden im Teleskop in dem Erdbewohner aufdämmern."

Also — wie schon das Orchester in dem Faustischen Walpurgistraum uns verkündet:

„Wolkenzug und Nebelflor
Erhellen sich von oben.
Luft im Laub und Wind im Rohr
Und Alles ist zerstoben."

Adrian Balbi's Allgemeine Erdbeschreibung. Ein Hausbuch des geographischen Wissens. Siebente vollkommen neu bearbeitete Auflage. Mit 400 Illustrationen und 150 Textkarten. Lieferungen 2 bis 10. Wien. Cartlebens Verlag. Pr. pro Lief. 75 Pf.

In Anknüpfung an die im Augustheft anerkennend erwähnte erste Lieferung bemerken wir, daß in den neun jetzt vorliegenden Heften dieses geographischen Handbuches die Kapitel über mathematische und physikalische Geographie zum Abschlusse gelangen. In anregender Form wird in den Abschnitten zur physikalischen Geographie alles Wissenswerthe über das physische Klima, den Magnetismus der Erde, über den geologischen Bau, die Verbreitung der Pflanzen und Thiere und über den Menschen klar und leicht verständlich behandelt. Dazu treten 44 vorzüglich ausgewählte Illustrationen und 3 große in Farbendruck ausgeführte Uebersichtskarten, welche das Verständniß wesentlich fördern. In der 5. Lief. folgt nach einer allgemeinen physikalisch-statistischen Skizze Europa's die detaillirte Beschreibung des Deutschen Reichs u. sodann Preußens, welche die 6. u. den größten Theil der 7. Lief. einnimmt. An dieselbe schließen sich in den Lief. 8—10 die Darstellungen der 3 Königreiche Bayern, Sachsen und Würtemberg, der Großherzogthümer Baden, Hessen, der beiden Mecklenburg und Sachsen-Weimars. Sodann folgen die übrigen 6 thüringischen Staaten, die Herzogthümer Braunschweig und Anhalt, die beiden Fürstenthümer Lippe endlich die fr. Städte Lübeck und Bremen.

Der Bestimmung des Werkes als eines Hausbuches der Erdkunde entsprechend, sind die Bevölkerungsverhältnisse, Staatsverfassung und Verwaltung, materielle und geistige Kultur, Wehrkraft und Finanzen eingehend behandelt. Allen Angaben liegen die neuesten statistischen Erfahrungen zu Grunde. In der Topographie der einzelnen Staaten des Deutschen Reiches hat der Bearbeiter der neuen Auflage es sich angelegen sein lassen, alle wissenswerthen Daten, namentlich über Industrie und Handelsverkehr zu vereinigen, um auch den Bedürfnissen des Geschäftsmannes gerecht zu werden. Fünfzehn gute Textkarten, die Umgebungen der Haupt- und Residenzstädte des Deutschen Reiches und die Industriezentren in Schlesien und im Rheinlande darstellend, bieten die willkommenste Orientirung, während 26 Landschaftsansichten, darunter 15 Vollbilder, den Text beleben und das Ganze schmücken.

Die vorliegenden 10 Lieferungen halten, was der Prospekt versprochen, Balbi's Erdbeschreibung zu einem zuverlässigen Führer auf dem Gebiete der Erdkunde zu machen.

Allgemeine Weltgeschichte von Georg Weber. Zweite Auflage unter Mitwirkung von Fachgelehrten revidirt und überarbeitet. 2.—7. Lieferung. Geschichte des Morgenlandes. Erster Band Bog. 9—54. Leipzig Verlag von Wilhelm Engelmann 1882. Preis pro Lief. 1 M.

Die hervorragende Stellung Balbi's auf dem Gebiet der Geographie und Statistik nimmt Georg Weber auf demjenigen der Universalgeschichte ein. Beide klassische Werke ergänzen sich gegenseitig und bilden auf dem Gesammtgebiet der Geographie und Historie nicht nur eine reiche Fundgrube von Namen, Zahlen, Thatsachen und Begebenheiten, sondern einen Schatz gründlicher Bildung.

Das vortr. Geschichtswerk wird 15 Bände in etwa 100 Lieferungen umfassen, so daß auf jeden Band ca. 6—7 der letzteren kommen.

Der 1. Band ist für die alte Geschichte des Morgenlandes bestimmt. In den 6 vorliegenden Lieferungen wird demgemäß die alte Geschichte der Chinesen, Aegypter, Arier und Iranier (Inder, Meder und Perser, sowie der Semitischen Völker, der Babyloner und Assyrier, der Semiten in Kanaan) behandelt. In der fünften Lieferung beginnt die Geschichte des Volkes Israel, welche in der sechsten bis zum Untergang des Reiches Juda 623—586 v. Chr. und bis zur Rückkehr aus der babylonischen Verbannung 432 v. Chr. fortgeführt wird. Neben der politischen Entwickelung ist bei allen Völkern deren Kulturleben eine ebenso ausführliche als reichhaltige Schilderung gewidmet.

Um die Methode der Darstellung zur unmittelbaren Anschauung zu bringen, geben wir den Inhalt und die Organisation der Geschichte der Inder in der nachfolgenden Uebersicht.

Einleitung. Gang der indischen Entwickelung. S. 206.

1. D. ind. Land u. s. Bewohner. S. 213.
2. D. Arier a. Indus. Die Meder. S. 220.
3. D. Heroenzeit u. d. Epos. S. 231.
4. Die Arier am Ganges u. d. ind. Kulturleben. S. 251.
   Kastenwesen u. Brahmanenthum: ind. Religionswesen. (Die Brahmalehre, Theologie u. Philos. d. Brahmanen. Buddah's Leben und Lehre und deren weitere Entwickelung durch die Lehre v. d. Dreifaltigkeit und den Incarnationen. Religionssystem der Bhagavod-Chita.)
   Staats- u. Rechtsleben. Gesetzbuch des Manu 307.
5. D. ind. Kulturleben der späteren Jahrhunderte. 322—350.

Sammlung gemeinverständlicher Vorträge. Herausgegeben von R. Virchow und Fr. v. Holtzendorff. Heft 387/88. **Die römischen Katakomben** von Dr. Ludwig Meyer, Berlin. Berlin 1882. C. Habel. Pr. 50 Pf.

Da in dem Oktoberheft dieser Zeitschrift der Prof. Dr. Holtzmann zu Straßburg über die Katakomben und ihre Literatur sich eingehend geäußert hat, so können wir nur ergänzend hinzufügen, daß die vorliegende Geschichte und

Schilderung der römischen Katakomben sich den bereits vorhandenen kleineren und populären Bearbeitungen des Stoffes anschließt und durch ihre übersichtliche, klare und anziehende Darstellung zur Verbreitung in weiteren Kreisen vorzüglich geeignet ist. —

An meine Kritiker. Nebst Ergänzungen und Erläuterungen zu den drei ersten Bänden meiner Geschichte des Deutschen Volkes. Von Jos. Janssen. Freiburg i/B. Herdersche Verlagshandlg. 1882. Pr. 2 M. 20 Pf.

Der Autor, welcher als Professor der Geschichte für die katholischen Schulen an dem Stadtgymnasium zu Frankfurt a/M. amtirt, ist einer der hervorragendsten unter der Minderzahl Deutscher Historiker, welche den ultramontanen Standpunkt vertreten. Die von ihm seit 1877 publicirte Geschichte des Deutschen Volkes seit Ausgang des Mittelalters behandelt im zweiten und dritten Bande die „politisch-kirchliche und sociale Revolution Luthers, sowie der Fürsten und Städte nebst ihren Folgen für Volk und Reich bis zum sogenannten Religionsfrieden von 1555."

Gegen diese Janssen'sche Auffassung der „Reformation" haben eine Reihe von protestantischen Kritikern sich erhoben und deren Darstellung nicht als ein rein historisches aus langjährigen, friedlichen Studien hervorgegangenes wissenschaftliches Werk, sondern als einen planmäßigen Angriff eines römischen Priesters auf das protestantische Bewusstsein charakterisirt.

In der vorliegenden Schrift hat sich der Autor die Aufgabe gestellt, die erhobenen Anklagen und Beschuldigungen zu widerlegen. Die meisten literarischen Gegner des Autors sind — nach seiner eigenen Angabe 72 — nicht unbedeutende Literaten, sondern durch wissenschaftliche Leistungen weithin bekannte Männer von geachteter und hervorragender Stellung.

Sobald die Repliken dieser „Kritiker" vorliegen, wird es zunächst Sache der historischen Fachzeitschriften sein, den status causae et controversiae in dieser literarischen Fehde festzustellen und über die einzelnen Anklagepunkte nach den Quellenzeugnissen ihr motivirtes Urtheil abzugeben. Erst dann kann es die „Deutsche Revue" für ihre Aufgabe erachten, auf diese Controverse katholischer und protestantischer Historiker zurückzukommen. Während gegenwärtig noch sub judice lis est, wird es genügen, auf den symptomatischen Charakter dieser wissenschaftlichen Disputation hinzuweisen, welche den aktuellen Konflikt zwischen der römischen Papstkirche und dem modernen Staat auf dem Forschungsgebiet nach ihrem historischen Ursprung widerspiegelt.

Adreßbuch deutscher Export-Firmen. Herausgegeben von Konsul S. Annecke, Regier.-Rath Beutner und den General-Sekretären Bueck und Dr. Rentzsch. Berlin und Leipzig 1883. Otto Spamer.

Zu dem vorliegenden nun ins Leben tretenden Werke hat der Deutsche Reichskanzler in seiner Eigenschaft als preußischer Handelsminister die Anregung gegeben. Von dem Wunsche geleitet, die Ausfuhr deutscher Gewerbs- und Industrie-Erzeugnisse nach allen Ländern der Erde hin zu befördern und zu erweitern, ließ er sich neuerdings von den deutschen Konsuln darüber ausführlich berichten und entnahm aus diesen Berichten, daß viele deutsche Industrie- und Handelsfirmen auf den verschiedenen Märkten des Auslandes nicht nur den dortigen Nationalitäten, sondern auch den Konsuln selbst unbekannt geblieben sind. Durch Erlaß vom 29. Januar 1882 forderte er deshalb den Central-Verband deutscher Industriellen unter Mittheilung von dieser Sachlage dazu auf, ein Adreß- und Musterbuch zu verfassen, worin, als in einem deutschen industriellen Handbuche, nicht nur die exportirenden Gewerbs- und Industrie-Etablissements, sondern auch die sich mit der Ausfuhr befassenden Handelsfirmen in deutscher, englischer, französischer und spanischer (auf besonderen Wunsch eines Einsenders auch in jedweder andren) Sprache einzeln aufgeführt werden. Der Central-Verband ist dieser Aufforderung mit dankbarer Bereitwilligkeit nachgekommen und hat den in der Ueberschrift genannten 4 Generalsekretären und zwar dem Konsul Annecke speziell als Vertreter des Handelsstandes, die Redaktion des neuen Werkes übertragen, und die einzelnen deutschen Firmen haben jetzt nur nöthig, sich an Einen jener vier Herausgeber zu wenden, um Aufnahme zu finden. So hat also der Reichskanzler die Initiative zu einem nützlichen Unternehmen für die Förderung des allgemeinen Nationalwohlstandes ergriffen, um die deutsche Waarenausfuhr zu vermehren.

Geflügelte Worte. Der Citatenschatz des deutschen Volkes. Von Georg Büchmann. 13. vermehrte und umgearbeitete Auflage. Berlin. Haude u. Spener'sche Buchhandlung (F. Weidling).

Es ist in der That nicht von Nöthen einer neuen Auflage dieses berühmten Buches noch eine Empfehlung mit auf den Weg zu geben. Auch diese — die dreizehnte — ist vielfach erweitert und vervollkommnet, ohne daß die bewährte Anlage des Ganzen eine Aenderung erfahren hat.

Das Buch der Bücher. Aphorismen der Weltliteratur von Egon Berg. 2 Bände geb. 10 M. Verlag K. Prohaska, Teschen. Dritte Auflage.

Die Verlagshandlung von K. Prohaska hat sich durch eine Reihe vorzüglicher Werke, welche zum Theil, wie z. B. das Werk von Prof. Schwicker „Die Deutschen in Ungarn" auch dem Deutschthum in Oesterreich gewidmet sind, in weiteren Kreisen bekannt gemacht und ausgezeichnet.

Das vorliegende „Buch der Bücher" ist eine

Sammlung der werthvollsten Aphorismen aus den bedeutendsten Werken der Weltliteratur. Der Verfasser hat viele Jahre an diesem Werke gearbeitet, um die werthvollsten Werke und Gedanken der großen Geister aller Zeiten in seinem Buche zu vereinigen. Der erste Band beginnt mit Politik und enthält an der Spitze Holtzendorff's folgende Worte: „Die Prüfung der Zweckmäßigkeits-Verhältnisse in jedem konkreten Falle, ist der Kern der praktischen Politik." Es folgen dann Sätze aus Tukydides peloponnesischem Krieg, Fox' politischen Reden, aus den Junius-Briefen u. s. f. In der Abtheilung Fürst und Hof sind u. A. folgende schöne, für alle Fürsten denkwürdigen Worte Friedrich des Großen enthalten, welche an Karl von Württemberg gerichtet waren: „Der Fürst ist nichts als der erste Diener des Staates." Aus der Rubrik „Religion und Kirche" führen wir nachstehenden Satz W. Menzels an: „Glaube steht dem am höchsten der zugleich hochgebildet im Wissen ist". V. Cousin ist hier auch mit den Worten: „Die erleuchtete Vernunft hat der Sache Gottes nicht geschadet sondern sie gefördert" vertreten. Der erste Band schließt mit den Rubriken Kunst, Wissenschaft, Erziehung Ueber die Wissenschaft sagt Gambetta: „Eines begründet nur wahrhaft die Gesellschaft und erhebt den Menschen: die Wissenschaft". Diese Worte Gambettas sind sehr schön und richtig. und wenn Gambetta selbst tiefer in den Geist der Geschichte eindringen wollte, so würde er Frankreich gewiß vor jeder abenteuerlichen Politik bewahren.

Der zweite Band ist der Moral, den Geisteskräften, der Freundschaft, der Liebe, der Natur u. s. w. gewidmet; in der letzten Rubrik „Aussprüche großer Männer der That" ist auch eine auf eine Frage des Prinzen Napoleon, was das Ideal der Gesellschaft Proudhons wäre? gegebene Antwort des letzteren enthalten, daß die Gesellschaft sein Ideal wäre, in der er „als Konservativer guillotinirt würde." Der schöne Ausspruch Friedrich des Großen: „Ich bin es müde über Sklaven zu herrschen", ist auch in dieser Abtheilung vertreten.

Es ist uns nicht möglich noch mehrere Citate aus diesem interessanten und vortrefflichen Sammelwerke zu bringen. Es eignet sich dasselbe aber für Jeden zur Lektüre, zum Nachschlagen und zum praktischen Gebrauch. Die Ausstattung des Werkes ist höchst elegant und der Preis billig, so daß sich dasselbe als Festgeschenk auch ganz besonders eignet. Fl.

Gesammelte Werke des Grafen Ad. Fr. v. Schack. In sechs Bänden. Band I. Stuttgart. J. G. Cotta.

Es ist sehr willkommen für alle Literaturfreunde, daß die Werke des hervorragenden Dichters gesammelt von der Cotta'schen Verlagshandlung herausgegeben werden. Die Bedeutung dieser Werke wird dadurch in dem Publikum noch mehr anerkannt und die Verbreitung derselben gefördert werden. Der uns vorliegende erste Band enthält die bereits in dritter Auflage erschienen „Nächte des Orients". Ueber diese Dichtung hat die Kritik sich allseitig so höchst anerkennend ausgesprochen, daß es nicht nöthig ist hier auf dieselbe noch näher einzugehen. Graf Schack ist als einer der gelehrtesten und begabtesten Dichter in den weitesten Kreisen des Volkes bekannt. Jeder Gebildete müßte seine Werke in seiner Hausbibliothek besitzen, er wird sich dadurch manchen hohen Genuß und viele schöne Stunden schaffen können. Die Ausstattung dieser gesammelten Werke ist vortrefflich und der Preis sehr billig. Fl.

Handbuch der National-Oekonomie für Studirende, Landwirthe, Industrielle, Kaufleute und andere Gebildete, von Dr. Karl Walker, Doc. der Staatsw. a. d. U. Leipzig. Erster Band. Leipzig, Roßberg 1882. Preis 9 Mark.

Seit dem Jahre 1869 ist der Autor auf dem staatswissenschaftlichen und volkswirthschaftlichen Gebiet in den verschiedensten Richtungen als Schriftsteller thätig; nicht mehr als 15 größere und kleinere Schriften sind von ihm erschienen; ein Lehrbuch der Nationaloekonomie und ein Grundriß des Allgemeinen Staatsrechts, eine Zusammenstellung der Aussprüche der deutschen Klassiker und Friedrichs des Großen über Politik, Nationaloekonomie, Kirche und Heerwesen; ferner monographische Abhandlungen über Steuerwesen, Schutzzölle, die Bank-, Arbeiter-, soziale und Reichseisenbahnfrage, Jugenderziehung und Wehrpflicht. —

Mit Savigny, Rau, Liebig und anderen ausgezeichneten praktischen Staatsmännern hegt der Autor nach dem Vorwort die Ueberzeugung, daß die wahrhafte Wissenschaft und die geschickte gemeinnützige Praxis nicht feindliche Gegensätze, sondern zwei Seiten derselben Sache sind, daß alles wahrhaft Wissenschaftliche zugleich wahrhaft praktisch ist und umgekehrt. Er hat sich daher bemüht, ein nicht blos objektiv-unparteiisches, kritisch-orientirendes, zu Repetionen für Studenten geeignetes, sondern auch ein praktisches Handbuch für alle gebildeten Klassen zu liefern.

In diesem Programm hat der Autor selbst seine auf die Erörterung und Lösung staatswissenschaftlicher Zeitfragen gerichtete literarische Thätigkeit treffend geschildert. Diesen hodegetischen, für bestimmte praktische Themata belehrenden Charakter trägt denn auch das vorliegende sogenannte Handbuch, welches als ein Kompilation seiner bisherigen Publikationen in dem Rahmen eines Gesammtschema's gelten kann. Während der Autor im Jahre 1875 ein nationalökonomisches Lehrbuch für Gebildete auf 167 Seiten publicirt hat, wird das jetzige Handbuch 4 Bände von circa 2000 Seiten umfassen. In dieser gänzlichen Umkehrung der typischen Formen der wissenschaftlichen Darstellungsmethode manifestirt sich die souveräne Willkür, mit welcher der Leipziger Privatdocent den Pegasus der Wissenschaft in dem

Dienst unmittelbarer praktischer Zwecke verwendet. Die Kritik sieht sich daher auch der Pflicht entbunden, dieses Enchiridion, welches kein Handbuch ist, als ein Ganzes zu besprechen. Es wird genügen, anzuführen, daß der vorliegende erste Theil die allgemeine Volkswirthschaftslehre einschließlich der Eisenbahn- Münz-, Bank-, Versicherungs- und Armen-Politik umfaßt.

Aus den früheren publicistischen Arbeiten wie es scheint entnommen, sind in den Text des Handbuchs eine Reihe von Excursen eingeschoben, welche einzelne volkswirthschaftliche Fragen mit Sachkunde, besonnenem Urtheil in lebhaften und energischen Darstellungsformen behandeln. Hierher gehört vor allem das Exposé über das über den Parteien stehende konstitutionelle und starke Königthum der socialen Reform; im Anschluß daran die energische Bekämpfung des sogenannten Vulgärliberalismus, die Erörterung und Lösung der Judenfrage durch das Konnubium; das Plaidoyer für das Reichseisenbahnsystem; das Kapitel über die Decentralisation der Bevölkerung.

Wenn auch allen diesen publicistisch-oratorisch gefärbten Expektorationen die Conzinnität einer objektiven Untersuchung fehlt, so enthalten dieselben doch eine Reihe anregender und gesunder Gedanken, deren weitere Verbreitung einer gedeihlichen Entwickelung unserer volkswirthschaftlichen Zustände förderlich sein würde.

Festliteratur aus Otto Spamers Verlag, Leipzig.

1. **Die Erfindungen der neuesten Zeit.** Von Dr. G. von Muyden und Heinrich Frauberger. 704 S. 10 M.
2. **Illustrirte Geschichte der fremden Literaturen.** 2. Bd. v. Otto v. Leixner.
3. **Neue Volksbücher. Belehrendes und Unterhaltendes für Alt und Jung aus allen Theilen des Wissens.** 33 Bändchen à 0,50 M. — 2 M. ꝛc.
4. **Der alte Derfflinger und sein Dragoner** von Georg Hiltl. 3. Aufl. 7 M.
5. **Savonarola, Kulturgeschichtliche Erzählung** von Dr. Adolf Glaser.
6. **Pythagoras, Zeit- und Lebensbild aus dem alten Griechenland** von Dr. Adolf Riecke.

Das erste dieser Bücher, mit denen die Spamersche Verlagsbuchhandlung den diesjährigen Weihnachtsmarkt beschickt, bildet den Abschluß des bekannten, sechsbändigen „Neuen Buches der Erfindungen, Gewerbe und Industrien" und faßt die Fortschritte auf diesen Gebieten im Zeitalter der Weltausstellungen, d. h. in den letzten 20 Jahren, zusammen. In sechs größeren Abschnitten, welche sich in 23 Kapitel theilen, wird ein fast auf allen Gebieten erschöpfendes Bild unseres gewerblichen und technischen Standes gegeben. Die auf einem durchaus freien Standpunkte stehenden, von keinerlei Rücksichten als die der Wahrheit geleiteten Verfasser beginnen mit der kunstgewerblichen Wiedergeburt unseres Jahrhunderts. In diesem ersten Kapitel wird in mustergiltiger, durchaus populärer Weise Anleitung zum Beschauen und Beurtheilen kunstgewerblicher Gegenstände gegeben und auf alle dabei in Frage kommenden Gesichtspunkte, als Stoff, Form, Dekoration, Alter, Preis, Echtheit u. s. w. eingehend hingewiesen. In belehrender, aber nichts weniger als trockener Weise wird klargelegt, um welche Angelpunkte sich die ganze Richtung der letzten 20 Jahre dreht, die durch Sempers Anregung ins Leben gerufen, durch die Weltausstellungen mächtig gefördert, auf allen Linien sich siegreich Bahn gebrochen und in materieller wie idealer Hinsicht von tiefgreifendster Bedeutung ist. Endlich wird die Bedeutung der Mittel-, Kunstgewerbeschulen, -Museen ꝛc. erörtert und der Leser in sachgemäßester Weise auf die hohe Wichtigkeit der rationellen Benutzung und Verwerthung derselben hingewiesen. Schon im Hinblick auf dieses Kapitel ist dem Buche möglichste Ver- Verbreitung zu wünschen; der Erfolg solcher Aufklärung kann nur ein segensreicher sein. Im Verlauf des Buches werden dann der Reihe nach alle Gewerbe und Techniken durchgenommen — wir greifen folgende Kapitelüberschriften heraus: Baukunst; Elektrizität; Kraftmaschinen; Fette und Farbstoffe; Thon, Porzellan, Glas; Holz; Beleuchtung; Heizung; Ventilation — die neuen Erfindungen und technischen Fortschritte werden in ihrer Bedeutung kurz charakterisirt und durch vortreffliche Abbildungen, deren das Buch über 700 bietet, erläutert. Den Schluß bildet eine Uebersicht über den Weltverkehr und seine Mittel; der Bericht über die Ausstellungen seit 1878 führt uns bis zur unmittelbarsten Gegenwart. — Das Buch ist vor allem deshalb freudig zu begrüßen, weil wir in unserer nach vorwärts strebenden Zeit gar leicht den Ueberblick über das Ganze verlieren. Derartige Sammelwerke sind daher sowohl ein Zeichen als ein Bedürfniß unserer Zeit. Sie dienen dazu, uns in der Masse der Einzelerscheinungen zu orientiren und über ihre Bedeutung innerhalb des Rahmens des Gesammtfortschrittes aufzuklären. Der Zweck der Verlagshandlung, ein belehrendes Unterhaltungsbuch für das Volk zu schaffen, ist durch die klare Darstellungsweise, der, ein werthvolles Nachschlagebuch für den Praktiker zu schaffen, ist durch die Allseitigkeit und Vollständigkeit des Materiales erreicht. Die Ausstattung des Buches ist mehr als reich, der geringe Preis von 10 Mark steht in keinem Verhältniß zum Werthe des Gebotenen.

Von der „Illustrirten Literaturgeschichte der vornehmsten Kulturvölker von Otto von Leixner" ist der zweite Band erschienen. Er behandelt die Literatur der Spanier, Portugiesen, Rumänen, Engländer, Nordamerikaner, Skandinavier, Niederländer, Slaven, Ungarn und Neugriechen. Die Art der Darstellung ist

die, daß immer kurze, kulturhistorische Schilderungen den gedrängten Biographien und Charakteristiken der Dichter und der kritischen Inhaltsangabe ihrer Werke vorausgehen. Man kann sich durch das Buch leicht und schnell auf dem Gebiete der fremden Literaturen orientiren, da der Stoff fleißig zusammengetragen und geschickt zum Gesammtbilde verarbeitet ist. — So weit möglich ist das Portrait jedes Dichters gegeben, und auch sonst schmücken zahlreiche Illustrationen das vornehm ausgestattete Buch.

Die „Neuen Volksbücher,“ von denen uns eine Anzahl Bändchen vorliegen, führen ihren Namen mit Recht. Voll des mannigfaltigsten anregendsten Inhaltes, jedoch inhaltlich in ihrer Gesammtheit nach einem einheitlich organisirten Plane zusammen gestellt, treffen sie den volksthümlichen Ton sehr glücklich. Die Tendenz ist eine auf echt deutsche Gesinnung und Sitte gerichtete, die Ausstattung ist einfach, aber hübsch und sauber; auch sind alle Bändchen mit den bekannten und beliebten Holzschnitten versehen, welche die Spamerschen Publikationen auszeichnen. Der geringe Preis der Bändchen ist geeignet, sie auch den weniger bemittelten, kinderreichen Familien zugänglich zu machen. Es liegen uns aus der Sammlung vor, „Glaser, das verschwundene Dokument,“ „v. Waldow, der Erbonkel,“ zwei spannende und lehrreiche Erzählungen im Volkston; ferner eine Biographie von Johann Peter Hebel nebst Blüthenlese aus dem Rheinischen Volksfreund; sodann „die Boers,“ eine getreue Darstellung des Lebens und Kämpfens der südamerikanischen Freiheitskämpfer und endlich eine köstliche Gabe für Schule und Haus „Poetisches Vaterlandsbuch von Johannes Meyer;“ dasselbe ist eine Sammlung der schönsten historischen Dichtungen vom Auftreten des großen Kurfürsten bis auf unsere Tage. Wenn irgendwie so kann durch diese mehr als 300 Gedichte umfassende Sammlung Vaterlandsliebe in den Herzen unserer Jugend geweckt werden. Jeder Epoche ist eine kurze geschichtliche Uebersicht beigegeben, und auch die Textillustrationen fehlen nicht.

Von den drei letzten Büchern gehören „Savonarola“ und „Pythagoras“ in die Reihe der kulturgeschichtlichen Erzählungen, während „Der alte Derfflinger und sein Dragoner“ von Georg Hiltl eine lebensvolle Schilderung der Zeit des großen Kurfürsten bietet. Letzteres Buch erscheint bereits in dritter Auflage, ist also auf dem besten Wege, gleich dem „Großen König und sein Rekrut“ ein Lieblingsbuch der deutschen Jugend zu werden. Besser als trockene Geschichtsbücher führen diese Personen- und Zeitgeschichte geschickt verwebenden Erzählungen die Jugend in die Vergangenheit unseres herrlichen Vaterlandes ein und sind geeignet, schon im Knaben das Gefühl inniger Zusammengehörigkeit mit demselben zu erzeugen. — „Savonarola“ dagegen führt uns in die erhabene Zeit des geistigen Aufschwungs der italienischen Renaissance; das herrliche Florenz und der stolze Hof der Mediceer, das gewaltige Rom und das Haus Borgia bilden die Hauptangelpunkte der Erzählung von dem asketischen Mönche, der im Kampfe um die Errichtung seines neuen Gottesreiches den Märtyrertod fand. Das glänzende und reich bewegte Bild, welches in diesem trefflichen Buche entworfen wird, ist sehr geeignet, Geist und Gemüth anzuregen und zu unterhalten. — Weniger Phantasiereichthum als Ernst und Vertiefung setzt „Pythagoras“ in seinem Leser voraus. Auf dem Hintergrunde der hohen Kulturblüthe der griechischen Kolonien ersteht das Bild des ernsten Denkers Pythagoras, dessen vielbewegtes Leben, dessen unermüdliches Streben im Dienste der Wahrheit von der Geburt bis zum Tode uns vorgeführt wird. Für einen ernsteren Primaner ist dieses zu höherem sittlichen und wissenschaftlichen Streben anregende Buch, dessen Hauptdaten streng der geschichtlichen Wahrheit angehören, eine vorzügliche Weihnachtsgabe.

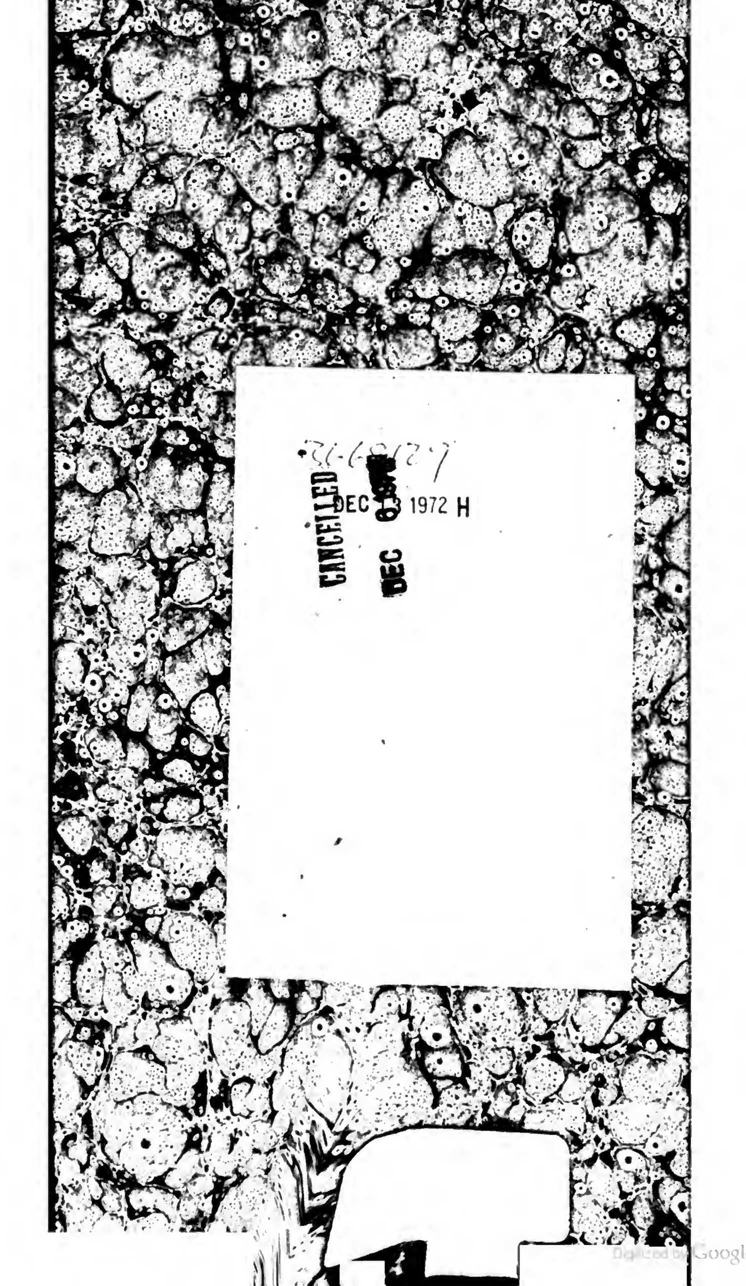
Griechenland in Wort und Bild. Eine Schiderung des hellenischen Königreiches v. A. v. Schweiger-Lerchenfeld. Mit ca. 200 Illustrationen. In 20 Lieferungen à $1^1/_2$ Mark. Leipzig, Schmidt u. Günther.

Mit den Heften 16—20 liegt das schöne Werk vollständig vor; in denselben werden die malerischen Inseln des Aegäischen Meeres: Euböa, Skyros, Skopelos, Tenos, Delos, Naxos, Thera, jetzt Santorin, vor allem die berühmten Inseln Salamis und Aegina geschildert, darauf folgen die mit so großem Liebreiz orientalischer Natur ausgestatteten Jonischen Inseln: Korfu früher Kerkyra, Ithaka, Zante u. s. w. — Die schönen Illustrationen, welche den Text begleiten, geben uns zusammen mit letzterem ein treues Bild der herrlichen Inseln und des eigenthümlichen Lebens der Inselgriechen, welches so weit verschieden von dem der Landgriechen ist. Ein Anhang befasst sich mit dem modernen Griechenland und giebt Aufschluß über die heutigen Zustände, über Volkserziehung, Verkehrswesen, Handel und Gewerbe 2c. Das Werk umfaßt 224 Seiten Text in Folio-Format mit 200 vortrefflichen nach der Natur ausgeführten Illustrationen. Die Ausstattung, wie Papier und Druck sind elegant und empfiehlt sich das interessante Werk ganz vorzüglich zu Weihnachtsgeschenken.

Verlag von **Otto Janke** in Berlin. Druck von C. H. Schulze & Comp. in Gräfenhainichen.
Verantwortlicher Redacteur: **Dr. O. Janke** in Berlin.

Druck von C. H. Schulze in Gräfenhainichen.




CANCELLED
DEC 13 1972 H
DEC


3 2044 098 624 117